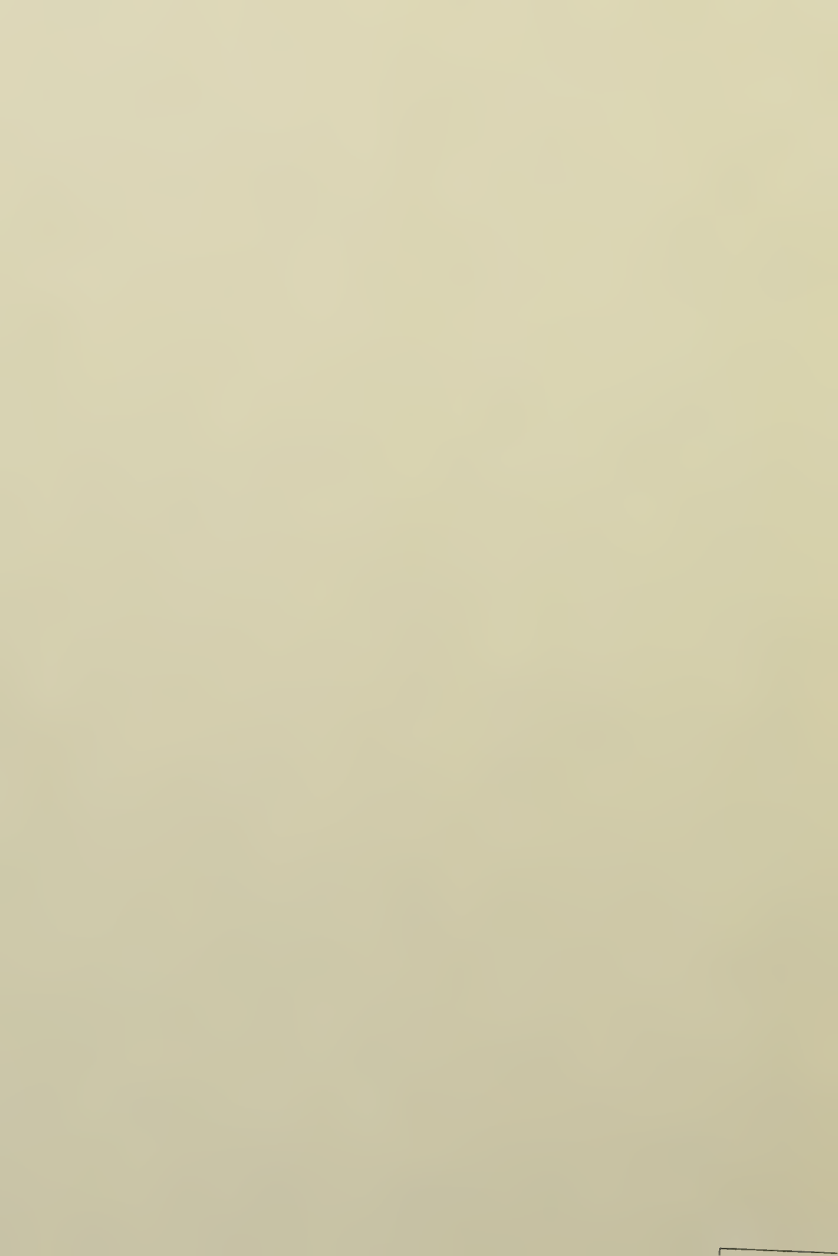
















Die neue Rundschau

XXVIter Jahrgang der freien Bühne

1915

Band 1



Berlin / S. Fischer / Verlag


LIBRARY
JUL 7 - 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:

Einladung zum Abonnement auf den im Januar beginnenden neuen Jahrgang

Die neue Rundschau

XXVIter Jahrgang der freien Bühne

Der Krieg, die große Krisis Europas, wird für uns Deutsche eine gewaltige, verantwortungsvolle und fruchtbare Arbeit bringen. Wir sehen politisch, wirtschaftlich und geistig eine neue Welt im Entstehen; und wenn auch niemand es wagen wird, ihre Umrisse jetzt schon zu ziehen, so wissen wir doch mit Sicherheit und Stolz, daß das deutsche Schicksal seine hohe Stunde hat.

Die „Neue Rundschau", seit ihrer Gründung als die führende geistige Monatsschrift Deutschlands mit der lebendigen Gegenwart stets in engster Fühlung, wird dieser neuen großen Zeit gegenüber ihre Aufgabe mit frischen Kräften erkennen und erfüllen. Sie wird die aufsteigenden wichtigen Probleme klären helfen und die Persönlichkeiten, die als Schöpfer und Wirker in Betracht kommen, als Mitarbeiter und Genossen verpflichten. In literarischer und künstlerischer Hinsicht wird sie den gewaltigen Reinigungsprozeß, den wir erleben, zum Heile unserer Kultur fruchtbar machen und den Gefahren mit erhöhtem Nachdruck entgegentreten, die aus Beschränktheit, Begriffsverwirrung oder Vorurteil diese ernste Arbeit bedrohen.

Nie hat sie ihr Ziel deutlicher vor Augen gesehen als jetzt, und nie war das Gefühl und die Pflicht ihrer Mission stärker und lauterer.

Wir werden über die wichtigsten Gebiete grundlegende und systematisch aufbauende Arbeiten veröffentlichen. Manches wird erst der Verlauf der Zeit mit Notwendigkeit ergeben. Von den jetzt schon vorliegenden oder vereinbarten Beiträgen aus dem Gebiet unsrer Interessen nennen wir die folgenden:

Aufsätze:

Hermann Oncken, Die groß-deutsche Frage — Bismarck

Ernst Troeltsch, Imperialismus

Gerhard Hildebrand, Der mitteleuropäische Staatenbund

Franz Oppenheimer, Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft

Samuel Saenger, Nationale Demokratie

Max Schippel, Die Zukunft der Arbeiterbewegung und des Sozialismus in Deutschland

L. v. Mackay, Die Vorbildung der Diplomatie

Otto Hoetzsch, Östliche Probleme

Daniel Ricardo, Wird die Vormachtstellung der City durch den Krieg erschüttert werden?

J. v. Uexküll, Volk und Staat

Gustavus Myers, Das amerikanische Proletariat

Arthur Holitscher, Neben dem Krieg

Lucia Dora Frost, Clausewitz — Fridericiana

Felix Poppenberg, Prinz Louis Ferdinand

Jakob Wassermann, Deutsche Charaktere

Oskar Bie, Deutsche Musik

Hermann Hesse, Deutsche Erzähler

Julius Meier-Graefe, Van Goghs Briefe

Emil Waldmann, Der Sammler

H. E. Ziegler, August Weismann

Junius, Politische Chronik

Alfred Kerr, Berliner Theater

Karl Scheffler, Deutsche Kunst

Reisen, Memoiren und Briefe:

Dokumente des Krieges, Tagebücher und Feldbriefe

Theodor Fontane, Tagebücher und Briefe aus England

Wilhelm v. Humboldt, Reisetagebücher 1788/89

Gustav Mahler, Briefe

Oskar Bie, Wolga

Marie von Bunsen, Asiatische Skizzen

Romane, Novellen, Gedichte:

Alfred Döblin, Das Femgericht. Novelle

Otto Flake, Zwischen den Schlachten. Novelle

Moritz Heimann, Der Tod des Vaters. Novelle

Henrik Ibsen, Ungedruckte Jugendgedichte

Hans Kyser, Die Stunde des Thomas. Novelle

Oskar Loerke, Gedichte

Thomas Mann, Der Zauberberg. Novelle

Robert Michel, Die Häuser an der Dzamija. Roman

Hans Reisiger, Der Liebste. Novelle

Jakob Schaffner, Homileta. Roman

Jakob Wassermann, Der indische Schleier. Novelle

Jeden Monat erscheint ein Heft im Umfang von 9—10 Bogen zum Preise von 7 Mark vierteljährlich; Preis des Einzelheftes 2 Mark 50 Pf. Probehefte sendet der Verlag oder jede Buchhandlung zur Ansicht. Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten

Die Redaktion:
Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin

Der Verlag:
S. Fischer, Verlag, Berlin, Bülowstr. 90

Ich abonniere hiermit auf die bei S. Fischer, Verlag, Berlin erscheinende „Neue Rundschau" (vierteljährlich drei Hefte zum Preise von 7 Mark) und wünsche Zustellung der Hefte bis auf Widerruf durch

die Buchhandlung von ....

die Postanstalt in ....

} Lieferung durch die Post nur, falls keine Buchhandlung am Ort.

Name und Adresse: ....

....

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Imperialismus

von Ernst Troeltsch

Imperialismus ist ein neuer politischer Begriff, den das endende neunzehnte Jahrhundert geschaffen hat und der heute in der politischen Tagesschriftstellerei eine wesentliche Rolle spielt. Er beschäftigt aber auch wirklich und eigentlich das politische Denken jedes einzelnen, soweit er überhaupt in dieser Hinsicht Interesse und Verständnis hat, und er hat insbesondere im gegenwärtigen Augenblick eine hohe Bedeutung, da dieser Begriff eng zusammenhängt mit der ganzen Frage nach den möglichen Ergebnissen und Zielen unseres großen Krieges. Man wird nicht irren, wenn man sagt, daß sich an dieser Frage bei uns die Geister scheiden, oder doch daß ihre verschiedenen Beantwortungsmöglichkeiten die verschiedenen Stellungnahmen der Vaterlandsfreunde zu den großen Zukunftsentwickelungen bedeuten.

Die einen denken sich als Ziel des Krieges für uns einfach die Selbstbehauptung des deutschen Reiches und Österreich-Ungarns, also die Fortsetzung des bisherigen Wesens der Zentralmächte, wobei in irgendeiner Form doch auch an die Fortdauer der Beziehung zu der dritten Zentralmacht, Italien, gedacht werden müßte. Alle etwaigen Veränderungen würden dann wenigstens für uns lediglich als Festigungen und Sicherungen der bisherigen Stellung gedacht werden, die einer zweiten derartigen Erschütterung nicht mehr ausgesetzt werden darf. Alle Fortschritte der Zukunft würden dann lediglich als natürliche Folgen einer derartig endgültig gefestigten Existenz zu betrachten sein und könnten naturgemäß bei der mächtigen Verstärkung, die die siegreiche Überwindung einer solchen ungeheuren Gefahr und die Schwächung der europäischen Randmächte von selbst bedeuten würde, nicht gering sein. Sie bezögen sich aber dann doch wesentlich auf Ausbildung und Festigung der wirtschaftlichen Weltstellung und damit verbunden natürlich auch des kulturellen und geistigen Einflusses der Zentralmächte. Aber mindestens für Deutschland wäre dabei an eine irgend wesentliche territoriale Veränderung und Erweiterung, abgesehen von den notwendigen kolonialen Rohstoffgebieten, nicht zu denken. Es würde

sich wesentlich um Rettung, Erhaltung und Selbstbehauptung handeln. Das wäre dann zugleich doch ein durchaus positiver Zweck. Denn bei der bisherigen Lage war der Erwerb von 1870 keineswegs unwiderruflich und ungefährdet, war die Auseinandersetzung mit dem auf jede günstige Koalitionsgelegenheit lauernden Frankreich nicht zu Ende, und waren insbesondere die naturgemäßen Folgen der Reichseinigung und der mit ihr gegebenen Bevölkerungs- und Produktionsvermehrung noch keineswegs gesichert. Die neutralen Zuschauer von damals, die sich angesichts der Entwickelung der natürlichen Folgen der Reichsgründung in grimmige Feinde und Konkurrenten verwandelt haben, holen heute die Versäumnisse ihrer damaligen Zurückhaltung nach und suchen das wieder rückgängig zu machen, was sie nach ihrer heutigen Einsicht damals überhaupt nicht hätten aufkommen lassen dürfen. Der positive Zweck wäre demnach die endgültige Sicherung der in Wahrheit noch ungesicherten, nicht in der eigentlichen und letzten Auseinandersetzung bewährten Reichsgründung und die Behauptung der aus ihr für uns entwickelten wirtschaftlichen und weltpolitischen Folgerungen. Die letzteren erstreckten sich aber dabei rein auf das wirtschaftliche Gebiet, auf die Möglichkeit der Ernährung unserer siebenundsechzig und kommenden weiteren Millionen auf unserem zur alleinigen Ernährung nicht ausreichenden Heimatsboden. Weiter hinaus, ist dabei die Meinung, könne der Blick in die Zukunft überhaupt nicht dringen. Ein derartiger Erfolg sei durch sich selber mehr als bloßes Selbstbehaupten; sich behaupten heiße in diesem Falle mehr als bloß einfach fortdauern, es heiße auch die natürlichen Folgen einer solchen ungeheuren Selbstbehauptung ernten. Zu einer solchen Begrenzung unserer Ziele nötige uns die ganze europäische Machtlage, unsere geographische Lage und Bedingtheit, unsere bisherige Geschichte, vor allem aber ein gewisses idealistisches Ethos, das uns zwar das eigene Existenzrecht zu gewinnen uns zu behaupten, aber im übrigen die Selbständigkeiten und echten Entwicklungsmöglichkeiten anderer Völker zu achten befehle. Verschiedene Staats- und Volksindividualitäten nebeneinander, jede nach Möglichkeit ihren geistig-sittlichen Gehalt entwickelnd, und jede durch die Rücksicht auf wahrhafte Lebensnotwendigkeiten der andern sich begrenzend: das erscheint hier als Ideal der europäischen Völkergesellschaft. Die absurde Hölle der Vernichtung und des Hasses, die der gegenwärtige Krieg bedeutet, sei die Selbstwiderlegung jeder reinen Machtpolitik, der unvermeidliche Durchgang in ein edleres politisches Zeitalter, wo die Art von Weltreichen aufhört, die an Macht täglich wachsen müssen, wenn sie nicht verlieren wollen, und die jeden werdenden Konkurrenten vernichten müssen, ehe er dafür zu stark geworden ist. Selbständige Entwickelung des Eigenwertes und Eigengehaltes und politische Selbstbegrenzung auf das Lebensnotwendige: das müsse ein neues System der europäischen Staatenwelt ergeben, in

welchem die realpolitischen Tatsachen der vorhandenen großen und unüberwindlichen Machtzentren gleichzeitig mit den Forderungen einer idealistischen Ethik die nötige Rücksicht finden. Insofern die Deutschen für ihre Selbstbehauptung kämpfen, kämpfen sie infolge ihrer historischen Lage ganz von selbst für das neue System und dürfen sich darum als die Vertreter des politischen Fortschrittes fühlen. Der Spätling der europäischen Staatengesellschaft bedeute eben damit in seiner endgültigen Selbstdurchsetzung die Zerreißung des bisherigen Systems der reinen Machtbildung und reinen politischen Selbstsucht, das nur unter der Voraussetzung eines stets bereit stehenden Feldes für Kriege, Entschädigungen und Pufferstaaten in der Mitte Europas möglich gewesen sei. Die endgültige Festigung der Mitte bedeute auch das neue System für das Ganze, die Zerbrechung des eigentlichen Hindernisses jeder sittlich mitbedingten Politik, das heißt: der schlechthin moralinfreien englischen Herrschaftstheorie, die durch die Verbindung unbedingter Seeherrschaft mit gegenseitiger Lähmung der Kontinentalmächte die Ursache des gegenwärtigen Zustands und seiner Krisis sei.

Dem gegenüber steht eine grundsätzlich andere Auffassung vom Wesen der wünschenswerten deutschen Zukunft. Sie betrachtet als Aufgabe eines deutschen Sieges die endgültige Schwächung der großen Randmächte, der englischen und russischen Weltmacht, womit die französische Gefahr von selbst erledigt sei. An Stelle der geschwächten Weltmächte habe die deutsche Weltmacht zu treten. Jedes große Volk habe seinen großen Tag in der Geschichte, und nun beginne der deutsche Welttag, die Weltherrschaft des deutschen Geistes, der deutschen Arbeit und der deutschen Kultur. Alles, worauf der deutsche Geist in Jahrhunderten hingearbeitet habe, dränge zusammen auf den gegenwärtigen Augenblick, um den deutschen Geist an Stelle der erschöpften und ausgelebten alten Mächte treten zu lassen oder doch ihm seine große Stunde zu sichern, ehe die des heute noch nicht reifen Slawentums vielleicht beginnt. Nicht eigentlich als Eroberungspolitik großen Stiles sei dieses Ideal zu denken, aber doch als eine Gestaltung des Kriegsertrages und der Friedensverhandlungen, die die unentbehrlichen Machtgrundlagen auf dem Kontinent, in Flottenstationen, Kolonien und Verträgen schaffe, welche für eine weltdurchdringende Wirkung der deutschen Kultur die Voraussetzung seien. Wiederheranziehung entfremdeter deutscher Gebiete, die zugleich der inneren Kolonisation dienen können, und Gewinnung großer Siedelungskolonien, die den Bevölkerungsüberschuß aufnehmen können, sowie ein System von Verträgen der offenen Türen müssen dem Reiche die Erhaltung und Vermehrung seiner Volksgenossen ermöglichen und den Angelsachsen und Russen ein geschlossenes Dasein wenigst annähernd gleich starker deutscher Millionen gegenüberstellen. Die Politik dürfe nicht für das bloße nächste Menschenalter denken, sondern müsse die Stellung des Deutschtums für ein Jahr-

hundert vorbereiten, damit es nicht schließlich gegenüber den werdenden Riesenvölkern Nord- und Südamerikas, Rußlands und Englands zu einem Kleinstaat werde. Jeder Friede sei ein fauler Friede, der zu früh geschlossen sei und nicht diese Aussichten für das kommende Jahrhundert erkämpfe. Den wahren und echten Frieden dürfe nur eine die großen National- und Reichsbildungen der kommenden Menschenalter ins Auge fassende Weitsichtigkeit schließen. Die echte Realpolitik rechne mit den großen Zeiträumen und den Möglichkeiten der kommenden Bevölkerungsvermehrungen bei uns und anderen. Sie müsse eine Machtentwicklung vorbereiten und begründen, die für zweihundert Millionen Deutsche Heimat und Einfluß sichert, und müsse der schonungslosen Logik des Machtgedankens Rechnung tragen, der nun einmal die eigene Sicherheit nur auf fremde Schwäche, nicht auf fremden guten Willen begründen und allen kommenden Gefahren nur durch möglichste Kampf- und Siegbereitschaft vorbeugen könne. Erst das sei ein wahrhaft realpolitisches Denken, wenn man die Einstellung auf die großen politischen Zukunftsprobleme und möglichen Machtbildungen Realpolitik nennt, wie man doch allein in Wahrheit dürfe. Gerade solche Realpolitik sei aber auch in voller Übereinstimmung mit einer wirklich politisch und national empfundenen Ethik, in der das Opfer der Gegenwart für eine größere Zukunft der Nation, die gewissenhafte rechtzeitige Erwägung und Verhinderung aller schädlichen Zukunftsmöglichkeiten und der heldische Gedanke einer geistig-politischen Herrschergröße des eigenen Volkstums die eigentlichen Leitgedanken seien. Bescheidenheit und Selbstbegrenzung seien keine Völkertugenden; der Kleine müsse kleiner und der Große größer werden; wahrhafter Hochsinn wolle Größe des eigenen Volkes nach innen und außen, weil die Entfaltung seines Geistes und seiner inneren Kulturkraft eng mit der der politischen Macht und des nationalen Opfersinns zusammenhänge. Das sei keine Abenteuer- und keine Gewaltpolitik, da sie ja nur die günstige Weltstunde für die großen vorhandenen Strebungen und Kräfte pflichtgemäß benütze und weil sie mit alledem ja nur die segensreichen Inhalte und Ideale deutschen Geistes zur Weltgeltung bringen wolle. Ihm komme eine solche innere Größe und Tiefe zu, daß er verpflichtet sei, den Moment des Niederganges der alten Mächte zu benützen und sein Eigenstes in die Welt zu tragen. Völker, denen die geschichtliche Entwicklung eine solche selbständige Tiefe und Weite des Geistes verbunden mit der Möglichkeit politischer Machtbildung und nationaler Masse, versagt, müssen und sollen sich begrenzen und bescheiden. Aber die, denen das Schicksal solchen Aufschwung bereitet, müssen und sollen ihres Schicksals würdig werden durch entschlossenes und opfervolles Wollen ihrer Größe. In das Maß dieses Heroismus müsse das deutsche Volk in diesen Läuterungs- und Prüfungsjahren hineinwachsen. Dieses Ethos und diese

Ideologie müssen die eigentliche Frucht der großen weltgeschichtlichen Stunde sein, in der die realpolitischen Voraussetzungen einer solchen Fruchtbildung heranwachsen.

So stehen mit allerhand Vermittelungen und Übergängen die Gedanken sich gegenüber. Man wird sagen können: es ist das antiimperialistische und das imperialistische Ideal. Zwischen beiden schwankt heute Gefühl und Stimmung der Nation und zwar ohne notwendigen Zusammenhang mit den großen politischen Parteien. Es ist die aus der neuen Lage entspringende Problemstellung, die mit den alten Parteiprogrammen nicht einfach erledigt werden kann und deren beide Seiten manchem oft in der Tat gleich einleuchtend oder gleich verlockend vorkommen können, so daß er sich schwer von dem Schwanken befreit. Und doch muß hier eine grundsätzliche Entscheidung getroffen werden, die Frage muß gründlich durchgedacht werden und die Stimmung der Nation in die eine oder die andere Richtung gelenkt werden, damit sie einheitlich durchharre bis zum Ende und ihre Phantasie übereinstimmend auf ein Zukunftsideal einstellen lerne.

Die Bedeutung der Frage und die Möglichkeit der Entscheidung erleuchtet sich noch mehr, wenn wir genauer fragen, was das Wesen des „Imperialismus" sei, der hier verneint oder bejaht wird. Dabei zeigt sich dann, daß diese Frage gar nicht für uns allein besteht, sondern ganz ebenso von den großen anderen Nationen erörtert wird und den Angelpunkt auch ihres politischen Denkens bildet. Es ist völlig verkehrt, wenn man das an zweiter Stelle geschilderte imperialistische Denken im Auslande und bei unfreundlichen Neutralen etwa besonders den Deutschen zuschreibt und Auszüge aus derartigen Schriften als Zeugnisse deutscher Brutalität und deutschen Zynismus sammelt, um die Leute vor uns gruseln zu machen. Die gleiche Journalistik und politische Ethik gibt es in Frankreich, England, Amerika, Rußland, Italien, und ihr Ton ist dort um keine Spur liebenswürdiger, milder und humaner. Im Gegenteil, in diesem politischen Denken ist das Ausland unser Lehrmeister gewesen, das die längere politische Erfahrung und den weitern Horizont vor uns voraus hatte und es nur heute, wo wir solche Lehren durch unsere möglichen Siege allenfalls praktisch zu machen in der Lage sein könnten, zweckmäßig findet, darin die Quintessenz hunnischer Barbarei, napoleonischer Eroberungslust und brutalen Egoismus zu sehen, mit denen Deutschland angeblich Welt, Kultur und Freiheit bedroht.

In Wirklichkeit stammt die imperialistische Idee aus England. Von Schulze-Gävernitz hat in seinem bekannten Buche „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel" ihre Entstehung und ihren Sinn lehrreich geschildert. Es handelt sich darum, im Gegensatze gegen eine rein wirtschaftliche und eine humanitär-demokratische Politik den eigentlich staatlichen Gedanken der geschlossenen und organisierten Macht wieder lebendig zu machen.

Er will die sämtlichen, von der eigenen Nation besiedelten Gebiete auch unter wirtschaftlichen Opfern und unter Beschränkung ihrer Entwicklungsfreiheit zu einem großen militärisch vereinigten Ganzen zusammenschließen, um damit dem eigenen Volkstum und seinen zukünftigen Vermehrungsmöglichkeiten eine feste Grundlage und stets bereiten Schutz zu schaffen, vor allem aber, um die eigentümlich politischen Ehrgefühle eines Bedürfnisses nach Größe und Macht der Nation zu befriedigen. An Stelle der losen Gemeinschaft des Reichwerdens soll das feste und Ehrfurcht gebietende Imperium treten, daher Imperialismus. Hand in Hand mit diesem Gedanken gehen die erstaunlichen inneren Reformen Englands, die durch innere Kolonisation, Schaffung eines Beamtentums und eines alles umspannenden Versicherungswesens die innere Struktur des Reichskernes zu festigen suchen im gründlichsten Gegensatze gegen die bisherigen liberal-individualistischen Überlieferungen. Es ist der geschlossene politische Großbetrieb nach innen und nach außen, der an die Gefühle des Ehr- und Machtsinns appelliert, um sich durchsetzen zu können. Eine ähnliche Idee beherrscht, wenn auch aus andern Gründen, Rußland, das von seinen stets steigenden Massen zur Ausbreitung getrieben wird, den Drang nach inneren Reformen und Neubildungen auf die Eroberungspolitik ablenkt und für das Ganze den ideologischen Hintergrund der Eigenart, Größe und Weltmission des Slawentums sich geschaffen hat. Die in diese Ideologie sich ergießenden und sie tragenden kulturphilosophischen, ethischen und religiösen Gedanken hat uns neuerdings Masaryk in einem überraschend reichhaltigen Buche geschildert, zugleich freilich mit der Ausnützung dieser Ideenwelt durch eine herrschende Schicht, die daraus sich nur den Vorwand zur Gewaltherrschaft und Befreiung von inneren Schwierigkeiten entnimmt. Eine imperialistische Politik schwebt auch den Italienern vor, die ihr wesentliches Exportgut, den ungeheuren Menschenüberschuß, nach benachbarten afrikanischen Siedelungskolonien lenken und ihre natürliche Angewiesenheit auf die Seeherrschaft über das mittelländische Meer und die Adria im Zusammenhange damit zu einem neulateinischen Reiche auszubauen wünschen. Etwas Ähnliches gilt sogar von Nordamerika trotz aller puritanisch-demokratischen Überlieferungen und aller Monroedoktrin. Der Einfluß auf den Stillen Ozean, die Beziehungen zu Südamerika und die nach allmählicher Kolonisation der heimischen Gesamtfläche eintretenden wirtschaftlichen Bedürfnisse ziehen die Union in die Weltpolitik hinein und legen auch ihr den imperialistischen Gedanken und die imperialistische Ethik nahe. Beide werden unermüdlich von Roosevelt gepredigt, wenn auch mit allerhand Konzessionen an den alten antiimperialistischen und pazifizistisch-demokratischen Geist. In einer Studie über „Amerika und die großen Mächte" hat Oncken die Stufen der Herausbildung des „amerikanischen Imperialismus" ausgezeichnet und feinsinnig ans Licht gestellt. Daß in

dem Inselreich des Stillen Ozeans, Japan, die Sache nicht anders steht und in anderen volkreichen Staatsbildungen etwa Südamerikas irgendwann einmal ähnlich stehen wird, braucht nur angedeutet zu werden.

In all den berührten Fällen zeigt sich deutlich das Wesen der Sache. Voraussetzungen geograpischer Art; Möglichkeit, nahe gelegene Siedelungsgebiete mit sich zu verbinden, oder Notwendigkeit, die eigene insulare Existenz auf Festländern zu verbreitern; steigende Bevölkerungszahlen; Unmöglichkeit der Ernährung und des Reichtums lediglich aus einheimischen Quellen; Fähigkeit von der eigenen Basis aus feste Verbindungslinien nach Rohstoff- und Absatzgebieten hin zu ziehen; kriegerische Ideale des Machtstaates und Ehrbedürfnisses; geschichtsphilosophisch begründeter Glaube an die Weltmission des eigenen Geistes und der eigenen Kraft: alles das muß zusammentreffen, um den Imperialismus zu ermöglichen. Das ergibt sich von selbst, wo immer die eigentümliche Natur der staatlichen Organisation und des politischen Denkens sich gegen eine überwiegend nur soziale oder wirtschaftliche Auffassung des Völkerlebens oder gegen einseitig ideologisch-kulturelle Interessen wendet und die Möglichkeit oder den Zwang seiner Verwirklichung aus den allgemeinen Verhältnissen heraus empfängt. So haben die antiken Staaten gedacht und von da aus ihr heroisches Ethos begründet, so haben aber auch später immer die „großen Mächte" und solche, die es werden wollten, empfunden. Darüber hinaus stecken aber im Imperialismus noch einige besondere Entwicklungstriebe des neunzehnten Jahrhunderts: die mit den neuen Verkehrsmitteln ermöglichte Konzentration und Ausbreitung eines politischen Großbetriebes und dessen Zusammenhang mit der ganzen Tendenz zum Großbetrieb überhaupt; die aus der allgemeinen Demokratisierung folgenden nationalen Selbstgefühle der Völker und die entgegengesetzte, aber in der Wirkung damit übereinstimmende, romantische Idee von einer Art metaphysischer Einheit des Volksganzen; der von der Restaurationsepoche her erhaltene und stets gesteigerte spezifisch politische Gedanke der Machtorganisation und der Machtlogik, der heute mit Darwinistischen oder Nietzscheschen Ideen unterstützt wird; schließlich die ganze Reaktion gegen die demokratisch-liberal-humanitären Illusionen, die das Machtwesen des Staates verkannten und an seine Stelle vergeblich freie Vereinigungen sozialer Nützlichkeit oder individueller Gegenseitigkeit zu setzen gestrebt hatten. Es spiegelt sich hier der allgemeine Triumph des Organisationsgedankens, und die ganze Lage schweißt realpolitische Voraussetzungen und Entwicklungsmöglichkeiten mit phantasievollen, die Völker berauschenden, die Führer zur Massenherrschaft befähigenden Ideologien zusammen. Nimmt man hierzu noch den Ehrgeiz politischer Köpfe, die durch imperialistische Politik Leidenschaften anzustacheln imstande sind und mit ihrer Hilfe große parlamentarische oder amtliche Stellungen oder große geschichtliche

Weltmissionen zu gewinnen hoffen, ferner kapitalistische Interessen großer Finanz- und Geschäftsgruppen, die mit solcher Politik Geschäft zu machen hoffen, schließlich eine auf den Tageserfolg und die Massensuggestion einwirkende Journalistik mit ihrer Erregung der Phantasien und Leidenschaften in den aufregungbedürftigen modernen Arbeitsmenschen: dann hat man alle Eigentümlichkeiten des modernen Imperialismus beisammen.

Ist nun aber das das Wesen des Imperialismus, so wird die Beantwortung unserer Frage nach den wünschenswerten Zielen eines von uns erhofften deutschen Sieges erheblich leichter. Man wird mit Bestimmtheit antworten dürfen: für einen deutschen Imperialismus fehlen, man mag zu seiner Ideologie stehen wie man will, die realpolitischen Voraussetzungen. Von dem mitteleuropäischen Binnengebiete mit seiner schmalen Nordseeküste aus ist ein Zusammenhang mit großen Siedelungskolonien, also eine imperialistische Erhaltung und Eingliederung des Bevölkerungsüberschusses undenkbar. Weder in der Weise Englands, das vom Meer aus herrscht, noch in der Weise Italiens und Japans, die gegenüberliegende Festländer sich sicherten, ist hier eine Verbreiterung der territorialen Basis möglich. Alle etwaigen Kolonien können Rohstoffgebiete und Verwendungsgebiete für Kolonialbeamte sein, aber keine irgend wesentlichen Siedelungen. Auch eine starke Verbreiterung der territorialen Basis in Europa selbst ist unmöglich. Hier hat seit Jahrhunderten die deutsche Geschichte gegen uns entschieden, indem sie Deutsch-Österreich, die deutsche Schweiz, die Niederlande von uns trennte und unsere östliche Kolonisation zum Stillstand kommen ließ. Auch die phantastischeste Anschauung von der möglichen Größe unseres Sieges und die verwegensten Ausmalungen der Friedensverhandlungen können eine Rückgängigmachung dieser Dinge nicht in Aussicht nehmen. Vor allem aber ist schwerlich überhaupt ein Sieg von solcher vernichtender Kraft zu erwarten. Frankreich wird geschont werden müssen und kann uns in Europa territorial so gut wie nichts liefern außer militärisch wichtigen Positionen. Das ungeheure Rußland wird unter allen Umständen die große Macht Europas bleiben und einen nie zu beseitigenden Druck auf uns üben. England wird das letzte daran setzen, einen deutschen Imperialismus, das heißt eine deutsche Seeherrschaft zu verhindern und sie auf ein erträgliches Maß einzuschränken, wie es selber das hätte tun müssen und sollen, wenn es den Kulturfrevel eines Lebenskampfes gegen uns vermeiden wollte. Man mag sich die sicherlich unendlich schwierigen Friedensverhandlungen denken wie man will: da wir noch Interessen an der Zukunftsgestaltung Österreichs, der Türkei und Italiens haben, werden unsere Forderungen mit einer Fülle von Gegenforderungen sich ausgleichen müssen, wobei unmöglich eine wesentlich veränderte Weltstellung Deutschlands herauskommen kann. Es kann also aus realpolitischen Gründen überhaupt nur an Erhaltung und Festi-

gung, wirtschaftliche und koloniale Ausbreitung, militärische Garantien, aber nicht an eine wesentlich veränderte Gesamtstellung gedacht werden. Was dann aus dieser endgültig gesicherten Reichsgründung und ihren im Falle solchen Sieges mächtig gesteigerten inneren und äußeren Kräften sich weiter entwickeln kann, müssen wir der Zukunft überlassen. Die Hoffnung, den deutschen Bevölkerungsüberschuß auf deutschem oder mit Deutschland verbundenem Boden anzubauen, werden wir fahren lassen müssen. In dieser Hinsicht wird es wesentlich beim alten bleiben. Das aber ist dann kein Imperialismus.

Das liegt alles so klar auf der Hand, daß auch in der Tat sogar die sich als imperialistisch gebende deutsche Publizistik nachdrücklich betont, keinen territorialen Imperialismus, keine Weltherrschaft, keine Gewaltpolitik zu wollen. Es soll schlechterdings nichts wie ein zweites England gewollt werden. So vertritt Paul Rohrbach, einer der kenntnisreichsten und wirksamsten politischen Aufklärer und Wegbereiter, ausdrücklich den Gedanken einer Weltherrschaft lediglich des deutschen Geistes, einer deutschen Weltarbeit, einer allgemeinen Durchsetzung der deutschen Kultur, die die englische ablösen soll, wie die letztere die französische abgelöst hat. Aber nun ist doch nach aller politischen Erfahrung und Theorie eine Weltherrschaft des Geistes und der Arbeit nur möglich auf der Grundlage einer politischen Weltherrschaft, oder besser gesagt, eines überwiegenden politischen Welteinflusses, der von den kleinen westeuropäischen Staaten aus doch nur durch eine unbedingte Seeherrschaft möglich wäre. Nimmt man also dieses Ideal einer Weltherrschaft des deutschen Geistes ernst, so wäre es nicht ohne außerordentliche politische und maritime Machtentwickelung und eine grundsätzliche Veränderung unserer bisherigen Politik möglich, die ja nur den deutschen Handel gegen das englische Kaperrecht schützen wollte, überall das Prinzip der offenen Türe vertrat und die Erwerbung kolonialer Rohstoffgebiete im Interesse unserer Industrie betrieb, soweit sie bei der Verteiltheit der Welt noch möglich war. Die damit Hand in Hand gehende geistige Beeinflussung und Festsetzung durch Schulen, Gründung einer deutschen oder deutsch gesinnten Auslandspresse, Missionen und ähnliche Unternehmungen mag vielleicht von unserer Diplomatie zu lässig und verständnislos behandelt worden sein, aber im Grundsatz der bisherigen Politik lag auch das bereits. Es könnte sich also nur darum handeln, diese Betätigungen im Zusammenhang mit einer gesicherten politischen Heimatsstellung und einer dementsprechenden Kolonial- und Flottenpolitik grundsätzlich zu steigern und weiterzuentwickeln bis zu dem höchsten Grade, den die doch nur schmale europäische Territorialgrundlage ermöglicht. Wie weit eine solche Steigerung und Weiterentwickelung gehen kann, das ist zum voraus bei der Unberechenbarkeit der weiteren politischen Entwickelung, vor allem bei der Dunkelheit

der Zukunft des Stillen Ozeans, heute überhaupt nicht zu sagen. Man kann nur die Tiefe und Breite der geistigen, sittlichen, technischen und wirtschaftlichen Heimatsarbeit mit allem Nachdruck steigern und erwarten, daß solchen Kräften die Welt in weitem Umfange sich öffnen muß, wie sie das ja auch bisher getan hat und nach einem Siege mit seinen festigenden Folgen sicherlich noch mehr tun würde. Aber ob man das dann eine Weltherrschaft und einen deutschen Imperialismus nennen darf, das ist mehr als fraglich. In den Welthorizont und die Weltpolitik tritt jedes Volk, das nicht mehr wesentlich agrarisch ist und das sein Bevölkerungswachstum nicht allein versorgen kann. Dabei können die einen größere, die anderen geringere Geltung und Durchsetzung erlangen. Aber das ist dann doch immer keine Weltkultur, auch kein Imperialismus des Geistes an Stelle eines Imperialismus der Gewalt, wie der Reichskanzler in seinem Briefe an Professor Lamprecht zur Dämpfung allzu imperialistischer Hoffnungen die Sache nannte. Es ist nur die Zuspitzung der Pyramide des nationalen Daseins zur höchsten erreichbaren Höhe. Weltbeherrschend braucht diese Höhe darum nicht zu sein und kann sie aus den angegebenen Gründen nicht sein. Angelsachsen und Russen gegenüber werden wir immer der kleinere Teil sein, und wir haben auch nach der Seite des Geistes kein Bedürfnis, diese beiden Kulturen, die eine altbewährt und reich, die andere zukunftsvoll und von hohem Geiste schwanger, zu verdrängen und zu ersetzen. Wir wollen nur selber gelten und unsere Lebenskraft verwirklichen. Den Umfang, in dem das geschehen kann, kann und braucht man nicht zum voraus bestimmen und das Wörtchen „Welt" braucht nicht unsern Idealen und Hoffnungen überall vorangesetzt zu werden.

So scheint also nur ein Unterschied des Ausdrucks zwischen der ersten und der zweiten Ansicht zu bestehen, sobald man den Imperialismus einschränkt auf einen Imperialismus der Idee, der Durchsetzung deutscher Kultur und des deutschen Gedankens in der Welt. Das wäre nun aber doch ein Irrtum. In der Verschiedenheit des Ausdrucks liegt die Verschiedenheit der beiderseits vorausgesetzten Ideologien, der jeweiligen ethisch-grundsätzlichen Denkweise. Die Übereinstimmung beschränkt sich nur auf wesentliche Gleichheit der realpolitischen Voraussetzungen und Möglichkeiten. Der Unterschied liegt aber in dem Geiste, in welchem jedesmal die realpolitische Sachlage aufgefaßt und gefühls- und gesinnungsmäßig gedeutet wird. Und dieser Unterschied ist von der größten Wichtigkeit, weil ja über die tatsächlichen Grundlagen überhaupt nicht viel Streit möglich ist, während die Verschiedenheit der Deutung uns allerdings unter uns sehr nachdrücklich zu scheiden und im Auslande sehr verschiedene Eindrücke von dem Geiste der deutschen Politik zu machen geeignet ist. In der Beibehaltung der imperialistischen Terminologie steckt

die Aufrechterhaltung des Weltherrschaftsgedankens, wenigstens als Ideal und Stachel der Phantasie, während umgekehrt der völlige Verzicht auf sie bedeutet, daß wir nicht bloß aus Not und Zwang, sondern grundsätzlich und gesinnungsmäßig keine Weltherrschaft irgendwelcher Art wollen. Unsere sittlichen Gedanken und unsere ganze idealistische Weltanschauung, wie wir sie den echtesten deutschen Geistern, den Denkern von Kant bis Ranke und Hegel verdanken, verwahrt sich dagegen. Auch der Zusatz von Blut und Eisen, den Bismarck diesem Idealismus eingeflößt hat, bedeutet keinen Imperialismus; und zwar nicht bloß weil Bismarcks Horizont noch fast ganz kontinental und ohne Ausblick auf eine Flotte war, sondern weil er die ethischen Imponderabilien der Staatenwelt und des eigenen Volkes sorgfältig unter Ausmerzung aller bramarbasierenden oder phantastischen Weltreichspläne verstand. In diesem Punkte hatte auch dieser Staatsmann seine Prinzipien und Ideen, die mit dem deutschen Idealismus und der christlichen Idee ebenso eng zusammenhängen wie mit seiner Kenntnis der realpolitischen Möglichkeiten. Die lauten Prätendenten seiner politischen Erbschaft sind weit entfernt von der Sorgfalt, mit der Bismarck die ethischen Ideale schonte und benutzte, und scheinen mit Gewalt die ganze Sammlung von Anklagen gegen die deutsche Politik ermöglichen zu wollen, die der Meister mit aller Kunst zu verhindern gesucht hatte.

Will man einmal in der Politik überhaupt von Sittlichkeit und Idealismus reden — und wir Deutschen werden nie davon lassen, davon zu reden und demgemäß praktische Forderungen zu stellen —, so gibt es nur die Möglichkeit, das Lebensrecht aller großen, eine eigene geistige Tiefe besitzenden Völkerindividualitäten anzuerkennen und von jeder die Selbstbegrenzung zu verlangen, die es der anderen ermöglicht, neben ihr zu bestehen. Das ist ja eben der Grund unserer Erbitterung gegen England, daß es in einer völlig macchiavellistischen, hinter tantenhaft-frömmelnden oder liberal-völkerbeglückenden Moralsprüchen nur maskierten Politik den Grundsatz vertritt, daß nur absolute Herrschaft zur See und Schwächung jeder starken Kontinentalmacht ihm Größe und Reichtum verbürge und darum jeder Konkurrent rechtzeitig vernichtet werden müsse. Wie wir von ihm verlangten, daß es unsere siebzig Millionen leben lassen und sich dementsprechend mit uns verständigen und einrichten müsse, so müssen wir zu dem gleichen grundsätzlichen Verhalten allen gegenüber bereit sein. Die großen Kulturvölker sind Individualisationen der Vernunft und müssen sich gegenseitig gelten lassen und befruchten. Keines bedarf einer Weltherrschaft weder seiner Gewalt noch seines Geistes, um den Hochsinn eines großen, freien Volkes von eigentümlichem Kulturgehalt zu betätigen. Die skeptische Einrede, daß auf solch guten Willen anderer nicht zu rechnen sei und man daher besser tue, von ihrem guten Willen sich unabhängig zu machen durch Vernichtung oder erbarmungslose Schwächung,

rechnet ja natürlich mit den menschlichen Leidenschaften und Kurzsichtigkeiten; aber sie ist das eigentlich glaubenslose, ideal- und geistlose Denken, das wir nicht mitmachen wollen und dürfen. Das Ideal eines Systems von lebendigen, sich leidlich verständigenden Völkerindividualitäten muß leitend bleiben, und alle Vorspiegelungen der Phantasie von den Vorteilen, die in hundert Jahren andere bei geringerer Rücksicht über uns gewinnen könnten, dürfen uns nicht blenden. Politische Moral ist etwas anderes als Privatmoral, weil sie unendlich verwickeltere Wirkungskomplexe einander gegenüberstellt. Gewiß. Allein eine politische Sittlichkeit muß es gleichfalls geben, wenn nicht die gegenwärtige Hölle der natürliche Zustand sein soll und wenn die inneren Gewißheiten des Geistes, um deren willen man allein von Geist und Kultur reden kann, nicht sinnlose Träume sind.

Ebenso aber kehrt sich die Ethik eines deutschen politischen Idealismus gegen die Lehre, daß Opfer für die Größe der Nation, Helden- und Kampfgesinnung, Hochsinn und Stolz sittliche Werte seien abgesehen von dem Zweck, für den sie eingesetzt werden, das heißt abgesehen von dem durch sie behaupteten Wert und Gehalt einer geistig-nationalen Kultur. Sie sind doch keine Selbstzwecke, die nur ins Grenzenlose und Ungeheure gesteigert zu werden brauchten, um damit zu den höchsten Idealen nationaler Sittlichkeit zu werden. Sie empfangen ihren Sinn doch immer erst von dem bestimmten, nur in gewissen Verwirklichungsgrenzen möglichen Gehalt und Wesen der Nation. Sie müssen sich daher nicht bloß nach den realpolitischen Möglichkeiten und Bedingungen richten und werden zur sinnlosen Grimasse, wenn sie diese chauvinistisch zu überschreien und zu überbieten sich anschicken. Sie sind vielmehr insbesondere in Richtung und Sinn bestimmt von dem Maße der Selbstgewißheit um den sittlich-menschlichen Gehalt der eigenen Kultur, der nie ein unbedingter und absoluter sein kann, sondern stets auf Austausch und Beziehung mit fremden Nationalindividualitäten rechnet. Wo sie die eigene Kultur für allein möglich und berechtigt halten und alle anderen für Barbaren erklären, da verfallen sie entweder in die kurzsichtige Beschränktheit und Selbstverliebtheit, die uns an einigen modernen Demokratien so komisch anmutet, oder in jene Riesenselbstsucht des Kollektivegoismus, der sich wie die englische Gewaltpolitik mit moralischen Redensarten nur heuchlerisch drapiert oder selbst betrügt. Die machiavellistische Lehre ist Heidentum, wie Machiavelli selbst sehr wohl gewußt hat, indem er die Römertugenden und die römische Staatsreligion den unpolitischen christlichen Tugenden und der nebelhaften Menschheitsreligion gegenüberstellte. Allein es ist nicht nur das Christentum, das gegen eine solche Übersteigerung der politischen Tugenden ins Formale und Grenzenlose und gegen ihre Beziehung auf den rein formalen Zweck der eigenen Volksgröße sich verwahrt. Es ist ebenso der ganze spätantike

Idealismus des Platonismus und der Stoa, der, mit christlichen Ideen verschmolzen, den Untergrund alles modernen Idealismus auch heute noch bildet und stets von neuem darnach trachtet, die realpolitischen Möglichkeiten, die spezifisch politischen Tugenden und das Ideal eines durch geistig-kulturellen Inhalt gerechtfertigten Volkslebens zu vereinigen und aufeinander zu stimmen. Das führt dann aber immer auf ein System der kulturgesättigten Völkerindividualitäten und niemals auf das Ideal der Weltherrschaft einer einzelnen.

Sicherlich sind damit nicht alle Fragen einer internationalen politischen Ethik beantwortet. Man kann immer noch fragen, gilt alles das nicht auch von werdenden, Entwickelungsmöglichkeiten in sich tragenden und die Großstaaten mit Gefahren bedrohenden Kinderstaaten oder etwa von kulturreifen, aber den Lebensnotwendigkeiten der großen Völker im Wege stehenden Kleinstaaten? Allein es ist das Wesen solcher Fragen, leicht ins Akademische und Konsequenzmacherische zu verfallen, weshalb denn auch alles Reden und Schreiben über diese Dinge so leicht akademisch, schulmeisterlich, doktrinär und unfruchtbar wird, so daß in der daraus entstehenden Verwirrung entschlossene Köpfe gern entweder auf die Theorien oder auf die Tatsachen pfeifen. Trotzdem geben diese unsere idealistischen Grundsätze uns genügendes Licht für die augenblicklichen großen Lebensfragen unserer eigenen Nation und ihr Verhältnis zu den anderen Großvölkern. Und nur darum handelt es sich im gegebenen Moment, wo das Problem des Schicksals solcher Kleinstaaten noch nicht zur Verhandlung steht, wo es sich vielmehr erst um die Klarwerdung über unseren eigenen Lebenswillen handelt. Wie in aller Politik die Zahl eine Rolle spielt, so auch in der politischen Ethik. Im gegebenen Moment handelt es sich um die europäischen Großvölker und um ihre in einem Jahrtausend gewachsenen, von vielen Millionen getragenen Kulturinhalte. Es handelt sich um sie und ihr zukünftiges Verhältnis, damit um das Schicksal der größten politisch-kulturellen Schöpfungen der Welt. Alles andere sind demgegenüber Fragen zweiten und dritten Grades, die warten können, bis sie dringlich werden. Und da ist für uns und unsere Zukunftsentwickelung der Weg klar genug vorgezeichnet: nicht bloß realpolitische, sondern auch idealpolitische Grundsätze müssen uns fernhalten von jedem blendenden Ideal des Imperialismus, sei es der der Gewalt, an den wir gar nicht denken können, sei es der des Geistes, an den wir nicht denken sollen. Selbstbehauptung, endgültige und umsichtige Sicherung, Ersatz des Verlorenen und Schutz gegen neue Angriffe, reiches Kolonialgebiet für Rohstoffe und zur Versorgung unserer Söhne, möglichst überall offene Türen und schließlich innere Reinigung und Kräftigung, geistige und sittliche Selbsterhebung, Vertiefung und Klärung der noch sehr unfertigen deutschen Kultur, soziale und politische Reorganisation oder

alle Stände berücksichtigender Fortschritt in der inneren Einigung und Freiheit: das allein kann die Formel unserer Zukunftshoffnungen sein. Es wird schwer genug sein, das zu erreichen.

So denkt allem Anschein nach auch die Reichsleitung. Der „Imperialismus der Idee", im Munde des Herrn von Bethmann-Hollweg, kann nur bedeutet haben die geistige Einheit und Geschlossenheit des Reiches selbst, die innere Ausgleichung und Kräftigung im sittlichen Idealismus und einer von ihm stark bestimmten Politik, und erst als Folge davon den Einfluß des deutschen Geistes auch in der Ferne, soviel er aus eigener innerer Kraft unter Mithilfe politischer friedlicher Arbeit eben zu erreichen vermag. Dafür bürgt der ganze Charakter und die ganze politische Denkweise dieses Staatsmannes, der völlig im deutschen Idealismus wurzelt und ohne — dem Laien erkennbare — überragende politische Genialität auf der Bahn des Moralischen den Weg zur Größe inmitten ungeheurer Verantwortlichkeiten und Schwierigkeiten beschreitet. Auf dieser Grundlage wird uns aber weiterhin auch die Einheitlichkeit des nationalen Willens leichter aufrecht zu erhalten möglich sein, der mit wunderbarer Kraft sich für die Selbstbehauptung einsetzt, aber für den Imperialismus nicht mit gleicher Einheitlichkeit zu haben ist. Insbesondere aber werden wir damit die Anstöße bei den Neutralen vermindern, die einen neuen Napoleonismus fürchten und in dieser — fast komischen — Befürchtung durch psychologisch geschickt berechnete Auszüge aus unserer imperialistischen Literatur von unseren Gegnern bestärkt werden. Wir haben ihnen nichts zu verbergen von unseren wirklichen Hoffnungen, aber wir brauchen sie auch nicht schrecken zu lassen durch das Wörtchen „Welt", von dem wir einen etwas allzueifrigen Gebrauch machen und das dann mißtrauische Neutrale oder frohlockende Gegner ernster nehmen als wir selbst. Wir sagen das nicht aus Furcht oder Ängstlichkeit oder Rücksicht, sondern aus Glauben und sittlicher Überzeugung, aus der Tradition unserer nationalen, stark mit dem Christentum getränkten Philosophie heraus, die auch im technischen, kommerziellen und volkswirtschaftlichen Zeitalter unser bester Besitz und der eigentliche Ausdruck unseres nationalen Geistes ist. Leibniz und Kant, um die großen repräsentativen Namen zu nennen, sind heute noch die eigentlichen Bildner des deutschen Geistes, und dieser Geist schließt auch einen Imperialismus des Geistes aus, weil er nur ein Ideal des Geistes kennt, der für die eigene Nation in erster Linie die Selbstvertiefung und Selbstbildung und für das Verhältnis der Nationen zueinander die gegenseitige Ergänzung der Volksindividualitäten kennt. Alles was wir an Realpolitik inzwischen in großen Schicksalen hinzugelernt haben, lehrt uns doch nur den Zusammenhang alles Geistes mit festen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Grundlagen, aber keinen Imperialismus.

Die Häuser an der Dzamija
Roman von Robert Michel

„Mu-har-rem!" — Die Silben klangen hoch und schmetternd wie aus dem metallenen Schlund einer Trompete. Mit dieser Stimme hätte man eine ganze Heerschar befehligen können; so heldenhaft sicher war ihr weitschallender Klang. Der Steinmetz Nurija Sekirija, der gerufen hatte, hielt zu einer Pause inne. Als dürfe er diese Augenblicke nicht ungenützt verstreichen lassen, schnellte er mit den Fingerspitzen von der roten Gürtelschärpe und von den dunklen Pluderhosen die Steinsplitter ab, die bei der Arbeit dort haften geblieben waren. Auch stampfte er mit jedem Fuße einmal auf den harten Boden, daß der steinige Staub von den Opanken fiel. Dann richtete er seinen Körper wieder hoch auf, schob mit den Handflächen die langen, grauen Schnurrbartspitzen seitwärts, und durch den Schalltrichter der hohlen Hände klang es noch einmal mit gleicher Kraft: „Mu-har-rem!" Dieses unsichtbare Lebendige, das Nurijas Brust und Kehle und Mund ausgestoßen hatten, lief beschwingt über die flachen Steindächer des unteren Dorfes und über die ganze stille steinige Landschaft hin, ohne sich an den spitz aufragenden Steinblöcken zu zerreißen. Es lief auch bergwärts und nach allen anderen Seiten des Hanges; es sprang aber nicht über die verschluchteten Einrisse hinweg, sondern schmiegte sich in klingenden Wellen in jede einzelne Falte, bis es endlich von dem eiligen Tun entkräftet rings in der Ferne ins Nichts verzitterte.

Muharrem hatte sich mit der Schafherde zur Mittagsruhe in eine felsige Schlucht zurückgezogen. Freilich brannte auch dorthin die hohe Mittagssonne ebenso heiß wie auf den steinigen Hang, aber da war es leichter, ein Plätzchen zum Niederlegen zu finden als draußen zwischen den Steinen. Muharrem lag auf dem Rücken und schlief; er hatte den einen Arm auf das Gesicht gelegt und schützte sich so vor dem grellen Licht und den brennenden Strahlen. Die Schafe hatten sich zur Ruhe nicht niedergelegt, weil es ihnen auf dem Boden zu heiß war; sie standen schlafend aufrecht und jedes hielt den Kopf tief in den Schatten unter den Bauch eines benachbarten Schafes. Nur ein Mutterschaf, das am selben Morgen ein Junges zur Welt gebracht hatte, war auf dem Boden hingestreckt.

Als Nurijas Ruf das erstemal bis hierher klang, hob ein Widder seinen Kopf aus dem Schatten empor und blinzelte in die Sonne; dabei schlug der Klöppel seiner Glocke einmal an die metallene Wand. Muharrem zog den Arm von seinem Gesicht und mußte ihn gleich wieder vorhalten, so grell war das Licht für die Augen. Als sein Name zum zweitenmal erklang, wurde sich Muharrem dessen bewußt, daß ihn sein Herr rief. Er

streckte seine jungen Glieder weit von sich, daß es in den Gelenken knackte, dann zog er die Füße ein wenig näher, stemmte sich gegen die Sohlen und wölbte den Körper mit durchgebogenem Rücken wohlig empor wie einen Brückenbogen. Schließlich aber sprang er so heftig auf, daß sich die Köpfe der Schafe erschreckt emporrichteten. Muharrem beschwichtigte die Tiere mit einigen trauten Zurufen, so daß ein Kopf nach dem anderen wieder den Schatten aufsuchte. Dann trat er seitwärts, wo seine Jacke lag. Erst zog er eine Kürbisflasche unter ihr hervor und tat einen langen Schluck. Hierauf hängte er sich die Flasche um, und nun wickelte er aus der Jacke vorsichtig ein junges Lamm. Die Jacke warf er über eine Schulter und das Junge nahm er in einen Arm, und so ging er. Die Schafe waren mittlerweile wieder eingeschlafen; nur der Widder mit der Glocke und das liegende Mutterschaf schauten dem Hirten mit schläfrig zwinkernden Augen so lange nach, bis er plötzlich ihren Blicken entschwand, als hätte ihn die mittagheiße Erde eingesogen wie einen Tropfen Wassers.

Muharrem galt als Mohammedaner, obwohl er von christlichen Eltern abstammte und die heilige Taufe empfangen hatte. Durch Aberglauben bestimmt, hatten ihn die Eltern von kleinauf mit dem mohammedanischen Namen Muharrem gerufen. Als kleiner Waisenknabe wurde er dann von Nurija Sekirija als Hirte in Dienst genommen und dem Namen gemäß für ein mohammedanisches Kind gehalten. Damals ließ es Muharrem in kindlicher Sorglosigkeit geschehen, daß ihn sein Dienstherr als einen Glaubensbruder aufnahm. Später paßte sich Muharrem in Sitte und Brauch seiner Umgebung an und hielt es weiterhin geheim, daß er einer anderen Religion angehörte.

Muharrem stieg quer über den steinigen Hang dem Dorfe zu. Er kam nur langsam vorwärts, weil der Weg durch das Gewirre der großen und kleinen Steine, zwischen denen hin und wieder dorniges Buschwerk wuchs, sehr beschwerlich war. Er konnte sich den Weg nicht wie sonst erleichtern, indem er immer von einem hohen Stein auf den andern sprang; denn diesmal trug er doch ein junges Lamm, das er nicht gefährden durfte. Mit der freien Hand stützte er sich manchmal hangwärts gegen einen Stein, um den Füßen die Arbeit zu erleichtern, oder er bog mit ihr das hinderliche Gestrüpp beiseite. Schon sah er die Dächer des unteren Dorfes, die nur durch das Grün der kleinen Gärten aus dem allgemeinen Grau des Karsthanges kenntlich wurden; denn auch sie waren grau, da ihre großen, schweren Steinplatten aus dem Gestein des Hanges gewonnen waren. Vom oberen Dorfteil, auf der hohen vorspringenden Terrasse, die von starken Felsensäulen gestützt war, sah Muharrem nur die graue Spitze des steinernen Minaretts und die Wipfel der schlanken Pappeln, die neben der Dzamija in das Himmelsblau ragten. Noch der Sprung über einen

Steinriegel, dann stand Muharrem auf dem schmalen, steilen Weg, der vom unteren Dorf zu den Häusern an der Moschee führte. Nach dem beschwerlichen Übersetzen des Steinhanges wurde auf diesem Wege Muharrems Gang leicht und elastisch, als schritte er auf einem ebenen, geglätteten Weg. Er begann trotz der drückenden Hitze ein Lied zu singen; indessen dämpfte er den Gesang allmählich, so daß er nur noch als ein tönendes Summen ihm allein vernehmlich war.

Bald war Muharrem bei dem ersten Haus des oberen Dorfteiles angelangt. Da wohnte der wohlhabende Moslim Jasarbegovic mit seiner Tochter Aisa, die Muharrem, seit sie erwachsen war, nie zu sehen bekommen hatte. Das Nachbarhaus war das einzige christliche unter den Häusern an der Dzamija. Es gehörte dem Bauer Mitar Boro; aber die Felder, die er bebaute, gehörten ihm nicht, die zählten zum Eigentum des Jasarbegovic, und Mitar Boro war sein Kmet. Das nächste Haus war von der Familie Skeho bewohnt. Hier versäumte Muharrem im Vorübergehen nie zu den Erkern des Fensters hinaufzuschauen. Denn wenn sich auch das Holzgitter vor seinen Blicken verschloß, so war er doch sicher, dahinter werde sich die rothaarige Zahida so nahe zeigen, daß er zwischen den Gitterstäben hindurch das Schimmern des Haares und der weißen Wangen und das Leuchten der dunklen Augen erkennen würde. Auch heute hatte sie das Gitterfenster lärmend zugeschlagen, drückte aber nun das Gesicht dicht an das Holz des Gitters. Muharrem verlangsamte den Schritt und sagte mit leiser, spottender Stimme: „Heute muß man die Blumen in den Schatten stellen." Und Zahida zahlte ihm den Spott zurück: „Aber die Disteln können in der Sonne bleiben." Er wäre wohl auch ein Weilchen stehen geblieben, aber vom Hofe her hörte er die Stimme Hassans, des jüngeren Bruders der Zahida; so ging er lieber weiter. Nach einigen Schritten klopfte er an das Tor seines Herrn, des Steinmetz Nurija Sekirija.

Nachdem Nurija Sekirija den Muharrem ein zweites Mal gerufen hatte, ging er zum Hause zurück. Vor seiner Werkstatt im Schatten einer Weinrebe hockte er sich wieder zu dem Grabstein, an dem er schon früher gemeißelt hatte. Mit kraftvollen Schlägen hieb er mit dem Hammer auf den Meißel, dessen Schärfe aus einer Längsseite des Grabsteines Splitter um Splitter herausbrach; die ausgeschonten Stellen zeigten die verschnörkelten Züge einer türkischen Inschrift. Es lagen auch noch andere größere und kleinere halbfertige Grabsteine umher und einige lehnten seitlich an dem Steinriegel, jenseit dessen sich der Vorhof der Moschee breitete. Aus diesem Hof der Dzamija herüber hörte Nurija zwischen seinen Hammerschlägen das leise Plätschern des Bachwassers, das durch eine steingefaßte Rinne dorthin geleitet war. Er hörte aber nicht, daß sich über den Vorhof der Hodza Adem Jazvin näherte; denn Adem hatte weiche Saffian-

schuhe und seine Schritte waren nicht so laut, daß sie das Plätschern des Wassers übertönt hätten.

Adem Jazvin war ein alter Mann mit weißem Bart und Haar, aber seine blauen Augen waren wie aus einem Kindesantlitz. Er war aus seinem Hause jenseit der Moschee gekommen. Der Hodza lebte da ohne Weib und Kind, denn der Vakuf, aus dem diese Dorfdzamija erhalten wurde, war sehr gering, so daß sein Ertrag kaum einen Menschen allein ernähren konnte. So kam es auch, daß Adem alle Dienste der Moschee in eigener Person versehen mußte; er hatte niemanden, der ihm die Gläubigen zu den Andachten herbeirief, er war Hodza und Muezzin zugleich. Man sah aber Adem Jazvin die Armut nicht an; sein grüner, ausgebleichter Kaftan war zwar geflickt, aber er war rein und sein Aussehen war der geistlichen Würde nicht abträglich; und die weiße Turbanbinde um seinen Fes war wie frischgefallener Schnee. Bei aller Armut war Adem so reich, daß er noch viel an andere abgeben konnte, wenn auch nicht in klingender Münze. Sein Rat war im Dorfe von jedermann gesucht und geschätzt. Für seine Bedürfnisse genügte ihm ein kleiner Raum zum Wohnen; alle übrigen Räumlichkeiten des Hodzahauses hatte er als Schule eingerichtet, und er selbst war der Lehrer. Die Kinder des Dorfes hätten bis nach Mostar zur Schule gehen müssen; der Weg dorthin war aber beschwerlich und für einen Erwachsenen in nicht viel weniger als drei Stunden zu bewältigen; so wäre ohne das verdienstliche Wirken des Hodzas den Kindern des Bergdorfes die Kenntnis des Schreibens und Rechnens zeitlebens schwerer erreichbar geblieben als etwa die Bekanntschaft mit dem Grabe des Propheten.

Adem Jazvin lehnte sich vorsichtig auf den Steinriegel und schaute der Arbeit Nurijas zu. Endlich sagte er: „Gott grüß dich, Nurija!“ Nurija hielt in der Arbeit inne und blickte auf Adem. Dabei sänftigte sich der Ausdruck seines Gesichtes, dessen Furchen und Falten während der Arbeit so tief und starr waren, als hätte sie selbst der Meißel eines Bildhauers eingegraben; und er erwiderte den Gruß: „Gott grüße dich, Adem, ich habe dich gar nicht bemerkt. Wie geht es dir?“ Er sprach dies mit einer tiefen, weichen Stimme, von der man nicht vermutet hätte, daß sie sich zu so hohem und schmetterndem Rufe wandeln könne. Adem vergaß auf die höfliche Frage zu antworten; er blickte vor sich hin und hatte die verlegene Miene eines, der sich nicht entschließen kann, davon zu sprechen, was seinen Geist eben beschäftigt. Endlich begann er zögernd: „Ob du erraten könntest, Nurija, woran ich denken mußte, als ich dich vorhin den Muharrem rufen hörte?“ Nurrija verneinte nur stumm, indem er den Kopf ein wenig hob und dazu leise mit der Zunge schnalzte. Adem setzte fort: „Wenn ich mir jemals die Stimme des Engels Dzebrail vorstellte, so war es eine Stimme von solcher Kraft und solchem Klang, wie du sie

hast. Ich kannte vor Jahrzehnten eine solche Stimme; wenn die rief, so kamen aus allen Weltgegenden bewaffnete Männer, als hätte sie diese Stimme aus dem kahlen Steinboden hervorgezaubert. Aber auch im Frieden braucht eine so vortreffliche Stimme nicht ungenützt in der Brust verschlossen zu bleiben. Ich möchte geradezu sagen, eine solche Stimme ist ein Schatz, den man nicht geizig für sich bewahren darf, sondern als rechtlicher Moslim irgendwie zum Nutzen der Allgemeinheit verwenden muß – weißt du noch immer nicht, wohin ich ziele, Nurija?" „Bei Gott, ich weiß es nicht." „So höre mich an, Nurija, es gibt eine Möglichkeit, deine Stimme täglich für das Wohl der anderen zu nützen. Du bist zwar alt, obschon dir noch einige Jahre bis zu meinem Alter fehlen, aber deine Stimme ist ganz jung geblieben. Bei vielen Menschen bleibt etwas von dem Lauf der Zeit unberührt und wie für alle Ewigkeit jung. Bei einem ist es das Herz und beim andern das Auge, bei manchem die männliche Kraft und bei manchem wieder die Art seiner Rede; bei dir aber ist es die Stimme, die nicht ihresgleichen hat an Kraft und Schönheit. Diese Stimme muß schon ihrer Jugend wegen Gott wohlgefällig sein. Siehst du, wenn ich mir denke, daß du einmal mit dieser Stimme dort von der Brüstung des Minaretts zum Gebete riefest, das müßte eine rechte Verherrlichung Allahs sein." Nurija Sekirija wehrte bescheiden mit den Händen ab. Adem suchte ihn weiter zu überreden: „Du weißt ja selbst, daß von unserer Dzamija kein irdischer Gewinn zu holen ist; meine Bezüge sind gering – ich klage nicht darüber – aber sie sind so gering, daß ich zur Erhaltung des Gotteshauses und zur Bestreitung meiner eigenen Bedürfnisse noch an die Wohltätigkeit der anderen Glaubensbrüder gewiesen bin. Trotzdem würde ich gerne noch einen Teil abgeben, wenn du das Amt des Muezzins übernehmen wolltest." Nurija Sekirija wehrte nun auch mit Worten ab: „Mich macht es bange, an ein solches Amt zu denken. Schau, mein Leben ist so angefüllt, daß kaum mehr etwas Neues darin Platz finden kann. Hier mit meinen Steinen hab ich ehrlich viel Arbeit; und wenn ich auch ohne Weib und Kind bin, ich habe doch meine alte Mutter und den Muharrem; und dann hab ich mein Haus und meine Schafe." „Ich weiß, daß du deine Zeit nicht vergeudest; dieses neue Amt würde dich nur wenig an Zeit kosten, aber es brächte dir dereinst viel an Lohn." „Deine Worte klingen mir ans Ohr, aber aus meinem Innern höre ich keine Zusage. Sei nicht ungehalten, Adem, daß ich so zu dir rede. Aber ich habe noch nie im Leben etwas Wichtiges unternommen, zu dem mir nicht eine innere Stimme geraten hätte. Noch nie sagte mir mein Inneres, daß ich berufen wäre, beim Gottesdienste mitzuwirken." „Ich habe den Samen in dich gelegt und wir können abwarten, ob er aufgehen wird. Schwer wäre das Amt nicht für dich; du

müßtest nicht einmal hinaufsteigen aufs Minarett. Du könntest hier von der Einfriedung des Hofes aus zum Gebete rufen. Deine Stimme ist so stark, daß sie nicht eines erhöhten Ortes bedarf, um rings in der Ferne vernommen zu werden. Ich höre es im Geiste, wie von deiner prächtigen Stimme der Gebetruf erklänge. Du riefst nicht bloß die Bewohner unseres Dorfes, dein Ruf würde über das ganze Tal erschallen bis jenseits zu den Bergen; auch andere Dörfer würden ihn hören und dazwischen wäre überall dein Ruf vernehmbar, in den unzugänglichsten Klüften, wo scheue Tiere hausen, und bis hinauf zu den Vögeln in der Luft. Es wäre wahrhaft erhebend, so zum Gebete rufen zu hören." Über Nurijas Gesicht ging ein kaum merkliches Lächeln der Freude: „Mich hat Allah nicht eitel erschaffen. Wahrhaft, ich finde es unvergleichlich erhebender, wenn du selbst dort oben dich über die Brüstung neigst und dein Antlitz mit dem weißen Haar und Bart so verklärt herniederschimmert, als ginge den Gläubigen ein neues Gestirn auf." „Ja, mein weißer Bart – siehst du, Nurija, ich scheue keine Mühe, wenn es gilt, Gott zu dienen. Aber manchmal vermag ich kaum mehr die vielen Stufen da hinauf zu bewältigen. Und hinauf muß ich, denn anders würde es bei meiner schwachen Stimme denen dort unten nicht kenntlich, daß es Zeit sei zur Andacht. Auch meine Augen werden schon schwach. Ich sehe dort oben nicht mehr, wohin ich rufe. Das untere Dorf findet mein Blick nicht, ja nicht einmal die Häuser hier neben der Dzamija. Es ist so, als stünde ich über einer grauen Wolke und riefe irgendwo in das Weltall hinein." „Vielleicht solltest du dir unter den Jungen einen wählen, den du dir zum Muezzin erziehen könntest." „Ich dachte schon manchmal an Muharrem, dessen Stimme zwar nicht so kraftvoll ist wie die deine, die aber beim Gesang dem Ohre sehr angenehm ist. Freilich ist Muharrem nicht von hier; und dann hinge es von deiner Zustimmung ab, da er doch in deinem Dienste steht." „Ich hätte wohl nichts dagegen. Wir können es noch überdenken."

Nurija setzte wieder den Meißel an und begann von neuem zu hämmern. Adem schaute ihm eine Weile nachdenklich zu, dann fragte er: „Hast du viel Arbeit?" Nurija hielt wieder inne: „Ja; es ist für Zulfo Omerbegovic. Noch gestern saß er wie durch fünfzig Jahre Tag für Tag in seinem Dukan in der Karsija von Mostar. Heute aber liegt er an der Mauer der Moschee des Derwisch Pascha. Er war ein Freund meines Bruders, und ich will, daß er schon in der ersten Nacht nicht ohne Grabstein bleibt. Noch diesen Nachmittag schicke ich Muharrem mit dem Stein nach Mostar." Adem blickte in der Richtung gegen Mostar und sagte: „Den Omerbegovic hab ich auch gekannt. Selbst in den unruhigen Zeiten saß er gelassen in seinem Dukan. Er war ein echter Türke; Allah wird ihn mit Wohlgefallen betrachten." Nurija blickte nach dem Stand der Sonne: „Und

du gehst schon zur Mittagsandacht rufen?" „Es ist an der Zeit." „Das wußte ich nicht, da muß ich eilen;" und Nurija hieb mit neuen kräftigen Schlägen auf den Stein los. Adem aber wandte sich langsam ab und ging dann mit seinen leisen Schritten dem Minarette zu.

Noch während die beiden Männer miteinander sprachen, kam ein Geräusch von dem geschlossenen Balkon über der Werkstatt, das die zwei aber nicht beachteten. Zuerst zeigte sich eine hagere alte Frauenhand mit rotgefärbten Fingernägeln in der Spalte unter dem Holzgitter; und diese Hand schob das Gitter so hoch empor, daß Raum genug wurde zum Durchstecken eines Kopfes. In dieser Öffnung wurde das verrunzelte Antlitz der alten Memnuna, der Mutter Nurijas, sichtbar. Sie streckte den Kopf, der in ein leichtes, dunkles Tuch gehüllt war, vor und schaute mit den tränenden, rotgeränderten Augen nach ihrem Sohne aus. Aber erst als der Hodza in das Minarett getreten war, rief sie: „Nurija, Nurija!" „Ja, Mutter, was ist dein Wunsch?" „Mutter Hatidza war hier — sie hat eine Braut für unsern Muharrem." Nurija wußte darauf nicht gleich etwas zu sagen; er schlug noch einigemal kräftig mit dem Hammer hin, daß unter dem Meißel große Splitter wegflogen, dann meinte er: „Das wäre gut; wenn nur er auch will." „Ob er will? Du wirst ihn doch nicht fragen . . ."

Vom Minarett erscholl der Ruf zum Gebet, so unterbrachen sie ihr Gespräch. Adems Stimme klang zwar so schwach, daß sie hätten ungehindert weiter sprechen können, aber sie waren gewohnt, den Ruf des Muezzins schweigend anzuhören. Nurija gedachte der Unterredung mit Adem und freute sich nun doppelt an der Inbrunst, mit der Adem die Worte ausrief: „Gott ist allmächtig, Gott ist allmächtig! Ich bezeuge und glaube, daß es nur einen Gott gibt und keinen andern außer ihm. Ich bezeuge, daß Mahommed Gottes Abgesandter ist. Eilet zum Gebete, eilet zur Freude! Gott ist allmächtig, Gott ist allmächtig. Es gibt keinen anderen Gott!"

Erst als sich der Muezzin mit seinem Ruf nach einer anderen Himmelsrichtung wandte und seine Stimme kaum mehr vernehmbar war, begann Memnuna wieder: „Ob er will?" Wenn du ihm einst unser ganzes Hab und Gut hinterlassen wirst, so muß er doch in allem dir zu Willen sein." „Ja, aber vergiß doch nicht: er ist ein Mann. Einem Mädchen kann man leicht gebieten, wem sie als Frau folgen muß — aber einem Mann?" Memnuna zitterte vor Begierde, den Namen der Braut zu nennen: „Da ist wohl keine Sorge, gerade weil er ein Mann ist. Welcher Mann würde die kleine Aisa nicht wollen? Die ist ja wie eine Granatapfelblüte." Nurija konnte sein Staunen nicht verhehlen: „Was? Die kleine Aisa soll es sein? Die Aisa des Hairo?" „Ja, die Tochter des Hairo Jasarbegovic." Auf diese Versicherung hin gesellte sich bei Nurija zum Staunen noch

Freude: „Da muß ich mich für Muharrem freuen – ihr Frauen habt doch wundertätige Hände." „Nur gilt es, ganz behutsam ans Werk gehn. Der Jafarbegovic ist hier der reichste Mann weit und breit; und er liebt seine Tochter wie seinen Augapfel. Er wird sie einem Hirten nicht geben wollen." „Wenn wir Muharrem an Kindesstatt annehmen, braucht sich auch ein Jafarbegovic nicht seiner zu schämen. Und Aisa ist schon einverstanden?" „Ich weiß noch nicht, wie weit die alte Hatidza mit ihr gekommen ist. Es ist alles sehr schwer. Du weißt, daß Hairo seine Tochter nicht nur vor den Männern, sondern auch vor uns Frauen abschließt. Hatidza verstand es aber doch, sich Zutritt zu verschaffen. Sie sagt, Aisa sei jetzt so lieblich wie der aufgehende Mond." Nurija dachte nach: „Ich erinnere mich wirklich nicht mehr, wann ich sie das letztemal zu Gesicht bekam. Es muß schon einige Jahre her sein; damals als sie noch zu Adem in die Schule ging. Da war sie freilich eine Knospe, die eine schöne Blüte bergen konnte." In diesem Augenblick vernahmen sie ein Klopfen auf die Hoftüre. Nurija erhob sich und ging öffnen: „Das wird schon Muharrem sein." Memnuna rief ihrem Sohne nach: „Sag ihm noch nichts!" Dann ließ sie das Holzgitter hinunter.

Muharrem trat ein: „Du hast mich gerufen?" „Ja, Muharrem, du mußt einen Stein nach Mostar bringen; er wird gleich fertig sein." Muharrem trug das junge Lamm ins Haus. Dann kam er zurück und fragte: „Gehn wir jetzt zum Mittaggebet?" „Geh du allein, Muharrem. Ich muß noch den Stein fertig machen." Muharrem trat zu dem Steine hin: „Wird er nicht zu schwer sein? Soll ich nicht vom Nachbar den Schimmel ausleihen?" „Für den ist unser Esel stark genug. Du mußt auch einen Sack Mais in die Mühle mitnehmen; Memnuna hat kein Mehl mehr." Muharrem schickte sich an, in die Moschee zu gehn: „Da soll ich jetzt allein zur Andacht gehn?" „Ja, geh nur." Als Muharrem aber schon den Steinriegel überspringen wollte, hielt ihn Nurija wieder zurück: „Oder warte. Lieber geh ich zur Andacht und du arbeite an dem Grabstein. Allah verzeiht eher der Jugend; deine Arbeit nimmt er wie ein Gebet entgegen." „Ich will es gerne machen, Meister; aber die Schrift verstehe ich doch nicht zu meißeln." „Die Inschrift mache ich dann selbst noch fertig; aber hier an dem oberen Teil, dem Turban, ist auch einiges zu arbeiten – sieh her, das kannst du doch, Muharrem." „Ja, immer bleib ich nur ein Handlanger. Du lehrst mich nie das Ganze." Nurija ging zu einem Wasseribrik, der an der Tür der Werkstatt stand, hockte sich nieder und schüttete aus dem Ibrik Wasser in die hohle Hand, um sich für die Andacht zu reinigen. Dabei begann er wieder zu Muharrem zu sprechen, der sich schon mit Hammer und Meißel an die Arbeit machte: „Beklage dich nicht, Muharrem. Wir halten dich wie einen Sohn. Und

wer kann wissen, was wir noch Gutes mit deiner Zukunft planen. Allah schenkte mir kein Kind ..." Der junge Bursche schaute mit dankbarem Blick zu Nurija hin und fiel ihm bewegt ins Wort: „Du warst zu mir immer wie ein Vater;" dann tat er einige kräftige Hammerschläge. Nurija trocknete nun die Hände und das Gesicht mit einem Tuch und trat dabei ganz nahe zu dem Arbeitenden hin: „Und auch ein rechter Meister will ich dir sein; du wirst dir schon noch das ganze Handwerk zu eigen machen — bist ja noch jung." „Aber das Türkische zu lesen und zu schreiben werde ich nicht mehr erlernen und nie werde ich eine Inschrift meißeln können." „Ich selbst kann doch in keiner Sprache lesen oder schreiben. Ich weiß aber manche Sure des Korans auswendig und hab mir das Bild mancher Wörter gemerkt. Und mit dem Meißel in der Hand find ich nun doch jedesmal die Formen, die ich brauche. Wenn man Vertrauen in Allah hat, geht alles." Als Nurija von seinem Vertrauen in Gott sprach, wurde Muharrem plötzlich traurig. Indessen klopfte jemand an der Hoftüre und Nurija wollte noch öffnen, bevor er zur Andacht ging.

Es war der alte Mitar Boro, ein Kmet des Jasarbegovic. Er kam den Muharrem bitten, er solle bei seinem nächsten Gang nach Mostar eine Botschaft übernehmen. Als Boro hörte, daß Muharrem noch am gleichen Tag nach Mostar gehen werde, zog er aus seinem breiten Waffengürtel einen zusammengelegten Brief hervor und bat Muharrem, er möge dieses Schreiben seiner kranken Frau ins Spital nach Mostar bringen. Der Brief war von seinem Sohne Bozko, der vor fünf Jahren nach Amerika ausgewandert war. Er kündigte für die allernächste Zeit seine Rückkehr an; auch Muzir, der älteste Sohn des Nachbars Skeho, der damals mitgezogen war, sollte mit Bozko zurückkehren. Boro schärfte dem Muharrem noch einmal ein: „Du mußt im Spital mit ihrem Namen fragen — Milja Boro — und gib den Brief nur ihr in die Hand; und sie möge dir sagen, ob sie heraufkommen kann, den Bozko zu sehen, oder ob der Bozko einmal zu ihr kommen soll." Muharrem versprach, alles nach seinem Wunsche zu machen. Da dankte Boro ehrerbietig dem Nurija und ging wieder von dannen. Nurija aber stieg über den Steinriegel in den Vorhof der Moschee, streifte vor dem Eingang ins Gotteshaus die Opanken ab und trat ein.

Allmählich füllte sich der ganze Vorhof der Dzamija. Auch aus dem unteren Dorfe waren viele Gläubige gekommen. Jeder trat zuerst an die Rinne, in der das Bachwasser über den Hof floß, und wusch sich das Antlitz, die Hände und die Füße, um rein vor Allah hinzutreten. Im Innern der Moschee kniete sich einer neben den andern auf den Teppich und Reihe um Reihe füllte sich vor dem Hodza Adem Jazvin, der im Mirahb saß und in stillem Gebete wartete. Als einer der Letzten kam immer Hairo Jasarbegovic zur Andacht, obzwar sein Haus nahe der

Džamija lag. Sobald sich dieser in andächtiger Haltung der letzten Reihe angegliedert hatte, pflegte der Hodža das gemeinsame Gebet anzustimmen; aber nicht deshalb, weil Jafarbegović der wohlhabendste Moslim des ganzen Dorfes war, sondern weil Ademen eben wußte, daß nach seiner Ankunft kaum noch jemand zu erwarten war. Jafarbegović kam aber nicht deshalb so spät, um damit seine Vornehmheit zu betonen; er war so umständlich in den Vorbereitungen für die Andacht, daß sich die Verspätung wie selbstverständlich ergab. Wenn Jafarbegović in seinem Hause den Ruf des Muezzins vernahm, begab er sich zuerst über den Hof, der mit hohen Steinmauern eingefaßt war, in den gegenüberliegenden Bau seiner Behausung, wo seine Tochter Aiša wohnte. In diesem Hause war es seit altersher so Sitte, daß der Mann gesondert seinen Selamluk bewohnte, wogegen der Frau und den Kindern der Harem zugewiesen war. So blieb es auch bei Hairo Jafarbegović; nachdem ihm seine junge Frau Havva gestorben war, ließ er seine Tochter mit einer alten christlichen Dienerin im Harem wohnen und er selbst hauste einsam gegenüber im Selamluk.

Aiša wurde im Heranwachsen zur höchsten Freude ihres Vaters der verstorbenen Havva immer ähnlicher. Als sie ganz erblüht war, schien es ihm nicht anders, als daß ihm das Leben zum Entgelt für den frühen Verlust seiner geliebten Havva in Aiša ein vollkommenes Ebenbild geschaffen hatte. Hairo hütete seine Tochter eifersüchtiger, als jemals ein Moslim seine Gattin gehütet hatte. Er wußte es sogar zu verhindern, daß sie mit Frauen und Mädchen verkehrte. Ihre Dienerin war die einzige Person, mit der zu sprechen er ihr erlaubte. Von klein auf war nun Aiša daran gewöhnt, dem Vater bei den Waschungen vor der Andacht behilflich zu sein. Auch jetzt besorgte Hairo den Abdest nie in seinem Selamluk und auch nie an der öffentlichen Bachrinne im Hofe der Džamija; immer wieder nahm er hiezu Aišas Dienst in Anspruch. Aiša schmückte sich jedesmal für ihren Vater und ging mit einer gewissen Feierlichkeit ans Werk. Wenn sie des Vaters hohe Gestalt im Hof erblickte, eilte sie ihm über die schmale, steile Treppe entgegen; dann küßte sie ihm die Hand und führte ihn in den Baderaum neben ihrem Schlafgemach. Schon vorher hatte sie alles für den Abdest vorbereitet. Nun nahm sie dem Vater zuerst die Ringe von den Händen und legte sie auf ein gesticktes Kissen. Dann trat Hairo zur Waschschüssel und Aiša schüttete ihm aus dem feingeschwungenen Hals eines Ibriks wohlriechendes Wasser in die hohlen Hände. Nachdem er so die Hände und das Gesicht gewaschen hatte, hielt sie ihm ein reichgesticktes Handtuch hin zum Abtrocknen. Hierauf ließ sich Hairo auf den hohen Sitzpolster nieder, der schon für ihn gerichtet war, und Aiša kniete zu ihm hin, entkleidete ihm die Füße und wusch sie ihm in einem großen Waschbecken. Nachdem sie ihm die Füße abgetrocknet

und ihm frische Strümpfe und leichte Saffianschuhe angelegt hatte, steckte sie ihm die Ringe wieder an die Finger und salbte ihm den langen dunklen Bart und den Kopf mit einem duftenden Öl. Während dieser Verrichtungen ergötzte Hairo sein Auge an der Schönheit Aisas und hielt oft wie traumverloren inne, bis ihn Aisa zärtlich zur Eile mahnte. Der Vater dankte ihr schließlich mit einem Kuß auf die Stirne und dann ging er.

Nach der Mittagsandacht wurde es bald still um die Dzamija. Nurija löste den Muharrem bei der Arbeit an dem Grabsteine ab, und Muharrem bereitete den hölzernen Tragsattel für den Esel vor. Nach einer Weile rief die alte Memnuna, Nurija möge zum Mittagessen kommen. Sie fragte auch den Muharrem, ob er essen wolle; Muharrem aber hatte schon bei den Schafen seinen ganzen Vorrat an Käse und Brot, den er sich für den Tag auf die Weide mitgenommen hatte, aufgezehrt und hatte nun keinen Hunger mehr. Er blieb allein vor dem Hause. Bald darauf kam Adem Jazvin in den Vorhof der Moschee. Er trug in der Hand eine Schnitte Maisbrotes, die er mit dickem grünen Olivenöl bestrichen hatte; das war sein Mittagsmahl. Er rief Muharrem zu sich und dann gingen sie zu den hohen schlanken Pappeln, die dicht an der Dzamija standen, und legten sich in das warme Gras.

Der verwaiste Muharrem, den Nurija vor Jahren auf seinem Rückweg von Mekka in Trebinje mitgenommen hatte, um ihn für seine Dienste zu erziehen, hatte in Nurija einen väterlichen Dienstherrn und in Adem Jazvin einen Freund gefunden. Muharrem konnte nicht gleich den Kindern des Dorfes in die Schule zum Hodza kommen, weil er mit den Schafen auf die Weide gehn mußte; aber an den Abenden nahm Adem den Knaben zu sich und lehrte ihn alles, was er tagüber die Schulkinder gelehrt hatte. Auch als Muharrem schon erwachsen war, entzog ihm Adem nicht seine Fürsorge. Einmal war von dem Hodzahaus der Kamin herabgefallen und Adem bat den jungen Muharrem, er möge den Schaden wieder gut machen. Muharrem baute aus Steinen und Lehmerde einen neuen Rauchfang mit einem zierlichen Dach, der dem Hodza außerordentlich gefiel. Auf das Zureden Adems hin errichtete Muharrem auch auf anderen Häusern des Dorfes neue Kamine; nie aber baute er sie einander gleich, sondern bei jedem Bau ließ er seine Einbildungskraft frei walten, so daß unter seinen Händen aus Stein und Lehm Gebilde entstanden, die man früher auf Dächern nie gesehen hatte. Aber nach dem einmütigen Urteil aller Dorfbewohner paßte jeder einzelne Kamin vortrefflich gerade zu dem Dach, für das er gebaut war, und die Bewohner der Häuser, auf denen Muharrems Rauchfänge standen, waren voll Lobes über ihre gute Wirkung. Nurija, den die Geschicklichkeit Muharrems bei diesen Arbeiten überraschte, zog ihn nun auch häufig zur Nachhilfe in seinen Steinmetzarbeiten heran.

So hatte Muharrem die beste Aussicht, in zwei verschiedenen Handwerken tüchtig zu werden. Es entstand damals ein förmlicher Wettstreit zwischen Adem Jazvin und Nurija Sekirija. Je mehr Nurija den Jungen für die Steinmetzerei gewinnen wollte, desto mehr förderte der Hodža seine Tätigkeit als Erbauer von Rauchfängen. Durch günstige Verbindungen wußte ihm Adem zahlreiche Aufträge in den umliegenden Ortschaften zu verschaffen; ja selbst in Mostar tauchten da und dort die absonderlichen Gebilde Muharrems auf den Steindächern auf und wurden sogar vielfach nachgeahmt. Freilich waren diese Nachbildungen dem Auge nicht so gefällig wie Muharrems Kamine, und vor allem waren sie nicht so haltbar. Denn Muharrem hatte auf einem Hügel bei Mostar im Tal der Radobolje, wo der alte christliche Friedhof liegt, eine pulverige dunkelgraue Erde gefunden, die er dem Lehm beimischte, wodurch der Bau außerordentlich fest und widerstandsfähig wurde. Muharrem kam auf diese Weise zu Ruf und auch zu Geld. Trotzdem wäre es ihm nicht eingefallen, den Dienst bei Nurija aufzugeben; er hütete nach wie vor die Schafe und fand daneben hinlänglich Zeit für seine Arbeiten.

Auch heute hatte Adem wieder einen Auftrag für Muharrem. Er hatte letzthin einer Bäuerin unten im Tale versprochen, daß ihr Muharrem ohne Bezahlung einen Rauchfang auf das Haus setzen werde. Wenn man vom Dorf den steilen Bergweg längs des Baches hinabstieg, bis dorthin, wo der Bach in die Narenta und der Steig in die Straße nach Mostar einmündete, stand da eine armselige Hütte, in der eine alte christliche Bäuerin, die Jelena, mit ihrer Tochter Katica wohnte. Neben dieser Hütte über der Einmündung des Baches schwebte eine zierliche Wassermühle, die der Jelena einige Groschen eintrug, denn sie überließ sie fallweise fremder Benützung gegen geringes Entgeld. Übrigens hatte Jelena auch eine kleine Schafherde, die sie von ihrer Tochter Katica hüten ließ. Im Hause der Jelena traf Adem Jazvin allmonatlich einmal mit einem befreundeten Hodža aus Mostar zusammen; bei dem schwarzen Kaffee, den ihnen die Jelena vorsetzte, tauschten die zwei greisen Geistlichen alte Erinnerungen aus und allerlei Gedanken. Aus Erkenntlichkeit für die Gastfreundschaft wollte ihr nun Adem über das verrußte Dachloch einen ordentlichen Rauchfang bauen lassen. „Geld wird bei der alten Jelena natürlich keines zu holen sein,“ schloß Adem die Mitteilung des neuen Auftrages. Muharrem machte eine abwehrende Bewegung: dann fügte er hinzu: „Lehmerde finde ich dort im Narentaufer und Steine gibts genug; da wird die Arbeit nicht beschwerlich fallen.“ In diesem Augenblicke kam ein halbwüchsiger Bursche und brachte auf einer Tasse eine große Kanne schwarzen Kaffees und eine kleine Schale, in der einige Stückchen Zucker waren. Es war der junge Hassan, ein Sohn des Nachbars Sekho, aus dessen Hause der Hodža

täglich den schwarzen Kaffee zu seiner Mittagmahlzeit geschickt erhielt. Hassan legte die Hand an die Brust, verneigte sich ehrerbietig vor dem alten Hodza und stellte die Tasse vor ihm in das Gras. Adem dankte ihm und gab ihm Grüße für seinen Vater mit. Als sie wieder allein waren, brachte Muharrem auf Adems Geheiß eine zweite Schale aus dem Haus, und nun tranken sie gemeinsam den Kaffee.

Adem fragte den Muharrem: „Du weißt es wohl schon, daß Hassans Bruder, der lange Muzir, aus Amerika zurückkommen wird?" „Ja, ich weiß es. Auch Bozko Boro kommt mit ihm zurück. Mir hat der Vater Boro einen Brief von ihm mitgegeben, daß ich ihn der alten Milja ins Spital in Mostar überbringe." Adem Jazvin hatte heute im Sinn, Muharrem mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er das Amt des Muezzins übernehmen könnte. Und dorthin, wenn auch auf Umwegen, wollte er das Gespräch lenken: „Siehst du, Muharrem, die zwei sind in Amerika nicht glücklich geworden. Die Sehnsucht treibt sie wieder heim. Keiner von denen, die die heimatlichen Berge jemals verlassen haben, um irgendwo draußen das Glück zu finden, ist wirklich glücklich geworden. Vielleicht gibt es dort draußen in der Welt, wo die übergeschäftigen Menschen leben, gar keine Möglichkeit zu einem wahrhaften Glück. Sie wollen alles erjagen, auch das Glück, und das geht nicht. Sogar das Wissen erjagen sie. Man soll ja jeglicher Wissenschaft nachstreben; selbst Mohammed gebietet: Suche die Wissenschaft und sollte es auch in China sein. Aber ich glaube, diese Menschen in den großen Städten wissen alles nur mit dem Kopf; mit dem Herzen indessen wissen sie nichts. Und man muß vor allem mit dem Herzen wissen, sonst weiß man überhaupt nichts. Gerade in Hinblick auf deine Zukunft hab ich in den letzten Jahren oft und oft darüber nachgedacht, ob ich dir mit voller Überzeugung raten könnte, hier in unserm Dorf zu bleiben oder hinauszugehn in die Welt. Seither bin ich dem Grabe um vieles näher gekommen und vieles ist mir jetzt klar, was ich früher auf keine Weise ergrübeln konnte. Siehst du, heute würde ich dir auch in jedem beliebigen armen Bergdorf unseres Landes raten, daß du für immer daheim bleiben sollst; auch in einem Dorf ohne Bäume und Bach, wo die Leute jeden Trunk mühsam aus einer Zisterne schöpfen müssen, oder gar im Sommer das Wasser von weit her in Tierfellen tragen müssen. Wie anders ist man aber in unserem Dorf begünstigt. Wenn ich in früheren Jahren im Koran die immerwiederkehrende Verheißung des Himmels las, daß uns da paradiesische Gärten erwarten, durcheilt von Bächen, da dachte ich etwa an die Gärten im Tal der Radobolje bei Mostar, oder meine Einbildungskraft zeigte mir Dinge, die nicht von dieser Welt sind: jetzt aber, wenn ich im Koran auf eine dieser Stellen stoße, geht mein Verlangen keinem anderen Bilde nach als dem, das du hier rings um dich siehst. Fürwahr,

hier der obere Teil des Dorfes an der Dzamija auf diesem ebenen Boden, den offenbar der Bach einmal angeschwemmt hat, ist wie ein Ausschnitt aus dem künftigen Paradies. Wir haben einen Bach, dessen Wasser das köstlichste Getränk ist, und Bäume haben wir und Gärten; wenn sie auch klein sind, unsere Gärten – dafür ist der Ausblick auf das Tal und auf die Berge schöner, als Worte sagen können." Adem war so angeregt von dem, was er sprach, daß er sich lebhaft zum Sitzen aufrichtete. Er zog die Beine unter sich und blickte wie im Nachgenuß seiner Worte rings um sich. Dann schlürfte er an dem duftenden Trank in der Schale und seine Augen blickten dabei an den schlanken Pappeln empor. Auch, nachdem er die Schale abgesetzt hatte, blickte er noch immer zu den Wipfeln der Bäume, nachdenkend, wie er das Gespräch zum Ziele führen sollte: „Siehst du, Muharrem, jedes Jahr hab ich dich auf diese Pappeln hinaufgeschickt, daß du die Äste bis hoch hinauf abschneidest. Wir sagten, daß wir das Holz gut brauchen können und daß die Pappeln um so besser in die Höhe gehen werden. In der Tat stehen sie jetzt da wie langgestielte Blumen. Jene Gründe aber waren nur ein Vorwand – in Wirklichkeit war es der Wunsch meines Herzens, dich in Höhen zu sehen; hauptsächlich deshalb förderte ich auch deine Kaminarbeiten. Aber erst heute ist es meinem Verstande klar geworden, woher mir dieses Verlangen kam, deine Arbeit in die Höhen zu lenken. Erst heute, als ich Nurija sagte, daß er mit seiner Stimme eigentlich Muezzin werden müßte, erst da erkannte ich, daß ich, ohne dessen bewußt zu sein, auch dich zu diesem Amte erzog. In diesen Höhen muß dir ja manchmal von selbst die Lust gekommen sein, Gott zu preisen." Als Muharrem diese Worte hörte, wurde er bestürzt und traurig. Es schien ihm der Augenblick gekommen zu sein, da er das langgewahrte Geheimnis seiner christlichen Abkunft nicht weiter verbergen konnte. Oft hatte er schon daran gedacht, den Hodza zu bitten, daß er seinen Übertritt zum Islam bewirke, da er doch in den Bräuchen dieser Religion aufgewachsen und dem Glauben seiner Eltern völlig entfremdet war. Aber noch nie war ihm die Entscheidung so dringend erschienen. Jetzt mußte er endlich vor Adem das Geständnis ablegen und seinen Rat erbitten. Tränen traten ihm in die Augen, als er zu sprechen begann. Adem, der seine Bewegung sah, wehrte ab: „Du sollst dich nicht gleich entschließen. Prüfe dich erst einige Tage selbst, ob es wirklich mit deinen Wünschen übereinstimmt, daß du dieses Amt im Dienste Allahs annimmst." Da schwieg Muharrem und sein Geheimnis blieb in ihm, drückender als jemals früher.

Wenn sich die alte Hatidza in einem Hause zeigte, so gab es wohl etwas Ungewöhnliches. Sie war der Arzt des Dorfes und wurde zu Geburten als Hebamme gerufen; sie kannte die geheimen Kräfte ver-

schiedener Gewächse, und ihre Amulette hatten selbst in Mostar einen guten Ruf; auch verstand sie sich gut aufs Besprechen und Wahrsagen und sogar aufs Zaubern; selbstverständlich ließ sie sich in allerlei Liebesangelegenheiten zur Vermittlung verwenden. Als heilkundige Frau fand sie hier im Dorfe um so mehr Zuspruch, da Adem Jazvin, zum Unterschiede von anderen Dorfgeistlichen, jedweder ärztlichen Betätigung auswich. Bei allen Leuten genoß Hatidza ein hohes Ansehn, aber alle hatten gleichzeitig eine gewisse Scheu vor diesem Schicksalsvogel. Nur im Hause des Jasarbegovic hatte Hatidza seit dem Tode seiner Frau, der frühverschiedenen Havva, keinen Zutritt. In der letzten Zeit war sie aber nun mit allen Listen bemüht, bei Aisa Gehör zu finden. Denn Aisa war das reichste Mädchen im Ort; die durfte sie nicht nach auswärts heiraten lassen. Freilich war im ganzen Dorf keine zweite Familie vom Range der Jasarbegovice. Hatidza hatte indessen einige junge Mohammedaner des Ortes ausersehen, die für eine Verbindung mit Aisa immerhin in Betracht kommen konnten. Vor allem dachte sie an Muharrem, von dem es hieß, daß er von seinem Dienstherrn, dem Steinmetz Nurija Sekirija, an Kindesstatt angenommen werden sollte. Nurija aber galt nach dem Jasarbegovic als der reichste Mann im Dorf. Es war ein langwieriges Unternehmen, bevor Hatidza im Hause des Jasarbegovic Zutritt erlangte. Zuerst hatte sie sich der christlichen Dienerin versichert; aber mit Aisa selbst war eine Unterredung sehr schwer zu erreichen, denn Aisa fürchtete ihren Vater. Indessen gelang es der listigen Alten durch Vermittlung der Dienerin das junge Mädchen glauben zu machen, daß sie krank wäre. Auf diesem Wege erreichte sie flüchtige, geheime Zusammenkünfte mit Aisa und schließlich eine Unterredung, zu der Hairo selbst die Einwilligung gab.

Zwar hatte sich Hairo vorgenommen, der Unterredung mit Hatidza beizuwohnen, um jedes überflüssige Wort zu verhindern. Ja, er hatte die Absicht, Aisa der Alten nur in der üblichen Verhüllung zu zeigen und die ärztliche Untersuchung keinesfalls weitergehen zu lassen als bis zum Fühlen des Pulses. Als aber die Stunde nahte, für die Hatidza ihren Besuch angesagt hatte, wurde Hairo immer unruhiger. Der Gedanke, daß ein fremdes Auge die Schönheit seiner Tochter genießen werde und daß die Ohren Aisas sich fremden Worten willig zeigen werden, entfachte allmählich eine derartige Eifersucht in ihm, daß er sich außerstande fühlte, die heilkundige Frau persönlich zu empfangen. Er zog an der Glocke, die nebenan in den Kmetenhof führte; bald darauf kam Iwan, der jüngere Sohn des Martin Boro, und dem befahl Jasarbegovic: „Sattle mir sofort den Schimmel!" Als ihn Aisa verwundert daran erinnerte, daß doch Hatidza kommen würde, wußte er vor ihr seine Erregung zu verbergen und sagte, daß er eben deshalb ausritte, um die ärztliche Untersuchung

nicht zu stören. Der fette Araber stand alsbald gesattelt im Hof. Hairo nahm von Aisa in ihrem Zimmer Abschied; sie ging nicht mit ihm hinunter, weil sie nicht von Iwan gesehen werden durfte. Die Dienerin begleitete aber Hairo auf einen Wink hin, und dieser flüsterte er unten bei der Haustüre mit zornvoller Stimme zu: „Du stehst mit deinem Leben dafür, daß zwischen der Hatidza und der Aisa nichts anderes gesprochen wird als von ihrem Unwohlsein; und wenn sie eine Untersuchung verlangt, so darf ihr Aisa nicht mehr gewähren als die Hand, um den Puls zu prüfen; wenn du mehr . . .," er vergurgelte sich im Zorne und machte ihr vor dem Gesichte eine drohende Gebärde; dann schwang er sich in den Sattel und ritt zum Tor hinaus. Draußen blickte Hairo zuerst zum Fenster der Aisa empor. Als er sah, daß seine Tochter ihm nachschaute, verschwand sofort der Groll aus seinen Zügen, und er winkte ihr freundlich zu. Da öffnete Aisa das Holzgitter und warf dem Vater rasch eine Blume nach, die sie aus ihrem Gürtel gelöst hatte. Hairo machte eine verlegene Handbewegung, mit der er der Blume im Fallen habhaft werden wollte. Indessen erreichte er sie nicht, so daß sie neben das Pferd auf den Boden fiel. Hairo spornte den Schimmel an und ritt weiter. Als er aber am Hause Boros um die Ecke gebogen war, hielt er das Tier an. Zuerst horchte er eine Weile, ob rings alles ruhig wäre. Als er sicher zu sein glaubte, daß kein Mensch vorbeikäme, sprang er vom Pferd hinunter, zog ihm die Zügel über den Kopf, legte sie auf den Boden und beschwerte sie mit einem gewichtigen Stein; dann schlich er dicht an den Mauern zurück zu seinem Haus, hob mit scheuer Hand die Blume auf und eilte wieder zu seinem Pferd; schließlich stieg er rasch auf und ritt von dannen.

Als Hatidza an das Tor klopfte und die Dienerin öffnete, fragte die Alte zuerst: „Wo ist der Beg, daß ich ihn zuerst begrüße?" Die Dienerin aber flüsterte: „Hairo ist vor einer Weile weggeritten. Er hat mir befohlen, darüber zu wachen, daß du mit der Aisa nicht über anderes sprichst als über ihre Krankheit." Bei dieser günstigen Nachricht verzog ein Grinsen Hatidzas zahnlosen Mund, und sie sagte zur Dienerin: „Freilich habe ich nur Aisas Wohlbefinden im Sinn. Wenn Hairo zurückkommt, so melde es uns rasch." Die Dienerin wollte Einwände machen: „Bei meinem Leben, ich darf euch nicht allein lassen. Und wenn dir dein eigenes Leben . . ." Hatidza aber unterbrach sie: „Du bleibst hier beim Tor und horchst!" Sie hatte dabei ihre Stimme verändert, daß sie halb zischend, halb kreischend klang, und ihre Augen schauten die Dienerin so durchdringend an, als wären es die Augen eines Raubvogels, der auf ein Jagdwild niederschießt. Diese war nun eingeschüchtert und sagte unterwürfig mit bebender Stimme: „Ich werde horchen." Da hellte sich das Hexenantlitz der Alten wieder auf und sie sagte sanft: „Du wirst es nicht zu bedauern

haben.“ Als sich aber Hatidža wegwandte, um ins Haus zu gehn, schlug die Dienerin ein Kreuz.

Aiša empfing die Alte in banger Erwartung. Sie war beflissen, die Höflichkeiten des Empfanges derart umständlich zu gestalten, daß die hexenhafte Frau nicht dazu käme, über irgend etwas mit ihr zu reden. Zuerst nahm sie ihr das große Tuch ab, legte es auf eine Truhe und nötigte dann die Alte mit Freundlichkeit, auf dem Teppich des Bodens Platz zu nehmen. Hatidža setzte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder, aber Aiša machte sich noch viel zu schaffen. Zuerst brachte sie gezuckerte Limonade und allerlei Backwerk, dann holte sie aus der Küche einen dampfenden Kaffee-Ibrik und leere Schalen und Zucker. Als sie wieder hinweggehn wollte, faßte sie Hatidža am Handgelenk und sagte: „Bleibe schon, liebes Kind, mein Herz wünscht sich nichts anderes mehr.“ Aber Aiša entzog sich ihr und fand noch einen Vorwand: „Auch eine Zigarette mußt du haben,“ und sie ging zu einem Wandschrank, nahm eine Schachtel mit feingeschnittenem gelben Tabak heraus und drehte umständlich selbst die Zigarette. Darauf ging sie in die Küche und brachte in einer zierlichen Zange ein Stück glühender Holzkohle, an der sie die Zigarette anrauchte. Die Zange mit der Kohle legte sie in ein kupfernes Becken und die Zigarette reichte sie dem Gaste. Nun fand sie aber keine Betätigung mehr, die sie hätte noch länger von der Alten fernhalten können, und mit einem leisen Seufzer ließ sie sich neben ihr nieder. Hatidža faßte sie wieder am Handgelenk und fühlte ihr nun den Puls: „Noch immer unruhig . . . noch immer unruhig, arme Wachtel; aber vertraue dich nur mir an, so wirst du alle Übel loswerden. Ich habe schon viel über deine Krankheit nachgedacht. Zuerst wollen wir ein ganz einfaches Mittel versuchen. Heute abend, ehe du schlafen gehst, reibe dir die Fußsohlen und die Handflächen mit Knoblauch ein und in die Türe stoße ein großes Messer. Der Geruch des Knoblauchs wird die bösen Geister vertreiben und auch vor dem Messer werden sie Furcht haben.“ Die Alte erklärte der Aiša noch, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern kämen und mit diesen zu bannen gingen. Sie wußte indessen dem Gespräche bald die erwünschte Wendung zu geben: „Aber manchmal verfehlt bei den jungen Mädchen jedes Mittel und sie siechen rettungslos dahin, wenn sie sich nicht bald entschließen, einem Manne in die Ehe zu folgen. Und siehst du, meine teuere Schwalbe, wenn alle meine Mittel versagen sollten, so müßten wir schauen, wo wir einen jungen Helden für dich finden.“ Aiša errötete und drückte die Handflächen an die Wangen: „O, ich will keinen Mann.“ Hatidža aber streichelte ihr das schwarze, seidige Haar und trachtete die Stimme ganz süß zu machen: „Du liebes Turteltäubchen, was sagst du da mir erfahrenen Frau. Ich hab schon viele sagen hören: ich will keinen Mann; und

gerade diese hatten es dann am eiligsten." Aisa wehrte sich weiter: „Ich lebe hier mit dem Vater und bin glücklich. Ich brauche keinen Mann." „Allah schenke deinem Vater ein langes Leben; was tätest du aber, wenn es Gott gefiele, ihn vorzeitig zu sich zu berufen?" „Wie sollte mir ein anderer Mann gefallen? Gewiß gibt es keinen, der so schön und so edel ist wie mein Vater." „Dein Vater ist sicher der Edelste im ganzen Lande. Ich kannte ihn, wie er noch ganz jung war; da gab es nicht seinesgleichen. Wenn ihn damals der Sultan gesehen hätte, so hätte er ihn auf der Stelle zum Pascha gemacht ... Und doch wird es noch andere Männer geben, die deinem Auge ebenso gut gefallen werden." „Ich sehe nie einen anderen Mann. Nur manchmal, wenn ich gerade aus dem Fenster schaue, verborgen hinter dem Gitter, und es kommt einer daher und ich wende mich nicht rechtzeitig ab, so ist doch mein Auge nie entzückt. Alle diese Männer überragt mein Vater wenigstens um Kopfeslänge." „Gewiß hat ein großer Mann vieles voraus vor den anderen; aber ein kleinerer Mann braucht deshalb nicht ohne Wert zu sein. Und dann mußt du bedenken, daß man einen Mann nicht mit einem so flüchtigen Blick durch das Holzgitter schon vollkommen abschätzen kann. Wenn man mit einem Mann spricht, zeigt er sich anders, als er sich beim ersten Anblick gezeigt hat. Und wieder ist es etwas anderes, wenn du mit einem Manne bloß sprichst, als wenn er," — hier neigte sie sich bis zu Aisas Ohr und sagte das Weitere nur flüsternd, „neben dir liegt und die Arme um dich schlingt." Das junge Mädchen rückte ein Stückchen weg und wurde noch röter im Gesicht; mit fast tonloser Stimme wehrte sie ab: „O, ich will keinen Mann. Wie könnte ich mit einem reden, der mir nicht schon auf den ersten Blick gefallen hat." „Ja, du müßtest dir ihn gründlich anschauen. Das geht ganz gut, ohne daß der Mann davon weiß. Ich müßte dir ihn im Traume zeigen." Da wurde Aisa wieder zutraulicher: „Das könntest du, einen Mann im Traume zeigen?" „Gewiß, du mein Täubchen. Ich hab das schon bei vielen zuwege gebracht, die ungeduldig waren, ihren Künftigen kennen zu lernen. Bis wir einmal so weit sind, will ich gerne ein Mittel finden, das für dich paßt. Erst unlängst hab ich der Tochter eures Nachbars, der roten Zahida, ihren Bräutigam im Traume gezeigt." „O, Mutter Hatidza, ich hätte Angst vor so einem Traum." „Es gelingt nicht immer so rasch; manchmal muß man verschiedene Mittel versuchen, bis der Traum gelingt. Bei der Zahida hat gleich das erste geholfen. Soll ich dir erzählen, was ich ihr geraten hab?" „Ja, ich bitte." „Siehst du, die mußte dieses tun: In finsterer Nacht, wenn alles schlief, vom Lager aufstehen, sich vollständig entkleiden und in den Rauchfang kriechen und dabei dreimal sagen: ‚Mein mir Bestimmter, seiest du im Walde oder im Wasser, in der Asche oder in der Kohle, komme nachts, damit

wir uns sehen!' Dann mußte sie unter einen Feigenbaum gehn und den Spruch dort dreimal wiederholen; und darauf noch dreimal vor der Hoftür. Nachher ging sie überdies auf den Abtritt und kehrte von dort zurück, ohne sich umzuschauen; schließlich ging sie wieder in ihr Zimmer und zog die Kleider verkehrt an. Als sie dann so einschlief, zeigte sich ihr im Traum der Bräutigam." „Das alles täte ich nicht, Mutter Hatidža." „Für dich werde ich ein anderes Mittel ersinnen, das vielleicht leichter ist. Wenn wir nur einmal so weit sind" — bei diesen Worten erhob sich die Alte, und Aisa sprang auf und half ihr im Aufstehen. Hatidža gab ihr zum Abschied noch einige Winke: „Sei nicht geschwätzig vor deinem Vater. Von solchen Dingen verstehen die Männer nichts und brauchen nichts davon zu erfahren. Trachte nur, daß ich bald wieder zu dir gerufen werde. Und sollte es mir wirklich nicht gelingen, dich anders zu heilen, nun dann müssen wir suchen. Für alle Fälle denke dir, daß der Name deines Zukünftigen mit M beginnt." „Wie kannst du das wissen? Vielleicht gibt es für mich gar nicht einen Zukünftigen." „O, du kluge Taube, die Mutter Hatidža ist eine alte Frau und ihr Blick reicht vielleicht weiter, als du glauben würdest." Aisa hielt das Ganze für einen Scherz; sie begann zu raten: „Meho? Mujo? . . . Mehmed? Mujaga? . . . oder Mustafa? o, das wäre ein schöner Name." Hatidža lachte listig: „Es gibt auch noch andere; aber vorläufig denke nur an das M."

Bald nachdem die Alte das Haus verlassen hatte, kehrte Hairo auf seinem Schimmel zurück. Er hielt das Pferd mit der Flanke dicht an das Haustor und klopfte mit dem Steigbügel an. Die Dienerin kam ihm das Tor zu öffnen. Hairo blickte ihr forschend in die Augen, aber sie hielt seinen Blick aus. Dieser große starke Mann vermochte sie nicht in dem Maße einzuschüchtern wie die alte Hatidža. Hairo begnügte sich mit einer solchen Prüfung und fragte sie nicht aus. Er ging aber gleich hinauf zu seiner Tochter, um sich über das Ergebnis des ärztlichen Besuches berichten zu lassen. Aisa erzählte ihrem Vater alsbald lebhaft über die Untersuchung, wie ihr Hatidža den Puls gefühlt hatte, der noch immer nicht in Ordnung wäre, und über das Mittel, das sie ihr für den Anfang empfohlen hatte. Hairo war mit diesem Berichte sehr zufrieden und sagte: „Das Mittel scheint gut zu sein und Gott wolle, daß es dich ganz gesund macht!" Dann fügte er nach einigem Zögern hinzu: „Und weiter hat sie dich nicht untersucht?" Aisa verneinte mit dem Kopf. „Und anderes hat sie mit dir nicht gesprochen?" Aisa wollte nicht lügen: „Nein; sie sprach immer nur von meiner Krankheit und den Mitteln gegen sie." Da fragte sie Hairo nicht mehr aus; denn nach der Aufregung, die ihm die Berufung der heilkundigen Frau verursacht hatte, war es ihm eine Erleichterung, daß ihm seine Tochter nur so Günstiges zu melden hatte. Trotzdem

konnte sich Hairo auch weiterhin nicht völlig beruhigen. Ebenso war Aisa seit dem Gespräch mit Hatidža in einer steten Unruhe, die sie für ein gesteigertes Fieber hielt. In Wirklichkeit war es aber keine Krankheit, sondern die Erregung der Einbildungskraft, die das Gespräch der Alten in diesem vom Leben abgeschlossenen jungen Mädchen natürlicherweise hervorgerufen hatte.

Am Abend vor dem Schlafengehen befolgte Aisa gewissenhaft das Gebot der heilkundigen Frau. Sie rieb sich die Fußsohlen und die Handflächen mit Knoblauch ein, und als sie sich für die Nacht versperrt hatte, stieß sie ein Messer in das Holz der Tür. Nun lag sie auf ihrem Lager, und der Knoblauchgeruch und das drohende Messer sollten die bösen Geister fernhalten. Aber es war, als hätten sich gerade heute die bösen Geister gegen sie verschworen. Der Schlaf wollte nicht kommen; immer mußte sie an alle Einzelheiten des Gespräches mit der alten Hatidža zurückdenken. Je länger sie so wachend in der Finsternis nachdachte, desto heißer wurden ihr die Wangen und desto schwüler wurde ihr das Lager. Es war nicht das Schlimmste, daß ihr immer wieder neue Männernamen mit dem Anfangsbuchstaben M einfielen und daß sie sich zu jedem von ihnen einen anderen Mann vorstellen mußte. Am meisten bedrängte sie der immer heftiger wiederkehrende Wunsch, auch einmal jenes Mittel zu versuchen, kraft dessen die Nachbarstochter ihren künftigen Bräutigam in Erfahrung gebracht hatte. Sie konnte nicht widerstehn zu versuchen, ob sie den Spruch nicht vergessen hatte; ganz leise flüsterte sie die Worte: „Mein mir Bestimmter, seiest du im Walde oder im Wasser, in der Asche oder in der Kohle, komme nachts, damit wir uns sehen!" Dann drückte sie die Augen zu und hielt in erwartungsvoller Angst den Atem an, als könnte sich schon nach diesem Versuch das Bild des künftigen Bräutigams zeigen. Dadurch, daß alles um sie in der Finsternis trotz des Spruches unverändert blieb, gewann sie an Sicherheit. Sie dachte den ganzen Vorgang durch, den Zahida hatte einhalten müssen, und versetzte sich dabei im Geiste immer an ihre Stelle. Die Schwierigkeiten erschienen für sie selbst auch nicht unüberwindlich . . . nur der Feigenbaum — wo gab es in der Nähe einen Feigenbaum, unter dem sie den Spruch hersagen könnte? Im eigenen Garten hatten sie keinen und hinaus über die Grenzen des Heims hätte sie sich nicht gewagt. Aber könnte es nicht ein anderer Baum sein? Vielleicht ein Weichselbaum? Mitten im Hof stand ja ein Weichselbaum. Bei dieser Überlegung faßte sie plötzlich den Entschluß, es auf den Versuch ankommen zu lassen. Es blieb ja doch nur ein Versuch, der gewiß nicht gelingen würde. Und wenn . . . nein, nein, sie mußte sich davon überzeugen, daß es bei ihr sicher erfolglos wäre. Entschlossen sprang sie auf und streifte das Hemd ab. Dann erschrak sie vor ihrem Vorhaben und kauerte sich rasch auf das Lager und deckte sich bis an den Mund zu.

Lange hielt sie sich aber nicht zurück; sie erhob sich abermals und schlich, mit den Händen ins Leere tastend, bis zur Tür. Als sie aufgesperrt hatte und langsam aufschloß und dann schon auf der Schwelle stand, schlug hinter ihr etwas zu Boden. Das Messer, das sie in die Tür gestoßen hatte, war hinabgefallen. Mit zitternden Knien blieb Aisa angstvoll eine Weile an den Türpfosten gelehnt; zurück wollte sie aber nicht mehr. Sie tastete sich weiter bis in die Küche und zum Herd hin. Dann stellte sie sich auf den Herd in die Asche und steckte behutsam den Kopf und die Schultern in den Kamin hinein. Aber sie mußte eine ganze Weile so warten, bevor sie fähig war zu sprechen. Endlich begann sie: „Mein mir Bestimmter . . .“ Dreimal sagte sie den ganzen Spruch auf und flugs zog sie den Kopf wieder hervor und verspürte etwas wie Freude, daß der erste Teil des Versuches so geglückt war. Nun wollte sie hinaus in den Hof, um unter dem Weichselbaum den Spruch zu wiederholen. Als sie aber in die geöffnete Türe trat und vor sich in dem unklaren Dunkel schattenhaft den Selamluk, den Hof und inmitten des Hofes den Weichselbaum mehr ahnte als sah und die laue nächtliche Luft sich wie etwas Fremdes um sie schloß, da bebte sie am ganzen Leibe vor Aufregung und war außerstande, noch einen Schritt weiter zu tun.

Hairo war zwar von dem Bericht über den Besuch der alten Hatidza befriedigt, aber trotzdem konnte auch er an diesem Abend nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder stieg ein Verdacht gegen diese hexenhafte Alte in ihm auf. Er wußte es aus Erfahrung, daß diese heilkundigen Frauen es nicht bleiben lassen konnten, bei ihrer ärztlichen Tätigkeit nicht zugleich auch allerlei Kuppeleien zu betreiben. Er suchte sich damit zu trösten, daß mit diesem einen Mal noch nichts hatte geschehen können; und ein nächstes Mal wollte er sich zusammennehmen und nicht von der Seite seiner Tochter weichen. Aber es fielen ihm auch so viele listig durchgeführte Liebesgeschichten ein. In zahllosen Volksliedern wurden heimliche oder gewaltsame Entführungen von Bräuten besungen und Jahr um Jahr hörte man von neuen Fällen. Hatte doch er selbst seine Havva entführen müssen, freilich aus einem ganz nüchternen Grunde. Havvas Vater, der reiche Azimbegovic in Mostar, willigte zwar ein, als Jafarbegovic die Brautwerberin geschickt hatte, aber er war so geizig, daß er für die Verwandten und Bekannten nicht ein Hochzeitsfest rüsten wollte, wie es seinem Reichtum entsprochen hätte; so kam er mit seinem Schwiegersohn überein, daß er die Braut in der Nacht heimlich aus Mostar entführen müsse; auf diese Weise ersparte der Geizhals die Ausgaben für die Vermählungsfeier. Um sich aus solchen Grübeleien herauszureißen stand Hairo manchmal auf und streckte seine riesenhafte Gestalt hoch auf, daß er mit der Fesquaste beinahe die Zimmerdecke berührte. Für alle Fälle richtete er sich einen

Waffengürtel her, steckte zwei doppelläufige Pistolen hinein, die er vorher geladen hatte, ferner einen Handzar und einen kurzen Dolch; alles kostbare alte Waffen, die er einst nach dem Aufstand bei der allgemeinen Abnahme der Waffen zu verbergen gewußt hatte. Und unten im Stall stand sein weißer Araber; bis Sarajevo gab es nicht seinesgleichen. Der kletterte auf den steilsten Bergpfaden leicht und sicher, ohne jemals rasten zu müssen, und unten im ebenen Tal konnte er fliegen wie ein Pfeil. Hairo mußte nun beinahe auflachen bei dem Gedanken, daß es jemand wagen könnte, seine Aisa zu holen. Trotzdem lehnte er sich aus dem Fenster, von dem aus er den auswärtigen Erker des Harems beobachten konnte. Alles blieb ruhig; aber er entschloß sich noch immer nicht, schlafen zu gehn. Er schritt in den Zimmern unruhig auf und nieder; und schließlich lehnte er sich in ein offenes Fenster, das in den Hof ging, und beobachtete auch von da das Haremsgebäude.

Die ununterbrochene Stille der Nacht ringsum sänftigte allmählich sein Mißtrauen und seine Wachsamkeit, und all sein Sinnen lenkte ein in die teuerste Zeit seiner Erinnerung, in die glücklichen Tage, da er sich des Besitzes der schönen Havva erfreut hatte; und seine träumenden Blicke waren mit Zärtlichkeit nach den Fenstern des Harems gerichtet. Hairo hörte es gar nicht, als drüben leise eine Tür auf den Balkon geöffnet wurde. Plötzlich gewahrten aber seine Augen in der dunklen Öffnung der Türe das geisterhafte Schimmern einer nackten Frauengestalt. Er hielt den Atem an und auch die Erscheinung blieb wie festgebannt. Da griff Hairo mit seinen bebenden Händen um sich, damit er wisse, ob er träume oder wache; das war doch leibhaftig seine geliebte Havva – und Tränen traten ihm in die Augen, die ihm das Bild völlig verschleierten. Da vermochte er sich nicht mehr zurückzuhalten: er breitete die Arme weit aus, und es war, als bringe ihm dieser stöhnende Aufschrei, den er mit den Lippen und den Zähnen hatte festhalten wollen, aus der Nase, aus den Augen, den Ohren, ja aus dem Herzen selbst: „Havva, meine Havva!" Dem Aufschrei folgte das Zuschlagen der Türe, und dann war alles wieder ruhig.

Hairo wußte das Rätsel der nächtlichen Erscheinung nicht zu lösen, und doch scheute er sich, seine Tochter auszufragen. Auch Aisa konnte es nicht ergrübeln, woher dieser dumpfe Aufschrei gekommen war, der sie von ihrem nächtlichen Tun zurückgescheucht hatte. Aber in den folgenden Tagen waren beide so befangen, daß sie es kaum wagten, einander anzuschauen.

(Fortsetzung folgt)

Wilhelm von Humboldt, Reisetagebücher 1788/89

mitgeteilt von Albert Leitzmann

I

Charlotte Diede, der nie vergessenen Jugendfreundin aus drei Pyrmonter Tagen, mit der ihn im Alter jener merkwürdige Briefwechsel verband, der seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1847 vielen deutschen Gemütern fast eine weltliche Bibel geworden ist und auch heute noch zu unsern verbreitetsten und gelesensten Büchern gehört, macht Wilhelm von Humboldt im Mai 1825 folgendes charakteristische Geständnis: „Ich habe eine große Freude daran, in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinsten, was mir begegnet ist, habe ich wenig vergessen und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menschen, mit denen ich näher zusammentraf. Gerade in den Jahren, wo wir uns sahen, hatte ich eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menschenkenntnis verschafft, die andern sonst wohl viel später fehlt. Die Hauptsache lag mir an der Kenntnis. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eigenes Studium. Indes hat es mir auch für die Behandlung der Menschen im Leben sehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach seiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältnis gemäß scheint, mit jedem durchzusetzen. Was ich als junger Mensch zur Übung versuchte, hat mir im männlichen Alter oft sichtbar genutzt." Wer die Dokumente seines persönlichen Daseins, vor allem den nie hoch genug zu schätzenden Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin im innersten Wesenskerne sich verdeutlicht, erkennt in dieser sich einfühlenden und doch immer zugleich reflektierenden Neigung, fremde Geistes- und Gemütsart in möglichst ausgedehntem Kreise der Erfahrung kennen zu lernen und das erfahrene Wesen der andern wirksam für die eigene Ausbildung und Vertiefung zu verwerten, eine der seelischen Grundtatsachen in der geistigen Struktur dieses merkwürdigen, in allen Lagen und Lebensaltern wunderbar gleichförmigen Menschen. Als die unmittelbarsten Urkunden dieser psychologisch-erzieherischen Arbeit an und über der Fülle bedeutender Menschen und Dinge, die ihm eine längere, unter den günstigsten äußeren Bedingungen durchlebte Reiseexistenz entgegentrug, sind uns durch einen glücklichen Zufall, wenn auch nicht ganz vollständig, die Tagebuchblätter erhalten, die er auf zwei längeren Ausflügen im Spätjahr 1788 und im Sommer und Herbst

1789 nach verschiedenen Gegenden Deutschlands, nach Belgien, nach dem eben vom ersten Ansturm der Revolution erschütterten Paris und nach der deutschen und französischen Schweiz für sich niedergeschrieben hat. Es ist der Zweck der folgenden Blätter, was aus diesen Tagebüchern an Schilderungen von Natur und Menschen wie an allgemeineren Gedanken über Fragen des Lebens und der Kunst für weitere Kreise von Interesse sein kann, in zwangloser Folge, nur durch den Faden des chronologischen Ablaufs der Ereignisse leise gebunden, auszuwählen. Wen die Sehnsucht nach dem unverkürzten Wortlaut dieser Tagebücher ergreifen sollte, der sei ein für allemal auf den künftig erscheinenden vierzehnten Band der Gesamtausgabe von Humboldts Schriften verwiesen, die ich seit 1903 im Auftrage der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeite.

Zu Ostern 1788 hatte der noch nicht einundzwanzigjährige Wilhelm von Humboldt die Universität Göttingen bezogen, um sich neben seinen juristischen und kameralistischen Fachstudien besonders der Philosophie und der Altertumswissenschaft zu widmen, nachdem er das Semester vorher auf der märkischen Landesuniversität Frankfurt an der Oder verbracht hatte, wo, wie er einem Freunde schreibt, Justinian mit der ganzen Last seiner Gesetze auf ihm lag und er sich in seine genannten Lieblingsstudien nur in einzelnen geraubten Stunden hinüberzustehlen vermochte. Dieser Übergang von Frankfurt nach Göttingen, von Preußen nach dem unter englischer Regierung stehenden Hannover, nach dem Auslande, war weit mehr als ein bloßer Ortswechsel, wie ihn etwa der Student von heute mit Leichtigkeit vollzieht, ohne gar viel davon zu merken: denn die geistigen Physiognomien der deutschen Hochschulen waren damals außerordentlich verschieden. Man erinnert sich aus Goethes Selbstbiographie, wie gern dieser nach Göttingen gegangen wäre, um zu den Füßen solcher gelehrter Notabilitäten wie Heyne und Michaelis zu sitzen, und wie ungern er nach dem unabänderlichen Wunsche seines Vaters nach Leipzig wanderte. Speziell für Humboldt bedeutete der Wechsel der Hochschule zwar auch die Eröffnung der idealsten Möglichkeit zum Studium der philosophischen, philologischen und historischen Wissenschaften unter der belebenden Anleitung der berühmtesten Lehrer, daneben aber vor allem den eigentlichen Beginn seiner akademischen Freiheit und Selbstbestimmung. Nach der Universität Frankfurt war nicht nur sein jüngerer Bruder Alexander, von dem ihn bei aller brüderlichen, durch ein langes Leben treu bewahrten Neigung doch eine in den tiefsten Tiefen der seelischen Struktur verankerte Wesensverschiedenheit trennte, sondern auch der getreue Mentor der Brüder, der um zehn Jahre ältere Johann Christian Kunth, mitgegangen, in dessen Hand nach der Bestimmung der früh verwitweten Mutter die gesamte Erziehung

beider seit einem Dezennium gelegen hatte. Alexander blieb jetzt mit Kunth in Berlin zurück, und Wilhelms junge wissens- und lebensdurstige Seele durfte auf dem neuen Boden die ersten selbständigen Flügelschläge tun. Die häusliche Umgebung, den Familienennui, wie sich der mokantere Alexander etwas respektlos, aber wohl zutreffend ausdrückte, und die ganze korrekte, aufklärerische Sphäre des damaligen gebildeten Berlin, in der er sich, ach so häufig gefesselt und nicht verstanden, so recht im Innersten fremd gefühlt hatte, sah er beim Auszug nach Göttingen ohne jedes Bedauern für immer hinter sich versinken und auch den Kreisen, in denen die nicht-intellektuelle, die rein gefühlsmäßige Seite seines inneren Lebens, die er sonst sorgsam verhüllte, ihren lautesten Widerhall gefunden hatte, den Kreisen der schönen, von ihm angeschwärmten Henriette Herz und ihres moralisch-sinnlichen Veredlungsbundes, sollte er durch das neue Leben, das sich ihm seit den Göttinger Tagen öffnete, rasch gänzlich entfremdet werden. Scheint es doch, als wenn dieser Bund und sein sentimentaler Gefühlskultus nur die eine Aufgabe in Humboldts Leben zu erfüllen bestimmt gewesen wäre, ihm die kongeniale Lebensgenossin in Karoline von Dacheröden zuzuführen, durch die er den Lebenskreisen Schillers und Goethes für immer gewonnen wurde, eine Fügung, der noch die Sonette des Alters mit der Wehmut beglückter Erinnerung als des lichten Lebensmorgens gedenken, wo „zum erstenmale hernieder aus der Liebe goldner Schale dem Geist des tiefen Sinnes Perlen tauten."

Nach einem durch eine Reihe kleinerer Ausflüge, nach dem Harz, nach Allendorf, nach Pyrmont, wo die Bekanntschaft mit Charlotte Hildebrand, der Freundin des Alters, geschlossen wurde, nach Burgörner bei Mansfeld, dem Gute des Kammerpräsidenten von Dacheröden, zur ersten Begegnung mit dessen Tochter Karoline, angenehm und häufig unterbrochenen Sommersemester verließ Humboldt mit dem bei weitem später als heute üblichen Eintritt der akademischen Herbstferien am 19. September 1788 Göttingen, um die erste größere Reise seines Lebens, nach dem Reich, wie er sich ausdrückt, das heißt nach den westlichen außerpreußischen Ländern Deutschlands anzutreten. Ein schon von Berlin her Humboldt bekannter Londoner Arzt, Alexander Crichton, machte einen großen Teil der Reise mit: mit ihm konnte man sogar von Henriette Herz und der Liebe zu ihr reden, ohne mißverstanden zu werden; „wir sprachen über Frauenzimmer überhaupt und verteidigten beide da gemeinschaftlich den Satz, daß die Weiber im ganzen weit tugendhafter sind als die Männer." Die Reise ging zunächst über Kassel nach Arolsen, der Hauptstadt des Fürstentums Waldeck. Der Reisekoffer enthielt die geographisch-historisch-statistischen Handbücher von Krebel und Norrmann, recht trockene und stark philiströs-lehrhafte Vorläufer unsrer Baedeker, und die darin gefundenen Angaben

und Schilderungen wurden wissenschaftlich-kritisch mit der eigenen Erfahrung des Augenscheins und den mündlich eingezogenen, durch Bekannte und Unbekannte vermittelten Erkundigungen verglichen, bei den bunt durcheinandergewürfelten Territorialverhältnissen der Landkarte des damaligen deutschen Reichs keine sehr leichte Aufgabe. Besonderes Augenmerk wendet Humboldt den Verfassungen der kleinen, von ihm berührten Staaten zu, gibt ausführliche Bemerkungen über die Finanzangelegenheiten und die nationalökonomischen Verhältnisse und sucht in den Geist der Regierungen und Gesetze, das heißt vielfach den Geist und Charakter der Souveräne tiefer einzudringen, wie er denn als Angehöriger einer preußischen Adelsfamilie und als Sohn eines Kammerherrn des Prinzen von Preußen, dem man am künftigen Hofe Friedrich Wilhelms II. einen Ministerposten gesichert glaubte, der aber den Thronwechsel nicht erleben sollte, überall den Zutritt zu den Höfen der kleinen deutschen Herren hatte und fast regelmäßig davon auch Gebrauch machte. Der staatswirtschaftliche Weitblick und das gediegene Verständnis, das Humboldt den nationalökonomischen Fragen aller Art entgegenbringt, sind ein rühmliches Zeugnis für den vortrefflichen Privatunterricht, den er als Achtzehnjähriger bei Christian Wilhelm von Dohm, der uns später noch begegnen wird, in Berlin genossen hatte. In Arolsen selbst und in allen waldeckischen Lokalangelegenheiten machte der Bibliothekar Cuhn, eine Pyrmonter Badebekanntschaft vom Juli des Jahres her, „sehr höflich und weniger windig und hofmännisch als in Pyrmont", den erläuternden und führenden Mentor. Er ist das erste Objekt der psychologischen Zergliederungskunst Humboldts: im allgemeinen wird er ihm zum Beweis, wie die Menschen, besonders die seines Charakters, sich in ihrem Gehaben nach ihrer Umgebung richten und von ihr beeinflussen lassen; im besonderen bezweifelt er die Wahrheit seiner Empfindungen, weil er bei Gelegenheit einer todkranken Freundin und Gönnerin „zu viel und in zu gewählten Ausdrücken" von seinem Schmerz sprach. In der Begleitung dieses Mannes werden in Arolsen eine Art fürstliches Logierhaus für nicht hoffähige bedeutendere Fremde, sehr geschmackvoll eingerichtet und mit Gemälden von Tischbein, Kraus und Nahl geziert, der fürstliche Stall, in dem die Krippen von waldeckischem Marmor sind, die Raufen wie halbdurchschnittene, an der Mauer befestigte Vasen aussehen, das an seltenen Metallstufen reiche Naturalienkabinett der verwitweten Fürstin Christiane mit einer von der Kaiserin Katharina geschenkten Sammlung aller sibirischen Marmorarten, endlich die Bibliothek des Fürsten, besonders reich an älteren und neueren merkwürdigen Reisebeschreibungen, eingehend besichtigt.

Vom Arolsener Hofe empfing Humboldt recht angenehme Eindrücke, Er berichtet darüber: „Ich wurde dem Fürsten [Friedrich] vorgestellt. Vorher

führte man mich noch im Schloß herum. Wir besahen einige schöne Gemälde, den General Wolfe von West, ein paar Stücke vom jungen Tischbein, der seinen Stücken viel Grazie, aber wenig Ausdruck zu geben weiß. Das Kabinett des Fürsten gefiel mir sehr. Seinem Arbeitstisch gegenüber stand Mendelssohns Büste, hinter dem Arbeitstisch auf einem Schrank andre Büsten, zum Beispiel Sokrates. An den Wänden hingen Gemälde großer Männer: Friedrich II., Peter I., Heinrich IV. und so fort. Dem Arbeitstisch sah man an, daß es wirklich ein Arbeitstisch war. Der Fürst kam von einer Spazierfahrt, ganz unangezogen, nur am Stern etwa kenntlich. Sieht man ihn nicht als Landesherren, sondern bloß als privatisierenden Fürsten an, so ist er gewiß ein vorzüglich achtungswerter Mann. Er spricht sehr bestimmt, immer mit Sachkenntnis, fragt, was die wenigsten Fürsten verstehen, sehr vernünftig und läßt nirgends Stolz, nicht einmal Eitelkeit, sondern vielmehr überall Bescheidenheit und eine gewisse Schüchternheit blicken. Er zeigte uns einige Kupferstiche, dann 4 Schlachten von Querfurt, die ganz wie Plane gemalt, woran aber die Kartuschen merkwürdig sind, die mit viel Figuren geziert sind. Vorzüglich zeichnet sich Querfurt durch schöne türkische Pferde auf seinen Stücken aus. Der Fürst sprach von allerlei. Vom Religionsedikt [Wöllners vom 9. Juli 1788] sagte er: ‚Ich höre, es soll aufgehoben sein, aber ich begreife nicht, warum; ich habe nichts anstößiges darin gefunden.' Allein hernach zeigte es sich, daß er es nicht recht, sondern nur so prinzlich gelesen hatte. Denn er glaubte, nur die Äußerungen auf der Kanzel wären verboten. Daß die Einschränkung noch weiter geht, schien er doch zu mißbilligen. — Ich aß bei der verwitweten Fürstin, wo der Fürst auch war. Ich saß bei ihr am Tisch. Sie ist in der Tat eine überaus vernünftige Frau, spricht sehr gut und richtig deutsch, überaus schön französisch und, wie man mir sagte, auch englisch. Der Ton am Tisch gefiel mir außerordentlich. Es war nicht die mindeste Gêne. Jeder sprach, wie und was er wollte. Die Fürstin sprach viel mit mir, doch eben nichts zum Aufzeichnen. Sie trug mir auf, ihr einen Hygrometer zu bestellen, sprach sehr bescheiden und zeigte doch sehr viel Kenntnisse. Sie sagte mir: ‚Es macht meinem Charakter wenig Ehre, aber ich liebe vorzüglich Raubtiere. Sie sind doch tapfer und listig, und was wir bei ihnen List nennen, heißt bei uns Politik.' Sie ist für ihr Alter sehr lebhaft und munter, und wäre der Fürst aufgelegt gewesen, so wäre die Gesellschaft sehr lustig geworden. Stolz bemerkte ich an ihr gar nicht, vielmehr sehr viel Gutmütigkeit. So suchte sie einem jeden immer das beste Obst aus, und was er am liebsten aß. Nach Tische besah ich ihre Bibliothek, von der ich schon gestern gesprochen habe. Ich hatte nicht Zeit genug, das einzelne durchzusehen. Doch bemerkte ich manches aszetische Buch. In ihrem Kabinett lagen

Bücher, Papiere unordentlich herum. Unter den Büchern fiel mir die sonderbare Wahl sehr auf. Es schienen die dazustehen, die sie eben las. Ich sah: Michaelis' Mosaisches Recht und Ehegesetze nach mosaischem Recht, Stark über den Kryptokatholizismus, Büschings Erdbeschreibung, Sophiens Reisen [Roman von Hermes]. Überall hingen schöne Gemälde und man kann es in den Arolsischen fürstlichen Häusern nirgends verkennen, daß der Fürst und die Fürstin die Künste und Wissenschaften lieben. Die Hofdamen der Fürstin heißen Fräulein Tonne und Dörnberg, eine Nièce des preußischen Ministers. Fräulein Tonne, eine wahre Hofdame: ‚Marburg ist ein sehr hübscher Ort, und ist soviel Noblesse da!' Der Dörnberg hat der Himmel, wie es scheint, Schönheit gegeben, um sich die Mühe zu ersparen, ihr auch Verstand zu verleihn. Aber hübsch ist sie sehr!

Den Abend waren wir wieder beim Fürsten, doch in seinem Hause in der Stadt. Die Gesellschaft spielte... Bei Tisch setzte sich der Fürst nicht, sondern ging herum und sprach bald mit diesem, bald mit jenem. Er fragte mich nach berlinischen Künstlern, dann nach dem Theater, nach Engel, Ramler und so fort. Er hatte sich eigenhändig ein Gedicht abgeschrieben, das 1779 in den Zeitungen gestanden hatte. Er wußte den Verfasser nicht und fragte mich darnach. Wahrscheinlich wars von Ramler. Auch über den König fragte er mich allerlei: ob ihn der Tod des kleinen Alexander [von der Mark, bekannt durch Schadows Grabdenkmal in der dorotheenstädtischen Kirche] sehr betrübt hätte, ob der Junge Verstand versprochen, ob die Ingenheim [Gräfin von Voß] schön, ob sie in Gesellschaft gehe und so weiter."

Unter den Privatbekanntschaften, die Humboldt in Arolsen machte, hatte wohl niemand für ihn größere Anziehungskraft als der Kammeragent Stieglitz, der Vater eines der intimsten seiner akademischen Göttinger Freunde. Israel (nach seinem Übertritt zum Christentum Johann) Stieglitz war Humboldt schon von Berlin her bekannt, wo sich die beiden genau gleichalterigen Jünglinge in den Kreisen der Aufklärer Mendelssohn, Engel, Herz, Biester häufig begegnet waren. Ihre Geistesanlagen hatten so viel Ähnliches, daß, als sie sich in Göttingen wieder trafen, sehr rasch sich eine innige Freundschaft entwickelte, die Humboldt seiner Freundin Henriette Herz einmal mit folgenden warmen Worten schildert: „Stieglitz ist hier mein einziger Freund im eigentlichsten Verstande. Seit ich hier bin, ging ich alle Tage des Abends um 9 Uhr zu ihm und blieb eine oder ein paar Stunden bei ihm. Auf einem so vertrauten Fuß wir auch miteinander sind, so machen wir uns doch gar keine sogenannten Vertraulichkeiten und ich sehe recht aus diesem Beispiel, daß das auch zur engsten Freundschaft gar nicht notwendig ist. Ich sage ihm nichts von mir, er mir nichts von sich. Wir

räsonnieren bloß miteinander, doch seltener über wissenschaftliche Gegenstände, gewöhnlich über das Leben und das, was so in der Welt vorgeht, über Charaktere, über uns selbst und andre. Du glaubst nicht, was er für ein feiner, origineller Kopf und für ein edler Mensch ist . . . Auf Ostern verläßt er Göttingen: ich weiß nicht recht, wies mir dann gehen wird." Humboldts Verbindung mit Stieglitz, der nach Hannover ging und dort rasch einer der angesehensten und beliebtesten Ärzte wurde, erhielt sich durch spärliche, aber um so inhaltreichere Briefe, und wie es ihm mit allen seinen nächsten und ihm im Innersten wesensverwandten Freunden ging, wenn man auch nach langer Korrespondenzpause wieder zusammentraf, war ein geistiger Konnex von einer Innigkeit im ersten Augenblicke wieder da, als wenn man niemals getrennt gewesen wäre. Des Freundes väterliches Haus in Arolsen aufzusuchen war für Humboldt eine selbstverständliche, gern geübte Pflicht. Das Tagebuch berichtet darüber folgendes: „Ich ging zum Kammeragent Stieglitz. Er nahm mich sehr gut auf, weil er meinen Vater sehr genau gekannt und mit ihm sehr viel Geschäfte getrieben hat. Er ist ein verständiger und, wie es scheint, redlicher Mann. Wenigstens sehr gefällig. So gab er mir ungebeten eine Adresse nach Frankfurt mit. Sonst hat er alle die Schwachheiten, die den Halbkultivierten seiner Nation eigen sind: Geschwätzigkeit, Eitelkeit, die bei ihm als einem Kaufmann, der sich viel hat in der Welt herumtreiben müssen, die Wendung genommen hat, daß er viel Welt- und Menschenkenntnis zu besitzen glaubt. Er ist in England erzogen, spricht ziemlich gut englisch und scheint auch gelesen zu haben. Auffallend sonderbar waren manche Vergleichungen, die er machte. So verglich er Mendelssohn und Pope, Shaftesbury und meinen Vater! Er beklagte sich über das Vorurteil des Adels überhaupt und vorzüglich auch des Arolsischen, sich zu schämen, kaufmännische Geschäfte zu treiben, da doch keiner, wie er sehr treffend bemerkte, Anstoß daran nähme, mit Viehkäufern bis an die Kniee im Mist zu waten und auf ein Schwein um einen halben Gulden eine Stunde lang zu handeln. Ich fragte ihn nach allerlei den Fürsten Betreffendem und erfuhr folgendes . . . Jetzt macht der Fürst keine beträchtlichen Schulden mehr, um so weniger, da die Stände ihm 8000 Taler jährlich für seine Person und seinen Hofstaat bewilligt haben. Der Fürst hat mehrere Male den Entwurf gehabt, sich mit einer reichen Lordstochter zu verheiraten und sich dadurch aus seinen Schulden zu reißen. Die Sache ist auch durch Stieglitz wirklich betrieben worden und wäre ohne Hindernis zustande gekommen, wenn nicht der deutschfürstliche Stolz, sein fürstliches Blut nicht mit dem Blute eines Lords vermischen zu wollen, dazwischen gekommen wäre. Mehr als diese Finanzrücksichten hat die Liebe über diesen Stolz vermocht. Der Fürst hat sich in eine Lotte, eine Tochter des Geheimenrats Herrmann, verliebt, hat das

unfürstliche und sogar unadlige Mädchen, die zu gut gewesen ist, um sich zu einer Mätresse herabwürdigen zu lassen, heiraten wollen und mit zu diesem Behuf, wie man sagt, das Haus in der Stadt, von dem ich gestern sprach, gebaut. Allein seine Mutter und seine Geschwister haben sich ihm entgegengesetzt, und da er ein schwacher Mann ist, so hat er nachgegeben. Sonst ist aber das Mädchen doch nur ein sehr gewöhnliches Mädchen gewesen: einmal klein und nicht schön und dann voller Eitelkeiten, so daß sie auch selbst die Intrige mit dem Fürsten unterhalten hat. Doch ist der Vater dagegen gewesen. Das Mädchen hat hernach zwei Heiratsanträge erhalten, allein jedesmal ist die Leidenschaft des Fürsten wieder so stark erwacht, daß er die Heirat hintertrieben hat. In einen dritten Heiratsantrag hat er endlich gewilligt, allein sein Kummer darüber hat sich auch zu dieser Zeit sogar an seinem Körper gezeigt. Die Lotte ist jetzt Frau von Lüzau in Kassel. Der Fürst hat überaus viel Neigung zum andern Geschlecht, allein seine natürliche Blödigkeit hindert ihn, größere Torheiten hierin zu begehen. Der Gegenstand seiner Liebschaften sind jetzt gewöhnlich Silber- oder Wäscher-, mit einem Wort Dienstmädchen. Bei diesen buhlt er oft wochenlang um einen Händedruck und bezahlt ihn dann mit einem Paar silberner Schnallen oder so etwas der Art. — Ich besuchte Stieglitzens Mutter. Sie scheint eine gute, vernünftige Frau, die ihre Familie glücklich macht; ihre Kinder waren um sie versammelt, zwei Töchter und zwei Söhne. Sie schienen alle die Mutter sehr zu lieben. In ihrem Betragen herrschte sehr viel Anstand und Bescheidenheit, in ihrer Kleidung Ordnung und Reinlichkeit. Der kleinste gleicht seinem ältesten Bruder sehr stark. Er ist ein munterer, liebenswürdiger Knabe. Kurz, es war das Bild einer glücklichen Familie, ein Bild, was mir immer sehr rührend ist, da ichs nur überhaupt so selten und in meinem eigenen Hause nie sah."

Nach zweitägigem Aufenthalt verließen die Reisenden am 21. September Arolsen und machten zunächst einen kurzen Abstecher nach Kamp, einem Gute der Hofmarschallsfamilie von Dalwigk in der Nähe des Schlosses Lichtenfels und des heutigen Dalwigksthal im südwestlichsten Zipfel des Fürstentums Waldeck. Der Bibliothekar Cuhn, der Freund der Familie, hatte zum Frühstück dorthin eingeladen. Zudem war Frau von Dalwigk eine alte Bekannte von Humboldts Vater. „Wir fanden Cuhn in Schuhen, langen ledernen Hosen und einem grünen Jäckchen, ganz jägermäßig gekleidet. Er gefiel sich außerordentlich in diesem Anzuge und in der Rolle, die er in dem Hause spielte. Es war mir sehr merkwürdig, seine gewöhnliche Eitelkeit auch einmal in dieser Gestalt zu sehen. Er sprach mit einem so befehlshaberischen Ton, besah sich so oft und ging so stolz, der kleine Dalwigk und der Jäger, beide mit Flinten, hinter ihm. Dabei hatte er heute weit mehr von dem vornehmen Wesen als vorgestern." Die Unterhaltung

mit Cuhn war wieder wesentlich der waldeckischen Landesverfassung und den eigenartigen Verwaltungsverhältnissen der Dalwigkschen Güter gewidmet. Die Familie von Dalwigk hatte die Herrschaft Lichtenfels vom Fürsten zu Lehen und erfreute sich sehr weitgehender herrschaftlicher Befugnisse, die für uns heute kaum begreiflich sind: „Sie haben die völlige Kriminalgerichtsbarkeit, Recht über Leben und Tod und sogar, was vielleicht einzig in seiner Art ist, das Recht, zu begnadigen. Letzteres müssen sie aber mit Vorwissen und Bewilligung des Fürsten ausüben. Ob der Fürst es auch für sich ausüben könne, das ist noch streitig und die Worte des Lehnbriefs scheinen das Gegenteil zu sagen. Sie verschicken die Akten nicht an Universitäten, sondern an die fürstliche Regierung, doch hängt dies von ihrer Willkür ab.“ Es ist bekannt, in wie hohem Grade eine humane Lösung der gesetzgeberischen Probleme, die aus unehelichen Beziehungen und ihren Folgen erwachsen, die Geister der Aufklärungszeit beschäftigte: die Frage erscheint immer und immer wieder in den Überlegungen der hervorragendsten Männer als ein ganz besonders geeigneter Punkt, den zur Milde und Schonung mehr als zur Strenge neigenden Geist der Zeit, von dessen Eindringen in Gesetzgebung und Erziehung Goethe in seiner Selbstbiographie so eindringlich und warm redet, zur Geltung zu bringen. Goethes ergreifende Verse „Vor Gericht“ sind bekannt und aus den Akten des weimarischen geheimen Konseils hat man ein längeres Gutachten über die Abschaffung der Kirchenbuße hervorgezogen, das er mit eigener Hand im Dezember 1780 niedergeschrieben hat. Auch im Waldeckischen war diesen Fragen Aufmerksamkeit gewidmet worden: „So gibt es ein eigenes Gesetz wegen des Kindermordes von dem jetzigen Fürsten, da einmal dies Verbrechen sehr häufig war. Die Hurenstrafen sind dadurch abgeschafft, die Verheimlichung der Schwangerschaft wird sehr hart und der Kindermord allemal mit dem Tode bestraft. Außerdem aber bestraft man immer den Schwängerer, gewöhnlich an Gelde. Die Summe ist dem Ermessen des Richters fast ganz überlassen. Das Strafgeld erhält ein Hospital, worin arme Wöchnerinnen, die außer der Ehe gebären, aber ihre Schwangerschaft redlich anzeigen, aufgenommen und mit ihren Kindern eine Zeitlang ernährt werden. Auch durch diese Anstalt denkt man dem Kindermorde vorzubeugen. Das letztere ist an dem Edikt unstreitig überaus gut. Aber Strafen auf Verheimlichung der Schwangerschaft sind sehr gefährlich. Die Schamlosigkeit wird dadurch befördert, die entfernteren Quellen des Kindermordes geöffnet, indem eine nähere gestopft wird. Man bringt dadurch hervor, daß freilich weniger uneheliche Kinder ermordet, aber desto mehr geboren werden, und gewiß ist doch die größere Keuschheit des weiblichen Geschlechts, worauf ein so großer Teil der Sittlichkeit der ganzen Nation beruht, dem Staat wichtiger als das Leben einiger weniger neugeborener Kinder. Im

Waldeckischen soll der Kindermord sowohl als alle diese gröberen Verbrechen sehr selten sein, wozu manches, vorzüglich aber, daß kein großes Militär unterhalten wird und seine Zügellosigkeit nicht dem übrigen Volke mitteilt, beitragen mag." Humboldt selbst war durch eigenes Nachdenken und noch mehr durch seinen im preußischen Justizdienst gewonnenen Einblick in die psychologischen Motive und Bedingungen derartiger Delikte, wie er seiner Braut einmal schreibt, immer deutlicher zu der Überzeugung gekommen, wie verfehlt es sei, hier „durch Schwert und Kerker" schlichten zu wollen, und hatte seine früheren, weit strengeren Grundsätze wesentlich gemildert: „Da zerknickt man mit der Strafe jedes höhere, schönere Gefühl und zwingt die Menschen zu Kälte und Fühllosigkeit." — „Auf dem Kirchhofe fanden wir die Grabschrift eines alten Jägers des Hofmarschalls, den sein Urgroßvater als Kind zu sich genommen und erzogen hatte. Sie ist von Cuhn und schon in einem kleinen Aufsatz von Goerkingk über Inschriften abgedruckt. Sie heißt: ‚Tretet leise auf seinen Staub, Ihr, die ihr reinen Herzens seid, denn er ist Euch nah verwandt.' Wir fanden ihn auch im Hause des Hofmarschalls abgemalt, wenn ich mich nicht irre, vom jüngeren Tischbein. In seiner Miene liegt der unverkennbarste Ausdruck von Ehrlichkeit, die doch nicht in Einfalt ausartet. Als einen Beweis seiner Uneigennützigkeit erzählte uns Cuhn, daß er in seinem Alter seinen Herrn gebeten habe, ihm nur die Hälfte seines Gehalts zu geben, weil er nicht mehr wie sonst dienen und recht gut mit der Hälfte auskommen könne."

Der nächste Aufenthalt wurde in dem kleinen hessischen Städtchen Frankenberg an der Eder gemacht, in dem Erinnerungen an Karl den Großen lebendig waren, der auf der freien Mark vor der Stadt den ersten Sieg über die heidnischen Engern errang und sich eine Burg auf der Westseite des Ortes anlegte, deren dreieckig gelegte Fundamente noch sichtbar waren. Ein origineller Posthalter, von dem Humboldt über den Ort selbst und seine Steuerverhältnisse allerhand Nachrichten einzog, gibt ihm Gelegenheit zu folgender kleinen Schilderung: „Auch in psychologischer Rücksicht war mir der Mann merkwürdig. Eine große dicke Figur, ganz in grünen Plüsch gekleidet, mit einer wichtigen, gravitätischen Ratsherrnmiene und festgeklebten soldatischen Locken. Man sah es ihm gleich an, daß er an der Regierung des kleinen Städtchens den vorzüglichsten Anteil hat oder doch zu haben glaubt. Denn immer hatten wir diese Einrichtungen gemacht, hatten wir die Kolonie Friedrichshaus gebaut und so fort. Dabei bildete er sich nicht wenig ein, daß er einen Casum richtig zu setzen, die Kontributionen unter den Bürgern zu repartieren und subrepartieren, Kaufbriefe und Testamente zu verfertigen verstand, und ließ es sich nicht undeutlich merken, daß der ganze wohlweise Rat, die Herren Bürgermeister nicht ausgeschlossen, ohne ihn nicht viel würden ausrichten

können. Vorzüglich stolz war er auf einige Überbleibsel des Altertums, die noch bei der Stadt sind, und auf einige alte gedruckte und geschriebene Chroniken, die er besitzt. Mit wahrhaft triumphierender Miene erzählte er, daß Frankenberg schon eine große Stadt gewesen sei, da man Marburg noch als ein kleines Dorf kaum gekannt habe. (Warum mag es den Menschen so eigen sein, das Altertum an einer Sache so hoch zu schätzen? Vielleicht, weil die Dunkelheit und Ungewißheit der Nachrichten die Gegenstände in der immer geschäftigen Einbildungskraft vergrößert, oder aus welchem andern Grunde? Ich kann es mir noch nicht genau psychologisch erklären.) Dazu kam noch ein gewisses soldatisches Wesen, da der Mann, bald bei den österreichischen, bald bei den hessischen Truppen, mehrere Feldzüge im Siebenjährigen Kriege mitgemacht hatte, und ein nicht kleines Gefühl seiner ehemaligen und jetzigen körperlichen Kräfte. Er erzählte mit unaussprechlicher Lebhaftigkeit von alten Geschichten aus dem Kriege, besonders von dem wilden Obristen Trenck, der die Panduren kommandierte, und seinen Wundertaten. Neben ihm stand seine jüngste Tochter, ein niedliches kleines Mädchen, die bei den Erzählungen des Vaters ganz Ohr und Verwunderung war. Ich sah noch nie einen so lebendigen Ausdruck des naiven kindischen Staunens und ich erduldete gern die langweiligen Erzählungen des Vaters, um diese Physiognomie länger beobachten zu können."

Den 22. September brachten die Reisenden in Marburg zu. Das damalige Marburg ist uns besonders aus Karoline Böhmers Briefen vertraut, die gerade ein Jahr nach Humboldts Besuch sich dort für längere Zeit bei ihrem Bruder niederließ, ehe sie Forsters Ruf nach Mainz Folge leistete und damit schicksalsschweren Tagen entgegenging. „Der Ort hat keinen Vorzug als den einer schönen Lage," so schreibt sie nach den ersten Marburger Monaten an ihren Freund F. L. W. Meyer, „hat wenig, aber doch nicht die tötende Einförmigkeit und den reichsstädtischen Dünkel. Die Menschen sind nicht so kultiviert und geschwätziger, allein doch toleranter." Am Vormittag wurden zunächst Besuche bei fünf der bedeutendsten Professoren der Marburger Universität abgelegt, wo man, wie es der allgemeinen Übung der Zeit entsprach und ohne große Anstrengungen oder besondere Verdienste zu erreichen war, durch Empfehlungsbriefe von Kollegen andrer Hochschulen oder von andern Gelehrten, Schriftstellern, Pfarrern sich einführte. Es versteht sich von selbst, daß Humboldts Brieftasche bei seinen nahen Beziehungen zu allen geistigen Berühmtheiten des friderizianischen Berlins mit solchen Briefen überaus reichlich versehen war: eine noch vorhandene, dem Tagebuche beiliegende Liste zeigt, daß er zuweilen sogar über mehrere derartige Schlüssel verfügte, die ihm den Zutritt zu interessanten Persönlichkeiten eröffneten. Über die fünf Männer, denen seine Besuche in Marburg galten, mögen einige Bemerkungen gestattet

sein, ehe wir ihn selbst zu Worte kommen lassen. Johann Heinrich Christian von Selchow, der vorher einen juristischen Lehrstuhl in Göttingen innegehabt hatte, war 1782 einem Rufe als Professor und Universitätskanzler nach Marburg gefolgt. Geistige Begabung und Charakter standen bei ihm in einem höchst merkwürdigen Widerspruch. Sein Göttinger Kollege Lichtenberg, der allerdings eine scharfe Zunge hatte, hat ihn einmal so charakterisiert: „Er ist ein unermüdeter Mann und von vortrefflichem Kopf, aber das erste Beispiel in der Welt, das mir bekannt geworden ist, von einer Person, die große Kenntniß mit einem Grad von Windbeutelei verbindet, der, glaube ich, nur alle hundert Jahr gesehen wird. Seine Lügen und Prahlereien sind unerhört und er spricht sogar von seinen Verdiensten mit seinem Barbier. Der Bursche rasiert mich auch und der hat es mir wieder erzählt, daß er ihm gesagt hätte, es wäre ihm unmöglich, es unter den Hottentotten, den hiesigen Professoren, auszuhalten; er habe schon dreißig Vokationen gehabt, als Reichshofrat, als Kammergerichtsassessor, als Minister usw." Bekannter als Selchow ist Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, den wir als Goethes Jugendfreund kennen, dessen fesselnde Jugendgeschichte, die ihn vom Schneider und Hauslehrer zum Studenten der Medizin werden ließ, zu den besten Selbstbiographien gehört, die die deutsche Literatur besitzt: nach einer kurzen ärztlichen Tätigkeit in Elberfeld war er Professor der Kameralwissenschaften in Kaiserslautern und Heidelberg gewesen und lebte seit 1787 in gleicher Eigenschaft in Marburg. Johann Heinrich Christian Erxleben, nach Lichtenbergs Urteil „ein Mensch, der mit vielem Beifall hier liest und praktiziert und von einer außerordentlichen Arbeitsamkeit ist," hatte erst vor wenigen Jahren seine Göttinger juristische Lehrstelle mit einer Marburger vertauscht. Christian Friedrich Michaelis, Professor der Medizin, ist jener Halbbruder von Karoline Böhmer, mit dem sie in ihrer Marburger Zeit gemeinsamen Haushalt führte, von ihr erst schwärmerisch angebetet, später kritischer betrachtet: er hatte als hessischer Stabsarzt auf englischer Seite den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitgemacht, was wesentlich zu seinem inneren Reifen beitrug; dann kam er verhältnismäßig jung als Professor nach Kassel und von dort bald nach Marburg. Auch der an letzter Stelle zu nennende Arzt Ernst Gottfried Baldinger hatte den akademischen Weg von Göttingen nach Marburg gemacht: hatte er dort zu dem engeren Freundeskreise gehört, der sich um den Verlagsbuchhändler Dieterich und seinen berühmten Freund und Hausgenossen Lichtenberg zu versammeln pflegte (wir verdanken ihm zum Beispiel den ersten Abdruck der ergötzlichen Schwanzphysiognomik Lichtenbergs, einer der beißendsten Satiren, die Lavaters philanthropisch-physiognomische Träume über sich ergehen lassen mußten), so konnte er sich seit 1782 in Marburg als Hofrat und Leibarzt

des Landgrafen in der fürstlichen Gunst. Hören wir nun Humboldts persönliche Eindrücke von diesen Männern: „Wir gingen zusammen zu Selchow. Er ist ein kleiner dicker Mann, dessen Miene allein schon etwas Stolzes und Vornehmes hat. Noch viel mehr aber zeigte sich dies in seiner Unterredung. Denn er fing gleich von Berlin und seiner Reise dahin zu sprechen an, und anstatt etwas Interessantes über die Stadt oder die Menschen zu sagen, erzählte er in einem Odem, und ohne mich zu Wort kommen zu lassen, fort, wie er dreimal beim Minister Hertzberg wäre eingeladen gewesen, aber nur zweimal hätte hingehen können, weil er das drittemal schon dem Großkanzler [Carmer] zugesagt, wie der Minister Wöllner inaudito exemplo (seine eigenen Worte) ihn im Wirtshause besucht hätte und 3 Stunden lang bei ihm geblieben wegen einer Verbindung, die ich leicht erraten würde, woran er dann auf eine sehr geschickte Weise die Frage hängte, ob ich auch maçon [Freimaurer] sei, wie er mit dem Minister von Reck in Unterhandlungen stehe, die aber zu erzählen nicht eher de tempore sei, als bis sich in der Selchowschen Familie ein gewisser Todesfall ereignet, wie ihm Dörnberg angeboten, ihn dem König und der ganzen königlichen Familie vorzustellen, und tausend solcher abgeschmackter Prahlereien mehr. Ich merkte wohl, daß er durch die Unterhandlungen mit Reck Unterhandlungen im Preußischen angesetzt zu werden verstanden haben wollte, ich fragte noch bestimmter darnach und sah wohl, daß ich mich nicht geirrt hatte. So zeigte sich in jedem seiner Worte die ungeheuerste Eitelkeit und Prahlsucht. Er trieb aber die Unverschämtheit, denn einen gelinderen Namen verdient es in der Tat kaum, noch weiter. Er wußte, daß ich aus Göttingen kam, und konnte vermuten, daß ich ein Zuhörer Pütters sei. Dennoch schimpfte er in den niedrigsten Ausdrücken auf Pütter, warf ihm seine Bigotterie, seinen Eigennutz ganz geradezu vor und sagte ganz deutlich, daß er sich nicht geschämt habe, in dem Gutachten für den Herzog von York, das Simultaneum zu Fürstenau betreffend, für Geld seine eigenen oft geäußerten Grundsätze zu widerlegen. Über das Religionsedikt [Wöllners] sprach er vernünftig, ob aus wahrer Vernunft oder aus einem andern Interesse, weiß ich nicht. Gleich darauf hospitierte ich bei ihm. Er las das Staatsrecht, und da er gerade schließen wollte, so eilte er fürchterlich. Sein Vortrag mißfiel mir gänzlich. Ein singender, immer abgeschnittener, ganz aufs Nachschreiben eingerichteter Ton, platte, undeutsche und lächerliche Ausdrücke, zum Beispiel ‚ein artiges Scriptum,‘ steife, professormäßige Scherze, zum Beispiel ‚das ist mit Flammenschrift in die Herzen aller Menschen geschrieben,‘ ‚Preußen überraschte Österreich zur gelegensten Schäferstunde‘ und so fort, Zitate ohne Aufhören nach Seite und Paragraph in so ungeheurer Menge, daß kein Student weder Geld genug haben kann, sich alle die Bücher anzu-

schaffen, noch Zeit genug, sie zu lesen, endlich durchgehends ein ekelhaft eitler, affektierter Ton. Die Studenten, auf die ich genau während des Kollegiums Acht gab, betrugen sich gesitteter als gewöhnlich die Frankfurtischen, sie behielten wenigstens nicht die Hüte auf und schienen auch übrigens gesitteter. Sonst sprachen sie sehr laut, lachten, warfen sich Komödienzettel zu und trieben Possen von aller Art. Auch war ein großer Hund im Kollegium, der sich nach Belieben wälzte, kratzte und Töne aller Art von sich gab. Gegen Göttingen bemerkt' ich also im ganzen einen auffallenden Unterschied.

Jung ist ein ziemlich großer, magerer Mann. Er spricht sehr bescheiden und vernünftig. Das Gespräch betraf vorzüglich die jetzige Lage der Kameralwissenschaften auf den deutschen Universitäten. Ein Hauptzug seines Charakters scheint Sanftmut und Bescheidenheit zu sein. Er war erst ein Schneider. Seine Geschichte findet man in Stilling. Über das Edikt konnte ich nichts aus ihm bringen.

Der Hofrat Erxleben, ein junger, feiner Mann und anders als die gewöhnlichen Juristen. Dies schloß ich aus einer Unterredung über Reitemeier [Humboldts Lehrer in Frankfurt an der Oder]. Er lobte seine Enzyklopädie und schien für den Mann selbst Achtung zu haben. Dennoch hatte er einen gewissen Skrupel, ob wohl auch das Reitemeiersche System ausführbar sein möchte, ein Skrupel, den man ihm leicht verzeihen wird, wenn man bedenkt, daß er, wie er mir sagte, wahrscheinlich selbst ein System der Pandekten schreiben wird.

Michaelis ist gleichfalls ein junger, angenehmer Mann. Er spricht viel, von interessanten Gegenständen und in gutgewählten, nur manchmal ein wenig affektierten Ausdrücken. Über alles, was er sagt und tut, sucht er eine gewisse Eleganz zu verbreiten, die gewiß sehr gefallen würde, wenn sie nicht auf der andern Seite in eine Art von Windigkeit ausartete, die besonders, wenn man ihn länger sieht, unangenehm wird. Gegen Crichton und mich war er so höflich und freundschaftlich, daß wir Mühe hatten, es für Wahrheit zu halten. An sich, gesteh' ich, lieb' ich so einen Charakter nicht, aber für einen Fremden ist er sehr angenehm und ich hätte sehr gewünscht, länger bei dem Mann sein zu können. Schon sein Zimmer, das geschmackvolle, niedliche Ameublement, die schönen Kupferstiche, vor allem andern aber die herrliche Gegend, die man aus seinem Fenster übersieht, gefielen mir sehr. Noch eine Seite an ihm darf ich nicht übergehen, seine ungeheuer weit getriebene, ich möchte beinah sagen ins Lächerliche fallende Anglomanie. Überall sieht man englische Bücher und Kupferstiche, alle Augenblicke hört man Urteile: ‚Nur in England läßt sich froh leben, nur in England hat man ein Theater, wer England nicht gesehen hat, hat nichts gesehen' und so fort. Im Gespräch fand ich ihn interessant,

wenigstens hat er eine originellere, freiere Art zu reden, die sich nicht bloß auf seine Urteile und Ideen, sondern auch auf den Ausdruck erstreckt. Nur freilich rührt auch eben daher, daß er vieles sagt, das er bei reiferer Überlegung wohl zurücknehmen würde. Wir sprachen von Leuchsenrings Heiratsprojekt. Michaelis schalt sehr auf Mendelssohn, daß er dagegen gewesen sei, und konnte gar nicht die Schwierigkeit der Heirat eines Christen mit einer Jüdin einsehen, eine Schwierigkeit, die doch, dünkt mich, in die Augen springt, wenn man nicht, wie Michaelis in England oder in Nord-Amerika, sondern in Deutschland lebt und deutsches, sogar berlinisches Vorurteil kennt. Auch vom Religionsedikt war die Rede. Er fragte, was man in Göttingen darüber sagte. Ich gab zu verstehen, daß es nicht überall gemißbilligt würde. ‚Wie', sagte er, ‚sie werden es doch nicht loben? Sie sind doch nicht toll geworden in Göttingen?' Den Abend sah ich ihn auf einem Ball. Da mißfiel er mir am meisten. Er war süß und windig zugleich. Unter meinen Bekannten möcht' ich ihn am liebsten mit Meier in Berlin vergleichen. Sie haben in der Tat manches Ähnliche. . .

Baldinger, ein alter hagerer Mann mit grauen Locken, der den ganzen Tag Tobak raucht und Wein trinkt. Einer der sonderbarsten Menschen, die ich je sah, in seinen Urteilen und Ausdrücken, die manchmal über alle Beschreibung burlesk und oft ebenso plump sind. In allem, was er sagt und tut, auch in seinen Scherzen, liegt etwas Militärisches. Er hat mehrere Jahre als Chirurgus bei der Armee gestanden. Heynen [den berühmten Altertumsforscher] nennt er nie anders als den Universitätsbassa und so hat er für jeden einen eigenen Namen. Sein Gespräch ist fast immer nur Scherz und sein Scherz fast immer nur Spott, so daß es dem gutmütigen Crichton große Langeweile machte. Eine Viertelstunde hört er sich recht gut an, aber länger wird er ekelhaft. Denn sein Witz ist sehr oft schal und platt und kommt aller Augenblicke wieder. Das Edikt [Wöllners] hatte er nicht einmal gelesen."

Nachdem die Reisenden soviel gelehrte und hochakademische Luft geatmet, ja auch in einigen Vorlesungen hospitiert hatten, fanden sie glücklicherweise auch noch die Zeit zu einem Spaziergang auf den herrlichen Schloßberg, von dem aus das Lahntal in all seiner Lieblichkeit und die malerisch bergige Stadt mit der Kirche der Heiligen Elisabeth in all ihrer verträumten und lauschigen Schönheit sich dem Auge des Beschauers unvergeßlich einprägt. Daß Humboldts feines und äußerst reizbares Naturgefühl dies Panorama voll auszukosten verstand, lehrt uns seine Schilderung: „Nach allen diesen Besuchen gingen wir auf das alte Schloß, das auf einem hohen Berge liegt. Von der äußersten Galerie des Turms hat man die reizendste Gegend, die man sich denken kann. Dicht unter sich die alte räucherige Stadt,

weiter hin zu dem herrlichsten Kontrast lauter Wiesen und Gärten, durch die die Lahn sich hinschlängelt, und hinten waldichte Gebirge, die den Horizont umschließen. Ich konnte mich nicht satt daran sehen. Unverwandt hing mein Auge an den Bergen, hinter denen eben die Sonne in aller ihrer Pracht niedersank. Mein ganzes Herz erweiterte sich bei dem Anblick und wurde so voll, der Gedanke an Euch [die Mitglieder des Berliner Veredlungsbundes, an die sich das Tagebuch als an seine ideellen Adressaten an einigen Stellen direkt wendet], die bange Sehnsucht, an Eurer Seite dies zu genießen, erwachte so stark, daß ich plötzlich in eine süße Schwermut versank. Wir machten noch einen Spaziergang durch ein kleines Birkenwäldchen am Abhang des Berges. Jeder Schritt gewährte eine veränderte und immer reizende Aussicht und alles nährte in mir die Stimmung, in die ich versetzt war. Nur schade, daß dies liebliche Plätzchen der Schauplatz der Klopffechtereien der Marburgschen Musensöhne sein muß. – Den Abend war ich auf einem Ball. Die Frauenzimmer waren alle sehr häßlich und getanzt wurde ziemlich schlecht. Sonst sah ich nichts Bemerkenswertes da. Denn daß auf einem Ball, wo die Gesellschaft dem größten Teil nach aus Studenten besteht, hie und da kleine und große Unverständigkeiten vorgehen, kann man leicht von selbst denken." Die Stadt selbst findet weniger seinen Beifall: „Als Stadt betrachtet ist Marburg leicht die häßlichste und unangenehmste, die man sich denken kann. Die Häuser alt und häßlich, die Straßen unrein, eng, krumm und so bergicht, daß man an einigen Orten, wo es zu steil ist, Stufen angebracht hat, die Beleuchtung äußerst schlecht, die Stuben niedrig, schief und uneben." Auch die akademischen Verhältnisse, die erst im 19. Jahrhundert und unter der preußischen Herrschaft ungeahnten Aufschwung nahmen, konnten dazumal nicht viel Staat von sich machen: es gab natürlich immer vereinzelte bedeutende Lehrer voll tiefer und weiter Anregungen, die den Ruhm der kleinen Hochschule bildeten und die Herzen derer, die zu ihren Füßen gesessen hatten, dankbar schlagen machten beim Rückblick auf selige akademische Tage, aber in dem Ganzen lebte kein großer Zug. So faßt denn auch Humboldt sein Urteil in die Worte zusammen: „Die Universität soll sehr schlecht sein und der Landgraf nichts darauf verwenden. Baldinger hat sich sonst ihrer angenommen und ihr aufzuhelfen gesucht; seitdem er aber sieht, daß es an Unterstützung des Fürsten fehlt, hat er, wie er sich ausdrückt, seine Korporalschaft niedergelegt."

So lenkten die Reisenden am 23. September ihre Schritte weiter nach dem nah benachbarten Gießen.

Volk und Staat

von J. von Uexküll

Daß der Staat mehr ist, als ein bloßer Haufen von Beamten und das Heer etwas anderes, als eine Soldatenmasse — dies möchte heutzutage wohl dem Blödesten eingeleuchtet haben. Dagegen sind auch die Einsichtigsten darüber im Zweifel, ob das Volk wirklich mehr ist, als ein Menschenhaufen und ob vielleicht bloß das Staatsgefüge aus dem Menschenhaufen einen Organismus macht.

Hierüber geben uns die neuesten biologischen Forschungen bemerkenswerten Aufschluß. Wir wissen jetzt, daß eine Art etwas anderes ist, als ein bloßer Haufen ähnlicher Individuen. Die Art ist selbst ein in sich geschlossener Organismus, der völlig selbständig andern Arten gegenüber steht. Die Art kann sich wohl in einzelne Rassen spalten, die sich gelegentlich derart voneinander trennen, daß sie wie selbständige Arten einander gegenüber stehen. Der allmähliche Übergang einer Art in die andere aber ist eine Fabel.

Diese neue Einsicht wurde uns durch die Entdeckung des biologischen Grundelementes durch M e n d e l eröffnet. Wir nennen das biologische Grundelement ein G e n. Als Gene bezeichnet man die einzelnen selbständigen Eigenschaftsanlagen im Keim eines jeden Lebewesens. Die Gene sind keine physikalischen oder chemischen Faktoren, sondern rein biologische. Ein jedes Gen hat die Fähigkeit, die Umsetzungsvorgänge der lebenden Substanz, des Protoplasma, das allen Lebewesen gemeinsam ist, in bestimmte Richtung zu leiten. Und zwar vermag ein jedes Gen nur einen ganz bestimmten Prozeß einzuleiten. Unter sich stehen die einzelnen Gene in bestimmtem, planvollem Zusammenhang, wie die Töne einer Melodie und sind nicht nach dem Kausalnexus geordnet. Diese Planmäßigkeit ist der zweite neuentdeckte rein biologische Faktor, der jeder physikalischen Untersuchung spottet.

Das von L u d o w i c i eingeführte Bild des Kreuzes wird dies Verhältnis am besten erläutern. Das erste Gen gibt den Impuls in die wagrechte Richtung, das zweite gibt den Impuls in die senkrechte, die Planmäßigkeit verbindet die beiden zum Kreuz. Denken wir uns alle existierenden Stein-, Holz-, Eisenkreuze aus dem gleichen Urmaterial entstanden, so würden die Kreuze eine gemeinsame Art bilden. Außer den beiden Urgenen, die zur Bildung aller Kreuze notwendig sind, müssen vielerlei andere Gene hinzukommen, welche das spezielle Material, die Farbe, die Form bestimmen. Die Gene, die das Eisenkreuz formen, sind andere als die des Steinkreuzes usw. Daraus geht unmittelbar hervor, daß die Gene, die zur Erzeugung der einzelnen Individuen dienen, geringer an Zahl sind, als die

Gene, über die die Art verfügt, um alle verschiedenen Individuen hervorzubringen.

Die Art bedarf all dieser verschiedenartigen Gene, um sich im Lebenskampf zu behaupten, was ihr mit einer noch so großen Anzahl ganz gleich gebauter Individuen niemals gelingen könnte, da sie weit verschiedenartigeren äußeren Einflüssen unterliegt als das einzelne Individuum.

Wenden wir diese allgemeine biologische Erkenntnis auf den Spezialfall Mensch an, so sehen wir, daß die Art Mensch, die mit ihren Individuen die ganze Erde bevölkert, außerordentlich verschiedene Gene besitzt, um all ihren Individuen das Leben unter den verschiedensten Klimaten möglich zu machen. Trotzdem bildet sie eine geschlossene Einheit, die mit Affenarten oder anderen höheren Tierarten gar nichts gemein hat. Vielleicht, ja wahrscheinlich, gibt es auch eine umfassendere Einheit Säugetier, aber diese entzieht sich durch ihre allzu große Mannigfaltigkeit unsern Blicken.

Die Art Mensch ist in verschiedene Rassen gespalten, von denen jede eine in sich ausgeglichene Einheit darstellt, die durch eine eigene planmäßige Zusammenstellung der Gene charakterisiert ist. Bei Vermischung von Individuen verschiedener Rassen kann entweder eine neue planmäßige Zusammenfassung von Genen vor sich gehen und derart einzelne hochwertige Individuen oder eine neue Rasse entstehen. In den meisten Fällen werden aber in sich und unter sich schlecht zusammenpassende Individuen die Folge sein, die man in Anlehnung an Chamberlain als Rassenchaos charakterisieren kann.

Die Rasse zerfällt in Völker, die sich durch eine gemeinsame Sprache schon äußerlich als Einheiten dokumentieren. Die Völker spalten sich in Stämme, die ihre eigenen Dialekte haben, diese können weiter in Geschlechter zerfallen. Das Endglied der Reihe, der Urbestandteil des Volkes in allen Fällen aber ist die Familie.

Eltern und Kinder gemeinsam bilden eine Zelle, die in Verbindung mit tausend anderen Zellen den Volkskörper aufbaut.

Das Wort Familienleben weist bereits darauf hin, daß wir es hier mit einer Einheit zu tun haben, die ein eigenes Leben führt. Nur so weit wir die Tierreiche hinab das Wort Familienleben anwenden können, so weit reicht auch die biologische Einheit der Familie. Bei weitem die meisten Tiere besitzen kein Familienleben, ein gelegentliches Zusammentreffen der Eltern, das zur Paarung führt, die darauf folgende Ablage der Eier, die meist sich selbst überlassen bleiben, bildet die Regel. Erst bei den Vögeln und Säugern kommt es zu einem dauernden Zusammenleben im eigenen Heim. Das gemeinsame Heim bildet das äußere sichtbare Merkmal der Familie.

Bei dem Menschen ist die Ausgestaltung des Heimes das sichere Kennzeichen von der Höhe, auf der sich die Kultur eines Volkes befindet.

Einfache Völker bleiben Familienvölker und bilden kein weiteres Gefüge aus als die auf Verwandtschaft beruhende Vorherrschaft einzelner Geschlechter. Darin glaubt man meistens die erste Anlage des Staates zu erblicken.

Vom biologischen Gesichtspunkt aus wird man eine Entwicklung der Völkerfamilie zum Staat nicht ohne weiteres zugeben können, denn der Staat steht auf ganz anderer Grundlage als das Volk und gerät daher gelegentlich in Widerstreit mit dem Volk.

Das Urelement des Staates ist nicht die Familie, sondern der einzelne, das Individuum. Das Volk gliedert sich nach Geschlechtern oder Ständen, der Staat nach Berufen. Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß die Unstimmigkeit, die erst heutzutage zwischen Beruf und Stand vollkommen deutlich geworden ist, ein Erzeugnis des modernen Staates sei. Der prinzipielle Gegensatz zwischen Volk und Staat, zwischen Stand und Beruf tritt schon bei den Tierstaaten deutlich zutage.

Die Tierstaaten, wie wir sie zum Beispiel bei Bienen und Ameisen finden, zeigen vollkommen ausgebildete Berufe. Sie zerfallen in Königinnen, Soldaten, Arbeiter, Sklaven usw. Um diese Gliederung zu erreichen hat die Natur aber das Familienleben von Grund aus zerstören müssen. Die Erzeugung der Nachkommen ist auf wenige Individuen beschränkt, die große Anzahl der Staatsbeamten ist geschlechtslos.

Dem Staat ist es prinzipiell ganz gleichgültig, wie die Individuen erzeugt werden, wenn nur passende Individuen in genügender Anzahl für die verschiedenen Berufe vorhanden sind. Man denke zum Beispiel an die römische Kirche, die ein wirklicher Staat mit ausgeprägten Berufen ist.

Dieser Einseitigkeit des Staatsinteresses wird vorgebeugt durch die Vererbungsgesetze. Die von Mendel entdeckten Vererbungsgesetze kommen nämlich ganz allein dem Volke zugute, in dem sie innerhalb der Planmäßigkeit eines Volkes die gegebenen Möglichkeiten nach allen Richtungen ausnutzen. Es werden durch die Vererbungsgesetze alle möglichen Variationen der Volksmelodie verwirklicht. Die Vererbungsgesetze kümmern sich aber ganz und gar nicht um den zukünftigen Beruf der Kinder.

Es ist daher ein Volk, selbst wenn es in eine Anzahl von Ständen zerfällt, gänzlich unfähig, aus sich selbst heraus einen fein gegliederten Staat aufzubauen. Deshalb sieht sich der Staat gezwungen, die Basis der Familie zu verlassen und direkt auf den Einzelnen zurückzugreifen.

Diese Einsicht hat, wie gesagt, die Natur längst besessen, als sie die Tierstaaten schuf. Um die geeigneten Individuen für ihre Berufe zu erhalten, werden bei den Bienen bestimmte Kunstgriffe angewendet: durch Mischung einer abgewogenen Menge der Nahrung, durch verschiedene Größe der Kammern, in der sich die Larven entwickeln, gelingt es,

bestimmte Gene zu unterdrücken, dagegen andere Gene zu gesteigerter Wirkung zu bringen. So kann die gleiche Larve je nach Bedürfnis zu einer Königin oder einer Arbeiterin erzogen werden. Das beweist, daß die Gene für beide Berufe in jedem Keim vorhanden sind. Dies ist auch völlig verständlich, denn bei den freilebenden Bienen müssen die Weibchen in ihrem Familienleben beide Berufe der Mutter und der Arbeiterin vereinigen. Erst der Bienenstaat führt zur Arbeitsteilung zwischen Mutter und Arbeiterin.

Daraus geht hervor, daß der Staatsbildungstrieb und der Familienbildungstrieb, die beide am Wohl des Ganzen arbeiten, zweierlei verschiedene Faktoren sein müssen.

Der Familienbildungstrieb sorgt auch bei den Menschen für die Nachkommenschaft. Um ihretwillen finden sich die Eltern zusammen, ihretwillen wird ein Heim gebaut, das mit Nahrungsmitteln versehen und gegen Feinde verteidigt wird. Die erste Jugend verbringt der Sprößling im Familienheim, dann gelangt er unter die Obhut der Sippe, und wenn er erwachsen ist, wird er Mitglied des Volkes, baut sich wie seine Eltern ein Heim, um neue Nachkommenschaft zu erzeugen.

In dieser finden sich die Gene der Eltern wunderbar gemischt vor und so entstehen immer neue Volksgenossen, die vorher nie da waren und die dem Volk immer neue Entfaltungsmöglichkeiten bieten.

Während so der Familienbildungstrieb dafür sorgt, daß das Volk unerschöpflich bleibt und immer von neuem schöpferisch wirksam ist, sorgt der Staatsbildungstrieb für einen Zusammenschluß der Volksgenossen, der sie befähigt, als starke Einheit sich gegen alle Fährlichkeiten zu wahren, und bietet dadurch den Einzelnen die Möglichkeit, unter dem Schutze des Ganzen ihre besonderen Eigenschaften in ungeahnter Weise zu entfalten.

Kurz gesagt, läßt sich das so formulieren: der Staat sorgt für das Heute, das Volk für das Morgen — das Volk für die Dauer, der Staat für die Leistung.

Der Staat ist uns eine Art Struktur, die sich das Volk schafft, um für das Leben von heute gewappnet zu sein. Der Staat ist das Organisierte, das Volk das Organisierende. Um dies recht zu verstehen muß man sich in das Verhältnis von Struktur zur lebenden Substanz vertiefen.

Hierbei wird nun ein einfaches Beispiel gute Dienste tun. Betritt man eine Weberei und stellt man sich beobachtend vor einen der großen modernen Webstühle, so sieht man die Schiffchen mit den verschiedenen farbigen Fäden in bestimmtem Rhythmus abwechselnd hin- und herfliegen, während der Weg, den sie zwischen den Fäden des Grundgewebes zurückzulegen haben, in gesetzmäßiger Weise ihnen jedesmal mit Sicherheit vorgeschrieben wird. Auf diese Weise entstehen auf rein mechanischem Wege die schönsten

Gewebe mit reichem Muster, ohne daß eine menschliche Hand in das Getriebe einzugreifen braucht. Nur eines vermag der Webstuhl nicht, sich selbst zu reparieren. Wenn irgendein Faden reißt, steht der Webstuhl still, und dann muß die Hand des Webers den zerrissenen Faden von neuem knüpfen.

Dies Bild paßt in verkleinertem Maßstabe auf jede Zelle eines jeden Lebewesens. Die Funktion der Verkürzung vermag die quergestreifte Struktur der Muskelzelle, die Funktion der Erregungsleitung vermag die Struktur der Nervenzelle ohne jede Beihilfe zu leisten. Irgendwelche Störungen auszugleichen vermag die Struktur aber nicht. Deswegen ist jeder Körperzelle ein Rest lebender Substanz beigegeben, die den Schaden wieder gut macht, wie die Hand des Webers.

Denkt man sich aus einer Weberei alles Mechanische fort, so bleiben nur die paar Weber übrig. Denkt man sich in gleicher Weise aus einem Lebewesen alles Mechanische fort, so bleiben nur die Zellreste, die noch lebende Substanz enthalten, übrig. Ebenso bleiben in einem Lande, wenn man das ganze Staatsgefüge vernachlässigt, die Familien allein übrig.

Soweit ist alles ganz klar: auf der einen Seite haben wir das Schöpferische — die lebende Substanz in Zelle und Familie, und auf der anderen Seite das Geschaffene — die Struktur: als differenziertes Gewebe oder als Staatsgefüge.

Werfen wir jetzt die Frage auf, wie entsteht die Struktur in beiden Fällen, so werden wir sehen, daß zwei sehr verschiedene Wege eingeschlagen werden.

Bei der Entwicklung jedes einzelnen Lebewesens haben wir anfangs nur eine einzige Mutterzelle vor uns, die sämtliche Gene enthält, um die gesamte Struktur des fertigen Tierkörpers aufzubauen. Bevor aber die Gene an die Ausbildung der spezifischen Struktur der Gewebe, der Muskeln, Knochen, Nerven usw. gehen können, müssen sie sortiert werden. Das geschieht, während die Mutterzelle sich ununterbrochen weiter teilt und die Zahl der Tochterzellen dauernd zunimmt. In ganz planmäßiger Weise werden die Gene erst in größere Gruppen, dann in immer kleinere Gruppen getrennt, an die durch Teilung in immer größerer Zahl entstehenden Zellen verteilt, bis schließlich ein Gen auf eine Zelle kommt. Erst von diesem Moment an kann, während die Zelle sich weiter teilt und das gleiche Gen sich weiteren Zellen mitteilt, die spezifische Strukturbildung, die von dem Gen abhängt, beginnen. Bis schließlich das fertige Gewebe entsteht, das aus Tausenden von Zellen besteht, von denen jede einzelne neben ihrer Struktur noch einen Rest lebender Substanz enthält, in dem sich das Gen verbirgt, das im Notfall die geschädigte Struktur wieder erzeugen kann.

Es kann aber eine Zelle, die nur noch ein Gen besitzt, bei der weiteren Teilung nie etwas anderes liefern, als Zellen, die nur einer einzigen

Strukturbildung fähig sind. Es unterscheidet sich daher eine solche Tochterzelle, auch wenn ihr Protoplasma dem Protoplasma der Mutterzelle völlig gleich sieht, prinzipiell von dieser, die noch die Möglichkeit aller Strukturbildung in sich schließt.

Bisher konnte man vermuten, daß jede einzelne Familie zur Mutterzelle des ganzen Volkes und seines Staates werden könnte. In ähnlicher Weise, wie die Mutterzelle des einzelnen Individuums den ganzen Körper mit seiner Struktur erschafft. Die neueren Züchtungsversuche widerlegen aber eine solche Vermutung. Es ist nämlich gelungen, sogenannte „reine Linien" zu züchten. Das bedeutet, daß die von einem Elternpaar (das die gleichen Gene besitzt) entsprossenen Nachkommen genau die gleichen Eigenschaften wie die Eltern aufweisen und keine anderen. Daraus geht hervor, daß man eine einzelne Familie nicht als Mutterzelle des Volkes ansehen darf, sondern daß sie bloß eine Tochterzelle ist, die nur ihresgleichen hervorzubringen imstande ist.

Es findet demgemäß bei der Fortpflanzung einer Familie keine Sortierung der Gene statt, welche bisher die Voraussetzung der Strukturbildung war. Was dagegen wohl statthat, ist eine Kombinierung der Gene, sobald die beiden Eltern verschiedene Gene besitzen. Die Kombinierung der Gene nach der Mendelschen Regel führt dazu, immer neue, nie dagewesene Kombinationen, mithin immer neue Volksgenossen entstehen zu lassen, wodurch das Volk immer reicher und mannigfaltiger wird. Auf diese Weise kann ein sehr vielseitiges Volksleben entstehen, ohne daß eine Spur von Staatsbildung sichtbar wird.

Da sich bei einem vielseitigen Volk stets Ansätze zur Ständebildung zeigen, hat man in ihnen die ersten Ansätze der Staatsbildung sehen wollen. Dies scheint mir deswegen nicht erlaubt, weil die Ständebildung an sich nichts anderes bedeutet, als eine Trennung des Volkes in Familiengruppen, die sich nicht mehr miteinander vermischen, wobei in jeder Gruppe andere Eigenschaften in hervorragender Weise kultiviert werden. So besteht kein Zweifel, daß, wie einst im Adel der römischen Republik, so auch im heutigen preußischen Adel die militärischen Talente besonders stark vertreten sind.

Aber die Trennung durch Gruppenbildung kann an sich keinen Staat liefern, denn der Staat bedeutet nicht Trennung, sondern Vereinigung.

Es ist für das Auftreten von Struktur zwar die erste Voraussetzung, daß verschiedene Elemente vorhanden sind, aber erst die Vereinigung der verschiedenen Elemente zu einer einheitlichen Leistung macht das Wesen der Struktur wie des Staates aus.

Sicher lieferten die Stände, besonders wenn ihre Einzelindividuen in ausgesprochener Weise bestimmte Eigenschaften verkörperten, das erste Material für die wenigen Berufe, deren der primitive Staat bedurfte. Sie

waren aber ganz und gar nicht ausreichend, sobald der Staat zu einer weitgehenden Gliederung fortschritt.

Im Mittelalter wurde ein jeder, nicht nur in seinen Stand, sondern auch in seinen Beruf hineingeboren. Das ist heutzutage nicht mehr möglich. Wo finden sich die Stände, um all die vielfältigen Berufe der Techniker, Ärzte, Gelehrten, Flieger, Journalisten usw. auszufüllen?

So sehen wir, daß der Staatsbildungstrieb sich über die vom Volk gelieferte Gruppierung hinwegsetzt und dazu schreitet, die Familie und ihre Verbände zu ignorieren, und daß er sich nur an die einzelnen hält, um aus diesem unendlich viel reicheren Anfangsmaterial die Sortierung für die verschiedenen Berufe vorzunehmen.

Fassen wir jetzt die beiden Arten der Strukturbildung beim Volk und beim Einzelindividuum vergleichend zusammen, so sehen wir, daß bei der vom Keim beginnenden Strukturbildung eine bestimmte Anzahl von Genen von Anfang an vorhanden ist, die bloß sortiert zu werden braucht, damit jedes Gen an seine richtige Stelle kommt und dort die Struktur erzeugt. Auf jede Art von Kombinierung der Gene wird, sobald die Entwicklung einsetzt, verzichtet.

Das Volk dagegen liefert durch die Vermischung der Gene beider Eltern in jeder Familie Nachkommen von immer neu kombinierten Eigenschaften. Aus diesem Urmaterial muß der Staatsbildungstrieb die Sortierung vornehmen, die er zur Bildung der Berufe nötig hat.

So betrachtet sind sowohl das Volk wie der Staat Erzeugnisse zweier Naturtriebe, die gemeinsam arbeiten, wobei der Volksbildungstrieb das lebendige Material liefert, dem der Staatsbildungstrieb die bestimmte Struktur verleiht. Dabei ist das lebende Material zugleich der Träger des Organisierungstriebes, der Staat aber das Organisierte. Es scheint danach, daß Staat und Volk sich niemals gegenseitig schädigen könnten, denn beide Naturtriebe arbeiten an einem gemeinsamen Ziel. Gewiß gibt es Völker, in denen der eine Trieb stärker ausgebildet ist als der andere, aber das Resultat müßte immer ein harmonisches sein.

Denken wir an die Bienen und Ameisen, so sehen wir, wie stark der Staatsbildungstrieb den Volksbildungstrieb zurückdrängen kann, ohne am harmonischen Endresultat das mindeste zu ändern.

Warum ist dies bei den Menschen nicht der Fall? Der Zwiespalt zwischen Staat und Volk, der sich so oft bei den Menschen findet, beruht darauf, daß es zwei Arten von Strukturen gibt, eine äußere und eine innere, die prinzipiell voneinander abweichen. Man darf niemals vergessen, daß die Struktur, die ein lebender Organismus aus sich selbst heraus schafft und seinem Organismus fest einverleibt, in ganz anderem Verhältnis zum Organismus steht, als jene Struktur, die der Organismus aus totem

Material aufbaut und die daher niemals zum integrierenden Bestandteil des Lebens wird. Der Flügel zwingt wohl den übrigen Organismus des Vogels, sich auf den Flug einzustellen, das Nest aber hat gar keinen Einfluß auf den Organismus des Vogels. Wenn unser Organismus aus unseren Armen Schwungfedern wachsen ließe, so würden auch wir Flugtiere werden. Die Erzeugung des Flugzeuges macht dagegen den Menschen nicht zum Vogel.

Die äußeren Strukturen, wie wir sie in all unseren Gebrauchsgegenständen, Maschinen, Häusern usw. kennen, sind einseitig von uns gestaltet und wirken nicht gestaltend auf uns zurück. Während jedes unserer Organe sowohl vom Körper gestaltet wird, als auch ihn gestaltet.

Niemals kann daher die innere Struktur durch eine äußere ersetzt werden, und es wird niemandem einfallen, sich die Beine abschneiden zu lassen, um sich ein Motorrad anwachsen zu lassen, selbst wenn das praktisch möglich wäre.

Die Politiker aber vermeinen, daß das gleiche Experiment beim Volk ohne weiteren Schaden ausgeführt werden kann. Sie fassen den Musterstaat als fertige Struktur auf, die man bloß dem Volk unterzuschieben braucht, damit es in dem vortrefflichen Stuhl bequem Platz nehmen kann. In Wahrheit bringen sie aber das Volk in eine unerträgliche Zwangsjacke, denn sie haben gar kein Auge dafür, daß die Völker untereinander qualitativ ebenso verschieden sind wie die Individuen und daß daher, was dem einen paßt, dem andern noch lange nicht zusagt. Volksbildungstrieb und Staatsbildungstrieb sind bei jedem Volke andersartig und führen jedes Volk andern Zielen zu.

Die Suaheli-Neger haben in der Ausbildung des Familienlebens Fortschritte gemacht, die alle europäischen Völker weit überflügeln. Es ist Tatsache, daß die Frauen der Suaheli ein den Männern unbekanntes Geheimnis bewahren, welches das Erscheinen oder Nichterscheinen der Nachkommenschaft in ihre Hand legt.

Wenn ein Suaheli-Mädchen eine Ehe eingeht, so bleibt diese anfangs unfruchtbar. Erst wenn der Mann die Kitabu (Buch)-Ehe mit ihr schließt, wobei er eine angemessene Summe für die Frau vor Gericht deponiert (die ihr im Fall der Ehescheidung zufällt), dann erscheinen die Kinder.

Dadurch haben diese Neger ein tief ethisches Moment in ihr Familienleben hineingetragen. Es kommt kein Kind zur Welt, das nicht von seinen Eltern mit Freuden begrüßt wird. Den Frauen ist zugleich eine Macht eingeräumt, die weit über die kühnsten Suffragettenträume hinausgeht.

Damit geht eine feine Lebenskultur Hand in Hand und ein Volksfest in Dar-es-Salam unterscheidet sich durch gegenseitige Rücksichtnahme und

Mangel an Roheit auf das vorteilhafteste von ähnlichen Veranstaltungen in Europa. Trotzdem steht dieses Volk einem europäischen Staatsgefüge völlig verständnislos gegenüber.

Auch das russische Volk ist mit einem überwiegenden Familienbildungstrieb ausgestattet, der in der russischen Dorfgemeinde eine der schönsten menschlichen Blüten getrieben hat. Patriarchalisch-kommunistisch leben die Dorfbewohner wie eine große Familie zusammen. Der Boden gehört der Gesamtfamilie, die Häuser den Einzelfamilien. Das Dorf regieren die Ältesten in väterlicher Art. Das Wort Väterchen und Mütterchen sind die höchsten Ehrennamen, die selbst auf den Zaren und die Zarin angewendet werden. Jeder Dorfbewohner bewahrt, auch wenn er Jahre lang in der Ferne lebt, sein Recht an dem gemeinsamen Gemeindeacker und seinen Platz in der Dorffamilie. Nur in dieser Umgebung kann man Tolstois hohe Bedeutung als Dichter und Ethiker verstehen.

Diesem ganz staatfremden Volke hat Peter der Große das europäische Staatsgefüge aufgezwängt, um es zu einer starken Einheit zusammenzufassen. Und hier tritt uns nun der Gegensatz von Staat und Volk am krassesten entgegen.

Der russische Staat, wie jede planmäßige Organisation, die dem einzelnen persönliche Vorteile zusichert, besitzt eine große Werbekraft und findet immer Individuen, die bereit sind, sich vom Volkstum loszureißen, um ihm zu dienen. So darf man sich nicht wundern, daß der Staat in Rußland auf Kosten des Volkstums weiter wuchert. Doch vermochte er nicht zu verhindern, daß Eigenschaften der Nation, die im Dorfleben wurzelten, ihre schädlichen Wirkungen auf das Staatsgetriebe ausübten.

In der Dorfgemeinde war es Sitte, einen Übeltäter dadurch zu bestrafen, daß das ganze Dorf oder in leichteren Fällen nur die Gemeindeältesten (die zugleich das Richteramt verwalten) sich bei ihm auf kürzere oder längere Zeit zu Gast luden und sich auf seine Kosten verpflegen ließen. Der ertappte Sünder bot nun in vielen Fällen, um der schweren Buße zu entgehen, den Freitisch sogleich den Richtern an, und nahm derart die geringere Strafe freiwillig auf sich. Dieser im Dorfleben ganz verständliche Brauch, alles durch freiwillige Spenden an die väterliche Obrigkeit wieder gut zu machen, nahm im Staatsleben höchst verderbliche Formen an und wuchs sich zu einem ungeheueren Korruptionssystem aus.

Der Staat, der nie Wurzel fassen konnte, sondern lediglich eine Beamtenherrschaft blieb, drückte immer mehr auf das Volk, das seinerseits durch freiwillige Zahlungen den Druck zu erleichtern suchte. Dadurch korrumpierte der Beamte immer mehr und mehr, und so wurde der Staat in Rußland zu dem, was er heute ist: ein Parasit des Volkes.

Wie haarscharf das russische Volksempfinden zwischen Staat und Volk zu unterscheiden vermag, das zeigt sich am deutlichsten in seiner Stellungnahme gegenüber den Geistlichen und der Kirche. Die Kirche gehört zum Dorf und ist dem Bauer heilig, der von Aberglauben, aber auch von tiefer Mystik durchtränkt ist. Der Pope ist ein Staatsbeamter, der die Kirche versorgt. Solange ihn die Amtstracht schmückt und er die heiligen Gebräuche vollzieht, ist auch er heilig. Außerhalb des Dienstes mag er besoffen im Rinnstein liegen, daran stößt sich niemand.

Einen typischen Fall, der dieses merkwürdige Verhältnis erläutert, will ich hierher setzen. In einem großen Dorf Innerrußlands erschien ein Student, um nihilistische Propaganda zu treiben. Die Bauern versammelten sich in großer Anzahl, und der Student begann, den Bauern ihre Lage auseinanderzusetzen, dann rief er: „Schuld an eurem Elend sind die Gutsbesitzer — — schlagt sie tot." „Schlagt sie tot," antworteten die Bauern. „Schuld sind die Beamten — — schlagt sie tot." „Schlagt sie tot," stimmten die Bauern bei. „Schuld sind die Popen — — — schlagt sie tot." „Ja schuld sind die Popen — — schlagt sie tot," rief die Menge.

„Und verbrennt die Kirchen," schrie der Student. Da entstand plötzlich eine Grabesstille, ein alter Bauer ergriff ein schweres Holzscheit, ging auf den ahnungslosen Studenten zu und erschlug ihn. Ruhig und schweigend gingen die Bauern auseinander.

Wenn dieser große Krieg den Beamtenstaat Rußlands wegfegen würde, so könnte ein neues russisches Volksleben aufblühen, das der Welt unsterbliche Werke seiner verträumten Kunst schenken würde.

Zum Aufbau eines modernen Staates aber ist das russische Volk gänzlich ungeeignet. Schon Turgeniew urteilte über seine Landsleute in diesem Sinne: „Hundert Millionen Menschen, die alle die gleiche Sprache reden, ohne Dialekte — — was wird aus ihnen werden? — — Nichts."

Man kann auf einer Orgel, die aus lauter gleichen Orgelpfeifen besteht, keine Symphonie spielen, weil alle den gleichen Ton von sich geben. Ebenso kann man aus einem Volke, das aus lauter ähnlichen Individuen besteht, keinen Staat schaffen.

Der moderne Staat mit seinen vielfältigen Berufen verlangt vielfältige und unter sich durchaus verschiedene Individuen. Aber es wird noch ein zweites verlangt, das ist die dauernde, opfervolle Hingabe der Individuen bei Ausübung ihrer Berufe, deren planmäßiges Zusammenarbeiten erst ein gesundes Staatsleben verbürgt.

Wie es damit in Rußland steht, dafür legen die Ausführungen eines führenden russischen Blattes deutliches Zeugnis ab. Das Blatt wirft die Frage auf, warum ein Deutscher viel leichter russifiziert wird, als

ein Russe germanisiert?, und beantwortet sie dahin: Deutsch sein und unerträgliche Langweile ist dasselbe. Von einem Deutschen wird verlangt, daß er sein ganzes Leben das gleiche Ziel verfolge, während wir Russen das, was wir heute anbeten, morgen anspucken wollen.

Damit ist die Frage, warum die Deutschen leichter mit anderen Völkern verschmelzen, als umgekehrt? die so vielen Deutschen schwere Sorge bereitet, unbewußt gelöst. Es leidet nämlich ein jeder viel mehr darunter, wenn man zuviel von ihm verlangt, als wenn man zu wenig von ihm erwartet. Und es ist zweifellos viel bequemer, sich auf ein niederes Niveau einzustellen, als auf ein höheres.

Wie dem Einzelnen, so ergeht es dem ganzen Volk. Versucht man ein nicht staatsbegabtes Volk mit den Segnungen der Kultur zu bedenken, indem man ihm das moderne Staatsgefüge aufzwängt, so wird es dieses nur als Belästigung empfinden und bei der ersten Gelegenheit abwerfen wie eine tote Haut.

Als das Römerreich zusammenbrach, richteten sich die Fremdvölker, die durch sieben Jahrhunderte die Segnungen der römischen Kultur genossen hatten, wieder völlig so ein, wie sie vor der Römerzeit gelebt hatten — — als ob es niemals so etwas wie eine römische Kultur gegeben hätte.

Es gibt eben keine ideale Staatsform, mit der man fremde Völker beglücken kann. Ein jedes Volk kann allein der eigene Schöpfer seines Staates sein, wenn dieser zur lebendigen Struktur des Volkes werden soll.

Wie steht es in Deutschland mit den Beziehungen zwischen Volk und Staat?

Ganz instinktiv empfindet heute die Mehrzahl in Deutschland, daß eine ständische Gliederung der Verfassung die Ausgestaltung des modernen Staates hindern würde. Da man aber die ständische Gliederung von der beruflichen Gliederung begrifflich nicht zu unterscheiden verstand, hat man in der Volksvertretung mit den Ständen auch die Berufe über Bord geworfen und ist auf das allgemeine gleiche und gleichartige Wahlrecht verfallen, das auf den Einzelnen zurückgreift.

Das tut der Staat freilich auch, aber er nutzt den Einzelnen erst, wenn er Mitglied eines Berufes geworden ist. Und die Berufe sind für den Staat gleichwertig, mögen sie viele oder wenige Einzelindividuen beschäftigen. Durch das allgemeine gleichartige Wahlrecht sind gerade die modernsten, differenziertesten und fortgeschrittensten Berufe gegenüber den Massenberufen ganz unerträglich geschädigt worden.

Trotz dieser Hemmungen des normalen Wachstums hat sich die staatsbildende Fähigkeit des deutschen Volkes in dieser schweren Zeit in unerhört glanzvoller Weise bewährt. Nach außen und nach innen zu, überall

waren lebende Organe da, die in tätige Wechselwirkung miteinander traten und die das Äußerste leisteten, als das Äußerste gefordert wurde. Man kann ruhig behaupten, daß jedes andere Volk dazu völlig unfähig gewesen wäre. Denn in keinem anderen Volke sind so zahlreiche Gene vorhanden und in keinem ist der Organisierungstrieb so stark wie im deutschen Volke. Die oft verspottete Vereinsmeierei der Deutschen, die selbst zu nichtigen Zwecken Organe schafft, in denen jedem Einzelnen verschiedene Funktionen angewiesen werden, ist dafür ein lehrreicher Beweis.

In einem so hervorragend zur Staatsbildung veranlagten Volke liegt natürlich die Gefahr sehr nahe, daß der Einzelne ganz im Staatsgetriebe aufgeht und der einzige Zweck des Volkes in der Bildung des Staates gesehen wird.

Diese Gefahr liegt deshalb so besonders nahe, weil man gewohnt ist, Volk und Masse für identisch zu halten.

Jede Persönlichkeit, die vor der lebendigen Organisationskraft Ehrfurcht empfindet, hat einen natürlichen und sehr berechtigten Abscheu vor der Masse. Wir verdanken Gustave Lebon eine vortreffliche Analyse des Charakters der Masse in seiner „Psychologie des foules". Darin weist er nach, daß die Masse sich ohne alle Hemmungen gewissen Eindrücken hingibt und sich ähnlich benimmt wie ein Tier ohne Großhirn. Wer Gelegenheit gehabt hat, eine große politische Volksversammlung oder eine Panik im Theater mit zu erleben, wird ihm ohne Vorbehalt zustimmen.

Ich hatte vor sechs Jahren in Paris Gelegenheit, einen Augenzeugen aus dem Volke zu sprechen, der die Emeute beim Rennen in Chantilly kurz vorher mitgemacht hatte! Eine große Menschenmasse, die auf ein Lieblingspferd gewettet hatte, geriet, als dieses nach gewonnenem Rennen vom Preisrichter disqualifiziert wurde, in eine grenzenlose Wut, die sich in irgendeiner Weise Luft machen mußte. Plötzlich wurde die Parole ausgegeben: „Die Tribünen verbrennen," da stürzten sich Tausende nach den Tribünen, wobei sie Weiber und Kinder niedertrampelten, und begannen mit Benzin, das sie aus den Autos raubten, die hölzernen Träger und Treppen der Tribünen, die mit dem elegantesten Pariser Publikum besetzt waren, zu begießen. Nur das Eingreifen einer zufällig vorbeimarschierenden Soldatenabteilung verhinderte ein schreckliches Unglück. Mein Gewährsmann sagte mir, welch furchtbaren Eindruck es ihm gemacht hätte, die Verwandlung der Gesichter seiner Nachbarn mit anzusehen, die plötzlich einen völlig tierischen Ausdruck angenommen hatten.

Es ist verständlich, daß man gegenüber diesen Tausenden von großhirnlosen Geschöpfen einen einzelnen normalen Menschen höher einschätzen wird. Aber es ist durchaus verfehlt, diese sinnlose Masse als Volk zu bezeichnen.

Das Volk besteht, wie schon betont, nicht aus Einzelnen, sondern aus Familien. Wie in jedem Lebewesen das Urelement, die Zelle, bereits eine

Mannigfaltigkeit ist, die aus Zelleib, Zellkern und Kernkörperchen besteht, so ist auch das Urelement des Volkes bereits eine aus verschiedenartigen Teilen aufgebaute Vielheit, die intakt bleiben muß, wenn sie ihre Aufgaben erfüllen soll. Erst wenn man die Organisation sowohl des Staates, wie des Volkes zerschlägt, entsteht die Masse, die nichts anderes als Fäulnisprodukt ist.

Wir wissen, daß die Familien die Aufgabe haben, den Nachwuchs des Volkes zu liefern, indem sie nicht nur Kinder in die Welt setzen, sondern ihnen auch die Erfahrungen der Eltern überliefern, damit sie, gleich ausgerüstet wie jene, ihren Posten im Leben einnehmen können. Eine jede Familie setzt ihr ganzes Bestreben darein, das von den Eltern überkommene materielle und ideelle Erbe den Kindern zu überliefern. Jede Familie setzt sich aufs heftigste zur Wehr, wenn ihre Existenz von außen her gefährdet wird, und ein jedes Glied ist bereit, sich für das Ganze zu opfern. Die Ausnahmen von dieser Regel werden immer verächtlich sein.

Wie die Familie das Einsetzen der ganzen Persönlichkeit von ihren Mitgliedern fordert, so verlangen auch die Familienverbände von ihren Angehörigen die gleiche Opferwilligkeit. Erst die Betrachtung dieser kleinen Organismen eröffnet uns das Verständnis für das ganze Volk. Die alten römischen Adelsgeschlechter geben uns bis auf den heutigen Tag Aufschluß darüber, wie sich eine so kleine Einheit innerhalb mächtiger, sich befehdender Nachbarn zu behaupten vermag. Auch heute finden sich bei den römischen Familien einzelne Mitglieder, die der Kurie, andere, die dem königlichen Hof angehören, so daß in jedem Falle die Familie eine Rückendeckung findet. Es ist dabei durchaus keine persönliche Unehrlichkeit der Einzelnen im Spiele, im Gegenteil, die einzelnen Glieder der Familie stehen sich im Kampf der beiden großen Mächte wirklich feindlich gegenüber und sind persönlich allen Gefahren beim Unterliegen ihrer Partei ausgesetzt, nur die Gesamtfamilie hat den Nutzen davon.

Das interessanteste Beispiel einer derart vielseitigen und doch einheitlichen Familie liefern die Rothschilds, die sich dadurch gegen alle Fährnisse gesichert haben, daß ihre Mitglieder lauter verschiedenen Staaten angehören.

Das gleiche wiederholt sich auch im Schicksal der kleinen freien Städte im Mittelalter, die zwischen zwei feindlichen Feuern standen. Überall findet man, daß einzelne Bürger die Stadt auf die eine, andere die Stadt auf die andere Seite ziehen wollten. Zwischen diesen Personen entbrannte manche erbitterte Fehde, die Stadt selbst aber konnte gerettet werden. Oft macht es den Eindruck, als sende die Stadt wie eine geängstigte Amöbe (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) nach allen Seiten Pseudopodien aus, um nach irgendeiner Seite ihre Rettung zu finden.

Die beschreibenden Historiker nehmen nachträglich allzu leicht Partei für die einen oder die anderen und vergessen es, das Ganze als eine biologische Einheit zu behandeln.

Diese Beispiele klären uns darüber auf, wie ein Volk sich äußert. Das Volk redet nicht und handelt nicht, sondern erzeugt nur Persönlichkeiten von verschiedener Anlage, verschiedenen Fähigkeiten und verschiedenen Überzeugungen, — die sich aber in Einem gleich bleiben: im Zusammenhang mit dem Ganzen.

Am deutlichsten offenbart sich dieser innere Zusammenhang am Tage einer plötzlichen Gefahr. Dann sind alle Teile in einem Bestreben, in einem Gefühl einig, sich dem Ganzen zu opfern. Dieses Opfer aber vermag nur ein Volk zu bringen, dessen Familienleben bis zum Kern gesund ist.

Warum hat dieser Krieg selbst auf alle Fremden, die in Deutschland weilten, den Eindruck eines heiligen Krieges hervorgerufen? Weil das deutsche Familienleben sich plötzlich vor aller Welt offenbarte, weil das heilige Feuer des Idealismus, das die einzelnen Heimstätten erleuchtet und erwärmt, wie eine einzige mächtige Flamme gen Himmel schlug.

Deshalb muß es nach dem Krieg die vornehmste Sorge des Staates sein, für die Familien zu sorgen. Bisher gab es im Reichstag keine einzige Volkspartei, sondern nur Vertreter einiger Berufe, die sich um die Macht stritten. Aus diesem Grunde war die geistige Elite des Volkes des Parteigezänkes gänzlich überdrüssig und kümmerte sich nicht im mindesten um die Vorgänge im Reichstag.

Erst wenn alle Parteien sich in dem einen Streben nach dem gleichen Volksideal einigen, wird das anders werden. Dieses Ideal lautet: „Einer jeden deutschen Familie ein eigenes Heim". Ein Heim, in dem die Eltern ihre Kinder in Gesundheit und Frohsinn aufziehen können. Zu diesem Heim gehört unbedingt Luft, Sonnenschein und ein Stück Natur, statt eines finsteren Hinterhofes.

Das ist die Mindest-Forderung, die das Volk zu stellen berechtigt ist. Der Staat kommt erst in zweiter Linie. Denn der Schöpfer steht höher als das Geschaffene.

Zwischen den Schlachten

Novelle von Otto Flake

Er war froh, als es spät genug geworden war, um die blaue Schutzhülle über die Glasschale an der Decke herabzuziehen und es sich für die Nacht bequem zu machen.

Der durchschossene Arm tat nicht mehr weh, aber die ewigen Fragen der Mitreisenden hatten den jungen Soldaten doch ermüdet. Sooft es während der Fahrt durch Thüringen schien, als werde eine Pause in der Unterhaltung eintreten, hatte er sich sofort der einen Vorstellung zugewandt, in der unterzutauchen ihn ein brennendes Verlangen trieb; aber immer kam dann der alte Herr, der das Kreuz von 1870 wieder hervorgeholt hatte, oder die traurige Dame in Schwarz, deren Gatte an der Marne gefallen war, von neuem mit einer Frage. Zuletzt war er ganz gereizt geworden und hatte sich nur mit Mühe bezwungen, nicht unhöflich zu sein.

Nun aber gehörten die letzten Stunden bis Berlin ihm, und wie Gewässer in einen Trichter stürzten seine Gedanken dem einen Mittelpunkt zu, Annemaria, der Kommilitonin aus dem Seminar, die nur einen Fehler gehabt hatte, daß sie nicht jünger als er war.

Diese paar Jahre, die er ihr weniger oder sich mehr wünschte, machten so viel aus. Er war nur ein ganz junger Mensch, und sie voll der Geheimnisse des Weibes, und er hatte so oft gesehen, wie Männer von dreißig, von vierzig Jahren in ihren Gedanken nach ihr verlangt hatten, und sie wußte darum und fühlte es. Sooft er das beobachtete, war es gewesen, als sei er selber älter geworden, und er hatte in ihnen lesen können und mit ihren Augen alles gesehen, was sie an Annemaria zwang, ihr nachzublicken, als wäre alles, was sie erlebt hatten, nicht genug gewesen und als käme ihnen in dem schönen schlanken Mädchen noch einmal alle Verheißung der Jugend entgegen.

Ein Kind, das zum erstenmal mit fühlendem Herzen einem Armen begegnet und gerührt wird, schleppt herbei, was ihm gehört, um es zu opfern, sein Spielzeug, sein bißchen Spargeld, sein Röckchen, alles — so entschlossen und verlangend war er bereit, sich Annemaria darzubringen. Er wußte es besser als jemand, der vielleicht gesagt hätte: der dreiundzwanzigjährige Student ist nur stürmisch verliebt. Nein, er hatte nur Glück gehabt, noch jung die zu treffen, die die große Leidenschaft, der jeder einmal begegnet, in ihm zu entzünden imstande war.

Das Glück? Er lächelte bitter. Ja, es war wohl Glück, aber ein schneidendes, ein negatives Glück, daß sie ihn wenigstens nicht ganz abwies und von seiner Werbung wußte.

Damals freilich, Ende Juli, als die Kriegsgefahr wie eine Wolke, die von einem Krater ausbricht, eine Woche lang über den Ländern hing, tiefer und immer erdrückender niedersank und dann sich endlich entlud, fünf, sechs, sieben Kriegserklärungen ausschüttend, damals war es ihm auch mit Annemaria nicht anders gegangen als mit allem, was bis dahin für Menschen von Wert gewesen war: alles, alles hatte seine Lebensfarbe verloren, alles war sterblich, schon fast gestorben, halbverwelkt und fahl geworden, alles war zusammengestürzt; aber dann, ein paar Tage später, als er zu seiner Truppe fuhr und Abschied von ihr nahm, hatte doch schon die große Stimmung auf der Straße, der Anblick marschierender und singender Regimenter, die Zurufe, die Blumen, die man warf, das Schluchzen, die Scherze der Todgeweihten, das Wiehern der Pferde, dieser ahnungsvollen, nervösen Tiere, Trommelwirbel und Kommando, das Rasen der Autos, die Menschen überfuhren, um eine Sekunde zu gewinnen — das alles hatte ihn wie einen Ball emporgeschleudert und mit dem Gefühl von Steigen und Fallen einen Taumel, einen wilden Rausch erzeugt, so daß er, ungeachtet Joseph, der österreichische Kommilitone, im Zimmer war, am Fenster Annemaria an den Händen ergriff und, nicht mehr seiner Herr, verlangte, sie solle ihn küssen, dieses eine Mal zum Abschied.

Ach, das war ja noch Beherrschung gewesen, denn in Wirklichkeit war eine viel verwegenere Vorstellung in ihm gewesen, die einer ersten und letzten Liebesnacht, und am liebsten hätte er sie geschüttelt und ihr zugerufen, wozu bist du Weib, wenn du heute nicht mich armen Jungen in deine Arme nimmst? Wenn du dich als die Ältere fühlst und Dinge in dir verschließt, die ich nur ahnen kann, dann ist es an dir, die erste Bewegung zu machen und zu schenken, bevor ich bettle. In diesem Kriege bleibt ja doch kein Stein auf dem anderen, keiner kehrt zurück, es ist zu Ende mit der bürgerlichen Ordnung.

Und sie — sie hatte sich ihm entwunden; ihr Kopf hatte sich abgewandt, dem Hintergrunde zu, wo Joseph saß, so daß für ihn selbst nichts als ihr Profil blieb. Hatten ihre Augen Joseph gesucht? Dann hatte sie sie geschlossen, und so war ihr Kopf langsam wieder zurückgegangen, bis sie die Lider aufschlug und ihn anblickte, mit einem abwesenden Ausdruck, der ihm um so tiefer ins Herz schnitt, als er sich plötzlich änderte und in einen anderen überging, den er nicht verstand — ein schwaches Lächeln, eine Bitte, die alle Hoffnung tötete.

Er wußte es nicht; er hatte diesen Blick, in dem, wie bei einer Kranken, zu viel Weiß war, nicht vergessen können, und er hatte sich auf der Fahrt durch das deutsche Land, wo auf allen Bahnhöfen die blumengeschmückten Krieger von Frauen gelabt wurden, mit der Frage gequält, was Joseph ihr bedeutete. Einmal hatte er mit Annemaria über ihn gesprochen und sie

war seiner Meinung gewesen; und doch konnte er die Samtaugen des Österreichers nicht vergessen.

Auch Joseph war nicht älter, aber er fühlte, das war etwas anderes, wenn man so geschmeidig war und eine so werbende, einhüllende Stimme besaß. Er haßte Joseph, weil er sich erst eine Woche später zu stellen hatte, und fast hätte er seine innersten Gedanken entblößt und Annemaria angefleht, ihm das nicht anzutun, daß sie in einer solchen Zeit einen, der doch nur ein Fremder war, dem eigenen Landsmann vorzog.

Er atmete tief auf, wenn er daran dachte: es war ihm doch gelungen, sich diese Demütigung zu ersparen, er behielt sein schweres Herz für sich.

Es war eine Woche gekommen, die sich nicht schildern ließ. Kaum ausgeladen, wurden sie in die Hölle eines Sturmangriffes geworfen, und das war so ohne Übergang geschehen, daß mancher irrsinnig geworden war. Ihm selbst war es, als kenne er seine eigene Partei, seine eigenen Landsleute nicht mehr, als er an Stellen kam, wo Panzerforts zehn Meter tief untergraben worden waren und da die fürchterliche Wunde in die steinernen Eingeweide erhalten hatten – was war hinter ihm vorgegangen, mit welchen Geheimnissen zog die eigene Armee in diesen Feldzug?

Gerechter Himmel, wenn drüben die Feinde über dieselben Mittel verfügten und Geschosse schleuderten, die in einem Umkreis von hundert Metern Menschen, Fels und Erz in einen Brei der Verwesung verwandelten?

Zwei Abende später lag er in einem Dorf auf seinem Bett, als sich die Stille der Mitternacht in einem Augenblick mit Schüssen, Geschrei und den gellenden Rückzugssignalen der eigenen Trompeten anfüllte. Seine Tür wurde aufgesprengt, eine Kugel fuhr an ihm vorüber, und hinter einem Mann in Hemdsärmeln schwang eine Megäre ein Messer in der Hand. Er wußte nicht, wie er halbbekleidet, wie er war, auf die Straße gelangte, aber dann begriff er. Aus den Häusern kamen Schreie von Soldaten, die verstümmelt wurden, schrecklicher als die Schreie, die Pferde in ihrer Todesangst ausstoßen.

Zurückweichend zielten die Truppen mit schräggehobenen Flinten nach den Stockwerken oben und deckten die Artillerie, bis sie sich am Eingang aufpflanzen konnte; nach einer halben Stunde war das Dorf nur noch ein Trümmerhaufen. Ein Offizier wurde vorübergeführt, aus seinen Augenhöhlen, von den abgetrennten Ohren rann Blut.

Ein wahnsinniger Haß würgte ihn, aber er galt nicht mehr den Belgiern, die zu Tieren geworden waren, er galt den Menschen, dem Leben; ein namenloser Ekel, ein Überdruß, ein Wille zum Untergang, und als er im Morgengrauen zu denen gehörte, die die Mörder an einer Mauer zu erschießen hatten, sah er zu der Alten hinüber, die ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, und bemerkte in ihrem Blick dasselbe Weiß, dieselbe

Verdrehung der Augäpfel, die ihm an Annemaria aufgefallen war, als ihr Blick von Joseph zurückgekehrt war.

Er begriff. Wenn nicht schon vorher, dann ist es in den letzten Tagen, vielleicht in diesem Augenblick geschehen, dachte er und zielte grausam der Megäre zwischen die niederträchtigen Augen. Gewalttätigkeit war schön und es tat gut, das töten zu können, was einen beschäftigte.

Er glaubte, in dieser Nacht sei alles erledigt, er zog ins Morgenrot, als entferne er sich jetzt erst von Annemaria. Es kamen andere Tage, Tage der Ruhe in Brüssel. Er sah eine verängstigte Bevölkerung, flehende Frauen, und sie taten ihm in ihrer Furcht ebenso leid, wie dann in ihrem Aufatmen, wenn sie sahen, daß die Soldaten sich nicht auf sie stürzten, noch ihre Säuglinge an den Wänden zerschmetterten. Auch Annemaria tat ihm leid, das gute Gefühl, das er für sie empfunden hatte, tat ihm leid, und er konnte nicht verhindern, daß Tränen in seinen Augen brannten.

Aber wenn die anderen Briefe nach der Heimat schrieben und die grüßten, die sie liebten, kam ihm nie der Gedanke, daß auch er nach einer Karte greifen könnte.

Die Wochen vergingen, neben Hunger und Durst tauchte eine andere körperliche Qual auf, die ein ganzes Heer von Männern ergriff, das blinde, wütende Verlangen nach einer Frau, nach nur einer Minute Gewalt über eine Frau, ein Söldnerwunsch, den nur die strengste Manneszucht in Schranken hielt. Mehr als einer konnte ihn befriedigen, Mägde und Quartierfrauen waren nicht alle unwillig, und die Nerven redeten mit geheimen Stimmen von der wilden, süßen Tiefe des Augenblicks, wenn nichts mehr gilt als der Augenblick.

Auf dem Vormarsch gegen Antwerpen kam er in ein Städtchen an der holländischen Grenze. In einer stillen Gasse, wo Pflaster und Häuschen aus Ziegelsteinen bestanden und hinter Spiegelfenstern in sanfter Wärme Tulpen blühten, klopfte er an eine Tür. Ein blutjunges holländisches Kindermädchen öffnete ihm.

Neugierig und mit lüsternem Näschen war es allein zurückgeblieben, statt sich mit der Familie über die Grenze in Sicherheit zu bringen, wie ein Kätzchen ein Liebesnest hütet. Mit einem Knicks sagte es Mynheer und vertraute auf die besänftigende Wirkung der Spitzenschürze, die hinter den Knien gebunden war. Und Mynheer in der grauen Uniform nahm sie für eine Nacht in die Arme.

Als er am nächsten Morgen auf dem Marktplatz antrat, erhielt er von der Feldpost ein Paket Zigaretten; es kam von Annemaria. Seine erste Regung war, es den erwartungsvoll zuschauenden Soldaten ganz zu überlassen; dann sagte er, da er es nicht laut äußern konnte, im Geist: Joseph

wird sie jeden Tag etwas schicken, aber es ist ihr gutes Recht und ich will kein Narr sein. Darauf zündete auch er sich eine der Zigaretten an.

Aber ein paar Nächte später, als er schon auf dem ersten zerschossenen Außenfort Antwerpens lag, träumte er, Annemaria neige ihren Mund zu ihm und fasse seine Lippen vorsichtig und zärtlich mit den Zähnen, wie ein Terrier tut, der eine Hand liebkosen will. Aber dann nahm sie nur seinen Kopf und hielt ihn lange sanft und ohne Worte an ihrer Brust fest.

Er erwachte vom Stoß des Gefreiten im Donner der Batterien, die sich vor den Innenforts einschossen, und es war ihm zumute, wie einem Dürstenden, dem eine schwellende Frucht wieder aus dem Munde gerissen wird.

Und während er vorgeschoben wurde und bald im Wasser des überschwemmten Geländes lag, bald gebückt ein paar Schritte vorsprang, trug er den Kuß mit sich und fühlte ihn auf seinen Lippen wie jene alten nordischen Helden, für die der Augenblick des Falles nur voll Süße war, weil in ihm die ehernen Jungfrauen Walvaters aus der Lüften niederrauschten, um den Todeskuß zu geben, der das Siegel für ein neues und ewiges Erwachen war.

Während er mordete, war er dankbar; während er grausam zielte und traf, war er voll Zärtlichkeit, und gegen Abend, als die Entscheidung, das ungeheure Zusammenraffen aller Kräfte nahte, vor ihm Dörfer aufflammten und aus den Flammen eine Mauer von Brand und geballtem Rauch entstand, die sich der unsichtbaren Stadt zuwälzte, deren Bewohnern sie wie die wandelnden Feuersäulen des Jüngsten Gerichts erscheinen mußte, vor denen sie in irrem Entsetzen flohen, mit ihren Kindern und Bündeln im Arm vornübergebeugt wie Pflanzen, über die der Sturm braust — während er das in seinem erregten Geiste alles sah, war doch tief in ihm ein Läuten sanfter Glocken, ein Blühen warmer Frühlingsnächte, in denen Kastanien mit hohen Kerzen prunkvoll starren und in Mädchen mit zierlichen Tanzschuhen und weißen Strümpfen alle Schönheit des Lebens ist.

Ein Brüllen fuhr durch die Luft hinter ihm; wie wenn sie der grüne Raum des Meeres wäre, rauschte ein Torpedo durch sie, brausend als fahre der Herr der Hölle zu seiner Tiefe, zischend, heulend, eines der neuen Geschosse von Menschengröße, dann ein Krachen und Zersplittern weit vorne und das Auflodern einer Wolke von nächtlichem Schwarz — aber in ihm sang, in einem Herzen, das seine Wunde nicht vergessen wollte, alle Güte, alle Freudigkeit, aller Wille, Gutes zu tun, und es war kein Widerspruch.

Die große Oper der Schlacht sang in seinem Blute und er sprach doch kleine Worte des unbedachten Glücks, wie sie in den Kinderliedern stehn,

Verse, die ihm nie bewußt wurden. Sterben und Geborenwerden waren in eines zusammengedrängt; das Nahe, wo er kämpfen mußte, das Ferne, wo seine neue schwache Hoffnung war, verschmolzen, als wären sie räumlich zu einem Punkt geworden.

Ein Luftschiff, eines der großen Zerstörer, auf dessen oberster Kante Maschinengewehre standen und in schwindelnder Höhe durch Pulverrauch segelten, das Gespensterschiff, von dem er den wilden Gesang aus den Lüften zu hören glaubte, glitt über ihn hinweg und war nur wie ein Vogel, den man liebt, weil er lebt, wie wir leben, Körper ist, wie wir Körper sind. Zwischen Traum und Wirklichkeit war kein Unterschied mehr.

Und so empfing er den Schuß, die rote Kommunion, die die heilige Erregung seiner Sinne beendete, und wenn er auch zusammenzuckte, nahm er sie doch gläubig und voll Demut hin; ob es nun diese Vorstellung war oder ob die bloße Selbsterhaltung des verwundeten Geschöpfs: als er die Verletzung mit den Lippen suchte und das Blut aufzusaugen begann, erlag er einem Schauer der Dankbarkeit, als habe er sich nun eine Anwartschaft auf tiefe, schöne Dinge verdient. Aus dem Lazarett zu Antwerpen schrieb er Annemarie einen kurzen Gruß und ließ sie wissen, daß er verwundet war. Sie antwortete nicht. Drei Monate, nachdem er ausgerückt war, kehrte er nach Deutschland zurück.

Im Zuge sah er friedliche Menschen und solche, die sich mit ihrer Trauer abfanden, und auch sein Erlebnis sank wieder auf sein bescheidenes Maß zurück; aber die Erinnerung daran blieb, und ob es nun Annemaria war, die ihn in ihre Arme zog, oder eine Frau, die er noch nicht kannte, ob es gleich war oder noch eine Weile dauerte, in diesen Armen würde er der Entrückung noch einmal teilhaftig werden, die von Antwerpen über ihn gekommen war und in der er wie Gott alle Töne der Schöpfung, die wilden und die sanften, hatte zusammenklingen hören. Er wünschte noch immer, daß Annemaria diese Geliebte sein werde, aber betteln wollte er nicht; ein wenig Mann war man doch da draußen geworden. Die erste Viertelstunde, ja der erste Blick mußte alles entscheiden.

Der Kopf schmerzte ihn vom vielen Denken und er sank in Schlaf.

Ein langes Halten weckte ihn, der Zug mußte sich seit geraumer Zeit nicht bewegt haben. Er trat in den Gang und beugte sich zum Fenster hinaus.

In endloser Geradheit liefen die Geleise durch die Kiefernwälder, und auf diesen im Mond schimmernden Parallelen von Stahl lag der Zug wie eine Schlange, die in Erstarrung gefallen ist. Viele hundert Meter war sie groß, und doch war nicht die geringste Biegung in ihrem gliederreichen Leib.

Wohl wußte er, daß er in der Mark war, aber da die Bilder des alten, städtereichen Westens noch kaum in ihm verblaßt waren, wurde das hier um so mehr Osten für ihn, der unendliche Osten ohne Bodenhebung, dessen Wälder in die Unbegrenztheit Rußlands hineinliefen, und zwischen ihnen nur Blockhütten und ein Bahndamm.

Weit vornen, wo die Lokomotive stöhnte, hing in der Luft eine Schale, rund und gefüllt mit weißem Licht, und unter ihr duckte sich eine kleine Station tief zu Boden.

Vorsichtig und langsam, als tue es den Schienen weh, fuhr der Zug vor und hielt von neuem. Ein Beamter in roter Mütze, ein Schaffner, der eine Laterne schwenkte, und nun eine Frau, der einzige Passagier, der wartete. Ungewöhnlich genug, daß sie hier nach Mitternacht einstieg, einsam, in einer Gegend ohne Haus und Siedlung. Wie schmächtig und verloren sie aussah, während sie den Zug entlang schritt. Gutmütig führte der Schaffner sie bis zum Wagen des jungen Soldaten und ließ sie einsteigen.

Seltsam — man hätte meinen können, es sei Annemaria. Aber nur der Gestalt nach, denn dieses schmerzhafte Gesicht, das war nicht Annemaria.

Und doch war dann kein Zweifel, denn sie streckte ihm die Hand entgegen. Er hatte sich einst mit ihr geduzt, und diese Vertrautheit, das Ergebnis einer ausgelassenen Gelegenheit, war ihm einmal wie der kühnste Erfolg, der erste Schritt erschienen.

Sie sprach von seiner Verwundung und bat um Entschuldigung, daß sie ihm auf seine Karte nicht geantwortet hatte. Er merkte, daß sie lieber selbst sprach, statt ihn fragen zu lassen, und daß sie heimlich an den Stationen draußen die Entfernung maß, die sie noch von Berlin trennte.

Das war also der erste Blick und die erste Viertelstunde, und es lag wohl alles klar. Diese Annemaria gehörte ihm nicht mehr; statt Liebe empfand er nur noch Mitleid. Wenn es ihr auch weh tat, suchte er doch zu erfahren, was sie hier in die Nacht hinausgetrieben hatte. Ihre Haare waren vom Winde zerwühlt und an ihren Schuhen hingen Klumpen Ackererde.

„Hast du Nachricht von Joseph?" fragte er.

Da antwortete sie:

„Heute habe ich erfahren, daß er gefallen ist."

Deshalb war sie über die nächtlichen Äcker geirrt — und er glaubte alles zu wissen; aber dann sah er, wenn er sie während der nächsten Tage besuchte, daß sie Joseph nicht zu erwähnen wünschte und daß sein Bild, das am ersten Tage noch auf ihrem Schreibtisch gestanden hatte, am nächsten verschwunden war. Und soviel verstand er jetzt, wo er, wie mit einem Zauberstab der Erkenntnis berührt, alles mitfühlte, was in Seelen

von menschlichen Dingen vor sich ging, daß es weder ein stolzer noch ein demütiger, sondern ein gequälter Schmerz war, den sie in sich barg.

Wie hatte sich alles geändert. Wo war die Überlegenheit, die sie vor ihm gehabt hatte, weil sie ein junges Weib und er nur ein halber Junge gewesen war?

Nun war es, als sei er der Ältere geworden, der Mann, der durch alles, was ihm auch begegne, nur hindurchgeht und der nicht mit den Folgen beladen wird, gleich den Frauen, den armen, die mit ihnen belastet werden.

Er stutzte. Folgen — dieses Wort war ihm nur zufällig in den Weg gekommen, aber es hatte noch einen geheimen Sinn. Die Folgen, die die Hingabe für eine Frau haben kann, war es das? Er sah sie prüfend an und ließ einen verstohlenen Blick über ihre Gestalt gleiten.

„Annemaria, du mußt mir alles, die ganze Wahrheit sagen, ich will dir helfen," bat er.

Es war Dämmerung im Zimmer, das Halbdunkel, das der Abend als den ersten wohltätigen Boten ausschickt, wie am Morgen die Sonne die ersten Strahlen, die, frohlockende Engel, durch den Raum schießen.

Sie wollte keine Teilnahme. Er verstand, daß gerade er nicht erwarten durfte, daß sie ihn ins Vertrauen zog, und daß sie von ihm verlangte, daß er sich von selbst zurückhielt. Aber gleichwohl, er fragte und sprach die Dinge, die sie scheute, aus, mit klaren Worten.

Sie flammte auf und bat, er möge sie verlassen. Er gehorchte. Am nächsten Tag schrieb er, am übernächsten ging er wieder zu ihr und fand sie ganz geändert, gefaßt und ruhig.

Nun war es doch gut gewesen, daß ein anderer von ihr wußte; man brauchte nur einem einzigen gegenüber einzugestehn und das war dann so, als hätte man vor aller Welt sein Schicksal auf sich genommen.

Sie hatte ihren Stolz wiedergefunden; sie richtete sich auf das ein, was kommen sollte, und verschaffte sich eine erste Klarheit, indem sie auch das sagte, was er nur geahnt hatte, daß sie an Joseph nicht erinnert sein wollte. Vielleicht war es sogar gut so, daß sie ihn nie mehr sah — so konnte sie sich in einem Augenblick der Schwäche nicht mehr an ihn klammern.

Das Bewußtsein, daß die Folgen einer Tat sie aufheben, wenn man sie übernimmt, wurde der Kern, der in ihr neu wuchs und ihr die Stärke des Trotzes gab, selbst wenn sie an ihre Angehörigen dachte. Sie dankte ihm für den Dienst, den er ihr erwiesen hatte, und drückte ihm die Hand,

Diesen Druck fühlte er noch lange, als er nach Hause ging. Es war eine Entschlossenheit darin, die ihn selbst abhielt, Nutzloses zu denken.

Einen Augenblick lang sah er eine Rolle vor sich auftauchen, die oft in der Welt vorkam, die Rolle dessen, der ein Mädchen wirklich liebt und

sie aufnimmt, wenn sie mit dem anderen ihr Erlebnis gehabt hat. Einen Augenblick, dann war es vorüber.

Nein, es war nicht seine Rolle, nicht weil er meinte, daß es immer ein Dummkopf sein müsse, der sie spielt, aber er wünschte sich eine andere. Er wollte eine Geliebte für sich haben, weil es so schön ist, der zu sein, der eine Frau entdeckt und für sich gewinnt, weil es schön ist, einen Tag zum anderen zu legen, von allem Anfang an, wie man eine Ersparnis zur anderen legt und im Augenblick der Not nicht nur vom Tage gezehrt hat.

Es gab so viele Frauen, und in einer Zeit, in der die Leben zu Hunderttausenden fielen, war man vielleicht noch weniger weichherzig, als man es schon vorher gewesen wäre.

Nachdem er die Grenze erkannt hatte, die er nicht überschreiten wollte, konnte er ganz rückhaltlos sein. Er fand Annemaria schöner als je, begehrenswert, weil sie wissend war und er es selbst geworden war.

Oft vergaß er ohne Mühe das Vergangene und sah nur, daß sie sich in ein neues Leben einlebte. Aber immer kehrte er dann zur Freundschaft zurück.

Sie atmete auf, als sie ihn so handeln sah; sie begrüßte ihn froh und ließ ihn ohne Scheu an ihren Sorgen teilnehmen.

Was sollte sie tun? Wohin sich begeben, um das Kind zu gebären, wie es unterbringen und ihrem Beruf weiternachgehn? Oder würde sie es bei sich behalten und sich einen anderen Unterhalt suchen?

Vier Wochen vergingen. Sein Arm war geheilt und an der Musterungsstelle war er als tauglich befunden worden, um nach der Front zurückzukehren. Es war die Zeit der gewaltigen Kämpfe um Dünkirchen, Bataillone von Männern wurden Tag für Tag geopfert, um einen Kanal von ein paar Metern Breite zu überschreiten. War er überschritten, dann wurden die Abteilungen wieder zurückgeworfen und das Opfer war umsonst.

Man hätte diesen Kanal, der noch im Bau war und kein Wasser gesehen hatte, mit den Tränen der Mütter und Frauen füllen können.

Wer an diese Front ging, konnte fast sicher sein, daß er nicht mehr zurückkehrte. Es war schwer zu denken, daß man zu diesen Vorgezeichneten gehörte, und es wäre verzeihlich gewesen, wenn man sich damit zufrieden gegeben hätte, von der ersten Verwundung auszuruhn. Es half nichts.

Aber in diesen Tagen keimte ein Gedanke in ihm auf. Er ging zu Annemaria und bot ihr diese letzte Hilfe an, die er zu geben hatte.

Sie sollte sich mit ihm durch eine Kriegstrauung, diese tröstliche, formlose

Erfindung der Not, verbinden lassen. Dann war sie gegen alle überflüssige Neugier der Menschen, auf die sie sich angewiesen sah, geschützt und konnte sich offen zu dem Kind bekennen.

Fiel er, so war nichts mehr zu sagen. Kam er zurück, so sollte sie sich von ihm scheiden lassen. Was machte es, daß das Kind zu Unrecht seinen Namen trug? Man mußte nicht kleinlich sein.

Sie hörte ihm zu. Ihre Augen, die wieder klar und klug wie früher geworden waren, lasen in ihm. Sie unterließ es, die Einwendungen, die sie machen konnte, auszusprechen. Aber da sie auch nicht antwortete, wollte er ihr beweisen, daß es ein Dienst war, für den er keine Belohnung von ihr verlangte, und enthüllte in seinem Eifer seine Vorstellung von Liebe, die mit dem Anfang und nicht erst auf halbem Wege anfängt.

Da weinte sie bitter.

Als sie von dem Beamten zurückkehrten, war es wieder die Stunde des Abschieds. Wieder ergriff er ihre Hände. Dieses Mal wandte sie sich nicht von ihm ab. Es war am selben Fenster; sie dachte an jenen Tag.

Wie er vor Antwerpen geträumt hatte, umfing sie ihn fest und hielt ihn lange umschlungen. Er fühlte ihre Lippen in Wirklichkeit auf den seinigen. Und doch war es zugleich Traum. Auch für sie. Allem, was sie bestürmte, freien Lauf zu lassen, hätte sie zerstört. Sie wählte unter allen Gedanken nur einen aus. Ich bin vor dem Gesetz seine Frau und er hat ein Recht auf mich. Aber wenn er auch ohne das einmal mich besitzen wollte, würde ich ihm nicht wehren. Ich bin nicht mehr viel, es wäre nicht das Ganze, aber es wäre noch gut genug, um mich dann alle Qual fühlen zu lassen, nach der ich dürste.

Dieses eine Mal wäre bitter und darum verlockend und tief gewesen. Er begriff wohl, was in ihr vorging und was auch ihm nicht fremd war. Aber seine Gedanken weilten schon dort, wo Männer sich gegenüberstanden und einander den Tod bereiteten. Frauen hatten immer dasselbe, womit sie lohnten, ob es nun Abschied oder Ankunft, Freude oder Tröstung war.

Er riß sich los, konnte ganz sanft und zärtlich zu ihr sprechen und wandte sich seiner unbekannten Zukunft entgegen, der tötenden Kugel oder dem schmückenden Kreuz.

Als sie ihn über die Straße gehen sah, war ihr, als forme sich das Kind in ihr in sein eigenes um. Sie sandte einen Strom von Liebe durch seine unfertigen Adern. Dann wurde sie ohnmächtig.

Prinz Louis Ferdinand

von Felix Poppenberg

Du Krieger, Du Jäger, Du Musikus ... so ruft in einem ihrer unorthographischen Briefe voll flackernder, strudelnder Gefühle Pauline Wiesel, die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand, ihren Freund. Und dieses Elementarwesen, das nicht schulgerecht schreiben konnte, aber naturhaft für jedes Ding den lebendigen Ausdruck fand, läßt absichtslos damit einen Menschen in der dahinstürmenden, brausenden und klingenden Fülle seines Daseins meteorhaft aufgehen.

Diese Menschlichkeit, dieser Hohenzollernprinz, den die schweifige Ziersprache der Zeit den „Lieblingssohn des Mars" nannte, der aber im Farbig-Schillernden seiner Wesensmischungen besser durch einen anderen Beinamen, den des „preußischen Alkibiades", begriffen wird, lockt die Phantasie. In den trüben und dumpfen Niederungen um 1800 leuchtete um ihm etwas vom alten friderizianischen Adlerglanz und von der Geschmacks- und Geistesluft Rheinsbergs und Sanssoucis auf. Mit brennender Lust ritt er dem Lorbeer nach und stürzte vor Preußens Zusammenbruch 1806 bei Saalfeld sich in heldischen Untergang. Der Soldat und Draufgänger war aber auch gleich seinem Ahn und Oheim, dem großen König, ein Freund der Musen und wirklich ein Musikus. Dazu ein Freund der Geister, und die Atmosphäre der Romantik hatte durch nahvertrauten Umgang mit Rahel und ihrem Kreis seine Empfänglichkeit genährt.

Dies Preußisch-Berlinische in ihm, durchsetzt mit einem gallischen Tropfen spielender Laune, beschwingten Einfalls, dazu das Helldunkel-Romantische voll leidenschaftlicher Gefühlsverwirrung, reizte wohl auch Theodor Fontane, der ihn in einer, im Rhythmus der Regimentsmusik klirrenden Ballade und im Galopp seinen Lebenslauf durchrasen läßt, der ihn (in Schach von Wuthenow) aber auch mit schärferer und gespitzterer Menzelscher Zeichnung als „Causeur" in seiner freigewählten Tafelrunde von eigenen und besonderen Köpfen zeigte. Das Problematische jedoch in dieser Erscheinung stellte in unseren Tagen Fritz von Unruhs Drama heraus.

I

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschaun,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Fraun

singt Fontanes Gedicht von ihm. Und das ist nicht poetische Erhöhung, nicht nur im Liede lebt Prinz Louis Ferdinand so, er steht voll gleichen

Lichtes im Spiegel seiner Zeit. Überschwenglich schwärmt von ihm, dem damals Zweiundzwanzigjährigen, der junge Fouqué 1794, er sieht ihn bei dem Feldzug in der Pfalz zum erstenmal wie in einer Vision hoch, schlank mit verwildertem, blondem Gelock in kühner Fröhlichkeit dahinsprengen, den „jungen Achilles des Heeres". „Wolkenschatten und Blitzlichte, Nacht und Frührot" scheinen seine Schicksalsfarben. Und diese Wirkung bleibt auch erhalten in einer weniger ekstatischen Charakteristik, in der es heißt, daß er für jeden ihm Begegnenden bedeutungsvoll wurde, man konnte ihm zürnen, mußte ihn aber bewundern, unentschieden und gleichgültig blieb niemand. Clausewitz, der große General, prägte sein Bild plutarchisch; er meißelte die heldischen Züge heraus, seinen Mut, der „Bedürfnis nach Größe" war, aber er zeigte mit der Unerbittlichkeit eines ehern blickenden und schreibenden Chronisten die Brüche und Risse dieser Natur. Clausewitz sagt, er hätte ein großer Feldherr werden können, wenn ihn ein langer Krieg erzogen hätte, jedoch habe er im Grunde keine rechte Vorstellung von einem Feldzug gehabt, sein Fehler war eine falsche Sicherheit durch die Überschätzung des Mutes an sich. Aus Clausewitzens Kritik steigt so die Erscheinung eines letzten Ritters auf, Louis le téméraire, jenseits von der Gehirn-Strategie moderner Kriegswissenschaft. So sah ihn auch Achim von Arnim, der sich aus seinen friedlich stillen Kreisen durch ihn zur Waffengefolgschaft aufgeregt und verlockt fühlte, und der später, dem Schatten des Gefallenen nachsinnend, schrieb, „sein guter Geist trieb ihn über die Brücke der Lethe, das alte Rittertum ist untergegangen, ein neues mag beginnen". Als übermütigen Herausforderer der Gefahr hat ihn auch Goethe gezeigt in jener Kampagne in Frankreich, die 1792 auf einem für unsere Gegenwart so bedeutungsvoll gewordenen Schauplatz, in der Gegend von Longwy, Verdun, St. Menehould, Grandpré sich begab.

„Wenn man es verstanden hätte, die natürlichen Kräfte dieses jungen Löwen geschickt zu brauchen, so würde der Staat einen hohen Nutzen daraus gezogen haben," heißt es bei Clausewitz. Das geschah natürlich in der verfahrenen Zeit nicht und Louis Ferdinand, dem König und seinen zopfigen Ratgebern der Gamaschenordnung unbequem, ward nur zu oft kalt gestellt und matt gesetzt. Nach Magdeburg schickt man ihn, weil Berlin für seine verschwenderischen und lebenstollen Neigungen ein zu gefährlicher Boden, und in Lemgo 1796 verzweifelt er vor Ungeduld über die unfreiwillige Lahmlegung: „hören müssen von glänzenden Taten und dabei nur Galle destillieren können", und er kocht vor Wut über diese „Generale, die einen mühsam erworbenen Ruhm zu verlieren fürchten und dabei Dinge tun, die einen Menschen von Ehrgefühl rasend machen können." Und 1805, in seinem letzten Lebensjahr, als endlich nach Verletzung der preußischen Neutralität bei Ansbach durch Napoleon die Mobilisierung erfolgte, zerspringt Louis

Ferdinand vor Tatendurst, weil man ihn mit der Avantgarde des Hohenloheschen Korps in Zwickau, „in diesem verwünschten kleinen Nest von Bergen eingeschlossen", zu lange sitzen läßt, statt ihn nach Böhmen vorgehen zu lassen. Diese falsche Einstellung, die tiefe Unbefriedigung, die mangelnde Umsetzung der edelen Kräfte, entwickelte in dem Prinzen alle die Zwiespältigkeiten und die Widersprüche seiner Natur, die ihn zerrissen, sein Leben verrinnen machten, ihn aber gleichzeitig aus der einseitigen Luft eines Zeughaus-Heros in die Galerie seltsamer schillernder Menschlichkeiten versetzten.

2

Zwei Frauen haben hellsichtig das Problematische dieses Wesens erkannt und andeutend daran gerührt: Frau von Staël, die von dem Prinzen sagte: „in Ermangelung des Ruhmes suchte er die Stürme, die das Leben aufregen", und Rahel, seine Vertraute, die zu dem Schluß kam, daß er „immer nur von momentanen Zwecken umstrickt war", daß er seine „Grund- und Wesenswünsche sich selbst nicht gewaltig genug vor seinen Geist führen konnte, um ein einheitliches Handeln zu erlangen, und daß er so jede seiner Lebenssituationen verwirrte."

Wollte man hiernach Louis Ferdinands Züge in dichterischen Gestalten seiner Epoche suchen, so findet man Doppelgänger verschiedenster Art. Schillers Max Piccolomini, Goethes Egmont, Kleists Prinzen von Homburg ist er verwandt.

Man glaubt Max zu hören, wenn der Prinz aus dem Groll einer großen Seele heraus zürnt: „Nur das Erbärmliche blieb, das Schöne und Gute verschwand, erhaben ist das Schlechte;" das wahre Edelmännische, den Egmontzug an ihm bezeugt Rahel mit ihrem Ausspruch: er errötete, wenn andere in seiner Gegenwart zum Narren gehalten wurden; und wahrhaft kleistisch voll einer „Ruinenstimmung der Seele" ist der Todesschwur, mit dem Louis Ferdinand und zwei gleichgesinnte Generale vor der Entscheidung 1806 sich binden, eine Niederlage nicht zu überleben.

Zu dieser hochgemuten Seele, „mit dem Haupt zum Himmel ragend", gesellt sich aber zersetzend, schwächend, vergiftend eine andere, aus einem fahlen unfruchtbaren Zwischenreich: voll Verneinung, Zweifelssucht, Zersplitterung. Louis Ferdinand trug zu seinem edlen Dämon den Widerdämon mit Krallen und Pferdefuß in sich. Und auch den kann man mit einem Namen aus der Literatur seiner Zeit anrufen. Es ist Roquairol aus Jean Pauls „Titan". Achim von Arnim betonte diesen Zusammenhang, als er an Wilhelm Grimm eine Nachzeichnung der Jean Paulschen Gestalt gab: „hinstrebend zur Begeisterung und zum Einzeleffekt, in der Abspannung aber exzedierend, sich und andere verfluchend und

verderbend. Prinz Louis Ferdinand hatte viel von ihm, wie überhaupt viele gebildete Offiziere mit einer gewissen falschen Richtung des Mutes und des Übermutes, die gegen den Zwang ihres Standes jeden Augenblick anstoßen."

Der Prinz bekannte seiner Vertrauten Rahel selbst die Verwüstungen seines Inneren, die Krämpfe und zerreißenden Schmerzen, sein Hin- und Hergerissenwerden, die dunklen Stunden, da ihn die Sinnlosigkeit seines Daseins zernagt und der Ruhmesadler zum fressenden Geier wird, da er nicht zu den Sternen, sondern in einen düsteren Abgrund blickt: „der große Aufwand von Kraft, jener starke Wechsel von Gefühlen, von den heftigsten Sensationen, vom Glück zum Schmerz, hat mich ganz abgestumpft, und mein Herz ist öde und tot." Verworrenheit umnebelt ihn dann, er stürzt sich in wilde Zerstreuungen, überschreit lärmend die besseren Geister seines Wesens und verbirgt schamhaft vor Kumpanen und Weibern, daß er ganz andere Sehnsüchte nach Reinem und Hohem in sich trug.

In solchen finsteren Stunden konnte der sonst so Stolze und Trotzige bitter und schwarzseherisch sein. In nur zu richtiger Voraussicht sagte er 1806 zu seiner siegessicheren Mutter, der Prinzessin Ferdinand: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein, es würde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Tore fahren? Sie fahren einmal spazieren und es wird nicht getrommelt."

Und noch ein Zug mischt sich in diese schillernde Wesenskomposition. Für ihn einen Paten zu finden muß man in feindliches Gebiet gehen, in die Grenzen des Gegners, dem Louis Ferdinand erlag. Der Gascognerzug ists, die Dandyfreude an der überlegenen Geste, daran, für jede Lage die überlegene Haltung, das treffende Wort zu finden, jeder Situation durch seine Form das Gepräge zu geben. Alkibiades zeigt sich hier, aber näher und gegenwärtiger eben doch jene Gentilezza im Leben und im Tode, die von Cyrano bis zu den eleganten Kavallerie-Halbgöttern der Novellen Barbey d'Aurévillys führt. Der sehr bewußte Ichgenuß, die Freude am leuchtenden Ausstrahlen, eine gewisse selbstbespieglerische Koketterie, die aber nie kleinlich die Tat verdirbt und den bezaubernden Schwung der Wirkung nicht dämpft, läßt sich dabei bemerken: So in seinen ersten Waffengängen, 1792 und 1794 bei seinen Verwundungen; er läuft, wie Fouqué berichtet, als ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wird, lachend mit seinem zerfetzten Überrock im Kugelregen herum.

Als er in Mannheim das Bett hüten muß, steht ein Mohr mit einem Pfauenwedel zu Häupten. Im Lager zu Magdeburg tummelte er vor den französischen Gästen, den Generalen und Stabsoffizieren, im Pistolenschießen, Reiterkunststücken, bestrickender Liebenswürdigkeit alle Steckenpferde seiner Gewandtheit und Grazie. Und einmal, als er in seiner grünen

Pikesche nachlässig plaudernd im Garten spaziert und der König gemeldet wird, springt er blitzschnell durch ein Fenster und tritt nach wenigen Minuten in voller Uniform zur Tür heraus dem Fürsten entgegen. Den Franzosen gefiel das, sie witterten hier ein verschwistertes Element. Und sie nannten den Prinzen ohne Böswilligkeit aus dieser Erkenntnis heraus: „un crâne“.

Er war auch stolzer auf seine Persönlichkeit als auf seinen Rang. Er setzte sich über sein Prinzen- und Offiziertum jeden Augenblick hinweg, freilich immer in dem innerlichen Genugtuungshochmut, man muß erst einmal ein preußischer Prinz und Offizier sein, um sich darüber hinwegsetzen zu können.

3

Situationen enthüllen den Menschen. Wir sahen den Prinzen als Soldaten. Wir wollen ihm nun aber auch auf den, gleich seinem Wesen verstrickten vielfältigen Wegen seines Privatlebens folgen.

„Mein Körper versagt mir keine meiner Phantasien“, dies Vollblutwort konnte er ohne Prahlerei von sich brauchen. Da seinem aufschäumenden Lebensdrang oft die große Betätigung versagt blieb, tobte er ihn in Genüssen und Erregungen aus. Er war mit seinen Streichen den guten Bürgern ein gruselig bewunderter Tollkopf. Jedoch hat ihn niemand, wenn er es auch wild trieb, einen Wüstling genannt. Berühmt waren seine heftigen Jagdfahrten, in die er sich ungeduldig aus der beschränkten Enge seiner Garnisons-Verbannung stürzte: auf Leiterwagen bei schneidender Kälte von Lemgo nach Arolsen zum Prinzen von Waldeck; über Corbach, Sachsenhausen, die Demarkationslinie entlang nach Wildungen, wo wieder gejagt wurde. Noch berühmter die heimlichen urlaubslosen Nachtritte von Magdeburg nach Berlin:

Relais viermal verschnaufen,
Auf dem Sattel Nachtquartier
Und kann ein Pferd nicht laufen,
So laufen ihrer vier.
Gegeben und genommen
Wird einer Stunde Glück,
Dann flugs wie er gekommen
Im Fluge geht's zurück.

Die beste Gelegenheit ihn zu beobachten haben wir aber, wenn er offiziell in Berlin verweilt, in dem elterlichen Schloß Bellevue, mit der preziösen Kursivschrift im Giebel, das 1785 an Stelle der alten Knobelsdorffschen Meierei errichtet wurde im Tiergarten an der Spree, nahe bei den Zelten, wo sich Sonntags die Ausflügler, Mägde und Tagelöhner „nach Moabit einschiffen“.

Der Bummelkreis besteht hier hauptsächlich aus den Kameraden des

Eliteregiments Gendarmes, das im Prinzen sein bewundertes Vorbild sah, und aus dem er selbst sich seinen Adjutanten, S. M. längsten Leutnant, den Graf Nostiz, aussuchte. Den traf später 1812 in österreichischen Diensten als Major bei den Schwarzenberg-Ulanen Clemens Brentano in Prag wieder, ernst geworden, Tee trinkend, „krank an alten Resten des Gendarmenlebens".

Die Offiziere dieser Gardetruppe gaben als Dandys und Lebemänner in Berlin den Ton an. Man sagte, sie trügen die Uniform, damit sie möglichst prall saß, auf dem bloßen Leib. Sie verblüfften durch Mummenschanz-Exzesse auf der Straße. Und ihr Hauptstreich war der grelle Maskenzug vom 11. Juni 1806 zur Verhöhnung von Zacharias Werners im Königlichen Schauspielhaus durch Iffland aufgeführten Lutherdrama „Die Weihe der Kraft": Jene Schlittenfahrt im Sommer über die mit Salz bestreuten Linden, unter dem Johlen der als entlaufene Nonnen kostümierten Offiziere. Und der lange Nostiz paradierte dabei auf der Pritsche als Katharina von Bora. Zelter beschrieb diesen Spuk in einem Brief an Goethe und danach schilderte die Szene Theodor Fontane in seinem Schach von Wuthenow.

Im Felde bestätigte das glänzende Regiment seine Verwegenheit leider nicht. Verwöhnt und verweichlicht waren die Herren. Chamisso verspottete bitter die Überfracht, die belastend mitgeschleppt ward: „Tische, Stühle, Betten und Bettstellen, Nachtstühle, und jeder Offizier bis zum Fähnrich erhält zu seinem Reitpferd noch ein Bagagetier". Das Regiment fand denn auch ein unrühmliches Ende. Aber damals war der Prinz, der, wenn auch nicht zu siegen, so doch zu sterben wußte, schon gefallen.

Louis Ferdinand lebte mit diesen Leuten, jedoch hat man immer das Gefühl, daß er gleich Prinz Heinz dachte: „ich kenne euch alle" . . . und auch hier erwies er seine leidenschaftliche Abneigung gegen Einseitigkeiten und seine Freude am Mischen der Menschen. Er verkehrte nie ausschließlich mit Militär. Er wollte in seinen farbig illuminierten Nächten allerlei Kreaturen Gottes und möglichst gescheckte um sich haben, zum Spielball seiner Launen und zur funkelnderen Brechung seiner Einfälle.

Da war der böhmische Musikmeister Duſzek, das alkoholische „Genie, das soviel Wein als möglich durch seine heisere Kehle beförderte", dessen Kompositionen aber, wie Oskar Bie im „Klavierbuch" schreibt, eine leise Vorahnung Chopins umschwebt. Da war als Mephisto in Auerbachs Keller der Kriegsrat Wiesel, der tolerante Gatte von Louis Ferdinands Geliebten Pauline, die wir noch näher kennen lernen werden.

Wiesel scheint eigentlich mehr noch eine Wedekindsche Figur, weil er trotz Zynismus, trotz seiner schwefligen Praktiken, trotz seiner eiskalten, die Einbildungskraft verwirrenden Verführerkünste selbst immer ein frierender armer

Teufel blieb. Er war einer anderen Persönlichkeit des Kreises, dem österreichischen weltmännischen Publizisten Gentz, verwandt in der kalten Phantasie, die immer künstliche Erregungen suchte und in den Menschen Instrumente und „Hilfstruppen zur Lust".

In Gentzens Tagebüchern kann man lesen, wie sich um 1802 die tollen Tage und Nächte in Berlin abspielen.

Gentz hielt es damals mit der Schauspielerin Christel Eigensatz, die viel viel später — die Geschichte klingt wie aus Casanova und „Christinens Heimkehr" von Hofmannsthal — in Venedig einen Gastwirt Pedrillo heiratete und in deren Herberge am Kanal alte Bekannte aus der Berliner Zeit einkehrten.

Gentz führt nun folgendermaßen Buch über das Durcheinander seines Lebens im März 1802:

„Obgleich ich äußerlich mit meiner Frau gut blieb, mit ihr bei Prillwitz aß, ins Theater ging, so hebt doch jetzt die Liaison mit Christel recht ordentlich an. Sie erlaubt mir die Nacht mit ihr zuzubringen. Aber gleich darauf, teils durch mein schlechtes Benehmen, teils durch die Ankunft ihres wahren Liebhabers, Finnow, bricht der Teufel los."

„Die große Gesellschaft wird von nun an etwas weniger besucht. Der Prinz Louis, Kurnatowski, die Familie Cesar, Pauline, Rahel werden die Hauptfiguren. Alles bezieht sich auf Christel."

„Zwischen den Gasthöfen — Stadt Paris, Tarone (die Italiener-Wein- und Delikatessenhandlung Sala Tarone Unter den Linden, wo nachts aus der heimlichen Kellerfalltür der lange Nostiz oft wie aus der Versenkung emporstieg), Courtois, und pro forma einigen Soireen bei Stadion und O'Faril, hatte nun die tolle Passion für Christel ihren Gang. Mit Finnow hatte ich Freundschaft geschlossen. Bei Christels Mutter in Treptow wurden tagelange Rendezvous gehalten."

„Finnow verliebt sich in Pauline (des Prinzen Louis Geliebte). Nun bin ich obendrauf bei Christel. Maintenant c'est le délire complet. Dabei die größte Intimität mit Finnow. Wir fressen und saufen in der Stadt Paris, fahren wie toll im Whisky durch die Promenaden, spielen Tarok" ...

Mitten in diesem Taumel findet Gentz aber auch Muße zu Besuchen in dem so strengen Klima des Humboldthauses in Tegel.

Ähnlich bunt gemischt zwischen den Gegensätzen schwankend pendelt auch Louis Ferdinands Leben. Sein und Gentzens gemeinsamer geistiger Boden war dabei das Zimmer von Rahel Levin.

In der Jägerstraße am Gendarmmarkt gegenüber der Seehandlung lag das kleine Haus der Witwe des jüdischen Kaufmanns Levin Markus, in dessen Mansarde die Tochter Rahel ihr bureau d'esprit aufgeschlagen, dies kluge und feine von ihrer flackernden Einbildungskraft gehetzte, zwischen

Leidenschaften und Phantasien hin und her gerissene Menschenwesen, das „unermüdlich bei der lichterlohen Flamme ihres Affekts in sich selber gräbt, ihr Inneres zu erschauen.“ Varnhagen, in dessen ruhevolle Hut sie sich durch Heirat als Alternde gab, hat sie beschrieben: „Graziös und doch kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein. Das Antlitz, von reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Übergewicht. Die schnellen und doch klaren dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmut; was am überraschendsten traf, war die klangvolle weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme.“

Sie hatte im höchsten Sinne des Wortes „Lebensart“, jene Lebensart, von der sie selbst meinte, sie wäre „ein Sofa oder eine Gondel für die Seele“. So war es in ihrer Sphäre gut zu rasten. Die Schlegels fanden sich dort ein, Schleiermacher, der, trotzdem er protestantischer Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche, immer etwas vom Abbé hatte, Fichte, Bernhardi, Brinkmann, Johannes von Müller, der bissige Zeitkritiker und „Raunzer“ Bülow, von dem Louis Ferdinand scherzte: er sei ein Donnerwetter, das den Blitz, aber auch viel Wind mit sich bringe.

Vornehme Equipagen hielten vor dem Haus, der Prinz aber kam meist zu Pferd. Und in diesem Kreis, in dem es nicht nur von blendenden Einfällen sprühte, von Paradoxen und Epigrammen, sondern wahrhaft ein drittes Reich des Geistes sich auftat, ein Reich, dessen Herrscher Goethe war, fand Prinz Louis Ferdinand für seine wirre Seele Beschwichtigung und Erhöhung. Hier erfüllte sich ihm viel von seiner besseren Natur, jener Natur, die ein so ernster Forderer wie der Freiherr von Stein mit den Worten anerkannte: „Bei Prinz Louis Ferdinand fand ich eine mit Bildern großer Tätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges, sich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen.“

Bisweilen setzte sich der Prinz auch an das Klavier. Er war nun wirklich „der Mann, der Musik hat in ihm selbst“, wenn auch die Dissonanzen nicht fehlten. Er phantasierte stark und kühn, mit echtem Ausdruck. Sein Schwager, der Fürst Radziwill, der Faust-Komponist, liebte seine Kompositionen, und bei Goethe ward am 28. Oktober 1823 ein Quartett des nun schon lange Abgeschiedenen unter Mitwirkung der Madame Szymanowska, der „holden Frau“, gespielt. Die letzte Aufführung eines Werkes des prinzlichen Komponisten in Berlin fand aber am 10. Oktober 1906, seinem hundertjährigen Todestag, in der kühl-weißen Helle des Schauspielhaus-Konzertsaals statt: es war das Klavierquartett F-moll, gespielt von Joachim (Violine), Halir (Viola), Hausmann (Violoncello), Georg Schumann (Klavier).

Und als Ausklang ertönte von der königlichen Kapelle unter Richard Strauß der Eroica-Trauermarsch für den gefallenen Helden von Saalfeld...

Du Krieger, Du Jäger, Du Musikus...

Der mehrfach genannte Gentz, mit dem sich der Prinz trotz der Temperamentsunterschiede (Gentz chaud-froid, der Prinz leidenschaftlich glühend) in so verschiedenen Lebenskreisen begegnete, gab noch einen sehr wesentlichen Berührungspunkt an, nämlich die antifranzösische Politik. Neben dem Bummel- und dem ästhetisch-geistreichen Kreis öffnet sich so der staatsmännische Kreis. Diesem Kreis, in dem neben Gentz sich Johannes von Müller, Clausewitz, Arndt, von der Marwitz betätigten, gesellte sich Louis Ferdinand mit Feuereifer zu. Die Ziele dieser Gemeinschaft waren von Gentz erdacht. Sie bedeuteten einen mitteleuropäischen Bund von Preußen und Österreich gegen Osten und Westen, gegen die Übergewalt Frankreichs und zugleich zur Beschränkung russischen Eingreifens in die europäischen Angelegenheiten. Dieser Gedanke, der ja ein für unsere gegenwärtige Situation nah vertrautes Gesicht trägt, wurde von Gentz in einer scharf geschliffenen Denkschrift ausgearbeitet und vom Prinzen mit voller Persönlichkeit vertreten. Er stellte sich damit in schärfsten Gegensatz zu der leisetreterischen, nach Frankreich schielenden Politik der Ratgeber Friedrich Wilhelms des Dritten, der Haugwitz und Lombard. Der König freilich bewahrte diesen sein Vertrauen und blieb gegen die „Neuerer", vor allem gegen den von ihm als Unruhgeist und Draufgänger mißtrauisch betrachteten Louis Ferdinand, ablehnend.

Der Prinz schrieb diesem Verkennen das Verderben von 1805/6 zu.

Wir werden noch einmal in den Bezirk des politischen Dämonions unseres Prinzen einkehren, wenn wir ihn zum Ausgang auf seinen Todesweg geleiten.

Jetzt aber bleibt, um seine Menschlichkeit in seiner ganzen Vielfältigkeit aber auch Zersplitterung weiter kennen zu lernen, noch ein wesentliches Kapitel seiner heimlichen Existenz zu behandeln. Das Kapitel heißt natürlich:

4

Prinz Louis Ferdinand und die Frauen...

„Der Männer Freundschaft ist so selten, und – sei es immer gesagt – ich bedarf sie nicht," schreibt er einmal in einem Bekenntnisbrief an Rahel, seine „sage-femme, die ihn so sanft von schweren Gedanken akkouchierte". Dafür braucht er aber Frauen aller Arten, durchaus nicht immer mit dem Wunsch nach Besitz. Er „findet etwas Sanftes in ihrer Gesellschaft".

Wie es häufig bei Wildlingen und Unbehausten vorkommt, hat er eine tief innerliche Friedenssehnsucht, einen Wunsch nach Geborgenheit und Ruheglück. Das fand er in der Gemeinschaft mit Henriette Fromm, die er als eine Art Gewissensehe betrachtete und deren Sprossen Ludwig und

Blanka später unter dem Namen Wildenbruch in den preußischen Adelsstand erhoben wurden. Er richtete für seine kleine Familie ein Haus an der Weidendammbrücke ein, er hing zärtlich an den Kindern; sie und deren Mutter zu verlassen, erschien ihm undenkbar. Er vermochte niemand bewußt zu kränken, jede Gefühlsgrausamkeit war ihm unmöglich. In die größte Qual und Verwirrung kam er durch sein vor jeder Unharmonie zurückschreckendes Gemüt, als er in die Besessenheit der aufwühlenden Leidenschaft zu Pauline Wiesel geriet.

Ganz zerfleischt schreibt er darüber 1805, ein Jahr vor dem Tode, aus seinem Asylwinkel, dem Gut Schricke bei Magdeburg, an Rahel: „Liebe Kleine, Sie haben gesehn, wie heiß und heftig meine Liebe zu Pauline ist; mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten lieben Henriette hänge; dieses scheint rätselhaft, manchen unbegreiflich, und doch haben es die so sehr sonderbaren Umstände so gewollt, daß ich in dieser Verwicklung von Umständen nicht wollen konnte."

Pauline war eine Tochter des Geheimrats Cesar, 1779 geboren; aus Laune heiratete sie jenen Kriegsrat Wiesel, und sie muß ein verwirrender Elementargeist gewesen sein, nur Instinkt und Trieb, ohne Hemmung und ohne Erkenntnis von Gut und Böse, aus Eigenschaften zusammengesetzt, die nach theoretischem Begriff bald niedrig, bald großartig erschienen und die sie beide unbewußt in völliger Unbefangenheit betätigte. So war sie, wenn auch ungebildet der Schulregel nach, gleichwohl von hellem klaren Naturblick, gänzlich unverbildet und unbestochen durch papierene Voraussetzung.

Paulinens Art steigt lebendig aus ihrem eigenen regen langjährigen Briefwechsel mit Rahel und aus den Zeugnissen der ihr begegnenden Männer auf.

Brinkmann nennt sie überschwenglich ein Phänomen aus der griechischen Götterlehre, ihm gefällt alles, was sie tut, an sich; freilich nicht alles, wie sie es tut. Und in ähnlicher Unterscheidung urteilt Varnhagen, daß ihre Sitten verdorben, aber ihre Sittlichkeit rein: sie sei gewissermaßen im Stande der Unschuld, unbefangen, unbestechlich, voll Wahrheitsgefühl im Denken und Anschaun. Vor allem besaß sie das Naturhafte, den Wurzeln der Dinge nahe, und von ihrem ungrammatikalischen, aber immer stark aus persönlichstem Eindruck geborenen Schreiben meint er: „was ist im Grund alle Gentzische und alle Schönschreiberei und Schönrednerei gegen diese reichen tiefen Natursprüche, die noch im Aderblute schwimmen, aber nicht aus der Tinte aufgefischt werden."

So faßte auch Rahel ihre Freundin Pauline auf, und aus dem eigenen belastenden Gehirnbann heraus sagte sie nicht ohne Neid: „Sie leben alles, weil Sie Mut und Glück hatten, ich denke mir das meiste."

Am sympathischsten blüht in Pauline der Natursinn. Sie „war und blieb immer wie Kind und Volk", und ihr Liebstes sind ihr ihre „grüne Gedanken". So nennt sie das, was der Ästhetiker als „Naturgefühl" bezeichnet, und sie plaudert Worte voll Himmelsbläue und Frühlingsstimmen: „eine Brücke, ein Baum, eine Fahrt, ein Geruch, ein Lächeln, kurz die ganze Oberfläche der Welt spricht unsere zehn gesunde Sinne an und unsere köstlichen inneren". Sie genießt das Wetter in jeder Form (man denkt an Goethes „atmosphärische Genialität"), Musik, schöne Menschen, „die wenig wissen und viel hoffen". Sie könnte nie ganz unglücklich werden, außer durch „körperlichen Schmerz, Gefangenschaft oder Blindheit", und wenn sie verarmte, bliebe ihr immer noch übrig zu „betteln und Orangen zu stehlen in Rom".

Louis Ferdinand aber litt mit allen „Launen des Verliebten" an Pauline. Er war zu verstrickt in sie, um sie unbefangen als ein Naturschauspiel zu genießen. Die beiden quälten sich ungebändigt, zügellos in Liebe und Haß. Louis wühlte stammelnde Worte der Erinnerung an wilde Stunden der Raserei und der Krämpfe hin: „Liebe, Einzige, . . . wenn dein Auge bricht . . ."

Ein Kind wünscht er sich von ihr: „O welch ein Kind muß es werden, wo wir unsere beiden kraftvollen energischen Existenzen vereinen." Er flackert vor Ungeduld und Unrast, sein Kopf zuckt, sein Herz brennt. Er leidet an ihrer spielerigen Vergnügungssucht: „Sprich doch nicht von Amüsieren! Ich kenne nichts Trivialeres als diesen Ausdruck – Kinder, Hofdamen und Fähnriche, die amüsieren sich . . ."

Er möchte die „Reliquien ihrer schönen Natur" retten, und begriff nicht, daß man ein Element nicht einkapseln kann. Hin und her reißt es ihn, er bestürmt sie, „sag mir, was du jede Stunde tust", er sucht sie und er fürchtet sie. Ihn martern alle „Auswüchse dieser reichhaltigen Natur" und er liebt sie „trotz sich, ja trotz ihrer selbst". Sein Leiden an ihr wird ihm zum schmerzlich süßen Genuß und der Maßstab seiner Leidenschaft wird für ihn das Wort eines Paares, das nach Schmerz- und Glücksekstasen abgekühlt und stumpf geworden, rückgedenkend spricht:

„Wo sind die seligen Zeiten, wo wir so unglücklich waren" . . .

Doch weder die idyllische Hausheimlichkeit mit Henriette noch das fressende Feuer der Passion schöpft die Gefühlswelt dieses Menschen ganz aus. Jene überschwengliche idealische Seite des Prinzen zittert wie in seinen übrigen Affekten auch in seinem Liebesleben. Andeutend sagt er einmal zu Pauline: „Ich habe so hohe heilige Begriffe von der Liebe, daß sie so manchem und dir vielleicht, unbegreiflich scheinen würden."

Erkenntnisvoll gesteht er sich zu, daß ihm Pauline nie beim Fortepianospiel, nie bei seinen edelsten Stimmungen einfalle. Und er – auch darin der

letzte Ritter – hegt im tiefsten Herzen ehrfürchtig eifersüchtig verborgen ein Bildnis „hoher Minne“. Und seine „Dame“ war die Königin Luise.

Wie Heinrich von Kleist mag er sie empfunden haben, aus dem Gefühl jener stark eratmenden Verse:

> Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
> Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht

und mit der Andacht zu der vom rauhen Schicksalssturm gerüttelten Frauenblüte:

> Wie du das Unglück mit der Grazie Tritt
> Auf jungen Schultern herrlich hast getragen.

Aber ihre ländlichen Feste in Charlottenburg, durch die man sich über die schlimme Zeit hinwegtäuschen wollte, mit Schweizerlandschaften hinter Gaze, wobei Radziwill den Kuhreigen sang und er den Schäfer spielen sollte, – das vermochte er nicht mitzumachen. Doch vor seinem Abgang zur Armee August 1806 schrieb er einen Scheidebrief, wahrhaft auf den Knien seines Herzens voll Madonnenverehrung und Moriturus-Ahnung.

Fritz von Unruh – dessen adliger Geschlechtsname übrigens beziehungsvoll auch in den Varnhagenschen Briefsammlungen dieser Jahre auftaucht – hat diesen Zug mittelalterlichen Frauendienstes in dem ritterlichen Prinzen dichterisch erkannt und herausgehoben. Nach einer Szene voll Hochspannung zwischen Luise und Louis Ferdinand sagt er entrückt auf die Entschwindende: „die Luft glänzt ihr nach“ ... Und aus dem Traum auffahrend ruft er dann aus: „jetzt aus dem Grabmal von Jahrhunderten die Seele Cäsars oder Alexanders“ ...

5

Das heimliche, unzeitgemäße Rittertum in Louis Ferdinand war vielleicht am bestimmungsvollsten von allen seinen Trieben für ihn. Aus diesem Rittertum erwuchs neben jener Minne als eine noch viel leidenschaftlicher lockende Blume das brennende Gefühl für den Ruhm. Aber das Wort Ruhm scheint mir nicht ganz zuverlässig für diese Affektsphäre. Ruhm hat etwas Strenges, Ernstes, sein Glanz ist dunkler Stahl, seine Frucht der herbe schmale Lorbeer. Prinz Louis Ferdinands innere Welt war schillernder, voller Fanfaren, voll Rauschklang. Sein Erobererschritt ging tänzerisch und er liebte sich reich bekränzt. Goldene Adler mochte er vor sich her fliegen sehen. Sehr möglich, daß er das tiefere Heldentum im Zeichen des Kreuzes von Eisen und des alle gleichmachenden Feldgrau nicht verstanden und als nüchtern empfunden hätte.

An das Gascognische, das vorher in seinen Wesensmischungen betont wurde, muß man anknüpfen, an die französischen Bravuren in ihm. Und so bekommen wir das treffende Wort, das in sich außer dem selbstverständ-

lichen Begriff des Tapferen die Nebenklänge und Nebenlichter, das Illuminatorische und Jauchzende umfaßt, das gallische Wort: „la gloire“.

Der Ruhm — ein ernster erzengelhafter Genius; La Gloire — ein Weib, — die Göttin auf der Kugel gaukelnd mit Suivez-moi-bändern . . . Zwei Welten sind das. Und wer sich in den Prinzen verständnisvoller vertieft, der wird nicht zweifeln, in welcher Welt seine Wesensfäden wurzeln. Das führt nun folgerichtig weiter zu seiner Einstellung in die politische Lage von 1805/6 und zu seinem Ende.

Dem König galt er als Frondeur, weil er der herrschenden Richtung, die auf ein schwächliches Paktieren mit Napoleon ausging, heftig widersprach, weil er jenen von Gentz entworfenen Plan des Bündnisses zwischen Österreich und Preußen förderte, weil er die Petition der Gutgesinnten mit der Bitte um Verabschiedung des franzosenfrommen duckmäuserlichen Ministeriums Haugwitz als preußischer Prinz mit unterschrieb.

Es ist dabei nicht unwahrscheinlich, daß dem „Frondeur“, der in Charlottenburg den König zaghaft und unentschlossen sah, ein heimlicher Krongedanke vorschwebte: Imperator zu werden, ausgerufen von der triumphierenden Armee. Solche Versuchung und ihre männliche Bekämpfung aus dem Gefühl der Königstreue über alles ist das Thema des Dramas von Unruh. Ein Dichter fühlt hellsichtig,

> Was von Menschen nicht gewußt
> oder nicht gedacht
> durch das Labyrinth der Brust
> wandelt in der Nacht.

Eines aber bleibt gewiß, der immer heftiger werdende Kriegsdrang des Prinzen wuchs nicht bloß — nach der Schullesebuch-Psychologie, — aus dem patriotischen Wunsch, „das Vaterland vom Erbfeind zu befreien“, sondern aus der sehr egoistischen Eifersucht auf den Emporkömmling Bonaparte und dessen alles überstrahlende „Gloire“.

Der Prinz haßte die Franzosen gar nicht, er verkehrte gern mit den Emigranten, er hatte ja selbst soviel „esprit gaulois“, soviel vom Chevaleresken jener Menschen um 1790; oft erscheint er wie ein Vetter und Kamerad des tollkühnen, übermütigen, verschwenderischen, amurösen Herzogs von Lauzun, der auch immer den Damen Fortune und Gloire nachgaloppierte, bis in den Abgrund hinein.

Nein, puritanischer Patriotenhaß gegen das „Welsche“, Löwenmähnen schüttelnd, voll rauher Tugend, wie ihn etwa Arndt darstellt, das war hier nicht im Übergewicht. Aber unerträglich schien es, daß ein Mensch lebte, ein Bürger-General, aus dem Dunkel emporgestiegen, vor dem die Welt zitterte und der den „Rocher de Bronce“ aus den Angeln hob, während er, der Prinz, „hören muß von den glänzendsten Taten und dabei nur Galle destillieren kann.“

Der Prinz sah voll Gefühlsverwirrung in Bonaparte den höchst persönlichen Widersacher, den Gott ihm als Pfahl ins Fleisch gesetzt. Er mag in aufgewühlten Stunden mit neidvoller, brennend an ihm zehrender Bewunderung von ihm ähnlich gedacht haben, wie Kleist von Goethe: „ich will ihm den Kranz von der Stirn reißen" . . .

Und das sprechendste Zeugnis solcher Eifersucht und Bitterkeit gibt eine Szene, die Frau von Staël anschaulich überliefert: Sie wohnte damals, 1804, als Besuchsgast in Berlin auf dem Kai der Spree. Die Zimmer lagen zur ebenen Erde. Eines Morgens um acht Uhr weckte man sie; der Prinz – er kam vermutlich von seinem kleinen Familienhaus an der Weidendammer Brücke – halte zu Pferd vor dem Fenster und wolle sie sprechen. „Er nahm sich besonders gut zu Pferde aus und seine innere Bewegung erhöhte noch den Adel seines Gesichts." Er berichtete flackernd erregt, daß Napoleon den Herzog von Enghien im badenschen Gebiet habe aufheben lassen und daß vierundzwanzig Stunden später in Paris die Erschießung erfolgt sei. Und voll schmerzlichen selbstzerfleischenden Hohnes über die unbeschränkte Gewalt, gegen die niemand sich aufzulehnen wagt, sagte er darüber in einem anderen Kreis: „Ja, wenn Bonaparte einmal ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine in Gefahr, denn bekommen wird er sie." . . .

Endlich am 9. August 1806 siegte denn doch die Kriegspartei. Napoleon hatte die Abmachungen mit Haugwitz nicht eingehalten. Er hatte das den Preußen zugesprochene Hannover wieder dem König von England in Aussicht gestellt, auch war die Neutralität in Ansbach verletzt worden. Es zeigte sich kein einigermaßen ehrenvoller Ausweg mehr und so entschloß sich Friedrich Wilhelm III. bedrückten Herzens zur Mobilisierung.

Das Oberkommando erhielt – ein unseliger Griff – der schon aus der Kampagne von Frankreich 1792 unrühmlich bekannte Herzog Wilhelm von Braunschweig. Louis Ferdinand selbst ward der Befehl, die Avantgarde des aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Hohenloheschen Korps zu führen.

Er reiste am 6. September zur Armee ab. Und wir wollen ihn, um möglichst viel Gegenwärtiges noch von ihm zu erhaschen und zu bewahren, auf diesem Weg begleiten. In Dresden gibt es eine Begegnung mit dem Gefährten so wechselvoller Pfade, mit Gentz. Und noch einmal kurz vor der schweren Entscheidung flimmerts und glitzerts, letzte Leuchtkugeln des Lebens . . .

Gentz schreibt in seinen Tagebüchern darüber zuckende Stichworte:

„Am 6. September abends tritt der Prinz Louis von Preußen bei mir ein. Kurz zuvor war die Fürstin Bagration gekommen, die mit dem Prinzen sogleich eine Liebesgeschichte anknüpft." (Isabey hat sie gemalt. „Weiß wie

Alabaster, über dem ein rosiger Hauch schwebt." Und die schöne Frau tanzte im russischen Nationalkostüm mit einer Natürlichkeit, die man, wie die Gräfin Bernstorff familienstreng bemerkt, kaum gern von einer Dame der Gesellschaft sah.)

„Merkwürdige Tage," so fährt Gentz fort, „zwischen den Vorbereitungen zu den größten Ereignissen und tausendfältige Gespräche darüber, und dem zugleich ewigen Umhertreiben in der Gesellschaft, wo die Fürstin Bagration, Fürst von Ligne, die Gräfin Lanckoronska und unzählige Fremde und Durchreisende figurierten. Die Prinzessin Solms, Schwester der Königin von Preußen, vermehrte noch die Bewegung."

„Die unruhigen Szenen dauerten bis zum 23. September. An diesem Tag fuhr ich mit dem Prinzen Louis von Dresden nach Töplitz, und von dort am 25. nach Eisenberg, wo der Fürst Lobkowitz eine Jagd gab und uns herrlich aufnahm. Der Fürst Karl Schwarzenberg (nachmaliger Feldmarschall), sein Bruder Ernst, Fürst von Ligne, die Fürstin Bagration und die Gräfin Sulkoff waren die Hauptpersonen der Gesellschaft. Am 26. abends um 8 Uhr, nachdem wir unter den Bäumen vor dem Schloß gespeist hatten, stieg der Prinz Louis zu Pferde und ritt das Gebirge hinunter nach Freiberg, um dort sein Kommando zu übernehmen. – Seit dieser Stunde sah ich ihn nicht wieder . . ."

Seltsam und wiederum an französische Grandseigneur-Stimmung vor der Katastrophe gemahnend berühren uns diese vorüberhuschenden Nebelbilder der Jagden, der Gartensoireen in weicher Herbstluft mit dem Wehen koketter Frauenröcke und mit dem Klang erlauchter Namen alter Rassen, dieser Rest glänzenden festlichen Daseins, bevor es ins Dunkle geht. Louis Ferdinandisch war das gewiß; und vielleicht empfand seine allen Ahnungen aufgetane Seele es symbolisch, wie er sich aus diesem Gesellschaftsbild dixhuitième siècle unter den Bäumen vor dem Schlosse löste und aus dem Windlichterschein hinaus in den Abend einsam seinem Schicksal entgegenritt.

Sehr ernsthaft schrieb er dann noch am 26. September in einem Brief vom Marsch aus:

„Ich hoffe, daß Ihr den 10. oder 12. – (der 10. Oktober wurde sein Sterbetag) – Nachricht erhalten werdet und daß vielleicht die ersten Schüsse gefallen sind. Nicht ohne lebhafte Bewegung kann ich an die nahenden Augenblicke denken und an den Kampf, der sich vorbereitet. Ich würde ihm ruhiger und heiterer entgegensehen, wenn die, denen die wichtigsten Sorgen anvertraut sind, mir mehr Vertrauen einflößten."

Je näher er dem Kampf rückte – anfangs Oktober kam er nach Jena, dann schlug er im Rudolstädter Schloß Hauptquartier auf – je stürmischer und überschäumender wurde er.

Purpurstimmung raste in ihm, und sie trug ihn wie auf Flügeln im Schmuck der Orden und Stickereien und mit dem Federhut in das Gefecht mit dem weit überlegenen Gegner, in das Gefecht bei Saalfeld, das in dem taktischen Plan der Oberleitung nicht vorgesehen war. Noch einmal kann man hier an den Prinzen von Homburg denken, und auch ein Zeitzeuge, Rühle, schreibt in solchem Sinne in seinem Buche über den Feldzug von 1806, „daß Louis Ferdinand der Lust, sich mit dem Feind zu messen, nicht widerstanden habe."

Louis Ferdinand setzte in jener Frühe des 10. Oktober sein Leben ein und verlor es. Ein französischer Husar tötete den schon Verwundeten nach verzweifelter Gegenwehr durch zwei Stiche in die Brust. Der Hauptmann von Valentini und der Leutnant von Nostiz, jener lange Nostiz, stützten ihn. Dann sank er vom Pferde ins Gras, am Ufer eines Baches. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „est-il possible?" Ihm gemäß klingen sie in jedem Fall, wären sie auch nur von der imaginären Wahrheit, die freilich manchesmal die höhere. Der Prinz war ja gewiß „in Bereitschaft". Aber als das Spiel nun wirklich unwiderruflich aus sein sollte, erschien es ihm, dem erst Vierunddreißigjährigen, doch als unfaßbar. Bis zuletzt hatte er wohl heimlich an seine beiden Göttinnen la Gloire und la Fortune geglaubt, und nun schlug der Tod jäh den Finsternismantel um ihn, die Flattergestalten auf der Kugel verglitten ins Morgenrot, und so ward dem jäh Dahingerissenen, Unvollendeten der letzte Augenblick — nur ein bitteres Staunen ...

6

Nachklänge ...

Wie Balladenton hallt es dem Gefallenen nach. Und ganz in der Weise altritterlicher Mären ists, wie von dem Leibroß des Prinzen, als wärs ein Teil von ihm, gesprochen wird.

„Es war ein schönes englisches Pferd von besonderer Kraft," erzählt Clausewitz. Prinz August, der Bruder Louis Ferdinands, der „das Aussehen eines französischen Generals ancien régime" hatte, ritt es bei dem Rückzug der Armee durch die sumpfigen Uckerbrüche. Das Blut seines Herrn klebte noch am Sattel. Das edle Tier sprang bei dem Versuch, sich aus dem Morast herauszuarbeiten, in die Ucker. Es wurde mit Mühe gerettet, und drei Jahre später, 1809, als Friedrich Wilhelm III. und Luise nach Berlin zurückkehrten, trug es Prinz August bei diesem Einzug. Achim von Arnim hat ihn farbig voll Augenblickseindruck festgehalten in einer Stimmung, die das Berlinisch-Bürgerliche mit dem Feierlichen mischt, ein Hosemannsches Kupfer: Handwerksmeister auf wildgewordenen Gäulen unter Paukenschlägen ... ein untereinander sich kugelndes Gedränge bei beständigem Vivat. Tabak- und Raketenwölkchen ... Luise im feuerfarbenen

Wagen mit Silberbeschlag und sechs Braunen. Weiße Mädchen überreichen Blumen auf einem Kissen. Ein Stadtverordneter macht den Wagen auf, damit man die Königin besser sehen kann. Dann schiebt er ihr die heraushängenden Kleider herein und klappt die Tür wieder zu.

Voll Melancholie aber hatte Arnim, Bettinens Freund, und dann ihr Mann, ihr ein Vierteljahr vorher über den Unvergeßlichen geschrieben. In der Dämmerung hörte er, wie im Hof ein blinder Mann mit einer Violine und seine Frau zur Zither das Lied auf Schill sangen. Es überwältigt ihn ... „und da besoff ich mich in dem Schmerzenswein, ließ mir auch von Prinz Louis Tod und Kolberg singen, mitten unter Waschweibern, die ihre Wasserzuber verließen und die Hände in die Seite stellten."

Am schwingendsten zittert jedoch die Erinnerung an Louis Ferdinand nach in dem Gefühl zweier Frauen, in Pauline und Rahel.

Pauline wurde sehr alt, sie lebte in Paris, heiratete 1828 mit neunundvierzig Jahren einen französischen Kapitän Vincent und schrieb in ihrem letzten Brief, Dezember 1849, an Varnhagen kurz vor ihrem Tode, als Witwe, von ihrem „reellen Magenglück", les dernières jouissançes de cette pauvre nature humaine ...

An Rahel aber schreibt sie einmal: „seit zwei Tagen lese ich Prinz Louis Briefe. Gott, wie hat der geliebt," und sie zitiert Goethes Verse:

> Wahre Liebe ist die, die immer und immer sich gleich bleibt —
> Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Und öfters erkundigt sie sich nach den Kindern der Henriette Fromm.

Rahel ist nun auch müder geworden, sie wünscht vom weichen Element der Tage getragen zu werden.

Sie geht Pfingsten 1812 — es ist ihr „unseliger Geburtstag" — durch den Pappel-Lustgarten, von der jüngsten Schwägerin kommend, die nahe der Garnisonkirche wohnt, nach der einsamen Wohnung Behrenstraße 48, an der Friedrichstraße. Französische Soldaten exerzierten auf dem Platz. Der Frühling, die Wärme, die Luft überfiel sie zum erstenmal wieder. Und laut rief sie: Pauline, Pauline ... In der Sehnsucht nach Paulinen bewahrte sie auch das Gefühl für den Prinzen; das hielt und hegte sie als Dauerwert. Und aus ihren Gedächtnisbriefen heben wir als Reliquie und Opferspende das letzte Wort über Louis Ferdinand, „die feinste Seele, von fast niemand gekannt; wenn auch viel geliebt und viel verkannt":

„Er war der menschlichste Mensch ..."

Jugendgedichte von Henrik Ibsen

Deutsch von Ludwig Fulda

Herausgegeben von Hans Eitrem

Die folgenden Jugendgedichte Henrik Ibsens sind bisher noch nicht veröffentlicht worden. Sie fanden sich unter den Papieren einer alten, längst verstorbenen Dame. Mit einer gewissen Neugier und Erwartung durchblättert man die zierlich beschriebenen Bogen. Sensationelles findet sich freilich nicht in ihnen: sie enthalten nicht mehr als die vorsichtig geäußerte Bewunderung eines jungen Dichters für eine schöne junge Dame, der er sich nicht auf gewöhnliche Anbetermanier zu nähern wagte, die er vielmehr bewundernd in erhabener Ferne sah, — seine Stella. Sie war damals, das heißt um 1850 herum, erst neunzehn Jahre alt, — er ein armer, völlig unbekannter Student, von Beruf Pharmazeut, — in Hoffen und Träumen ein Dichter. Sie hieß Clara Ebbell und gehörte zu den vielen hübschen Mädels des kleinen norwegischen Seeortes Grimstad, sicherlich nicht als das schönste, aber vielleicht als das eigenartigste. Sie war „schwärmerisch", — eine Bezeichnung für etwas Apartes. Ihr Gefühlsleben muß sich in starken Schwingungen bewegt haben: als in den sechziger Jahren die religiöse Erweckung durchs Land ging — die Ibsen so viel Material zu seiner „Brand"-Dichtung lieferte —, wuchs sich die Erscheinung bei ihr zu düsterer Religiosität aus. „Eine geistvolle Dame", sagte mir einmal einer ihrer Bewunderer aus jenen Tagen. Sie musizierte — soll eine tüchtige Beethovenspielerin gewesen sein —, sie komponierte und deklamierte und machte Gedichte. Was Ibsen anzog, war ihr Sinn, oder richtiger: ihr heftiger Enthusiasmus für Poesie.

Clara Ebbell wurde Ibsens „klarer Stern" wie er sie im Herbst 1849 nannte. Wir können das Auf- und Abschwingen seiner Gefühle in Gedichten dieser Zeit verfolgen. „Der Herbstabend" (Sämtl. Werke I, S. 184) aus dem Anfang des September zeigt, wie platonisch seine Gefühle noch sind: Clara ist seiner „Träume Geisterbraut". Bald aber materialisierte seine Geisterbraut sich, und er näherte sich Stella in Ehrerbietung und Scheu. Die folgenden Gedichte „Meeresfahrt beim Mondenschein" (I, S. 187) und „Mitternachtsstimmung" (I, S. 20) weisen stark wechselnde Stimmungen auf. Doch in dem nächsten Gedicht „An den Stern" (I, S. 189), das er Clara Ebbell schickte, hebt er den Blick kühner zu ihr empor. Man kann viel oder wenig in dieses Gedicht hineinlegen, — auf jeden Fall ist es ein erlesenes Kompliment für das junge Mädchen. Ob sie empfunden hat, daß es einiges mehr war als ein Kompliment? Für ihn scheinen, wie er in dem Gedicht andeutet,

Gespräche über Zweifel und Hoffnung, über Gott und Wahrheit und andere hohe Materien den Ausgangspunkt gebildet zu haben; wir wissen, daß die junge Dame einen hohen Gedankenflug liebte. Die Zauberkraft des Liedes aber scheint geringer gewesen zu sein, als Ibsen gehofft hatte. Er drückt seine Enttäuschung in Versen aus, die genau so düster sind wie die Nacht, in der sie geschrieben werden und die sie verherrlichen. Um die Neujahrszeit hat er seinem Freunde Ole Schulrud in Kristiania die konsternierende Tatsache zu berichten, daß Clara Ebbell verlobt sei, „und zwar mit ihrem eigenen Onkel". Gleichzeitig teilt er dem Freunde mit, er habe „ein größeres, vielleicht etwas überspanntes Gedicht ‚Ballerinnerungen' halb vollendet," das „seiner eingebildeten Verliebtheit vom Sommer die Entstehung verdanke". Das Gedicht ist glücklicherweise erhalten (I, S. 206) und behandelt eben die Enttäuschung eines jungen Liebenden. In anderen Gedichten fand dieselbe Enttäuschung einen anderen Ausdruck.

Ibsen nahm Abschied von Grimstad, aber nicht von den Grimstader Erinnerungen. Clara Ebbells Verlobung wurde im Lauf des Sommers aufgehoben, und die junge Dame trat eine längere Reise an. Den Aufenthalt in Kristiania benutzte sie, um sich musikalisch weiter zu bilden. Da traf sie auch den Studiosus Ibsen. Sie empfing einen lebhaften Eindruck von ihm, als er über die Premiere seines „Hünengrabes" (26. September 1850) berichtete. „Es war fürchterlich," sagte er; „ich verkroch mich in die dunkelste Ecke des Theaters." Er versprach, ihr eine Auswahl seiner Gedichte zu schicken, und er hielt Wort. Sie bekam ein zierliches Briefchen und darin eine Anzahl ebenso zierlich abgeschriebener Poesien. Diese Gedichte sind aus verschiedenen Gründen besonders interessant. Erstens ist die Mehrzahl nur auf diese Art erhalten und bis heute nicht gedruckt; — drei von den kleineren sind allerdings bekannt, aber in einer späteren, umgearbeiteten Form (Sämtliche Werke I). Ferner ist die Auswahl in einer bestimmten Absicht getroffen; der Verfasser will nämlich, wie er selbst sagt, der Beschenkten einen Eindruck von seiner Gemütsstimmung vermitteln und gibt dadurch eine Art Selbstporträt, das unsere Kenntnis von Ibsens Gefühlsleben zu jener Zeit nicht unwesentlich bereichert. Endlich beleuchten sie sein Verhältnis zu Stella. Sie waren von einem kleinen Billett begleitet, dessen Worte sonderbar geschraubt sind; aber sie hat diese Worte wohl besser verstanden als wir: „Indem ich Ihnen beiliegende Abschriften übersende, hoffe ich, daß die Gemütsverfassung, in der diese Gedichte entstanden sind, als Entschuldigung für Anschauungen dienen mag, die zu einem großen Teil auch von Ihnen mißverstanden wurden. — Ich bitte Sie, zu verzeihen, wenn ich es nicht unterlassen konnte, diese Worte hinzuzufügen, wahrscheinlich die letzten, die ich an Sie richte!"

Natürlich suchte die Empfängerin dieser Abschriften in erster Linie nach Äußerungen, die direkt oder indirekt auf sie selbst Bezug hatten. Dann mußte sie versuchen, die „Gemütsstimmung" herauszulesen, von der er schreibt, die Stimmung, die viele von den wilden Paradoxen erklären sollte, womit er sie vorher so erschreckt hatte. Was sie da sah und was sie nach seinem Willen sehen sollte, war eine zerrissene Seele, ein ruheloser Grübler, ein junger Mensch, der hoch emporstrebte und große Visionen nährte, der aber mit zerschmetterten Hoffnungen niederstürzte und jetzt von Erinnerungen lebte.

Es waren keine großen Geständnisse, geschweige denn offene Erklärungen, die Ibsens voluminöses Billett enthielt: und doch war Clara Ebbell der erste Mensch, dem er je soviel anvertraut hatte. Dieser scheue, vorsichtige, etwas mißtrauische junge Dichter hatte nicht die Gewohnheit, sich auszuliefern, am wenigsten auf dem Papier und mit Namensunterschrift; alle Brücken hinter sich abzubrechen war nicht seine Taktik. Ob dieses Bild eines traurigen, schmachtenden Jünglings Eindruck auf die Adressatin machte, davon schweigt die Geschichte. Sicher ist, daß es nicht die letzten Worte waren, die er an sie richtete. Sie erhielt noch ein kleines Gedicht von ihm. Es bezieht sich auf einen Maskenball, der im Februar 1851 in Grimstad stattfand und auf dem Clara Ebbell als Trubadur erschien. Später trat sie auch in einer Privatgesellschaft in dieser Rolle auf und deklamierte bei dem Anlaß entsprechende Verse. Henrik Ibsen erfuhr davon und schickte ihr daraufhin sein Gedicht „An einen Trubadur".

Das war die kühnste Annäherung, die er je gewagt hatte — und war auch die letzte, die so das ganze Verhältnis zu einer Episode seines Lebens abrundete. Nicht lange danach wurde seine Stella Madame Bie, — sie hatte den Onkel wieder in Gnaden aufgenommen; sie zog augenscheinlich eine sichere Fahrt im „ruhigen Kahn" einer abenteuerlichen Reise in des Dichters leichtem Boote vor.

Gedichte von Henrik Ibsen

An einen Trubadur

Trubadur, mit heiliger Macht
In den milden Saiten,
Hüll dein Herz in Liederpracht,
Laß es schweben in die Weiten;
Sing, mein edler Trubadur,
Lerchengleich in Gottnatur,
Daß nicht dein Gesang entschwinde
Lautlos wie des Frühlings Winde.

Leis am Busen der Natur
Laß dein Innres rauschen;
Wie dein Echo will ich nur
Deiner Stimme lauschen;
Was dir bebt im Herzen drin,
Trag von Berg zu Berg ich hin,
Lasse, wenn du schweigest, kreisen
Phantasien zu deinen Weisen.

Jugendträume

Was ist die schönste Zeit? Der Frühlingstag,
Wenn funkelnd perlt der Tau am stillen Morgen,
Die Lerche trillert ihren ersten Schlag,
Erst ahnend all die Freude, die verborgen
Den Zukunftsschleier noch nicht abgestreift;
Wenn sanft der Westwind in die Harfe greift,
Indes Natur stumm lauscht, um aufzupassen
Dem Wort, das nur der Blumen Ohr kann fassen?

Ihr Ohr? O nein, ihr Herz; denn schwelgerisch
Sind an die Knospe Kräfte ja verschwendet,
Und deshalb trachtet sie, daß frei und frisch
Ans Ziel gelangend sie ihr Werk vollendet,
Und deshalb sprengt sie das gestrenge Band,
Das die versteckte Seele ihr umspannt.
Nicht tut sie's, um zu prangen im Gewimmel,
Nein, um zu heben frei den Blick zum Himmel.

Und dieses Streben ist ihr bester Traum;
Denn Kampfzeit ist die goldne Zeit der Blüte;
Da brandet ihr ein Strom, zu dämmen kaum,
Von Zukunftsglück und Märchen im Gemüte.
Da hegt sie eine Welt in ihrer Brust,
Die aufwärts strebt in ihrer Jugendlust,
Und lächelnd lauscht sie auf dem zarten Stengel
Den leisen Liedern stiller Hoffnungsengel.

Glückliche Blume, wenn zu ewigem Schlaf
Sich schloß ihr Aug, indem es aufwärts spähte,
Wenn sie der Tod zur selben Stunde traf,
Da sie ans Ziel gelangt, um das sie flehte.

Dann ist ja doch ihr Frühlingstag vorbei,
Dann von den Ketten kämpfte sie sich frei,
Und dieser Seele sehnend Freiheitsstreben
Ist just geweiht des Lebens wahrem Leben!

Was würd' es frommen, wenn noch karge Frist
Du dauertest, nachdem der Kampf beendet?
Am Ziel ja bist du, siehst dich, weil du's bist,
Der Himmelsheimat wieder zugewendet.
Was willst du mehr? Willst neu du wiederum
Anstimmen des verbrauchten Lieds Gesumm?
Willst du des Glücks Pokal noch einmal leeren?
Der erste Schluck nur kann Genuß bescheren.

Du glaubst vielleicht, daß dir des Winters Ruh
Den Lohn für deine Mühsal wird erstatten?
Des Glückes Baum, warum ihn pflanztest du?
Damit du wohnen magst in seinem Schatten?
Und fühltest du nicht einst geheime Lust,
Und schlug das Herz nicht wild in deiner Brust,
Als hingekauert auf der Erde Fluren
Du spähtest nach des Keimes ersten Spuren?

Wenn hoch der Adler steigt, indes die Welt
Tief unter ihm verschwimmt in blauen Weiten
Und drüber schön sich wölbt das Himmelszelt,
Dann pflegt er stolz die Flügel auszubreiten.
Er strebt bis zu der Sterne Heim hinan
Ins klare Blau, soweit er kommen kann;
Sein Ziel jedoch wird sich ihm nimmer zeigen
So herrlich, wie ihm dünkt sein Aufwärtssteigen.

Ja, wenn der Adler auch im Herzensgrund
Wie du der Jugend kühnen Drang empfände,
Wie würd er dann verzweifelt sein zur Stund',
In der er käm an seines Steigens Ende.
Herniederstarren würd er dann von dort
Mit schmerzlichem Gedenken auf den Ort,
Wo er gespannt zum ersten Mal die Schwingen,
Und die Erinnrung müßte Trost ihm bringen.

Wohl dir, wenn diese Tröstung sich dir bot,
Gefaßt hinabzuschaun von deinen Flügen,
Wenn für die Gegenwart und ihre Not
Erinnrung als Ersatz dir kann genügen,
Wenn nochmals du in heitrer Einsamkeit
Hörst der Erinnrungsharfe Klang von weit,
Nochmals beschwören kannst des Lebens Glühen
In des Vergangnen todgeweihtem Blühen!

Doch weh, wenn du das Grab des Lebens schaust
Aus schattenreichen Höhn der Traumgesichte,
Wenn dich die Welt als herbstlich Meer umbraust,
Sobald der Träume Sonne ward zu nichte.
Da dunkelt es in dir, und dem Geblink
Der Hingeschwundnen mußt wie trautem Wink
Du folgen, wenn nicht ob des Lebens Plagen
Du hilflos willst verzweifeln und verzagen.

Am Lebensmorgen ist dein Herz noch licht,
Da prangt dir blumenübersät ein Garten,
Die Hoffnung flüstert wie ein sanft Gedicht,
Läßt dich auf hellen, goldnen Sommer warten.
Die Träume sind ja Rosenknospen gleich;
Wohl dir, erblüht nur eine voll und reich
Und grüßt dich hold vor deines Hauses Pforten:
Dann hast du Trost für alle die verdorrten.

Sonette

(Einleitung zu einem Vortrag im Literarischen Verein)

I

Zwei Boote, beid in Fahrt begriffen, weist
Des Lebens See, doch in verschiedner Richtung;
Das eine hat kein Rätsel für den Geist,
Das andre bietet deinen Rätseln Lichtung.

Dem einen scheint der alte Satz Verpflichtung,
Daß man zum Glück durch Vorsicht kommt zumeist,
Das andere befleißt sich der Verrichtung,
Unter Delphinen sich zu tummeln dreist.

Das eine sucht sich mühsam durchzuringen
Mit seinen schweren Rudern dicht am Strand,
Das andre sieht im Segel seine Schwingen.

Das eine fährt nur des Gewinnes wegen
Und ist darum beladen bis zum Rand,
Das andre gleitet leicht dem Licht entgegen.

2

Spürst du nach dem Realen ein Gelüsten,
So geh an des soliden Schiffes Bord
Und meid um Gott die Segler, die sich rüsten
Tollkühn zur Fahrt auf Tiefen fern vom Port!

Wohl weht dort kühler Westwind, und es brüsten
Sich grüne Inseln über Wogen dort,
Und leichte Vögel ruhn an ihren Küsten;
Doch droht — nicht wahr, du weißt es? — Sturm von Nord!

Nein, rudre lieber durch den engen Paß;
Da kannst du steuern unbesorgt im Schilfe,
Indes der Kiel an Schlamm sich reibt und Steinen.

Du hast ja doch dein fest Salär zur Hilfe;
Und wenn es schief geht, ei, dann sollt ich meinen,
Dir schadet's nicht, wirst du ein bißchen naß.

3

Doch bist du jung — und nicht allein an Jahren,
Vielmehr auch von Gemüt und von Gedanken,
Dann tust du gut, den andern Weg zu fahren,
Wo Boote gleiten unter Blumenranken.

Dein Ideal da triffst du, siehst sie schwanken
Im dichten Laubwerk zwischen Elfenscharen;
Halt sie im Aug; nur sie kann dich bewahren
Vorm Alltagsriff, dran viele schon versanken.

Dein Ideal ist ja kein Schattenspiel;
Sie ist ein Wesen, geistig und beseelt,
Ist hingestellt als deiner Sehnsucht Ziel.

Sie hat sich deinem Innersten vermählt;
Reiß aus der Brust sie, und dich nie befreien
Wirst du, wohin du ziehst, aus Wüsteneien.

4

Wohl hat ein „Etwas" jeder, das ihm teuer,
Und das von allem er als Bestes ehrt;
Der Schlemmer geht für Tafellust durchs Feuer,
Ein andrer liebt zumeist ein schönes Pferd.

Von vielen wird ein Putz, ein nagelneuer,
Der Bälle Glück, der Feste Glanz begehrt, –
Und der wünscht Ehr und Ruhm in seine Scheuer,
Hält nur sich selbst, nicht seinen Nächsten wert.

Wir, Brüder, sind zu Besserem gewillt;
Drum auf zum Kampf in kühnen, heißen Zwisten,
Das Andre taugt allein für Prosaisten.

Denn seht, ihm fehlt des Geistes edler Stempel,
Und deshalb steht es wie ein Götzenbild,
Ein leblos Mal in einem Heidentempel.

5

Pygmalion, der seine Marmorbraut
Nur schuf, damit sie lausche seiner Klage,
Verlor sich selbst, als er sie angeschaut; –
Ein tiefer Sinn liegt in der alten Sage.

Es heißt, daß er umsonst sie viele Tage
Umarmt, geschmückt, mit Tränen sie betaut;
Er litt ja doch des Selbstbetruges Plage,
Bis Gott ihr eine Seele anvertraut.

Es war sein heiß Gebet und seine Qual,
Die damals seine Göttin sanft erweichten,
Die Seele seiner Seelenbraut ihm reichten.

Drum laßt auch uns die junge Kraft bekunden!
Was wir ersehnen, nimmer wird's gefunden,
Bis wir erwählt ein geistig Ideal.

6

Doch nicht auf der gebahnten Straße laden
Dich Blumenmengen lieblich duftend ein;
Nein, kühn vom Heerweg fern, auf rauhen Pfaden
Zieh hin, wo du mit der Natur allein.

Da mag ein heimlich Fleckchen dich begnaden,
Wo reife Früchte rings erglühn im Hain;
Dort, weltentrückt, kannst deinen Geist du baden
In Blumentau und Morgensonnenschein.

Wenn dann zurück du wieder trittst ins Leben,
Selbst wenn dir nur ein Wirken wird zum Lose,
Tief unter deiner Sehnsucht lautren Sphären, —

Ist dir für all die Leere Trost gegeben;
Dann kannst du ja von der Erinnrung zehren,
Die süß erquickt wie Duft vom Mund der Rose.

7

Der alten Sage denk ich von dem Schwan;
Sein Lied klingt erst beim Lebensuntergange,
Bis dahin war er stumm; mit muntrem Klange
Laßt uns drum gehn den ersten Teil der Bahn.

Ach, der Gewohnheit Schluß wird einst uns nahn,
Bald sind auch wir nicht mehr geneigt zum Sange
Und ziehn, dem Schwarme wehrlos untertan,
Durch sonnverbrannte Heide lebenslange.

Und deshalb wollen aus des Frühlings Fest
Wir baun wie Lerchen unser stilles Nest
Und treulich den Erinnrungsschatz bebrüten.

Und träumen wir dort nachts in Winterwettern,
Dann finden wir gar viel vertraute Blüten,
Frisch durch Erinnrung, wenn auch welk an Blättern.

Unter Ruinen

Senk dich, mein bebender
Geist, du noch schwebender
Im unermessenen
Wolkenbereich,

Nieder zur duftigen
Bucht, die vom luftigen
Traum dich Besessenen
Wiegte so weich!

Kennst ja die fächelnden
Wogen; den lächelnden
Blumen und rauschigen
Zweigen genaht,
Kühlt ich die innigste,
Lauterste, minnigste
Sehnsucht im lauschigen
Träumenden Bad.

Zeit, du vergangene!
Ahnungsbefangene
Traumnacht verblendete
Herz mir und Mut,
Gab ihre dunkelnden
Schleier den funkelnden
Blumen und spendete
Schutz meinem Gut.

Aber die sausenden
Stürme auf brausenden
Brandungen stahlen mir
All meine Lust,
Während die gärenden,
Wilden, verzehrenden
Mächte mit Qualen mir
Füllten die Brust.

Und ich Entzügelter
Stieg auf beflügelter
Fahrt zum verschwimmenden
Schwindligen Steg;
Reue, sie nagte mich,
Flüchtig umjagte mich
Hohn der ergrimmenden
Geister am Weg.

Senk dich, mein bebender
Geist, du noch schwebender
Im unermessenen
Wolkenbereich,
Nieder zur duftigen
Bucht, die vom luftigen
Traum dich Besessenen
Wiegte so weich!

Such, du erfrorene
Brust, ins verlorene
Herbstlaub dich neigende,
Trost hier in Not;
Harre, zerbrochene
Kraft, aufs versprochene,
Einstmals entsteigende
Dämmerungsrot.

Rundschau

Die Zukunft Polens

von George Cleinow

Unter den Völkern, die heute als Zugehörige des Moskowiterstaates unser Interesse ganz besonders in Anspruch nehmen, stehen die Polen mit in der vordersten Reihe. Tief innerliche menschliche Anteilnahme, und kühle Erwägungen politischer Art kämpfen bei diesem Interesse um die Oberhand. Beredtes Zeugnis von der Wärme dieses ideellen Streites gibt uns eine umfangreiche Literatur über die Polen und ihre innern Angelegenheiten, geben uns zahlreiche Übersetzungen und Übertragungen polnischer Dichterwerke, — lebhafte, ja heiße Aussprachen in Presse und Parlament, — sogar Feindschaften zwischen guten deutschen Männern, die sich nur deshalb auch heute noch nicht grüßen, weil sie von verschiednen Auffassungen über die Polenfrage ausgehen!

Aber, — wie wir auch im einzelnen zum politischen Kern des polnischen Problems stehen mögen, — heute, wo zwei Millionenheere, in grausigem Ringen ineinander verbissen, die polnischen Lande außerhalb der deutschen Reichsgrenzen zertreten und verwüsten, — heute weht uns alle ohne Ausnahme die Ahnung an und macht unser innerstes Gefühl erbeben, daß über die Polen, über das polnische Volk das Rad der Weltgeschichte donnernd hinsaust — läuternd, wenn das polnische Volk über genügend sittliche Kräfte verfügt, um die Wucht der Geschehnisse zu ertragen, — zermalmend, wenn die große Zeit ein kleines Geschlecht gefunden haben sollte.

Es ist wie bei der Katastrophe der Teilungen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts: wir hören das Finis Poloniae des schwerverwundet in russische Gefangenschaft geratnen Koszinszko, aber wir hören auch wie damals den Kehrreim des Dombrowski-Marsches zurückschallen:

> Noch ist Polen nicht verloren,
> Solange wir leben!

Aber die es heute rufen, sind nicht lediglich begeisterte Poeten oder abenteuerlustige Legionäre, wie damals, — sondern Männer harter, wissenschaft-

licher und politischer Arbeit, — und nicht so sehr gilt die Versicherung: „solange wir leben" von den Legionen, die ganz Europa durchzogen und mit dem Ruhm ihrer Taten erfüllten, als von den emsigen Arbeitern am sozialen Aufbau der polnischen Nation, die keine Nation mehr von Schlachtzitzen und Dichtern sein will, wie bis zum Zusammenbruch des Staates vor hundertundfünfzig Jahren und bis zum endgültigen Zusammensturz der alten Gesellschaftsordnung 1863, — die vielmehr eine Nation sein will, gestützt auf die Bauern, die den heiligen Boden des Vaterlandes selbst bearbeiten und auf die Arbeiter und Industriellen, auf ein fleißiges Bürgertum, das die Schätze des Heimatbodens veredelt und der Allgemeinheit nutzbar macht.

Der Kern der Polenfrage für die echten polnischen Patrioten von heute liegt in der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, diejenige soziale Struktur zu gewinnen, deren jedes Volk bedarf, um von ihr aus zu staatlicher Selbständigkeit zu gelangen, — um also eine Nation zu werden nicht nur in Sprache und Dichtung, — was die Polen heute tatsächlich sind — sondern auch in allen Anforderungen politischer Art, die an ein selbständiges Volk von seiten der Geschichte gestellt werden.

Angelangt bei dieser Feststellung ist uns auch sofort die ganze Bedeutung klar, die für uns Deutsche die Polenfrage als soziales Problem nach Niederwerfung des russischen Gegners haben wird: ein Volk, das unter den ungünstigsten Verhältnissen sich soviel Zusammengehörigkeitsgefühl bewahren konnte wie die Polen, das in einer kompakten Masse von beiläufig zwölf Millionen Menschen ein Gebiet von der Größe des Königreichs Preußen agrarisch beherrscht, muß auch zu einem bedeutsamen Faktor der auswärtigen Politik werden, sobald es zu einer festgefügten sozialen Struktur gelangt ist. Um mich deutlicher auszudrücken: ein sozial fest aufgebautes polnisches Volk könnte zweifellos auch *politisch* ein wertvolles Mitglied der mitteleuropäischen Völkerfamilie, die sich gegenwärtig so herrlich bewährt, werden — ein polnisches Volk, wie es heute vor uns steht, müßte der Prügelknabe bleiben, auf dessen Rücken der deutsch-russische Gegensatz, *der Kampf um die Existenzberechtigung der Deutschen*, ausgefochten wird.

In diese wenigen Sätze läßt sich das Ergebnis meines Spezialstudiums von fast fünfzehn Jahren fassen. Die Einzelheiten habe ich näher begründet und mit allem mir nur irgend zugänglich gewordnen polnischen und russischen Material belegt in meinem größeren bei Friedrich Wilhelm Grunow in Leipzig erscheinenden Werke „*Die Zukunft Polens*". (Band 1, Wirtschaft 1908, Band 2, Politik von 1863—1883, 1914 und Band 3, Politik von 1883 bis zur Gegenwart, im Druck). Im folgenden sei

die Entwicklung der Polen in großen Zügen dargestellt seit dem achtzehnten Jahrhundert. Der Vergleich des allgemeinen Zustandes von heute mit dem von damals wird dem Leser je nach seinem politischen Glaubensbekenntnis die Möglichkeiten und Aussichten für die nächste Zukunft zeigen.

Im Jahrhundert der Teilungen nannte sich die Schlachta die polnische Nation. Eine Adelskoterie, deren gebildeter und besitzender Teil, einige hundert Familien, durch die Frauen in geistiger Abhängigkeit von den Jesuiten lebend, französisch sprach und lateinisch dichtete, die Führung der Wirtschaft den Juden überließ, mit deren Hilfe sie die Bauern, die Städte, ja sogar die Kirchenvermögen plünderte; im übrigen Heere von schmarotzenden Nichtstuern aus dem Niederadel, dessen die Großen als Stimmvieh für die Landtagswahlen und zu Konföderationen und sonstigen Demonstrationen gegen die Staatsgewalt bedurften und die sie mit Jagd und Völlerei unterhielten.

Durch die starke jüdische Schicht, die Handel und Verkehr und Finanzen des Landes ebenso beherrschte, wie die des einzelnen, lebten, vom Adel getrennt, die Bauern in einer an Sklaverei grenzenden Hörigkeit, stumpf, ungebildet, eher wie Tiere, jedenfalls nicht als Menschen behandelt. Nirgends in Europa war das Landvolk auf eine so tiefe Stufe herabgedrückt, wie in Polen durch die Wirtschaft der Schlachta.

Eine Staatsgewalt bestand im achtzehnten Jahrhundert in Polen gerade noch dem Namen nach. Der gewählte König war kaum mehr als das Werkzeug der gerade mächtigen Adelspartei und selbst wo er das Gute gewollt, scheiterten alle Verbesserungspläne an der Macht der Parteien, die mit dem jedes politischen Gewissens baren Adelsproletariate unter Ausnutzung des Rechts, Konföderationen aufzurufen und vom liberum veto Gebrauch zu machen, jede Regierungstätigkeit lahm legten.

Die innere Schwäche des Staates trat besonders zutage nach der Konstitution vom 3. Mai 1791, die durchgreifende Reformen in sozialer und staatspolitischer Hinsicht ins Auge faßte. Der Staat vermochte, von zwei aufstrebenden Nachbarn in Ost und West bedroht, seine eigene Reform nicht zu ertragen. Rußland, das unter Katharina der Zweiten kein Mittel unversucht gelassen hatte, um Polen an dem Betreten eines Reformweges zu verhindern, griff durch die von ihm gekauften südrussischen Magnaten ein, besetzte unter dem Vorwande der eigenen Sicherheit Kleinrußland und zwang daher auch Preußen, sich an den drei in die Wege geleiteten Teilungen zu beteiligen, das um seiner eigenen Zukunft willen nicht mit gefalteten Händen zuschauen durfte, wie Rußland seine Grenzen zur und über die Weichsel gegen die Oder auszudehnen strebte. Weil Polen sich gegen Rußland nicht zu verteidigen vermochte, mußten Preußen und Österreich zu seiner Aufteilung schreiten.

Bei allem Unglück, das den polnischen Staat betroffen, blieb den Polen doch ein gewisses Bewußtsein des Stolzes, wenigstens schon frühzeitig erkannt zu haben, wo es dem Staate fehlte und welche Wege beschritten werden mußten, um den Staat in letzter Stunde zu retten. Noch ehe die große Revolution den feudalen Staat in Frankreich in Trümmer warf, waren, unter dem Einfluß deutscher Kameralisten, einige polnische Männer emsig an der Arbeit, die Basis der Nation durch die Befreiung der Bauern zu verbreitern und die Grundlage des Staates durch Stärkung der Königsgewalt und Umwandlung des Staates in einen Rechtsstaat zu festigen. Der Ausbruch der Revolution in Frankreich brachte die Früchte der Arbeit auf dem Reichstage von 1791 wenigstens gesetzgeberisch zur Reife. Was der Reichstag im wesentlichen brachte, ist die schon erwähnte Konstitution vom 3. Mai 1791 des Inhalts: Staatsreligion ist die katholische, doch genießen alle andern Bekenntnisse Freiheit und Schutz; — die Schlachta behielt zwar ihre überragende Stellung, aber nicht ihre ausschließliche, indem die Bauern unter das allgemeine Gesetz gestellt, also der ausschließlichen Willkür der Magnaten oder ihrer Bevollmächtigten entzogen werden; — den Bauern wird gestattet, die zwischen ihnen und der Schlachta bestehenden Beziehungen aufzulösen; — das liberum veto und die Konföderationen werden aufgehoben; — die Exekutive liegt beim König; — Die Königswürde ist erblich, nur das Königshaus sollte gewählt werden.

Dies an sich praktische Reformprogramm galt es nun trotz der Teilungen ins Leben einzuführen, — der Staat nur war in Trümmer gegangen, das Volk lebte. „Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben," sangen die Legionäre, dachten die Patrioten des 3. Mai.

Aber wer sollte die Reform übernehmen? Preußen, Österreich oder Rußland?

Staszyc (gestorben 1816) predigte den Polen in der Akademie der Wissenschaften den Anschluß an Rußland. Katharina, die als liberal gefeierte, hatte ihn hypnotisiert; Alexander der Erste galt noch als Reformator, der ganz Rußland mit einer Konstitution beglücken werde. Staszyc' Ratschläge sind das erste politisch wichtige Anzeichen polnischen Russophilentums, weil es frei ist oder wenigstens frei scheint von politischem Ehrgeiz und ausschließlich den sozialen Aufbau des polnischen Volkes im Auge hat, den doch nur ein starker Staat durchführen kann. Den russisch-preußischen Antagonismus hatte Staszyc schon längst erkannt und eine Zukunft sah er wohl für Rußland, dem angeblich Preußen seine Wiederaufrichtung verdankte, das auch den Korsen verjagt hatte, nicht aber für das arme zertretne Preußen.

Staszyc wurde von seinen Landsleuten abgelehnt und starb, einer der Besten, die das polnische Volk je hervorgebracht, gemieden von allen in Warschau.

Den Polen hatte Napoleon die Köpfe verwirrt. Der gewaltige Aufstieg seines Sterns, in dessen Glanz die polnischen Legionen gefochten und den Ruhm des polnischen Namens über ganz Europa getragen hatten, blendete sie und entzündete in ihren Herzen Hoffnungen, die Napoleon nach Kräften, aber ausschließlich im Interesse seiner eigenen Politik nährte. Er rief auch 1808 das Herzogtum Warschau ins Leben, plünderte die Polen aber derart aus, daß für den Staat nichts übrig blieb, naturgemäß auch an die Durchführung irgendeiner Reform nicht zu denken war.

Nach Napoleons Sturz wandten dieselben Polen, die vorher Staszyc geächtet hatten, ihre Aufmerksamkeit mit merkwürdiger Leichtigkeit dem Konzertmeister vom Wiener Kongreß, Alexander dem Ersten, zu, der sie nun seinerseits für seine Zwecke ausnützte. Über ihn und seine polnischen Pläne gingen vielerlei Geschichten um: Tatsachen und Legenden. Als Kosziuszko ihm in Paris, auf die Erlaubnis, nach Polen zurückzukehren, erklärt hatte, er wolle nur in ein freies Polen heimkehren, sagte der Zar zu seiner Umgebung: „Meine Herren, man muß die Frage so lösen, daß dieser liebenswürdige Herr in sein Vaterland zurückkehren kann.“ Einem gewissen Danilewski gegenüber bezeichnet Alexander die Polen als seine Avantgarde gegen Europa. Man raunt, Alexander beabsichtige das Herzogtum Warschau mit Litauen zu vereinigen und ein solches selbständiges Polen durch Personalunion mit Rußland zu verbinden. Alle derartige Gerüchte scheinen sich zu bewahrheiten, als der Zar, der, wohl bemerkt, durch keinen offiziellen Akt den Polen gegenüber verpflichtet ist, tatsächlich ein Zartum Polen (Kongreßpolen) schafft, ihm die liberalste bis dahin bekannte Verfassung mit eigenem Landtag gibt und das neue Staatswesen in Realunion mit Rußland verbindet. Selbst die Armeesprache ist polnisch! Der Polen größtes Unglück, das sie in Anbetracht der tatsächlichen Verhältnisse seit der Teilung bis in die jüngste Zeit getroffen hat: sie gerieten in die Gefangenschaft Rußlands und mußten nun erst einen langen Leidensweg antreten, von dessen nahem Ende sie damals schon fest überzeugt waren.

Es ist auch heute, wo uns die ausgezeichnete Materialsammlung Schilders und die tiefen Untersuchungen Theodor Schiemanns über Alexander den Ersten vorliegen, schwer zu entscheiden, ob der Zar die Polen absichtlich unter Ausnutzung ihrer Eitelkeit und Phantastereien hinters Licht geführt hatte oder ob er ernsthafte Absichten aus Scheu vor den Konsequenzen in Rußland wirklich nicht zur Ausführung zu bringen wagte, genug, selbst der russische Historiker darf von der Zwiespältigkeit des Zaren offen sprechen und dafür zahlreiche Belege beibringen. Die Polen aber glauben ihm und sehen in ihm sogar einen Bundesgenossen gegen das Moskowitertum. Die Worte, mit denen er den konstituierenden polnischen Landtag am 27. März 1818 eröffnete: „Vertreter des Zartums Polen!

Eure Hoffnungen und meine Wünsche gehen in Erfüllung! Das Volk, das zu vertreten ihr berufen seid, erfreut sich endlich des eigenen Seins ..." entzünden die lebhafte Phantasie ebenso, wie die Lässigkeit, mit der der Zar die polnische Propaganda in Litauen geschehen läßt. Daß Alexander zur gleichen Zeit, wo er sich in Warschau als Befreier der Polen feiern läßt, mit Araktschejew eifrig über die Ausbreitung der berüchtigten Militärkolonien korrespondiert, kitzelt nur ihre Eitelkeit und bestärkt sie in dem Glauben, daß sie das herrschende Volk in Rußland werden sollen. Hofpolitik, Intrigen und Konspirationen sogar mit England mit dem Ziel der Gewinnung Litauens füllen die polnische Politik zur Zeit der Regierung des ersten Alexanders aus, und es bleibt keine Zeit zur Durchführung der inneren Reformen, auf die einige wenige immer wieder hinweisen. So gleiten die Polen auf dem Wege dahin, auf dem vielleicht das Interesse des nach Westen drängenden Moskowiterstaates liegt, nicht das ihre. Der Aufstand von 1830/31, der der russischen Regierung die Möglichkeit gibt, Warschau zu erobern und die Versprechungen Alexanders des Ersten beiseite zu schieben, bricht aus und Nikolaus der Erste kann seiner Polenpolitik das Motto vorsetzen: „Wer von beiden soll untergehen? Rußland oder Polen, denn es scheint, daß einer untergehen muß."

In Litauen und Weißrußland beginnt das Faustrecht sich zu verbreiten unter der Losung: Befreiung der Rechtgläubigen vom Joch der polnischen Geistlichkeit. Von Sjemaschko, dem fanatischen Priester, bis zu Murawjeffs Hängegendarmen (1826—1863) scheinen in Litauen alle Schrecken des Mittelalters eingezogen zu sein. Fast die Hälfte des polnischen Grundbesitzes verfällt der Konfiskation.

Dennoch glaubt schon im Jahre 1846 der Marquis Wjelopolski in seiner Empörung über das Metternichsche System in Österreich es wagen zu dürfen, die Polen in einem offenen Briefe zu einem bedingungslosen Anschluß an Rußland aufzufordern. Der Brief hatte bei den Polen nur geringe Wirkung; die Idee an sich aber kam gegen 1859 an Alexander den Zweiten, der sich anschickte, Rußland zu reformieren und den liberale Ratgeber auch für die Polen interessierten. Wjelopolski, der bezüglich des innern Aufbaus der Nation auf dem Boden der Konstitution vom 3. Mai stand, wurde vom Zaren berufen und von den Russen begrüßt als ein Träger und Vertreter eines liberalen Panslawismus, der in Petersburg an der Universität (Kawelin) und beim Hofe der Zarin (Graf Bludow, Fürst Wjasemski) in hohem Ansehen stand. Ob Alexander der Befreier mit den Polen persönlich weiter blickende Ziele verfolgte, steht noch nicht mit absoluter Sicherheit für uns fest, ihre nationale Entwicklung hat er jedenfalls fördern wollen, wie er auch die andern Grenzvölker, Finnländer, Deutsche, Kleinrussen gewähren ließ. Aber er war nicht befähigt, seine guten

Absichten durchzusetzen. Der moskowitische Panslawismus witterte wieder eine polnische Intrige, wie unter Alexander dem Ersten, und als der Aufstand von 1863 ausbrach, sah er darin nur die willkommene Gelegenheit, den Zaren von seiner Polenfreundschaft ein für allemal zu heilen. Der Polenaufstand wurde zugleich das Grab der ganzen russischen Befreiungs- und Reformära. Rußlands Umwandlung in einen Rechtsstaat unterblieb.

Vom Standpunkt der Polen aus mußte der Zusammenbruch Wjelopolskis bedauert werden. Der Gedanke der Annäherung an Rußland in dem Augenblick, wo eine sittlich hochstehende Richtung zusammen mit dem Zaren die Bauernbefreiung einleitete, eine Selbstverwaltung (Sjemstwo) einführte und das Wichtigste, eine Gerichtsreform schuf, die das Beste enthielt, was auf dem Gebiet der Rechtspflege möglich war, war an sich richtig. In diesem Augenblick konnten die Polen es wagen, ihr Glück um so mehr auf Rußland zu stellen, als weder Preußen noch Österreich mit ihren tiefen politischen Gegensätzen dem Augenschein nach befähigt waren, zwischen dem Frankreich des dritten Napoleon und Rußland weiter zu leben. Die Rechnung Rußland gegenüber stimmte nur deshalb nicht, weil Wjelopolski den demokratischen Zug, der die russische Politik beherrschte, mit den Augen des Westeuropäers betrachtete und daher das schwer wiegende nationale Element, das den moskowitischen Panslawismus mit seinem gefühlsmäßigen, gegen die Einflüsse römischer Rechtsbegriffe gefeiten Grundton, auszeichnete, unterschätzte.

Bei den Polen ist Wjelopolski in erster Linie an den Äußerlichkeiten seines Auftretens gescheitert. Wegen zahlreicher Zwistigkeiten privater Art an sich schon nicht beliebt, weckte sein plötzliches Erscheinen an der Seite der russischen Regierung zunächst nur Mißtrauen. Und als er in seiner ersten amtlichen Auslassung die Juden in ihrem Glauben gleichstellte mit den Katholiken, hatte er es mit der Geistlichkeit verscherzt. Er wurde unmöglich und Alexander mußte ihn fallen lassen.

Ich habe den Zustand der Polen in sozialer und nationaler Beziehung, wie er 1863 war, an anderer Stelle als den tiefsten Stand bezeichnet, den das Volk überhaupt in seiner ganzen Geschichte erreicht hatte. Der Zustand war in der Tat so unhaltbar geworden, daß selbst die reaktionären Panslawisten, die in den Polen wegen deren Zugehörigkeit zur römischen Kirche entartete Slawen verachteten, die Notwendigkeit staatlichen Eingreifens zugunsten des Volkes anerkannten.

Die von den Polen schon 1791 als notwendig erachtete Bauernbefreiung wurde im Zartum erst im Jahre 1866 von den Russen Miljutin und Tscherkaski, denen übrigens der jetzige russische Ministerpräsident Goremykin Hilfsarbeiter war, allgemein durchgeführt. Nun wurde aber ganz in der Eigenart des Moskowitertums nicht nach klaren sozialen und wirtschaftlichen

Gesichtspunkten, sondern nach unehrlichen politischen reformiert: man wollte die polnischen Bauern nicht in erster Reihe heben, sondern sie für den russischen Staat gewinnen; um ihnen die Wohltat des russischen Staates recht eindringlich vor Augen zu erhalten, wurde das Servitutenrecht derart ausgebaut, daß die Bauern stellenweise Herren des dem Großgrundbesitzer gehörigen Waldes und der Wiesen werden konnten und Raub und Diebstahl und Streit aus der Landschaft nicht verschwanden. Das Moment, die einzelnen Völkerschaften gegeneinander zu verhetzen, kam überhaupt stark zur Geltung. Divide et impera!

Aus der Zeit des Niederganges von 1830 bis 1863, in der sich die Bevölkerung des Zartums nicht nur nicht vermehrt, sondern vermindert hatte, haben die Polen dennoch soviel sittliche Kraft für die nächsten Kämpfe hinübergerettet, daß diese Zeit den heutigen Historiker anmutet wie ein der Nation zuteil gewordenes Stahlbad.

Allem Mißgeschick und allen widrigen Umständen zum Trotz, waren unter den Polen Männer herangereift, die zu ahnen begannen, woran die polnische Nationalpolitik krankte: an der großen Politik, das heißt jener Politik, die seit den Teilungen überall wo anders Hilfe suchte und von internationalen Konstellationen solche erwartete, nur nicht beim Volke selbst. Was hatten der Korse, was Napoleon der Dritte mit seinem Nationalitätenprinzip dem Volke genutzt? Jetzt war man auf Gnade und Ungnade der Regierung des moskowitischen Selbstherrschers überantwortet. Arbeiten! hieß die Losung, die von der Warschauer Hauptschule ausging: positiv arbeiten, das heißt, praktisch arbeiten. Von hundert deutschen Handwerkern werden in Polen neunzig reich, von hundert Polen kaum einer! Das Schlagwort zog. Man sah mit einem Male überall Deutsche: in Warschau, Lodz, Bialystok. Überall Deutsche, denen es leidlich gut ging. Also: Arbeiten! Und richtig, kaum waren zehn, fünfzehn Jahre ins Land gegangen, so tauchte allerorten ein polnischer Gewerbetreibender auf. Die Presse hallte wider von der neuen Losung. Zunächst ist auch Arbeit vorhanden. Die russische Regierung zieht fremdes, vor allen Dingen deutsches Kapital ins Land. Die Warschau-Wiener Bahn wird gebaut, die bald Warschau mit dem Industriegebiet von Dombrowa und mit Thorn und Berlin, dem nach 1871 mächtig aufblühenden Berlin verbindet. Fabriken entstehen. Dann aber hört es schon bald auf. Die Gebildeten müssen vor der deutschen Konkurrenz zurückstehen; die Handwerker beginnen die Kokurrenz der Fabrik zu spüren. Schon Mitte der 1870er Jahre erweist sich die Losung von der positiven Arbeit als unpraktisch und sie wird erweitert zur Losung „des inneren Aufbaues". Das ist nun schon ein dehnbarer Begriff und die studentische Jugend übersetzt ihn

in „organische Arbeit" und beginnt mit sozialistischer Propaganda, zunächst unter der Landbevölkerung, wo die russische Regierung die Augen schließt.

Erst als vor und nach dem Balkankriege sich unter den sozialistischen Grüppchen auch nationalistische Tendenzen bemerkbar machen, wird die Regierung aufmerksam und greift in den Kampf der Arbeiter gegen die Unternehmer mit der ihr eigenen Rücksichtslosigkeit ein. Streikpropaganda wird mit lebenslänglicher Verbannung, ja mit dem Tode bestraft! Von 1879 bis 1883 folgt ein Riesenprozeß dem andern.

Nebenher geht die Verfolgung der Uniaten und des katholischen Klerus, die ich ausführlich im zweiten Bande meiner Zukunft Polens beschrieben habe.

Alle heutigen und früheren Schriftsteller, die sich mit der Zeit bis 1883 beschäftigt haben, geben zu, daß das Zartum Polen für die Polen eine Hölle war. Und dennoch müssen wir feststellen, daß durch die polnische Gesellschaft die bange Frage zu laufen beginnt, ob man nicht doch den Ratschlägen Wjelopolskis hätte folgen sollen und sich Alexander dem Zweiten ohne Vorbehalt ausliefern, wie es die Polen in Galizien dem Kaiser Franz Josef getan hatten. Ludwik Górski, der Führer der Warschauer Klerikalen und Obmann des polnischen Großgrundbesitzes, schrieb ähnlich nach Wjelopolskis Tode. Die ersten Anfänge einer Versöhnungspartei (ugoda) machen sich bemerkbar, eine entsprechende Presse taucht auf; in St. Petersburg wird die Wochenschrift „Kray" ins Leben gerufen und predigt von 1880 bis 1906 den Zusammenhang der Polen mit Rußland.

Was war geschehen?

In Petersburg schien sich eine liberale Partei durchzusetzen; nach dem für Rußland ungünstigen Verlauf des Berliner Kongresses regt sich der Panslawismus und Alexander der Zweite trägt sich mit Gedanken an eine Konstitution für Rußland. Wieder suchten die liberalen Panslawisten, die in der berühmten Monatsschrift „Der Europäische Bote" ihr Organ hatten, Verbindung mit den Polen auf allslawischer gegen das Deutschtum gerichteter Basis. Nachdem aber einmal wieder Hoffnungen entzündet waren, wollten sich die Gemüter der Polen nicht so leicht beruhigen, auch nicht nach Alexanders Ermordung. Von großer Wirkung auf die polnischen Stimmungen jener Zeit war schließlich die russische Enthüllung über die Schuld der Teilungsmächte am Untergange Polens. „Der Europäische Bote" brachte eine Reihe von Dokumenten, die Friedrich den Großen als Urheber und Katharina als die vergewaltigte Vollstreckerin des Willens Friedrichs hinstellten. Die Polen glaubten, und darum war es auch in gewissen Kreisen nicht schwer, für eine Annäherung an Rußland zu agitieren. Die Agitation wurde erleichtert, nachdem Bismarck sich entschlossen hatte, der in der Ferne für Deutschland heranziehenden slawischen Gefahr dort zu begegnen, wo sie Deutschland am schwersten treffen konnte: in der preußischen Ostmark.

Es darf heute als absolut feststehend angenommen werden, daß es die Sorge gegenüber dem reaktionären Panslawismus der Moskowiter war, die den Fürsten Bismarck in erster Linie veranlaßte, im Jahre 1886 die soviel geschmähte Ostmarkenpolitik durch Schaffung der Königlichen Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen ins Leben zu rufen. (Die wirtschaftlichen und innerpolitischen Gesichtspunkte der Bismarckischen Ostmarkenpolitik habe ich in einer Aufsatzreihe des Jahres 1908 in den „Grenzboten" dargelegt). Gegen die Polen als solche hatte Bismarck gar nichts; er fühlte sich aber verpflichtet, sie überall zu bekämpfen, wo sie als Bundesgenossen von Reichsfeinden in Frage kamen. Der russophilen Haltung der russischen und eines Teils der galizischen Polen mußte der verantwortliche Staatsmann in Deutschland einen wirksamen Wall entgegensetzen. Naturgemäß war das Wasser auf die Mühlen des Panslawismus. Den Polen aber ist durch die preußische Ansiedlungspolitik die größte Segnung geworden, der sie bisher teilhaftig werden konnten: der preußische Staat hat wenigstens einem bedeutenden Teil des Gesamtvolkes, nämlich einem Viertel, die Möglichkeit des inneren, des sozialen Aufbaues gegeben, die Staszyc und die Warschauer Positivisten anstrebten. Ausschließlich in den ehemals polnischen Provinzen Preußens haben die Polen das soziale Gleichgewicht gewonnen, das zur Grundlage für staatliche Selbständigkeit notwendig ist. Die preußischen Polen haben einen wohlhabenden Bauernstand, dem ein gesund entwickelter und durch Recht und Gesetz im Zaume gehaltener adliger und bürgerlicher Großgrundbesitz zu Seite wohnt. Weder in den Bauernhöfen noch auf den Gütern ist heute noch „polnische Wirtschaft" anzutreffen. In den Städten lebt eine breite Schicht des gewerblichen Kleinbürgertums, das gestützt wird durch eine zahlreiche und anspruchsvolle Arbeiterschicht und sich entwickeln kann in das immer mächtiger werdende Bürgertum von Kaufleuten, Industriellen, Ärzten, Rechtsanwälten und in ein Heer von Beamten, privaten und öffentlichen. Die liberalen Einrichtungen des preußischen Staates, in enger Verbindung mit der absoluten Rechtssicherheit, unter der seine Angehörigen leben können, haben die Schaffung eines polnischen Genossenschafts- und Vereinswesens, sowie die Bildung einer speziell polnischen öffentlichen Meinung möglich gemacht von dem Umfange, daß Ludwig Bernhard seine berühmte Schrift darüber „Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat" nennen konnte, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen.

Aber noch ein für die Polen im Rahmen der hier behandelten Frage des sozialen Aufbaus ungemein wichtiges Problem hat die preußische Regierung spielend und man kann sagen, ohne jede Härte gelöst: die Judenfrage. Sie ist für die Polen eine soziale Frage und eigentlich nur durch ihren sozialen Charakter eine nationale. In den Städten der Ostmark war bis vor etwa

zehn bis fünfzehn Jahren ähnlich wie in Russisch-Polen der gesamte Handel und wesentliche Teile des Handwerks, sowie des Verkehrs in jüdischen Händen. Der deutsche Handelsstand hatte nur in den größern Städten einige Bedeutung, der polnische war gleich null. Mit der Aufteilung zahlreicher großer Güter und dem Einzuge des bäuerlichen Genossenschaftswesens verloren die auf die ländlichen Produkte angewiesenen Juden den Boden. Anderseits eröffneten sowohl die starke Industrialisierung Mitteldeutschlands, wie das Emporblühn Berlins außerhalb der Provinzen Posen und Westpreußen neue günstige Erwerbsmöglichkeiten für die Juden und erleichterten den Abzug aus der Ostmark. Daher fand der Pole, der, mit Ersparnissen aus den Industriebezirken heimkehrend, sich in seiner Heimat niederlassen wollte, die Konkurrenz der Juden beseitigt.

In Russisch-Polen, wo die Juden zwischen 25—75 vom Hundert in den Städten und Flecken ausmachen und wohin seit 1902 noch die Juden aus dem russischen Getto des Ansiedlungsrayons strömen, steht die jüdische Schicht jedem voranstrebenden Polen als undurchdringliche Mauer gegenüber und zwingt ihn, nach Rußland und Sibirien zu gehn, was um so mehr in der Absicht der russischen Regierung liegt, als sie hofft, diese über das Riesenreich verstreute Intelligenz doch allmählich zur Russifizierung zu bringen. Aus Gesagtem wird der Leser leicht ermessen, welche Schwierigkeit in dem Vorhandensein des jüdischen Problems den Polen in ihren nationalen Bestrebungen erwächst. Die Frage hier ausführlicher zu behandeln muß ich mir aber versagen.

In den letzten Jahren hat die russische Regierung die Möglichkeiten für die Entwicklung bürgerlicher Existenzen bei den Polen noch durch die Verstaatlichung der Warschau-Wiener Bahn beschränkt. Dadurch wurden gegen 25000 Beamtenstellung einnehmende Polen gezwungen, ihre Posten im Zartum aufzugeben und nach Rußland zu gehn, während an ihrer Stelle Russen einzogen.

Betrachtet man die polnische Gesellschaft im Zartum als Ganzes, so wird man finden, daß die Entwicklung auch nicht im entferntesten an das heranreicht, was wir für die preußische Ostmark nachweisen konnten. Das einzige, was blüht, sind die großkapitalistischen Unternehmungen in Landwirtschaft, Industrie und Handel, besonders aber die beiden letzteren. Aber unter welchen sozialen Verhältnissen?! Die Arbeitermassen in den Städten entbehren staatlicher Fürsorge, von Volksschulen spricht man in Rußland überhaupt nicht. Von der ländlichen Bevölkerung befinden sich jährlich zehn Monate hindurch 4—500000 Menschen im Auslande auf Arbeit.

Fast noch schlimmer als dem polnischen Proletariat geht es dem jüdischen. Jahresbudgets (!) von 250 Mark bilden für sechs- bis achtköpfige Familien gar keine Seltenheit. — Dazu allen Versprechungen von 1905 entgegen völlige politische Knebelung. Die polnische Sprache wird in rein polnischen Bezirken sofort aus der Schulklasse verdrängt, sobald auch nur ein

russischer Schüler darin ist. Mit einem Wort: es ist ein Hexenkessel, dies Russisch-Polen, eine Hölle, in der sich nach dem Willen der Regierung Polen und Juden gegenseitig vernichten sollen, und die Polen sind trotz ihrer agrarisch starken Basis die Unterlegenen.

Nun sollte man, gerade im Hinblick auf die stark betonten nationalen Gesichtspunkte, denen wir überall in der polnischen Literatur begegnen, glauben, alle die gekennzeichneten Verhältnisse drängten zur nationalen Erhebung und es bedürfte nur des Ausbruchs eines Krieges zwischen Deutschland und Rußland, um die Polen, die nun einen Bundesgenossen haben würden, gegen die moskowitischen Bedrücker aufspringen zu lassen. Davon ist nichts geschehen, als Rußland und England uns am 1. August überfielen, und im Gegenteil: eine Reihe von Handlungen, die inzwischen bekannt geworden sind, bezeugen, daß die Polen auf der Seite Rußlands stehen. Für mich ist diese Erscheinung keine Überraschung. Der größte Teil der Polen war durch die Industrialisierung des Zartums in die Abhängigkeit des russischen Absatzmarktes geraten. Die Aufrichtung einer Zollgrenze gegen Rußland mußte nach Meinung von Polen und Juden das übervölkerte Zartum in eine Hungersnot stürzen. Man sieht bei Deutschland keine wirtschaftliche Existenz und fürchtet überdies den streng reglementierenden Staat. Die Abhängigkeit des Großkapitals von Rußland ist daneben um so mehr gewachsen, je mehr die zentralistische Wirtschafts- und Finanzpolitik des Grafen Witte die gesamte Kreditpolitik durch Vermittelung der Auslandsanleihen in Abhängigkeit von der Reichsbank brachte. So gerieten die heutigen Polen, ohne es recht zu merken, wie zur Zeit Alexanders I. erneut in die politische Gefangenschaft des russischen Staatsgedankens, während der liberale Panslawismus, unterstützt vom Sozialismus der Juden, sie in die geistige des russischen Volkes führte.

Charaktereigenschaften der Polen haben den Prozeß beschleunigt. Ein Volk, dessen Mehrheit jahrhundertelang in einer Knechtschaft gelebt hat, wie die polnischen Bauern, muß lange, lange unfähig bleiben, sich selbst zu leiten, was nur möglich ist auf der Grundlage eines starken humanitären Zusammengehörigkeitsgefühls. Der Pole in Rußland und vielfach auch noch in Galizien, vereinzelt in Deutschland, lebt, wie Sienkiewicz sich ausdrückt, „ohne Dogma", das heißt ohne bürgerliche und öffentliche, politische Moral. Die Charakterzüge, die ich am Eingang dieser Zeilen von der polnischen Schlachta des achtzehnten Jahrhunderts, das ist von der damaligen polnischen Nation, entwarf, treffen wir bei den Polen Rußlands in tausend Exemplaren aus allen Schichten wieder; nur eigentlich die wirtschaftliche Basis hat sich verbreitert. Der Pole ist unsozial. Er ist auch nicht frommer geworden, seit die katholischen Magnaten die Kircheneinkünfte an die Juden verpachteten, und ihre

Frauen haben nur wenig von ihrer Bigotterie verloren. Der Pole ist eitel und selbst der gröbsten Schmeichelei zugänglich, so sehr, daß er darüber die Sache vergißt. Eine Versprechung, die seiner Eitelkeit schmeichelt, genügt vielfach, um den gewissenlosen Politiker von einer unbequemen Arbeit heischenden Sache zu befreien. Alexander der Erste konnte die Polen durch schöne Worte und die bunte, durchaus nicht alkoholfreie Aufmachung des Landtages von 1818 betören, nachdem sie Staszyc, der sachlich die Anlehnung an Rußland begründete, geächtet hatten! Die Tatsache, daß Preußen ohne vieles Aufheben den polnischen Bauern mit dem preußischen zusammen schon durch die Stein-Hardenbergschen Reformen vor hundert Jahren befreite, was die Schaffung der heutigen polnischen Macht in Preußen bedeutet, verschwindet und wird gering geachtet neben dem Umstande, daß der König die Polen nicht danach gefragt hat. Aus diesen nur durch eine lange Zeit konsequenter Arbeit zu behebenden Gefühlsmomenten wird verständlich, wenn auf eine freiwillige Mitwirkung der russischen Polen an der deutschen Kulturarbeit bis auf weiteres nicht zu rechnen ist, wenngleich die Lehren der Geschichte mit Notwendigkeit zu einer Anlehnung an die Deutschen im Reich zwingen. Gewiß gibt es auch heute unter den Polen einige tüchtige, weitblickende und unverzagte Männer, die heute nur im engen Anschluß an das Deutschtum das Heil erkennen; aber sie haben nicht die maßgebende Führung. Sie können erst zur Geltung kommen, wenn Deutschland die russische Macht zu Boden geworfen hat und selbst wissen wird, was zum Schutz der deutschen Kulturnation im Osten notwendig ist. Die Polen den Russen überlassen hieße alle Gefahren, die seit zweihundert Jahren von Rußland aus gegen Preußen heraufzogen, in vergrößertem Maßstabe erneuern. Sie müssen, ob sie mögen oder nicht, aus der russischen Gefangenschaft befreit und der mitteleuropäischen Staatengesellschaft, die das Ergebnis dieses Krieges sein wird, angegliedert werden. Im Anschluß an diese Staatengesellschaft und in ihrem Schutz werden die Polen vor allen Dingen zwei schwere soziale Probleme zu lösen haben: die Judenfrage und die Agrarfrage. In der Form ihrer Lösung steckt die Zukunft Polens und der Polen.

August Weismann

von H. E. Ziegler

August Weismann, der große Naturforscher, ist in hohem Alter nach kurzer Krankheit am 5. November gestorben. Er war am 17. Januar 1834 in Frankfurt am Main geboren, als Sohn eines Philologen. Schon in der Knabenzeit zeigte sich seine Neigung zu den Naturwissen-

schaften. In den blühenden Kleefeldern hinter dem väterlichen Hause jagte er den Schmetterlingen nach, später zog er Raupen auf, sammelte Käfer und trocknete Pflanzen für sein Herbarium. Nach Beendigung der Gymnasialzeit ging er an die Universität Göttingen, um Medizin zu studieren. Denn sein Vater hatte den Wunsch, daß er ein Studium wähle, welches zu einer gesicherten Lebensstellung führe. Er widmete sich mit Eifer den medizinischen Fächern, wenngleich seine Neigung der Botanik, der Zoologie und der Chemie zugewandt war. Nachdem er das medizinische Studium beendet und noch ein Jahr lang eine Assistentenstelle an dem klinischen Hospital in Rostock versehen hatte, trat er bei dem dortigen Chemiker Franz Schulze als Assistent ein. Aber die Chemie konnte ihn nicht dauernd fesseln, und er ließ sich im Jahre 1858 in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main als Arzt nieder. Zugleich beschäftigte er sich mit histologischen Studien über die Muskelfasern, insbesondere beschrieb er die Muskelfasern des Herzens. Allmählich reifte in ihm der Plan, sich ganz der Zoologie zu widmen, und zwar der neuen histologischen Richtung derselben, in welche er sich nun durch Rudolf Leuckart in Gießen einführen ließ. Ehe er aber zur Habilitation kam, nahm er die Stelle eines Leibarztes bei dem österreichischen Erzherzog Stephan an und verbrachte zwei Jahre auf dessen Schloß Schaumburg an der Lahn. Während dieser Zeit setzte er mit größtem Fleiß seine zoologischen Studien fort und begann seine Untersuchungen über die Entwickelung der Mücken.

Im Jahre 1863 habilitierte sich Weismann in Freiburg i. B. und war glücklich, sich nun ganz der Zoologie widmen zu können. Die embryologischen Studien an Mücken und Fliegen machten seinen Namen in der Wissenschaft rühmlich bekannt. Aber diese Arbeiten, bei welchen er mit unermüdlichem Eifer die größte Gründlichkeit anstrebte, führten zu einer Überanstrengung der Augen, und er wurde eines Tages plötzlich von einem Augenleiden befallen, das ihn von nun an durch sein ganzes Leben zur Schonung der Augen zwang. Da das Mikroskopieren nicht mehr möglich war, mußte er die histologisch-embryologische Arbeitsrichtung verlassen und wandte sich biologischen Studien an Schmetterlingen und Raupen zu. Die neue Deszendenztheorie, welche einige Jahre vorher durch Darwins berühmtes Buch über die Entstehung der Arten begründet worden war, gab ihm dabei die theoretischen Gesichtspunkte. (Studien zur Deszendenztheorie, Leipzig 1875 und 1876.) So wurde Weismann einer der ersten Vertreter der neuen Lehre in Deutschland und zeigte hier schon seine Befähigung zur feinsinnigen Behandlung theoretischer Probleme. Allmählich besserte sich das Augenleiden, so daß er wieder mikroskopische Untersuchungen unternehmen konnte. Er veröffentlichte eine Reihe von Arbeiten über die Daphniden, kleine Krebschen, die überall in Seen und Teichen vorkommen

und merkwürdige Fortpflanzungsverhältnisse haben, indem meistens nur Weibchen vorhanden sind, die sich ohne Männchen fortpflanzen, und nur zu manchen Zeiten Männchen auftreten. Dann wandte er sich einem neuen Arbeitsgebiet zu, den Hydroidpolypen. Die Frucht mehrjähriger Studien war das Werk über „Die Entstehung der Sexualzellen bei den Hydromedusen" (mit einem Atlas von 25 Tafeln, Jena 1883), eben so wichtig durch die wohldurchdachte theoretische Verwertung der Befunde wie durch die umfassenden und sehr sorgfältigen Beobachtungen.

Immer mehr beschäftigten ihn die großen biologischen Probleme. In einem Vortrag über die Dauer des Lebens (Über die Dauer des Lebens, Jena 1882. — Über Leben und Tod, eine biologische Untersuchung, Jena 1884, 2. Aufl. 1892) zeigte er, daß jede Art von Tieren ihre natürliche Lebensdauer hat, welche mit anderen biologischen Faktoren in Beziehung steht, insbesondere mit der Dauer des Wachstums und mit der Vermehrung. Bei den einzelligen Wesen allerdings kann von einer Dauer des Lebens überhaupt nicht gesprochen werden, indem sie sich durch Teilung vermehren, so daß es einen natürlichen Tod bei ihnen nicht gibt. (Zur Frage der Unsterblichkeit der Einzelligen. Biolog. Zentralblatt 1885.) Bei den vielzelligen Organismen dagegen erfolgt die Vermehrung durch die Fortpflanzungszellen, und der übrige Körper verfällt dem Tode.

Auch in bezug auf die Vererbung verhalten sich die einzelligen Organismen ganz anders als die höheren Pflanzen und Tiere. Indem die ersteren sich durch Teilung fortpflanzen, ist es leicht verständlich, daß die jungen Tiere als Teilstücke der alten die Eigenschaften derselben erben. Aber im Körper einer vielzelligen Pflanze oder eines vielzelligen Tieres ist nur ein kleiner Teil der Zellen für die Fortpflanzung bestimmt. Die Vererbung hängt also allein von den Fortpflanzungszellen oder Keimzellen ab. Weismann macht die Annahme, daß es eine Substanz gebe, welche die Vererbung bedingt, und bezeichnet sie als Keimplasma. Diese Substanz muß also in den Fortpflanzungszellen vorhanden sein und in dem jungen Organismus wiederum in die Geschlechtszellen gelangen. Die übrigen Teile des Körpers haben keinen Einfluß auf die Vererbung. (Über die Vererbung, ein Vortrag, Jena 1883, 2. Aufl. 1892. — Die Kontinuität des Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung, Jena 1885.) Folglich darf man nicht glauben, daß die Einflüsse, welche den Körper treffen und verändern, auch das Keimplasma in entsprechender Weise abändern. Durch diesen Gedankengang gelangt Weismann zu der folgenschweren Behauptung, daß die infolge äußerer Einflüsse entstandenen Eigenschaften sich überhaupt nicht vererben. Es gibt also keine Vererbung erworbener Krankheiten (wenn eine Infektionskrankheit von der Mutter auf das Kind übergeht, liegt eine Infektion des Keimes vor, keine Vererbung

im biologischen Sinne des Wortes), keine Vererbung von Verletzungen oder Narben, aber auch keine Vererbung der durch Übung erworbenen Fähigkeiten. Somit tritt Weismann gerade der Lehre entgegen, auf welcher Lamarck im Jahre 1809 seine Deszendenzlehre und Vererbungslehre aufgebaut hatte und welche bis in unsere Zeit fortlebt, obgleich Darwin durch die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl eine andere Erklärung für die Zweckmäßigkeit der tierischen Organisation gab. Die Lehre Weismanns ist also eine Weiterbildung der Theorie Darwins und wird daher im Gegensatz zu dem Neolamarckismus zuweilen als Neodarwinismus bezeichnet.

Gegen die neue Vererbungslehre wurden unzählige Einwände erhoben. Unter den Gegnern Weismanns ist vor allem der englische Philosoph Herbert Spencer zu nennen, in dessen soziologischen Werken das Lamarckistische Prinzip eine große Rolle spielt, so daß er die völlige Ablehnung dieser Lehre nicht unwidersprochen lassen konnte. Weismann verteidigte sich mit großem Geschick. (Zur Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften. Biolog. Zentralblatt Bd. 6, 1887, und Bd. 8, 1888. – Die Allmacht der Naturzüchtung, eine Erwiderung an Herbert Spencer, Jena 1893.) Insbesondere zeigte er, daß die angeblichen Fälle der Vererbung von Verstümmelungen oder Narben nicht mit genügender Sicherheit beobachtet sind; ja er entschloß sich, als man ihm damit keine Ruhe ließ, zu dem Versuch, jungen Mäusen durch mehrere Generationen hindurch die Schwänze abzuschneiden und so einwandfrei festzustellen, daß diese Verstümmelung sich nicht vererbt.

Indem Weismann die sogenannte „Vererbung erworbener Eigenschaften" bestritt, reinigte er die Vererbungslehre von einer Menge von falschen Überlieferungen und veralteten Meinungen. Dieses Verdienst Weismanns müssen auch seine Gegner anerkennen, welche den Lamarckismus jetzt noch aufrechterhalten wollen. Ich bin der Meinung, daß man nur dann zum richtigen Verständnis der neuen Vererbungslehre gelangen kann, wenn man sich von der lamarckistischen Idee gänzlich befreit hat. In den neuesten Werken über die Vererbungslehre stehen die Kreuzungsversuche im Vordergrund, und bei diesen handelt es sich nicht um Abänderungen des Keimplasmas, sondern um Mischung und Entmischung der unveränderten Anlagen. Aber auch in den Fällen, in welchen in der Tat ein Einfluß auf die Vererbungsanlagen selbst ausgeübt wird, muß man die Veränderung des Körpers und die Abänderung des Keimplasmas stets deutlich getrennt halten. Man kann den Körper abändern, ohne daß eine erbliche Abänderung daraus hervorgeht, und anderseits das Keimplasma in dem unveränderten Körper experimentell beeinflussen. Die erbliche Abänderung darf also nicht kurzweg aus der Veränderung des Körpers abgeleitet und ihr entsprechend gedacht werden. (H. E. Ziegler, Die Streitfrage der Vererbungslehre, Lamarckis-

mus oder Weismannismus, Naturwiss. Wochenschrift, 1910, Nr. 13. — Plate, Vererbungslehre, 1913. — Arnold Lang, Die experimentelle Vererbungslehre in der Zoologie. Jena 1914.)

Um die weitgehende Bedeutung des Weismannschen Standpunktes einigermaßen erkennen zu lassen, will ich nur zwei Gebiete berühren, zunächst die Tierpsychologie und dann die Soziologie. Man glaubte früher, daß die Instinkte aus Verstandestätigkeiten entstanden sein könnten, daß also ererbte Fähigkeiten, wie der Netzbau der Spinne oder der Nestbau der Vögel, aus den Überlegungen der Vorfahren hervorgegangen wären. Von dem Weismannschen Standpunkte aus muß dies als unmöglich gelten, da kein erworbenes Wissen vererbt wird. Die Instinkte sind vielmehr als komplizierte Reflexe aufzufassen, welche unter dem Einfluß der natürlichen Zuchtwahl entstanden sind. Der Instinkt charakterisiert die niedere und ältere Stufe des geistigen Lebens, die Verstandestätigkeit die höhere und jüngere. Man darf also die Instinkte nicht aus erlernten Fähigkeiten oder angenommenen Gewohnheiten herleiten, sondern muß die instinktiven und die verstandesmäßigen Tätigkeiten deutlich auseinanderhalten, wie dies in der neuen Tierpsychologie geschieht. (H. E. Ziegler, Über den Begriff des Instinktes einst und jetzt. 2. Aufl. Jena 1910.)

Ebenso wichtig sind die Folgerungen auf dem Gebiet der Soziologie, also in der Lehre von der menschlichen Gesellschaft. Nach der Weismannschen Auffassung vererbt sich die Übung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten nicht. Nur die natürlichen Anlagen der Eltern vererben sich, nicht die geistige oder körperliche Ausbildung. Es ist also für die Vererbung gleichgültig, ob der einzelne Mensch Gelegenheit hat, seine geistigen Fähigkeiten durch Unterricht und Studium zu entwickeln oder nicht; seine Kinder werden jedenfalls diejenigen Anlagen erhalten, welche nach den Gesetzen der Vererbung aus den Anlagen der Eltern und Großeltern sich ergeben. Es besteht also unter den Menschen eine ererbte Ungleichheit der Anlagen, welche nicht durch die Lebensverhältnisse der Vorfahren bedingt ist, sondern durch deren erbliche Verschiedenheit. Das Bestreben der älteren Soziologie, die unbestreitbare Ungleichheit der ererbten Fähigkeiten aus der ungleichen Lage der Vorfahren abzuleiten, ist demnach verfehlt. Die neue Vererbungslehre führt also auch zu einer neuen Gesellschaftslehre. (Otto Ammon, Die Gesellschaftsordnung, 3. Aufl. Jena 1900. — Wilhelm Schallmayer, Vererbung und Auslese, 2. Aufl. Jena 1910.)

Die Theorie der Vererbung entwickelte sich bei Weismann zu einem großen Lehrgebäude, welches auf einer Reihe hypothetischer Begriffe beruhte, die teilweise durch die Resultate der mikroskopischen Forschung gestützt waren. (Das Keimplasma, eine Theorie der Vererbung, Jena 1892.) Bei der Befruchtung der Eizelle kommen die väterlichen und die mütterlichen

Vererbungsanlagen zusammen, welchen Vorgang Weismann als Amphimixis bezeichnet. (Amphimixis oder die Vermischung der Individuen, Jena 1881). Die Vererbung ist an den Zellkern gebunden, speziell an die färbbaren Bestandteile des Zellkerns, die Chromosomen, welche in der Keimplasmatheorie Idanten genannt werden. In diesen befinden sich die hypothetisch gedachten Träger der einzelnen Eigenschaften, die „Determinanten". Schon Hugo de Vries hatte unter dem Einfluß der Beobachtungen Mendels über die Kreuzung hypothetische Träger der einzelnen Eigenschaften angenommen und nannte sie „Pangene". Der Botaniker Johannsen nennt sie neuerdings „Gene". Da man in der neueren Vererbungslehre dem Mendelschen Gesetz die größte Bedeutung beilegt, hat sich der Gedanke allgemein verbreitet, daß die Eigenschaften durch körperliche Träger bedingt sind.

Weismann spricht von den hypothetischen „Determinanten" wie von wirklichen Dingen. Alle Vorgänge, welche an den Organismen in der stammesgeschichtlichen Entwicklung sich abspielten, alle Weiterbildungen und Rückbildungen von Organen werden aus dem Verhalten der Determinanten abgeleitet. Ebenso alle Beobachtungen bei der Regeneration. So entsteht ein großer Bau von Hypothesen, welcher schließlich durch die Lehre von der „Germinalselektion" abgeschlossen wird (Über Germinalselektion, eine Quelle bestimmt gerichteter Variation, Jena 1896); es ist der Gedanke, daß die Determinanten untereinander in Konkurrenz stehen, indem zwischen ihnen „dieselben Gesetze des Kampfes ums Dasein, um Nahrung und Vermehrung in Kraft sind, welche zwischen allen Systemen lebendiger Einheiten Gültigkeit haben".

Über den erklärenden Wert dieses Hypothesengebäudes kann man verschiedener Meinung sein. Jedenfalls hatten die Grundgedanken desselben einen heuristischen Wert, indem sie zu wichtigen Folgerungen führten, welche sich durch die Beobachtung bestätigten. Eine solche war die Unterscheidung zwischen der Äquationsteilung und der Reduktionsteilung. Bei der gewöhnlichen Zellteilung (Mitose) wird jedes Chromosom der Länge nach gespalten, so daß die Teilhälften in den Tochterzellen vollkommen gleichwertig sind, da die Vererbungsanlagen oder Ahnenplasmen gleichmäßig geteilt wurden (Äquationsteilung). Aber es gibt noch eine andere Art der Teilung, bei welcher die ganzen Chromosomen auf die Tochterzellen verteilt werden, so daß jede dieser Tochterzellen nur die halbe Zahl der Chromosomen erhält, wobei also ein Teil der Vererbungsanlagen oder Ahnenplasmen ausgeschlossen wird. Eine solche Reduktionsteilung findet bei der Bildung der Samenzellen und bei der Reifung der Eizellen statt, also bei der Bildung der Richtungskörper. Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung, daß jedes neu entstehende Individuum die Hälfte seiner Chromo-

somen von väterlicher Seite erhält, die Hälfte von mütterlicher Seite, wodurch die Vererbung von beiden Seiten sich erklärt. In zweiter Linie folgt daraus, daß die Kinder einer Familie die Anlagen der Großeltern in verschiedenen Mischungen bekommen.

Weismann wußte sehr wohl und hat es oft ausgesprochen, daß alle naturwissenschaftlichen Theorien nur soweit Bestand haben, als sie durch Beobachtungen gestützt sind. Er war also immer bestrebt, seine Untersuchungen fortzusetzen und seine Schüler zu neuen Untersuchungen anzuregen. Insbesondere sind hier die Studien über die Richtungskörper zu nennen, bei welchen ihm während mehrerer Jahre sein Schüler Ischikawa behilflich war (1886–1889). Überhaupt sind aus dem Freiburger Institut viele gute Arbeiten hervorgegangen, zu welchen Weismann den Grundgedanken gab und welche er in der Ausführung kontrollierte. Mehrere namhafte Zoologen, welche jetzt selbst im akademischen Lehrberuf stehen, sind Weismanns Schüler gewesen.

Weismann besaß ein hervorragendes Lehrtalent. Seine Vorlesungen waren mustergültig. Die Vorträge über Deszendenztheorie, welche im Druck erschienen sind, bilden sozusagen ein bleibendes Denkmal seiner geistreichen, klaren und formvollendeten Sprechweise. (Vorträge über Deszendenztheorie. 1. Aufl. Jena 1902, 3. Aufl. 1913).

Was schließlich Weismanns persönliche Verhältnisse betrifft, so blieb er sein ganzes Leben in Freiburg i. B., wo er im Jahre 1866 zum außerordentlichen und im Jahre 1871 zum ordentlichen Professor der Zoologie ernannt wurde. Mehrere Berufungen an größere Universitäten schlug er aus. Die badische Regierung ehrte ihn durch Orden und Titel, zuletzt durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat. Abgesehen von den kleinen Reisen, die er öfters zur Erholung oder zu Studienzwecken unternahm, lebte er in stiller Zurückgezogenheit in seiner Villa, indem er wegen seines Augenleidens die Geselligkeit meiden mußte. Nur in Konzerten sah man ihn häufig, da er musikalisch begabt war und die Musik liebte. (Eine deszendenztheoretische Betrachtung über die Musik veröffentlichte er in der „Deutschen Rundschau" 1890.) Das Familienglück fand er in der Ehe mit seiner ersten Frau, welche aus der in Genua lebenden Familie Gruber stammte und ihm fünf Kinder schenkte. Sein einziger Sohn ist der bekannte Liederkomponist Julius Weismann.

Weismann war eine echte Gelehrtennatur, vornehm im besten Sinne des Wortes, ganz erfüllt von dem Streben, die Wissenschaft zu fördern und dadurch der Menschheit zu nützen. Er war sich aber auch wohl bewußt, daß er in dem geistigen Wettkampf der Völker dem deutschen Vaterlande diene; denn die patriotische Begeisterung lebte in seinem Herzen. So passen auch für die Gegenwart die Worte, welche er bei der

festlichen Feier seines siebzigsten Geburtstages sprach: „Die Größe und Bedeutung unseres Vaterlandes beruht wesentlich auf dem Idealismus unseres Volkes; nicht, daß wir diese kulturschaffende Geistesrichtung allein besäßen, aber was wir als Volk geleistet haben, das haben wir durch sie geleistet.“

Ein Jünger Carlyles

von Samuel Saenger

Houston Stewart Chamberlain ist vor vielen berufen, zur europäischen Krise sein Wort zu sagen. Er ist Engländer von Geburt. Er ist mit Frankreich seit frühester Kindheit verwachsen. Seit fünfundvierzig Jahren verkehrt er vorwiegend mit Deutschen, seit dreißig Jahren lebt er ununterbrochen in deutschen Landen. Er brauchte, um gehört zu werden, diese Kreditive nicht vorzuweisen, wie er dies in der Vorrede zu seinen von F. Bruckmann in München gesammelten und veröffentlichten Kriegsaufsätzen tut. Er könnte sich mit einigem Recht einen guten Europäer nennen, der aus den Gehirnfalten der für ihn mehr als hypothetischen keltisch-slawisch-germanischen Urgemeinschaft den entscheidenden Anreiz zu seinen Grundorientierungen erhält, wenn der Ausdruck ihn nicht in die Nähe Friedrich Nietzsches brächte. Den tut er, der unerschütterliche Wagnerianer, als entarteten Antichristen ab. Ich will Kontroverses hier und heute nicht deutlich berühren; aber in der Art seines Europaismus, der mit indischer Transzendenz befrachtet ist, der aus allem Baumeisterlichen arischer Grundtriebe schöpft, der die hellenische Helligkeit und Diesseitigkeit bejaht und dem demutvoll Entsagenden des Galiläers die Wegweisungen für Leben und Sterben entnimmt: in ihr liegt (sollte man meinen) doch die Gewähr, daß er wegen der ungeheuern Fatalität der Stunde nicht leichtfertig verdammt und nicht blind die Brücken zerstört zwischen Zusammengehörigkeiten, die durch lange Zeiten und die wundersamen Verquirlungen geschichtlicher Schicksale unauflösbar ineinander gewachsen sind. Das tut uns eben so not, dieser Standpunkt über den Standpunkten.. Man kennt Chamberlain ja und schätzt ihn, auch in feindlichen Lagern. In dem großen Kampf der Geister, der in den ruhigeren Tagen unser Leben vorwärtspeitschte, hat seine Art, die überkommenen Schätze neu zu gruppieren, Völker, Menschen, Denkmethoden, Willensrichtungen, Gefühlseinstellungen in eine neue Wertskala einzuspannen und eine neue radikal-deutsche Kulturpolitik zu begründen, vielfach wie Scheidewasser gewirkt, ohne daß sich sagen ließ, daß sein mit ungewöhnlicher Begabung unternommener Versuch

einer Wertordnung, die sich auf Rasse und Völkerpsychologie aufbaut, nur von Dilettanten bejaht, nur von Zünftigen abgelehnt wurde. Darum sei heute die starke Belastung seiner ‚Grundlagen' mit einer unerschöpflichen Fülle von Widersprüchen und nachweislich falschen oder gewagten oder schiefen Behauptungen vergessen, darum sei die Erinnerung an die lauten Ergüsse seines gegen Papismus und Jesuitismus und Semitismus und Modernismus sich entladenden Temperamentes verbannt; heute erinnert man sich dankbar, mit welcher Sehnsucht dieser Engländer sich in deutsches Wesen alter und neuer Zeit versenkt und mit welchen Engelszungen er die Wunder und Tiefen und Seligkeiten germanisch-deutscher Welterfassung und Lebensbegründung gepriesen hat: und darum werden in aufgewühlten Zeiten wie den heutigen solche Bestätigungen, die sich in den Kriegsaufsätzen wiederfinden, vielen Lesern ein Labsal sein.

Gute Einzelbeobachtungen sind bei Chamberlain immer häufig. Er weist nach, daß es deutsche Art sei, aus der Idee heraus auch die alltägliche Realität zu organisieren; und daß aus dieser Anlage die deutsche Tendenz zu Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, und wieder die deutsche Umständlichkeit zu begreifen sei, zu einem besonderen System von zuchtvoller Unterordnung unter Gemeinsamkeitszwecke und individuellem Freiheitsbedürfnis zu gelangen. So wenigstens läßt sich, glaube ich, unser Anglo-deutscher lesen. Damit ist wirklich ein ausgezeichnetes Hilfsmittel gefunden, auch von der Idee her die Irrwege und Umwege der deutschen Geschichte und die tiefe und breite Entfaltung deutschen Geistes als Notwendigkeit einer Kreuzung von Rassenbegabung und Umständen zu fassen. Man denkt an den römisch-imperialen Traum unseres Mittelalters; an die Zerklüftung von sich befehdenden Stammesindividualitäten; an den Reichtum und die Farbigkeit landschaftlichen und örtlichen Lebens; an die Neigung zum Zerfließen, zu politischer Anarchie und die unendlich leidensvollen Geburtswehen bei der Entstehung des Gesamtnationalen und eines in sich geschlossenen und gerundeten nationalen Typus, — der noch nicht fertig ist und den dieser Krieg konsolidieren wird. Die ‚reine' Idee reicht zur Erklärung freilich nicht aus; die geographische Lage und die dadurch besonders stark begünstigte Rassenmischung, die sie verursachte, sind unberechenbar zeugende Faktoren. Wie dem sei: um diese deutsche Vielseitigkeit und den deutschen Reichtum auch staatlich-gesellschaftlich im großen zu organisieren, dazu bedurfte es mehr Zwang als bei viel engerer und einseitigerer Begabung. Der Freiheitsdrang mußte Freiheitssehnsucht bleiben. Es ist zu bemerken, daß unsere großen Befreiungshelden, wie Martin Luther, an einem gegebenen Punkte ihrer Entwicklung plötzlich vor ihrem revolutionären Werk stutzig werden und fast zurückweichen. Die Reihe deutscher Emanzipationen in Geist,

in Gott, in Wirklichkeit ist eine langsame, zögernde Summierung; und jeder starke Ruck vorwärts zu politischer und persönlicher Freiheit, wie er unter dem Anprall von Vernichtungsversuchen von außen, zum Beispiel während der Freiheitskriege, gemacht wurde, wird hinterher, bei eingetretener Ruhe, wieder eingeengt und ummauert. Welchem Fremden kann die Einfühlung in diesen so ganz besonderen Lauf und Sinn unserer Entwicklung leicht fallen? Da stehen sie denn draußen, belächeln, bespötteln, bestaunen sie, tasten an Oberflächen herum, mißverstehen, zum Beispiel den ursprünglich aus der Idee des reinen Selbsterhaltungstriebes ohne jede aggressive Spitze entstandenen Militarismus, und hassen, wo sie nicht begreifen können. Ist das von der Masse der französischen, englischen, amerikanischen Zeitungsleser zu erwarten, von dem in Seichtigkeiten schwimmenden Literatenpöbel, oder den in nationaler Befangenheit festgehaltenen Gelehrten? Aber machen wir uns nicht besser als wir sind. Auch bei uns sind völkerpsychologische Urteile schnell fertig; und die intuitive Schärfe und Weite des Goethischen Blickpunkts ist nicht, wie Chamberlain zu meinen vorgibt, Allgemeinbesitz, nicht einmal unter den am meisten genannten Publizisten und Gelehrten. Unter Briten, mit ihrem viel engeren aber imponierend abgeschlossenen Typus, der sich darum — Fontane hat das gesehen und mal wundervoll formuliert — leicht die Welt erobern konnte: unter Briten mußten Carlyle und sein „Bund der Germanophilen“ eine Seltenheit bleiben. Bei seinen Nächsten, den Jüngern und Verehrern, bei Froude, Matthew Arnold, Seeley, bei den englischen Kantianern und Hegelianern, schwächt seine deutsche Liebe, seine Seelenverwandtschaft zu deutschem Idealismus und Schillertum sich ab; sie wird vorsichtig und schlägt in vielen der besten Heutigen, deren Kindheit in Verehrung für den „Faust“ und die deutsche Musik erzogen war, von dem Augenblick an in Haß um, da deutsche idealische Zerflossenheit zu eisernem Machtwillen und wirtschaftlichem Erobererdrang sich verdichtete und der deutsche Nationalismus vom britischen Imperialismus nicht Duldung, sondern Geltung und gar Ebenbürtigkeit verlangte. In dieser scharfen Zuspitzung des deutschen Alltags lagen und liegen die Konfliktsstoffe. Nur von hier aus wird die grausige Fatalität dieses Krieges begriffen. Die stärkere deutsche Ideologie und Idealität ist eher Mittel zur Durchsetzung unsres Geltungswillens, als Ursache. Auf welcher Seite Recht oder Unrecht der Diplomatie steht, ist heute eine Frage fünfter Ordnung, die, scheint mir, mit jener Fatalität nicht allzu viel zu tun hat. Ich bejahe den Krieg, weil ich gezwungen bin, sie zu bejahen.

Da unser Carlylejünger in Goethe den höchsten und reinsten Ausdruck deutschen Wesens verehrt, so nimmt der ungoethisch laute Ton, der Überschwang der Invektive gegen Nebensachen und Nebenpersonen oft

wunder. Muß denn die große Glocke der Selbstgerechtigkeit, die stets nach Pharisäismus schmeckt, immer noch geschwungen, muß in das Bekenntnis zu deutscher Wahrhaftigkeit und Objektivität, den Trägern menschlich-christlicher Liebe, immer ein Stück Antichrist eingeknetet werden? Das Liebeswerben im Großbetrieb, das in Friedenszeiten die Deutschen im Auslande auf oft wunderlich-geschmacklose Weise übten, ohne über die sehr weiten (und sehr berechtigten) Ziele ihrer Politik täuschen zu können, sollte nun keiner Analyse der Fremdvölker Platz machen, die sie so darstellt, als ob sie sämtlich, ohne Sehnsucht nach Erlösung und Errettung der Entartung und der mammonistischen Pest verfallen, als ob sie jenes Liebeswerbens nicht wert gewesen seien . . . Ich finde zahlreiche Ansätze zu solcher Analyse in Chamberlains Aufsätzen, und ich fürchte, daß sie keinen guten Samen streuen. Wie wundersam beruhigend wirken daneben Goethes und Schillers und Hebbels und aller anderen Selbstbestätigungen. Sie erhöhen und stärken und geben Haltung, weil sie nicht aufdringlich nach außen gerichtet waren. Wenn Chamberlain als guter Deutscher, der doch wieder Engländer ist, uns, seine schönen Zitate deutend, gesagt hätte: Ich finde nirgends so viel Seelenhaltiges und Ideenländisches, nirgends so viel Frische, Freiheit und Frommheit, wie im Deutschen von gestern, es strahlt noch aus seinem Militarismus und seinem Wirtschaftspanzer, weswegen beide teils mißverstanden, teils ahnungsvoll bestaunt werden; aber ich sehe auch, daß der Ideenmensch von gestern mit dem Ordnungsmenschen und Wirtschaftsmenschen von heute, daß Goethe mit Bismarck noch nicht zu einem voll ausgeprägten Typus verschmolzen ist und daß in dieser Verschmelzung von Reichtum und Enge die Aufgaben seiner Zukunft liegen: — sein Bekenntnis hätte Wert und Zeitgemäßheit noch für übermorgen. Statt dessen vergreift er sich an Gleichgültigkeiten wie dem Berliner Korrespondenten der „Times" und zeichnet Bilder von französischer Verlotterung und englischer Verseichtung, die zwar sehr schwarz sind, aber weder sehr tief noch durchaus gerecht (weil allzu selbstgerecht) sind. Vor allem: sie helfen uns nicht. Was Frankreich betrifft: so widerlich, seit dem revolutionären Durchreißen aller Tradition, das Taumeln aus einem Regime ins andere ist, so wenig Vertrauen die verhängnisvolle Verbrüderung von Kapitalistenklüngel und Advokaten- und Journalistenpolitikern ist, die für die Teilnahme an diesem Kriege die Verantwortung trägt: so verfehlt ist es, die verjüngenden Kräfte und Säfte des ‚Renouveau' zu verkennen, die die Ausbreitung des Pariser Sumpfes über das ganze Land aufhalten wollen. Und was England betrifft: so ist es trotz allem Recht von Ruskins und Carlyles Prophetien auch einem Chamberlain nicht erlaubt, die ganze Entwicklung im britischen Imperium aus dem Tanz ums goldene Kalb in Throgmorton- und Lombardstreet zu erklären; aus der völligen geistigen

Verödung; aus den Instinkten eines bedenkenlos gefräßigen Machtwillens (welche gerade unter Neudeutschen die stärksten Verherrlicher fanden); aus den Ausbeuterinteressen der Sklavenhalter; aus den borniertesten Klassen-interessen und dem Dünkel und Snobismus der herrschenden Plutokratie. Wir wissen, wie viel daran wahr ist; aber auch: daß Kräfte da sind, die — Recht schaffen. Einzelheiten, und mehr als Einzelheiten, sind in Chamberlains Darstellung hoffnungslos entstellt. Er sieht den Logos der Wirklichkeit doch nur vom Blickpunkt der Lerche, die, in den blauen Raum der Ideologie verloren, ihr Lied schmettert. Über das, was zur industriellen Revolution, zur Maschinen-Ökonomik, zur Geburt der immer bewußter werdenden Masse, zur allmählichen Umwandlung des Adelsklubs in Westminster in ein Volks-parlament geführt hat, gleitet er hinweg, als ob es nicht existierte. Die fabelhafte Arbeit, die seit den Chartistenunruhen von christlichen und welt-lichen Sozialreformen geleistet wurde, um den Klassenegoismus zu mildern und der sozialen Frage die Stacheln auszuziehen, die zählt er für nichts: so wenig wie die Arbeit der Intuitionisten, der Positivisten um Mill und Spencer, der Universitätsaufklärer, der Schulreformer, die ein System nationaler Bildung schaffen wollen. Kennt er sie und ihre zahllosen Or-ganisationen? und ist er über den Erfolg ihrer Tätigkeiten unterrichtet? Ich möchte daran zweifeln. Es ist unendlich viel im Gange, um die Mittelklassenstupidität zu überwinden, innerhalb der größer-britischen Ge-meinschaft Gewalt in Recht zu wandeln und der Plutokratie den Einfluß zu entziehen; auch die ungemein zähen Versuche, die ungefähr seit Seeleys Cam-bridger Vorlesungen über das Wachstum Englands (1883) einsetzen, um die Reichsverfassung umzubauen, gehören in dies große Kapitel. Wir sehen ja eben, mit welchem Erfolge. An deutschem Geist, an deutscher Musik und Transzendenz, an deutscher Wehrverfassung, am deutschen Freiheits-begriff ist dieses andersartige Staatsgebilde nicht zu messen. Nur in einem Punkte ist sich England durch die Jahrhunderte gleich geblieben: in der brutalen Gradlinigkeit seiner Auslandspolitik, die, ob Pitts Adelsklub, oder der korrupte Klüngel um Walpole und die George, oder das Pseudovolks-parlament Greys in Westminster regiert, an dem Dogma des kontinentalen Gleichgewichtes und der Weltdiktatur zur See festhält. Die müssen wir bekämpfen, und mit ihr müssen wir fertig werden, so oder so. Fac et spera.

Ich bin am Ende: und sehe, daß ich kaum am Anfang stehe. Man-ches, was der kluge Mann über den Abstand zwischen dem militäri-schen und dem politischen Deutschland sagt, klingt richtig; und viele werden ihm beipflichten, wenn er von unsrem so gebildeten und überwältigend gewissenhaften Beamtentum sagt: es sei in die Bahn der Freudelosigkeit

und Verdrossenheit geraten, weil nur innere Freiheit zu höchsten Leistungen befähigt. Die neuen Ideale der „genial-wissenschaftlichen" Politik könnten auf alten Wegen nicht erreicht werden. Zieht man aber das schöne, feierliche Lerchengeschmetter ab, so bleibt ein Aschenkegel klingender Redensarten. Parlament, Presse, öffentliche Meinung: alles ist änderungsbedürftig, weil sie sich oft als unreine Gefäße der wahren Volksstimmung und der wahren Volksbedürfnisse erwiesen haben. Das Ausleseverfahren für politische Intelligenzen stockt; vielleicht denkt Herr Chamberlain über die Frage nach, ob nur wegen der Parlamente. Jeder geniale Mann hat übrigens noch seinen Willen ihnen aufgezwungen: er wäre ja sonst kein Genie. Wenn seinesgleichen fehlen, macht es keinen Unterschied, ob die Mittelmäßigkeiten, die regieren, sich für aristokratisch oder demokratisch halten.

Erziehungsfragen

von Moritz Heimann

Jede Sorge um die Ordnung und Förderung der menschlichen Verhältnisse findet sich, zu Ende gedacht, vor dem Problem der Erziehung. Der Politiker und Staatsmann wird zur höchsten schöpferischen Erscheinung erst als Völkerhirte, der, wie Karl der Große, seine mächtigen, kriegsgewohnten Glieder vor den Schulbänken aufpflanzt; Weltweisheit, in ihrem priesterlichen Urzustand, lehrt und zieht und züchtet, und auch in ihrer theoretischen Verdünnung, als Philosophie, sucht sie den Zweck der Erziehung und bedenkt ihre Mittel; selbst der Dichter, wofern er ein Liebender ist, wie Goethe, mißt immer wieder pädagogische Provinzen ab.

In den großen Wendezeiten der Völker tritt das fließende, allgemeine Interesse an der Erziehung mit einem Schlage unmittelbar bedeutend auf. Eine Not ist da; Pflichten, bisher im Ablauf der gewohnten Ordnung verborgen, werden akut; und man besinnt sich darauf, daß es Menschen sind, die alles das auszurichten haben, was die Zeit ausrichten will, Menschen also, die für ihre Aufgaben vorbereitet sein müssen. Selbst wer sich vermißt, nichts für die Menschen wirken zu wollen, sondern, wie er es nennt, für eine Idee, kann es nur durch die Menschen, und er muß sie erziehen.

Zeiten einer besonderen Not, eines Ziels von aufgedrungener Klarheit, einer Pflicht von unzweideutigem Charakter haben vor sonstigen in Erziehungsdingen einen Vorteil voraus. Sonst lautet die Frage: welchen

Menschen will ich erziehen, will ich erzielen? und die Antwort darauf ist unbestimmt oder gewaltsam oder vielfältig, denn sie wird von dem nie geschlichteten und nie zu schlichtenden Streit um Gott und Welt gegeben. Und nun schwindet plötzlich der Zweifel, die Ungewißheit des Ziels schwindet, und damit verringert sich beträchtlich die Ungewißheit des Weges.

Wir leben in einer solchen Zeit. Wie der Krieg sich auch entscheide; ob er uns nur, wie wir gewiß sind, einen Zuwachs an Kraft bringe oder auch, wie wir hoffen, einen Zuwachs an Macht – auf das faule Bett wird Deutschland nicht zu liegen kommen. Selbst ein Sieg, der noch die kühnsten Erwartungen hinter sich ließe, würde keinen mit dem Gedanken betrügen, daß nun Ruhe sei und man was Gutes zu schmausen habe. Das Volk wird seine Rüstung unbedingter als je betreiben und sie auf viele Gebiete des öffentlichen Lebens ausdehnen müssen, die bisher während des Friedens ihren Zusammenhang mit den rein militärischen Vorbereitungen nicht spürten, ihn beim Ausbruch des Krieges aber empfindlich zu spüren bekamen. Zum Beispiel, was Geld ist, müßte von nun an jedermann wissen, es also beizeiten lernen. Die Erfahrungen der ersten Kriegswoche haben uns da eine Lektion gegeben, die freilich noch immer nicht ganz beherzigt ist; denn die Reichsbank hat zwar bereits über zwei Milliarden an Gold in ihrem Schatz, das deutsche Volk insgesamt aber hegt annähernd die doppelte Summe in seinen Geldbeuteln, Spinden und Strümpfen. Daß sich das immer noch versteckt hält, beruht auf einem quacksalberischen, abergläubischen Begriff vom Gelde; und schon die Schule müßte die Aufgabe übernehmen, darüber – wie über Wirtschaft im allgemeinen – die Grundlagen zu lehren.

Doch das Wichtigste sind vorerst nicht die mittelbaren, sondern die unmittelbaren Rüstungen; soweit dieses die Jugend angeht, stellt sich also die Frage nach der militärischen Erziehung der Jugend mit einer gegenüber dem Friedenszustand gesteigerten Dringlichkeit. Wir haben Pfadfinder, Wandervögel und ähnliche Organisationen, in denen das junge Volk sich, abseits vom bloßen Spiel und Sport, in einen Gleichschritt physischer und moralischer Art gewöhnt, Strapazen übt und Unterordnung und Freiheit lernt. Das Wort: pro patria est, dum ludere videmur, ist jählings zur Wahrheit geworden, und unbeschadet dessen, daß die Ergebnisse aller dieser Jugendmanöver zu Nutzen der Kriegstüchtigkeit erst durch eine spätere systematische Prüfung festgestellt werden können, wird die Arbeit dahin mit noch größerem Ernst, weil größerer Verantwortlichkeit fortgeführt werden müssen. Sie gehört in die Kompetenz des Kriegsministeriums, und so ist denn auch ein Erlaß dieser Behörde erschienen, der die militärische Vorbereitung der Jugend zum Gegenstand hat und sie als eine „unmittelbare Vorschule für den Dienst im Heere und in der Marine" fordert.

Wenn es in dem Erlaß heißt: „Das Erziehungsziel ist, die heranwachsenden Jugendlichen zu wehrfreudigen, aufrechten, wahrhaftigen Charakteren zu entwickeln, die, stolz auf ihr deutsches Vaterland, jederzeit mit aller Kraft für seine Ehre einzutreten bereit sind," so ist dieses ein allgemeines Ziel, und ob nicht ganz andre Vorbereitungen als die geplanten militärischen es gleichfalls erreichen können, ist nicht ausgemacht; über das Ziel selbst aber besteht kein Gegensatz der Meinungen. Dennoch möchten wir in dem Erlaß, aus pädagogischen Gründen, zwei Anordnungen unterscheiden: eine zeitliche und eine grundsätzliche. Die zeitliche: daß im Jahr der Gefahr des Vaterlands diejenigen, die es verteidigen sollen, nicht früh genug stark und rüstig gemacht werden können; die grundsätzliche: daß hiermit ein für allemal ein Typus der Erziehung aufgestellt werden soll. Die erste findet jeden Deutschen in Freude bereit; gegen die zweite muß es erlaubt sein, zwar noch nicht Widerspruch zu erheben, aber doch Bedenken und Vorsicht zu empfehlen. So wenig, wie aus der Tatsache, daß man jetzt in wenigen Wochen Soldaten für den Kriegsdienst ausbildet, geschlossen werden darf, daß dazu überhaupt nur Wochen, und nicht Jahre vonnöten sind, so wenig darf man die besondere Erziehung, die von ganz bestimmten Umständen gefordert wird, als den Typ und das Ideal der Erziehung überhaupt hinstellen. Die Erziehung mit klarem Zweck hat zwar ihren ins Auge fallenden Vorteil vor der andern, deren Grundlage philosophisch vage ist, aber sie birgt auch die Gefahr, daß sie ihren Wechsel auf zu kurze Sicht zieht. Und ob die militärische Erziehung Jugendlicher, nicht für eine Generation, sondern für ein Jahrhundert sich als das Richtige herausstellt, das zu behaupten hat niemand ein größeres Recht, als ein anderer, es zu bestreiten. Man muß es bedenken und beraten. Für Preußen wird es immer ein Ruhmesblatt sein, daß es wenig Monate nach dem Tilsiter Frieden an die Gründung der Universität in Berlin ging, wenige Jahre danach sie eröffnete, und also bewies, daß es auch im Zustande der Erniedrigung weiter in die Zukunft seiner Menschheit sah, als die drängende Not zu befehlen schien.

Erinnern wir uns, daß die Pfadfinderidee von England kam. England aber ist das Land ohne allgemeine Wehrpflicht, und als eine Art Ersatz dafür schuf es sich eine Art Wehrhaftigkeit seiner Knaben. Es nahm die Knaben, weil es die Jünglinge nicht kriegen konnte. Wer weiß, ob es sonst je darauf verfallen wäre! wer weiß, ob es seine Knaben nicht vielmehr zum Soldatenstand verführen, als darauf vorbereiten wollte! Hiergegen kann man erwidern: um so besser für uns, doppelt genäht hält gut; und hiergegen wiederum: mancherlei.

Fürs erste ist es fraglich, ob die endgültige militärische Erziehung von den mancherlei Vorformen auch wirklich Vorteil ziehe. Auf anderen Gebieten

pflegt das keineswegs der Fall zu sein. Wer schon vor einem tüchtigen Unterricht auf dem Klavier herumgeklimpert hat, lernt schwerer rein und korrekt spielen, und manchmal überhaupt nicht mehr. Auch jedem Sprachlehrer ist ein Schüler ohne Vorkenntnisse lieber. In militärischer Hinsicht gilt diese Erfahrung für heute nicht; heute ist ein Fünfzehnjähriger schon Soldat; im Frieden aber spielt er Soldat. Und spielt er nicht, so ist zwar etwas gewonnen; aber vielleicht ist dann auch etwas verloren, die weichen Bänder und Knochen der Seele sind vielleicht in falscher Lage verhärtet.

Wohl allen Eltern begegnet es, daß sie einen Sohn, ein Kind durchsichtig wie Kristall, eines Tages zu ihrem Schrecken undurchsichtig finden. Sie haben ihn Tag für Tag um sich gehabt, kannten jede Falte seines Gemüts, und plötzlich wissen sie nichts von ihm. Sie nehmen es hin, wie sie ihn selbst hinnahmen; die Liebe muß über das Unbegreifliche weghelfen. Durch die Unmerklichkeit des Vorgangs ist ihnen verborgen geblieben, daß die Pubertät eine vollkommene zweite Geburt des Menschen ist. Die Erzieher von Beruf erleben dasselbe. Sind sie mehr als zufällig, von Natur und Leidenschaft in ihrem Beruf, so haftet ihnen oft etwas Eifervolles an: sie sehen die Zustände der Gegenwart schwarz und hoffen alles von der Zukunft. Die Kinder scheinen ihnen recht zu geben, Wesen voll Weisheit, Anmut und suveränem innerem Gesetz. Aber siehe da, wenn die Zeit sich erfüllt hat, ist diese ganze strahlende Zukunft auch nur wieder eine Gegenwart, an der ein Eiferer gerechtes Ärgernis nimmt. Die zweite Geburt ist dazwischen getreten, sie, die erst die Menschen fertig entläßt. Und von dieser zweiten Geburt gibt es eine höhere Kindersterblichkeit, als von der ersten. Es gibt darum für die Erziehung zur Menschheit keine wichtigeren Jahre als die der Pubertät. Man tut zu wenig, wenn man sie nur als eine behutsam zu fassende Störung, als einen Akt der Entwicklung wie andere auch ansieht; es kommt auf mehr an, als derb darüber hinwegzutäuschen, schonend darüber hinwegzuhelfen. Gehätschelt soll die Jugend in dieser Periode so wenig werden, wie in einer andern; ob sie aber ohne Schaden vereinfacht werden kann, wie es durch die militärische Erziehung geschähe, daran zweifle ich. Sieht man die jugendlichen Marschkolonnen, so verspürt man gewiß Schwung und Freude in sich, sie rühren aber vom innerlichen Mitmarschieren her und beweisen nichts. Denn betrachtet man die einzelnen Gesichter, so gewahrt man leicht eine Leere in ihnen, die durch die körperliche Müdigkeit nicht erklärt ist. Auch ihr Singen hat zuweilen etwas hilflos Erschütterndes, nicht nur daß sie dann und wann sich in einer vorweggenommenen soldatischen Rauheit gefallen; es ist ja die Zeit des Stimmbruchs – wie können sie zusammen singen, wie können sie zusammen marschieren?

Die moderne Jugendorganisation ist Stadtprodukt, und das Dorf wird sich nicht leicht in sie hineinbeziehen lassen; desgleichen nicht die für das pädagogische Experiment unentbehrliche freie Schulgemeinde mit ihren Abarten. Ich gestehe, daß mir eine militärische Vorschule, obligatorisch und unmittelbar vor die Militärdienstzeit gelegt, besser das zu leisten verspricht, was man von ihr erwartet, als wenn sie mit der eigentlichen Schulzeit verbunden wäre; und dazu käme der große Gewinn, daß die Schulen ihre freieren Formen der Erziehung, der körperlichen und der sittlichen, ungestört ausbauen könnten. Es ist nicht nötig, daß der Militärdienst disziplinierte junge Leute empfängt, er braucht nur disziplinierbare; und das ist eine Eigenschaft, die tiefer sitzt, wenn sie nicht auf dem direkten Wege erworben ist.

Chronik: John Bulls andre Insel / von Junius

Bernard Shaws gesunder Menschenverstand hat einen gefährlichen Feind: seinen Hang zur Paradoxie. Er überrascht gern, er verblüfft gern, er letzt sich an dem verdutzten Gesicht seiner Hörer und Leser und schränkt dadurch den Wert seiner Fähigkeit ein, Menschen und gesellschaftliche Dinge nackt zu machen, sie von der Kruste Papier und Geschwätz zu reinigen, womit öffentliche Meinung und ‚private Denkfaulheit' sie beklebt und verhüllt.

So geschahs zu Anfang des Krieges. Aber je mehr dieser sein grausiges Gesicht zeigt, desto gründlicher scheint der Anglo-Ire seinen paradoxalen Hang zu überwinden. Was er in seiner Wochenschrift „The New Statesman" den ‚gesunden Menschenverstand über den Krieg' sagen läßt (zuerst abgedruckt in der „Frankfurter Zeitung" vom 6. Dezember), ist wahr und witzig. Wird es in dem Getöse Hörer finden? Es ist eine Swiftsche Satire über den dünkelhaften, von Unwissenheit über deutsche Art strotzenden und selbstgerechten englischen Junkerismus, dessen Spielarten er an den verschiedensten Typen, am hochnäsigen Curzon, am reklamesüchtigen Yankeelord Churchill, an dem durchaus gut erzogenen und nicht einmal einem Salonteufel ähnlichen Sir Edward Grey untersucht. Im besten Falle wäre also der Krieg des Inselreiches gegen Deutschland ein Krieg zwischen zwei Junkerismen. Das scheint die Pointe. In Wahrheit neigt sich seine Sympathie offenbar dem deutschen Zorn über den englischen Junkerismus zu: er fühlt die tiefe, elementare Leidenschaftlichkeit unsrer Erregung über die ‚Verräterei und Doppelzüngigkeit' des englischen

Angriffs in der von Frankreich und Rußland uns drohenden Gefahr. Er sagt das sicher nicht, um uns zu schmeicheln. Er ergänzt nur, was er in ‚John Bulls andere Insel' über die angelsächsische Edelrasse sagt, — nach Macaulay die hereditary nobility of mankind. Er geißelt die nationale Kunst der Ehrlichkeitsheuchelei, ein unvergleichliches Produkt von Rasse und Boden. Er bestätigt, was lange vor ihm der Franzosenfreund Henry Labouchere in seinem „Truth" behauptet hatte: daß der Auftakt zum Wettrüsten von England ausgegangen sei, und das Märchen vom preußischen Wolf und britischen Lamm, um geglaubt zu werden, die unbesiegbare Feistigkeit von John Bulls Schädel zur Voraussetzung habe. Militarismus, Junkerismus und Junkerdiplomatik, Metternichismus: in allem dem sei die sogenannte englische Demokratie so reich wie die verrufene preußische Autokratie, nur mit dem Unterschiede, daß der Kaiser ein ritterlicher Junker sei und viel weniger autokratisch als Sir Edward Grey, der, ohne das Volk zu befragen, es durch ein Wort zu einem Botschafter in den Krieg gesandt und den ganzen englischen Reichtum den ausländischen Verbündeten verpfändet habe.

Selten hatte Shaws Witz soviel Galle. Es ist ihm mit seiner Anklage bitterernst. Ein geheim beratendes Konklave, das Kabinett, also ein Mehrheitsausschuß, über dessen Zusammensetzung das Volk so wenig mitzureden hat wie über die Abfolge der Mondphasen, hält sämtliche Fäden in der Hand, schließt Verträge, macht Punktationen, geht Verpflichtungen auf Leben und Tod . . . für die Nation ein, die, im Vollgefühl ihrer Souveränität a la Rousseau, von diesem Verfügtwerden unendlich wenig ahnt und hinterher durch die chinesischen Zeichen der Blaubücher in ein gesteigertes Rechtsgefühl hineinsuggeriert wird.

Was beweist das Blaubuch? Wir haben es im vorigen Heft zu zeigen versucht. Shaw, der die Unterdrückung der ‚würdigen' Kaisertelegramme an den Zaren unritterlich findet, bezeichnet Nummer 123, die berühmte Unterhaltung zwischen Grey und Lichnowsky, als für den englischen Junkerdiplomaten besonders belastend. Es ist so, wie ers darstellt. Erst heißt es jahrelang: ‚Es muß kommen'; und man spinnt das diplomatische Netz — nicht so, daß es nicht komme, sondern: als ob es kommen müsse. Dann kommt es; und die Junkerdiplomaten laufen nun verstört herum und lamentieren, ihr Teuerstes beschwörend, es sei entsetzlich und unausdenkbar. Wen stimmte dieser Gipfel der Demokratie nicht traurig?

Es gibt ‚bekanntlich' so viele Kenner des englischen Parlamentrechts in deutschen Hörsälen und Presseredaktionen: und unsere öffentliche Meinung ahnt noch immer nicht, wie groß der englische Ministerialabsolutismus im Foreign Office ist. Der Geheime Rat, die Lords im Council,

der früher, in der Zeit der absolutistischen George und noch später, die auswärtigen Angelegenheiten prüfte und über sie entschied, war aus Mitgliedern aller Parteien zusammengesetzt; jetzt tut es das Konklave, das Kabinett, die Clique unter Ausschluß der 'regierenden' Partei, mit der inspirierten Presse als einzigen Beraterin, mit der Presse also als Apparat, den Patriotismus des suveränen Volkes nach der gewollten Richtung in Schwung zu bringen und wirksam zu machen. Früher wurde der Widerspruch des Königs, wenn er sich regte, durch Berufung auf das Parlament abgewiesen. Jetzt wird die Neugier von Parlamentariern, die um ihr Land bangen und vielleicht sogar manchmal gewisse menschliche Solidaritätsinteressen der Beachtung wert finden, jetzt wird die Fragesucht durch Berufung auf das Dienstinteresse oder, in kritischen Fällen, auf das Vaterland zum Schweigen gebracht. Es ist nützlich, sich für die Tage, die doch einmal kommen werden, zu merken, daß und wo auch in freiesten Ländern der Despotismus sich versteckt hält. (Man lese die Blaubücher.) Als das Unterhaus einmal Miene machte, sich über drohende turko-russische Händel aufklären zu lassen, beschwor Robert Peel es davon abzustehen; aus folgenden Gründen: weil es unschicklich sei, die Handlungen der Amtsvorgänger zu kritisieren; weil die auswärtige Politik zu den Vorrechten der Krone gehöre; „weil – und merkt meine Worte – weil ihr durch diese Untersuchung unsre Beziehungen zu Rußland stören würdet." Lothar Bucher, Lassalles und Marx' Freund, jener Sonderling, der zu Bismarck floh, weil er mit der Demokratie nicht fertig wurde, und der es vorzog, sich eher im Schatten des Titanen um die Nation zu ‚ralliieren' als sich bequem in die goldene Mittelklassenbehäbigkeit einfilzen zu lassen: Bucher spricht gelegentlich ein paar unvergeßbare Sätze aus, an die gerade heute erinnert sein mag. Eine große Rechtsregel könne jeder handhaben; in ihr liege eine ungeheuere siegende Kraft, weil sie ausdrücke, was der menschlichen Natur gemäß sei. „Wer sie befolgt, mit dem haben all die Erfahrung und Weisheit zu Rate gesessen, deren Produkt sie ist." Die Rechtsregel hat also Bürgschaften in der Natur der Dinge. In einer Politik der ‚Meinungen' entscheidet allein die überlegene Persönlichkeit den Sieg, der weitere Blick, das tiefere Wissen, der festere Wille, – das schwärzere Verbrechen. Es ist daher eine wichtige Folge der Zustände und ein schweres Zeugnis gegen sie, daß die öffentliche Stimme nicht nach Maßregeln, sondern nach Persönlichkeiten verlangt .. Kein Wunder, daß Bucher der Verordnung jenes russischen Ministers für Volksaufklärung zustimmt, der in seinem Jahresbericht 1851 sagt: „Der Unterricht im Völkerrecht ist abgeschafft, da es bei der Erschütterung der Grundlagen der politischen Einrichtungen der Staaten nichts Solides und Positives mehr enthält."

Spricht aus Bernard Shaw der ungelöschte Haß des Feniers, des Fionna (Helden)? Keineswegs. Er ist Homeruler für Irland wie für die ganze Welt; ich glaube nicht, daß er, wie in den Vierzigern des vergangenen Jahrhunderts weiland der große Agitator O'Connell und der Mäßigkeitsapostel Father Mathew, Repealer ist, das heißt für die Aufhebung des Bundes mit England; aber er muß, nach allem was er in den letzten Monaten laut werden ließ, mit Ingrimm und Verachtung die Loyalitätsbekundungen John Redmonds, des offiziellen Irenführers im Unterhaus, vernommen haben. Homerule ist angenommen, das Gesetz ist sanktioniert und soll in Kraft treten, das die Sehnsucht des seit Cromwell zertretensten, mißhandeltsten, landberaubten, in Hörigkeit hinabgewürdigten, seelisch, körperlich und in seiner Regenerationskraft gelähmten Volkes endlich zu erfüllen bestimmt ist. Nun bereiten zwar die Ulsterleute den Bürgerkrieg vor: aber da bricht der europäische herein. Ist das ein Grund, das Gesetz nicht in Kraft treten zu lassen?

Seit Gladstone seine erste Homerule-Bill einbrachte, im Zusammenhang mit einem durchgreifenden Agrargesetz zur Wiedereroberung des irischen Landes durch die irischen Landarbeiter vulgo Bauern, sind achtundzwanzig Jahre vergangen. In dem Auf und Ab des Kampfes zwischen den beiden Parteien haben die Iren inzwischen nicht aufgehört die entscheidende Rolle zu spielen: die Arbeiterpartei kann sich noch heute dieses Einflusses nicht rühmen. Auch die Konservativen suchten durch vernünftige Agrargesetze das unglückliche Land zu heben, die Methoden der lasterhaften Vollkommenheit (vicious perfection), die der unvergleichliche Edmund Burke der anglo-irischen Politik nachrechnete, die grundsätzliche Enteignung, Entmannung, Entsittlichung, schwächten sich ab: die Liberalität der Gesinnung und Gesittung machte sich so weit geltend, daß man schon beinahe anfing, die Gerechtigkeit für die beste Politik zu halten und die Aufzucht der Iren gegen den Willen der unversöhnlichen protestantischen Hasser in Ulster und der angelsächsischen Grundherren zu betreiben. Zweimal noch scheiterten neue Homerule-Vorlagen an dem Widerstand des Oberhauses. „Freiheiten“: ja. Aber kein eigenes Parlament; und keine eigene Selbstverwaltung, wie man sie allen Dominions über See, wie man sie den kaum bezwungenen Buren gegeben hatte. Aus imperialistischen Gründen. Man traute der Rasse nicht. In Irland verläßt, außer in dem heimisch organisierten engen Industriebezirk um Belfast, den Vollblutengländer nie ein Fremdkörpergefühl. Die grüne Traumhaftigkeit längs der Seen und Flüsse, die verlorenen Einsamkeiten an den Torfmooren in Meath und Connaught, die Mythen- und Sangesstimmungen in den verlorenen Winkeln an der atlantischen Küste muten ihn fremdartig an; und dann die phantasiebeschwingte, abenteuerliche, durch Wort und Ton leicht berauschte keltische

Art, das, was den Engländer verächtlich das Rhetorische, das Pathetische, das zwischen (katholischer) Dumpfheit und künstlerischer Ausgelassenheit Schwankende nennt, das Erotische, das süße Gift sinnlicher Leidenschaft, das so hinter einem irischen Auge schlummert und die Volksseele seit der bretonischen Sagenzeit und den Tristanausbrüchen wie einen alten Schatz mit sich herumträgt: John Bull tut alles das gern mit dem 'he has got the glib of the tongue' und ähnlichem ab. Darf man, soll man diesem großen Kinde das Selbstbestimmungsrecht in die Hände legen, ihm, dessen Bestimmung ist, nie reif zu sein, immer bevormundet zu werden, immer als Balladensänger und Musikant und Soldat und Industrieproletarier dem großen Erobererstaat zu dienen? Ich kannte einen englischen Abgeordneten, der für die Iren die menschliche Gleichberechtigung forderte, weil auf Erin früher als auf der größeren Schwesterinsel das Christentum heimisch gewesen sei – der sagenhafte und doch wohl historische Sankt Patrick lebte im fünften Jahrhundert – und von dort aus Bonifaz und die anderen Missionare die Heilsbotschaft in die Heidenwelt trugen: aber im Unterhaus stimmte er aus politischen Gründen gegen Homerule. Die Puritaner verstehen sich auf die doppelte Buchführung: wir müssen das begreifen lernen. Selbst in den großen Engländern, die sich von puritanischer Enge zu befreien wissen, selbst in ihnen regt sich in der Tiefe gegen Irisches jenes Fremdkörpergefühl. Ich bin überzeugt, daß selbst Gladstone, der schon 1869 durch die Entstaatlichung der anglikanischen Staatskirche die Reihe seiner Befreiungstaten für das zerstörte Land und den verratenen Adel einer ungewöhnlichen Rassenbegabung eröffnete und den seine Donquichoterie oft aus dem Politischen ins großmütig Menschliche trieb, – daß selbst er bei diesem Werke Hemmungen zu überwinden gehabt haben wird. Es ist seit der Herrschaft des großen Gottesmannes Cromwell nicht wesentlich anders geworden, das englische Empfinden, auch das ‚liberale', steht auf seiten der Ulsterleute, von deren Lippen man noch heute den Ruf ablesen kann, mit dem Cromwells Soldateska die Ärmsten niederstachen, die ihr Iren- und Katholikentum nicht abschwören wollten: 'To Hell or to Connaught'.

Seither sind Jahrhunderte verflossen, die Sehnsucht nach politischer und bürgerlicher Freiheit hat sich in England eine in manchem Betracht bewundernswerte Form geschaffen, und das Weltreich hat sich zu imponierender Größe emporgerichtet: aber die eiserne, Staaten aufbauende Gewalt englischen Herrentums, das alles für inferior hält, was ihm nicht wesensähnlich ist, und allem, was ihm nicht wesensgleich ist, mißtraut, sie hat vor der kleinen entvölkerten Insel eine um so größere Nervosität gezeigt, je mehr die Methoden der vicious perfection versagen und die Zeiten vorbei sind, da der hungernde irische Pächter sterbend die Hände zum Himmel erhob und Gott dafür dankte, „daß er unter der besten Verfassung der Welt sterben

dürfe". So mißtraut man dem Iren auch heute von Grund aus; und erst der letzte und widerstandsfähigste Beschützer dieser Herrschgewalt, das Oberhaus, mußte gebrochen werden, um Homerule gegen die Stimmung des englischen Volkes durchzusetzen und bis an die Schwelle der Verwirklichung zu führen .. Von den Millionen amerikanischer Iren wußten wir, noch ehe ihres Führers Sir Roger Casement merkwürdiger Gesinnungsaustausch mit dem deutschen Reichskanzler bekannt wurde, daß sie unbekehrbare Englandhasser seien; daß sie den alten Geheimbund Clan-Na-Gael, die Brüderschaft der Gaelen, aufrecht erhielten, die Heimat mit Agitationsgeldern versahen und noch heute, wie vor vielen Jahrzehnten, den furchtbaren (aber auch furchtbar gerechten) Fenier-Eid schwuren: „Ich verspreche beim göttlichen Gesetze Gottes, alles was ich vermag zu tun, um den Weisungen der fenischen Bruderschaft zu gehorchen und Irland vom englischen Joch zu befreien. So wahr uns Gott helfe'. Sie wissen, warum sie ‚draußen' in der Fremde sind. Sie wissen nur zu gut, wie weiße Christen, deren pharisäerhafte Selbstgerechtigkeit die anderwärts üppig wuchernde noch weit hinter sich läßt, — wie die Puritaner es fertig gebracht haben, die herrliche Heimat zur Hölle für die Ureigner zu machen, die blühende Wollindustrie durch ein raffiniertes System kombinierter Aus- und Einfuhrverbote zu zerstören, den Zwischenhandel mit Übersee zu hindern, die Vorteile der geographischen Lage an der Westküste, mit den unvergleichlichen Hafenplätzen, auszulöschen, Viehzucht und Ackerbau in ihrem Gedeihen zu hemmen und die Volksbildung nicht zu fördern. Sie wissen, warum die Bevölkerung seit 1841 um mehr als vier Millionen, das heißt um mehr als 40 vom Hundert abnahm. Man zählt über zwölf Millionen Iren oder Irensprößlinge in den Vereinigten Staaten, es geht ihnen wirtschaftlich glänzend, aber sie haben die Heimat nicht vergessen und nicht verlernt, den Engländer zu hassen. Doch war nicht auf der Heimatsinsel durch Gladstones Kirchenentstaatlichung und die vernünftige Agrargesetzgebung der Haß beschwichtigt und durch die Aussicht auf Homerule die Versöhnung mit den Unterdrückern vorbereitet? Es scheint doch nicht. Redmond durfte für sein ganzes Volk nicht gut sagen. Die irische Arbeiterschaft, die von Larkin zu Exzessen aufgepeitschte, widersteht der Lockung, für Englands Ruhm in Flandern zu verbluten. Zeitungen werden unterdrückt; und in London wird der Ruf nach der starken Hand laut, deren Griff die Iren wohl gut kennen. Es läßt sich von hier aus nicht voraussagen, ob die irische Unruhe England gefährlich werden könne. 1789 wurde die Rebellion, zu deren Unterstützung das Direktorium in Paris eine Flotte unter Hoche hinübersandte, grausam unterdrückt; und mir scheint das revolutionäre Feuer von 1914 weit schwächer. Trotzdem ist das Symptom bemerkenswert. Es ist tröstlich zu sehen, daß unbegrenzter Rassenhochmut nicht auf Ewigkeitsherrschaft zu bauen hat.

Anmerkungen

Fridericus Rex

Aus dem Gewirr der anfeuernden, aufklärenden, rechtfertigenden, weissagenden Stimmen ringsherum, die unsere Einsichten kugelsicher machen sollen, flüchten wir Daheimgebliebenen immer wieder zu dem großen Begründer und Bestätiger preußisch-deutschen Wesens, zu Friedrich dem Großen, zu Ihm, den keine Laune des Waffenglücks je zu erschüttern vermochte, und dessen Machtwillen von dem stärksten Gewissen und der hellsten Vernunft gelenkt wurde. Mehr als je sind wir eingedenk, daß wir in dem Bezirk atmen, den sein Genie abgrenzte, und im felsenfesten Bau uns tummeln, zu dem er die Fundamente legte; und mit aufrichtiger Dankbarkeit erinnern wir uns darum der unvergleichlich schönen Ausgabe, die uns Reimar Hobbing, Berlin, in zehn Bänden von den Werken dieses wahrhaftigen Königs geschenkt hat. Sie wird durch die zweibändige Auswahl der Briefe gekrönt, die nun als Weihnachtsgabe erschienen ist und das Werk vervollständigt. Preußisches Wesen, nicht nur nach der Machtseite hin, gibt sich nirgends so wohltuend beredt wie in diesen Blättern eines ganz großen Gestalters menschlicher Geschicke; aber je tatenreicher sein Leben, je vergangener und erdachter das Idealbild des Rheinsberger Antimacchiavell wird, desto ruhiger, sachlicher, uneitler, chronikhafter und persönlicher wird der Griffel des Helden. Ich wüßte kaum, wo die helle, arbeitsame, zuchtvolle, romantischen Verstiegenheiten abholde, nüchtern-poetische Art der preußischen Idealität so voll anklingt wie in den Denkwürdigkeiten und Zeitgeschichten, den politischen und volkswirtschaftlichen Flugschriften, den Testamenten und Briefen, den philosophischen Abhandlungen und Gedichten dieses Wundermannes, der für seine schwere und schwer empfundene Lebensbürde nur die Arbeit und — die Musen als Rechtfertigung anerkennt. Mitten unter den grausigen Schlächtereien der Kriege, wie er die sein Reich zementierenden Heldentaten nennt, schwebt diesem Krieger als Polarstern alles gesellschaftlichen und staatlichen Daseins schließlich doch eine Entwicklung zu allgütiger und allweiser Humanität vor: freilich nicht das Weideglück von Rousseauiten, sondern das gehobene und geläuterte Schaffen von Vernunftwesen, die sich durch den Aberglauben und die trüben Fanatismen des Pöbels im Gebrauch ihres edelsten Organs nicht stören lassen. Die wohltemperierte Vernünftigkeit seines Geistes erinnert mich eher an Leibniz und Lessing, an dem er leider vorbeilebte, als an die französischen Enzyklopädisten, die ihn umgaben, durch ihren Witz erheiterten, durch ihre Anmut erquickten. Er ist herber, sachlicher und sittlicher. Sein Heldenhandwerk hat ihn vorzeitig zermürbt und zum Greis zerrüttet, allem Flitter bloßer Zerstreuungsliteratur entfremdet. Der gewaltige Siebenjährige Krieg bringt die Wendung und macht den Einschnitt auch in den Briefen, die nun zur Tragik eines Ewigkeitsmenschen sich gipfeln. Eine ganz große Einsamkeit weht um diesen Herrscher über Millionen, die fernen Freunde und Verwandten sterben dahin, sein großes und edles Zärtlichkeitsbedürfnis vereist, und im Lagerzelt wird sein Geist traurig und niedergeschlagen wie der eines Trappistenmönches. Wie hätte Gotthold Ephraim

ihn verstanden und mit ihm gefühlt. Nur die Philosophie spendet Trost „in den Zeiten der Verwirrung und des Umsturzes aller Dinge".

Aber ich wage nicht, die Bedeutung der Fridericiana hier weiter zu begründen: Lucia Dora Frost hat sich im Oktoberheft 1913 der „Neuen Rundschau" dazu geäußert. Buchtechnisch ist das Werk, das Gustav Berthold Volz und Max Hein mit einem Stabe vortrefflicher Übersetzer (von Oppeln-Bronikowski, Eberhard König, Willy Rath, Thassilo von Scheffer, Ludwig Fulda, Börries Freiherr von Münchhausen, Christian Morgenstern und andere) herausgegeben haben, in jedem Betracht gelungen. Papier, Satzbild, Type, das monumentale Format: alles fügt sich zu schöner Harmonie. Daß Friedrichs Schriften und Dichtungen verdeutscht sind, bedarf keiner Rechtfertigung, da Tausende deutscher Menschen als Leser gedacht sind. Die kurzen Vorreden und fortlaufende erläuternde Anmerkungen unter dem Text erleichtern das Verständnis; die historische Gelehrsamkeit hält sich mit ihrem Apparat bescheiden im Hintergrunde. Das herrlichste Beiwerk aber geben die Abbildungen; unter ihnen gebührt, wie sich versteht, den Holzschnitten Menzels die Palme. Die Herausgeber haben weder Mühe noch Kosten gescheut, um durch Reproduktionen von Bildern, Stichen, Radierungen, Zeichnungen aus Galerien und Privatsammlungen das ganze achtzehnte Jahrhundert lebendig zu machen, das Siècle de Louis XV., die gestutzte und geschnörkelte Zierlichkeit des Rokoko, die Charakterköpfe der Führenden und die Menagerie der Zahmen, der Kleinen, der Mitläufer und Mitspieler. Ich wüßte mir kein zeitgemäßeres Geschenk für diese tiefernsten, nach rückwärts und nach vorwärts weisenden Weihnachten.

S. Saenger

Zum Gedächtnis Georg Trakls

Auch Georg Trakls Hingang überrascht den Freund seiner Gedichte nicht: daß er früh und schrecklich sterben würde, stand in ihnen deutlich. Er soll selbst Hand an sich gelegt haben: auch dieses macht nur eine unverwindbare Befürchtung wahr. Als Pharmazeut war er zur Kriegsdienstleistung einberufen worden, aber die Greuel des Krieges, die er nun mit seinen irdischen Augen nahe schauen mußte, ertrug er nicht. Er mußte die letzte Flucht wählen. In Krakau liegt er begraben.

So ist sein kleines Heft „Gedichte" (in der Sammlung: „Der jüngste Tag" bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen) denn alles, was von diesem einzigen, wie ganz verwunschenen, Menschenleben zurückgeblieben ist. Ein Dichter: dieses mißbrauchte Wort muß zuvor in seinem alten, tiefen, reinen Sinne wiederhergestellt sein, ehe es würdig von dem Entschlafenen gesagt werden darf. Er war der Einsame, der „Edle, dessen weiße Schläfe Lorbeer ziert", der Magier, der singende Hirte. In seinen Gedichten ist fast immer ein einsamer Gang. In Bildern, in Ahnungen und Träumen vergeht da die Welt. Er kann sie nicht fassen, nur noch das goldene Chaos empfinden. Immer wieder stürzt er in die Nacht, in den Raum unter die Sterne, in die Zeit unter allen Tod; aber immer wieder erwacht er, um da ein Einzelnes zu erblicken und zu lieben: ein Licht, eine Blume, eine rührende Gestalt. Trunken taumelt er; nichts hält ihn. Doch die Dinge fallen ihm wie aus göttlichen Händen zu, und sein Blick, der kindliche, der keusche, verklärt sie tief. Allein auch das Grauen ist immer da, Wahnsinn, Tod, Verwesung, alles freilich sanft zu Trauer verklingend; ihm entflieht er nicht, er mag die Augen schließen, doch durchs Vergängliche muß er, ehe er in die innere Nacht wieder stürzen darf.

Mit Georg Heym, der ihm im Tode vorausging, hat Trakl viel gemein, er

schließt in manchen Gedichten, die im Äußeren den Charakter der sogenannten „fortgeschrittenen Lyrik" zeigen, vielleicht bewußt, an ihn an. Aber gegenüber der Strenge und Unerbittlichkeit des Preußen Heym, der seine grauenvollen Visionen mit Wort, Reim und Form endlich überwältigt und beherrscht, erscheint Trakl gelöster, beschwingter, seinem eigenen Traum selbst wieder entrückt, mit einer elysischen Sehnsucht, aus der Dunkelheit der Zeit zu kommen. Ihn verführt eine Musik, wie ein göttlicher Wind. „Leise eine Orgel geht, mischet Klang und goldnen Schein." Etwas unendlich Sanftes, Verhallendes, Versponnenes, Abgeleitetes, Verirrtes ist in seinen Gedichten. Und es ist wie in alten Bildern, in denen der Mittelgrund fehlt: vom Vorgrund des eigenen Lebens schwebt er ohne Übergang in die sichtbaren, deutbaren und unsichtbaren Hintergrunde unserer seligen und stygischen Umwelten ein. Er war ein fliehender und ein Unzurückgerufener, einsam im äußersten Begriff, schattenhaft, schicksalsvoll anders. Am erschütterndsten ist sein Kommen, verworren aus Trunkenheit, verzückt vor Beseligung, oder von mythischer Trauer geführt. „Endymion taucht aus dem Dunkel alter Eichen und beugt sich über trauervolle Wasser nieder".

Endymion zwar —, ihm folgten Narziß, Hyazinth, Adonis in den Wäldern, zu den Umarmungen der Göttinnen. Auch Georg Trakl werden andere Jünglinge folgen, aber die Süße dieses Saitenspiels ist dahin, mögen andere selbst noch süßer sein. Ein Gesang wie der von der „jungen Magd", von „Helian", „De Profundis", ein solches „Geistliches Lied", solche Lieder zum Abend und zur Nacht, Melancholien und Gebete — kann all dies wieder vernommen werden?

Traumhaft klingt im braunen Weiler
Nach ein Klang von Tanz und Geigen,
Schwebt ihr Antlitz durch den Weiler
Weht ihr Haar in kahlen Zweigen.

Lange vielleicht wird dieses Saitenspiel vergessen bleiben, mit zerrissenen Saiten im Walde hangen. Aber eines Tages wird es neu zu tönen anheben. Eines Tages wird Georg Trakls Erscheinung auferstehen und unter uns wohnen bleiben: fern zwar, doch heilig unser wie Hölderlin. Felix Braun

„Das doppelte Gesicht der Gegenwart"

Im vergangenen April ist Wilhelm Lentrodt gestorben. In seinem Buche „Das doppelte Gesicht der Gegenwart", (S. Fischer, Verlag, Berlin) einer Sammlung von Aufsätzen, nach deren letztem, umfangreichstem das Ganze heißt, ist uns Gedächtnis und Beispiel eines vortrefflichen, geordneten Menschen geblieben. Es ist ein Zeugnis gegen die innere Willkür, für die Freiheit, — so einfach, daß es manchem alltäglich vorkommen wird; aber weil es wirklich durch die Vielfalt der Personen und Ereignisse hindurch Jedermann erkennt, ist das Buch mit all seiner Schlichtheit in dieser schweren Kriegszeit, die dem menschlichsten, unverwirrten und ganz entschiedenen Blick auch wie die Alltage erträglich werden muß, sonderlich wohltuend zu lesen.

Eine dilettantisch innige, andächtige, fast kindliche Betrachtung darin handelt vom „Kreislauf des Lebens". Über den Stunden steht der Tag, über den Tagen stehen die Wochen, über den Wochen die Monde, Jahreszeiten und Jahre. Wem es möglich ist, Gegenwart zugleich als Vergangenheit zu spüren und zu wägen, dem ist es möglich, auch Zukunft darin nach seinen Gaben zu schaffen. Zwar: „Das Werk, die Tat ist das Beweisende und das, was Dauer hat und die Menschen sichert und fördert. Aber Wünschen und Wollen ist auch schon etwas, ist sogar ein erstes Ergebnis, setzt ein Haltmachen auf dem bisherigen Wege voraus, eine Umschau, eine Orientierung und hat ein Sichabwenden und dann ein Suchen zur Folge." So

gerichtet und geleitet ist bei Lentrodt alle Betrachtung des Vergangenen. Er preist in van Gogh die Kraft über seine Kraft als Leistung über seine Leistung, in Ludwig Richter die Kunst, die über seinem Können verborgen ist, die Gestalt Christi über vielen kleinen und großen Christbildern. Und ebenso sucht er mit dem doppelten, offenbaren und geheimen Gesicht der ganzen breiten Gegenwart fertig zu werden. „Ein Acker, wo das Saatkorn im Dung fast erstickt, ein Gemisch von keimkräftiger Frische und Fäulnis, bestenfalls da und dort ein tief aufgeworfenes, wie mit Dampfpflügen aufgewühltes Erdreich, klaffende Schollen, das Unterste nach oben gekehrt, lange unbenutzte, verborgene Erdschichten, nun aufgedeckt an Luft und Sonne." Er fordert gegen den Weg der Zerfaserung und äußersten Spannung der Geister Höhe und Gesetz des Geistes als Ziel. Er kämpft gegen Eitelkeit, Vereinzelung, Materialismus und andere geistige Kränkelei, gegen jenen Mystizismus, der vom Äußerlichsten nur immer drei Schritte bis zum Innerlichsten hat und daher die Dinge auslöscht, und den Rationalismus, der immer nur drei Schritte vom Innerlichsten bis zum Äußerlichsten weiß und daher ebenfalls beides zerstört. Männer wie Leonardo, Bach, Luther preist er als Vorbilder: bei ihnen gibt es nicht Kraft über die Kraft oder Kunst über die Kunst. Sie gehören nicht zu denen, die er charakterisiert: „Sie können nicht aus sich heraus, darum kommt nichts in sie hinein." Weil sie nicht Gewalt tun wollen, ist ihnen unbeschränkte Gewalt gegeben.

Jedem, der in seinem Maße bleibt, ist diese Macht verliehen. Damit ist nicht dem trägen Quietisten das Wort geredet, denn er sinkt unter dieses Maß. Die Richtigkeit des Menschen im Goethischen Sinne macht den hohen Reiz des Lentrodtschen Buches aus. Es tut nichts, daß man sich aus seinen Urteilen nicht belehren kann. Sie sind meist zu unbestimmt, als daß sie richtig, ja unrichtig sein könnten. Wir haben über die Werke, die er bespricht, alle schon Gründlicheres gehört, die Menschen, auf die er weist, schon interessanter betrachtet gesehen, dennoch hat sein Buch mehr Grund und Interesse als viele andere über dieselben Themen. Er schreibt oft nicht wie ein Schriftsteller, sondern spricht wie zu Freunden ein Freund, der seine ungefähre Andeutung durch sein ganzes Wesen ergänzt, berichtigt und verantwortet und seinen Überschwang ins Gleichgewicht gerichtet weiß. Sehr selten billigt man dies einem Buche ohne den Beiklang einer Entschuldigung zu. In Lentrodts Aufsätzen ist Natur, von der schlichten Weise seiner Heimat im Waldeckischen, die er immer wieder sucht und beschreibt. Seine Worte haben dann einen Ton von besonderer Süße, eine Fähigkeit besonderer Reichweite. Seine Ruhe in der Natur wird nicht Entspannung, sondern sofort Aufbau, die Betrachtung des Winzigen und Einzelnen vereinzelt nicht, sondern sammelt. Nicht irgend nach dem Maße, aber in der Art der Treue und Ordnung verfährt er hier wie die großen Meister Leonardo oder Dürer. Den einen rüstet diese Art, das Größte und Erschütterndste zu schaffen, den anderen, es zu erleben. Lentrodt sagt: „Die Welt aber ist . . . eine Ordnung, in die auch alle Tragödien so gefügt sein müssen, daß sie zu erkennen bleibt."

Klingt das nicht wie heute, mitten im Kriege, geschrieben? Und völlig wie ein Vorgesicht unserer Tage klingen noch viele Worte. „Die gepanzerte Faust tut es allein nicht. Es kommt schließlich auf den Geist an, der sie führt, die Begeisterung. Macht ist zwar möglich durch jene, doch nur eine kurzlebige, hohle, Macht als Macht, ein Größenwahn, ein Götzendienst. Nur der Geist gewährt Dauer: Macht im Dienste, zum Zwecke des Geistes."

Lentrodt hätte nicht über den Krieg gejubelt, wie manche, die durch ihn überrascht wurden und plötzlich etwas hatten,

um ihre Leere und Eitelkeit zu mästen. Er hätte ihn auch nicht bejammert wie andere, die glauben, sie hätten für den Frieden gelebt, weil sie im Frieden lebten. Ihm wäre in den Tragödien der Welt die Ordnung der Welt kenntlich geblieben.

Oskar Loerke

Antibarbarus

Barbaren, schallts vom Westen, Süden, Norden! Da will es die Ironie der Geschichte, daß schon viele Monate vor dem Krieg von einem Deutschen, in dem sich philosophische, historische, literarische Bildung mit einem stärksten Sinn für Gegenwart und ihre lebendigen Kräfte fast einzigartig durchringen, ein reizendes Büchlein erschienen ist, das den Titel führt: „Antibarbarus" (von Karl Joel, E. Diederichs 1914). Liest man das Büchlein jetzt — vom Standort des Krieges aus — so mutet die Instinktsicherheit, mit der die Probleme, Ideen, Forderungen des Basler Philosophen den Zeitpunkt zu ihrem Einlaß in die Geschichte gewählt haben, fast ein wenig magisch an. Hätte der Verfasser durch eine Offenbarung zu Beginn dieses Jahres die Kenntnis des bevorstehenden Krieges erlangt — eben dieses Büchlein hätte er flugs schreiben müssen. Im Hauptteile des Buches treten wir mitten hinein in die deutsche „Kultur vor hundert Jahren"; nicht um rein historischer Interessen willen, sondern um ein tieferes inneres Verhältnis zu ihr anzuknüpfen, mehr zu ihren lebendigen Kräften und ihrem „Geist", als zu ihren einzelnen Inhalten, werden wir hineingeführt. Es gibt — so sah schon Giovanni Battisto Vico — eine zwiefache Barbarei: die Barbarei des Primitiven und die Barbarei einer total mechanisierten Zivilisation: den Sieg des Stoffes über die organisierenden Kräfte, der Mittel über die Zwecke, der Lebenstechnik über Geist und Freiheit. Romanen nennen uns heute „Barbaren" im ersten Sinne möglicher Barbarei; dieser „Antibarbarus" führt seine Waffe gegen die Barbarei im zweiten Sinne. „Nun aber" — heißt es fast prophetisch, Seite 23 — „ist die Stunde der Selbsterkenntnis gekommen für dieses Zeitalter. ... Da geht nun ein tiefes Ahnen heute durch die Zeit, daß wir durch alles lärmende Stückwerk des Tages hindurchlauschen müssen auf die lebendigen Quellen, deren Ströme einst auch diese Mühlen (sc. unserer technischen Zivilisation) in Gang brachten, daß wir zurückschauen sollen auf die Schöpferzeit vor hundert Jahren, nicht um sie nachzuahmen, nein, um uns zu eigenem Schaffen den Mut zu stärken am Bilde der klassischen Zeit, wie sie selbst einst an der klassischen Antike sich stärkte, um uns das Heldenbild einer Zeit vorleuchten zu lassen, die aus der Armseligkeit zur Erhebung, aus der Erstarrung zum Leben, aus der Zerrissenheit zur Harmonie, aus dem Chaos zum Kosmos, aus der Barbarei zur Kultur gelangte durch den organischen Sinn." Mit einer intimen Ruhe und der Wärme einer Vertrautheit, als hätte Joel selbst das Deutschland vor hundert Jahren mit der Postkutsche durchquert, ganz hineingetaucht in das sich aus Briefen, Tagebüchern von Menschen aller Stände und Berufe sich ihm in seiner Phantasie auferbauende Leben, schildert Joel im Kapitel „Das armselige Zeitalter" die winzigen Dimensionen der äußeren Lebensformen, des Reisens, der Kleinstadtidylle, der Bildungsvermittlung, der industriellen Produktion, des Straßenlebens, der Hausarbeit, der Standesverhältnisse. „Der Mensch etwa vom Jahre 1808 hätte sich ja vor dreitausend Jahren im alten Memphis leichter zurecht und wiedergefunden als im Berlin oder New York des Jahres 1908." Aber aus diesem armen, kleinen Leben und auf seinem noch lange stabil bleibenden Hintergrund läßt Joel nun im zweiten Kapitel „Das heroische Zeitalter" all die gewaltig schaffenden Kräfte hervorbrechen, all die hehren Ge-

stalten der Dichtung, Musik, der Philosophie, die großen Staatsmänner und Begründer der preußischen Heeresorganisation, die schönen, weichen, sinnigen Frauen (Staël, J. von Krüdener, Karoline, Bettina, Rahel, Philippine von Kannewurf, Gneisenaus Freundin) emportauchen, welche dieser Zeit jene einzigartige Mischung von tiefer Poesie, gedanklich bestimmter Gestaltungskraft und heroischer Lebenshärte gegeben haben. Das ist der besondere Wert des Büchleins, der durch keine der vielen Darstellungen der Kuno Fischer, R. Haym, Dilthey usw. ersetzt wird, daß es mitleben läßt, „wie diese bis zur Weichheit gesteigerte Schöngeistigkeit der Zeit in Heroismus umschlug, wie diese Epoche Philosophie, Poesie, Musik und selbst leichtes Spiel mit Kampfesmut und Tatkraft vereint". (Seite 40). Was wir sonst nur in gesonderten Darstellungen erfuhren, hier von der herben Gedanklichkeit der Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schleiermacher, Baader, Jacobi, Fries, Krause, dort vom männlichen Tatgeist Blüchers, Jahns, Yorks, hier von den romantisch gefärbten Anfängen positiver Biologie und Ethnographie, dort von der zarten romantischen Welt in Traum, Märchen, Religiosität: das alles läßt Joel zu einer einzigen reichen Symphonie zusammenklingen. In diesem Buche mag man die tiefe Kontinuität des deutschen Geistes, die jetzt oberflächliche Ausländer in das „Deutschland Goethes und Beethovens" und das „Deutschland Bismarcks und Zeppelins" so ungerecht zerbrechen, studieren und mag in der Tiefe seiner Seele lernen: das Wagen, das Hoffen, was alles durch die deutsche Geisteserhebung unserer Tage, die das Ausland als Sieg der Barbarei ansieht, im Sinne des Joelschen Antibarbarus-Gedankens für uns Deutsche, — für die Welt zu gewinnen sei. Wie viel heldenhafter, wie viel wirklichkeitsfroher waren jene Denker, selbst ein Hegel, der das deutsche Reich verächtlich „einen bloßen Gedankenstaat" schilt, wie viel gedankenhafter jene Helden und Staatsmänner, wie Gneisenau, Boyen, Clausewitz, wie Hardenberg und Stein, — als man meint! Wie viel nationaler dachten unsere Denker, wie viel weitsichtiger und kosmopolitischer unsere Staatsmänner — als man meint! Wie wuchs der Held mit dem Metaphysiker, wie der Metaphysiker mit dem Helden! Wer es lernen mag — und nichts als Lernen, Lernen muß noch für Jahre dieser Krieg für uns sein — wie eigenes großes Zeiterleben das Geistesauge für die Größe der eigenen nationalen Vergangenheit jener Tage öffnet, und wie zugleich aus ihrem reichen Borne uns die Kräfte zuströmen, die uns nach diesem Kriege auch politisch die Schleusen öffnen lassen müssen, die vor dem Kriege durch einen schematisch und starr gewordenen Beamtenstaat gesetzt, die Fülle der deutschen volklichen Geisteskräfte von ihrer reichst-möglichen Produktion absperrten und sie in das Dunkel einsamer Koterien und „Kreise" oder in das private Wirtschaftsleben hineindrängten, der lerne es aus den Worten Gneisenaus, den Joel also zitiert: „Welche menschlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbewußt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich vom Ertrage seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu eröffnen, die Talente und Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht die Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf?" Das ist der Geist des „Antibarbarus", der uns nach dem Kriege gnädig sein möge. M. S.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft

von Franz Oppenheimer

Krisis

Alle Bemühung um die nationalökonomische Theorie hat zur stillschweigenden Voraussetzung den Friedenszustand, ja sogar den friedlichen Völkerbund. Man kann die Gesetze der Wirtschaft kaum an einem anderen Objekt erkennen als an dem „Isolierten Staat", jener genialen Konstruktion des deutschen Volkswirtes Johann Heinrich von Thünen, dem Staate des auf unendlichem Landbesitz angesessenen, durch keine politischen Grenzen eingeschnürten nachbarlosen Volkes. Alle politische Einwirkung, alle „außerökonomische Gewalt", um mit Marx zu sprechen, ist in der Rechnung des Nationalökonomen lediglich eine „Störung" der rein-wirtschaftlichen Kräfte.

Das ist gut und richtig — solange es in seinen Grenzen bleibt, das heißt als Vorarbeit, als Orientierung. Muß doch auch der Arzt die normale Anatomie und Physiologie genau kennen, ehe er versuchen kann, die Pathologie zu verstehen. Alle Krankheit ist nichts als „der Prozeß des Lebens unter veränderten Verhältnissen"; man muß in der Volkswirtschaft wie in der Heilkunde den normalen Lebensprozeß kennen, um den krankhaften zu verstehen und zu beherrschen — aber man muß nicht glauben, damit allein auslangen zu können.

Dieser Gefahr der Einseitigkeit sind die nationalökonomischen Theoretiker nicht immer entgangen. Schon der große Quesnay mußte sich von einem geistreichen Merkantilisten seiner Zeit die spöttische Frage gefallen lassen: „Wo liegt dieses Königreich und wo sind seine Grenzen?" Und unser Friedrich List hat die volle Schale seines Hohnes auf die „Schule" ergossen, die eine „Volkswirtschaft an sich", ein blutloses Abstraktum anstatt einer konkreten realen „Nationalwirtschaft" zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machte.

Wir wollen nicht fragen, ob sich die Gegner der klassischen Schule nicht ähnlicher und ebenso gefährlicher Einseitigkeiten schuldig gemacht haben. Wir wollen nur zugeben, daß auch uns heute noch der Weltkrieg eine

ganze Anzahl von Überraschungen gebracht hat, indem er uns zeigte, daß viele Dinge vom Standpunkt der „nationalen Ökonomie" aus ganz anders beurteilt werden wollen als von dem des Isolierten Staates. Einige davon mögen angeführt werden.

Die Erfüllung der deutschen Zirkulation mit Hartgeld und namentlich mit Gold ist vom Standpunkte der reinen Ökonomie aus ein Unfug gewesen. Wenn es gelang, den Bargeldverkehr so weit durch den Scheckverkehr zu ersetzen, wie das in Großbritannien der Fall ist, konnte die deutsche Volkswirtschaft eine ungeheure Menge Goldes, zwischen einer und zwei Milliarden Mark, exportieren und dafür entweder fremde Waren oder fremdes „Kapital" erwerben, das heißt vom Ausland um fünfzig bis hundert Millionen Mark jährlich mehr Tribut erlangen als es schon heute erhält. Sicherlich eine sinn- und nutzlose Vergeudung! Das deutsche Volk handelte wie ein Mann, der viel mehr Kasse hält als er nötig hat, also Zinsen einbüßt. – Jetzt aber zeigt sich im Kriege, daß diese „barbarische Rückständigkeit" ein Segen war. Unsere Reichsbank hat aus dem Verkehr große Goldmassen an sich ziehen können und wird noch mehr an sich ziehen: sie hat heute einen größeren Goldschatz als je, und ihre Noten sind zu mehr als einem Drittel mit Gold gedeckt, trotzdem es ein öffentliches Geheimnis ist, daß sehr große Goldmengen als Subsidien für eine befreundete Macht außer Landes gegangen sind. Wenn unsere Valuta den Stoß so gut vertragen hat, so danken wir das neben den Siegen unserer Braven am Feinde der Goldplethora unserer „rückständigen" Zirkulation.

Ein anderes Beispiel: Vom Standpunkt der reinen Ökonomie aus liegt in der Organisation unserer Großbanken eine gewiß nicht geringe Gefahr für den Kredit. Sie sind im Gegensatz zu den englischen Banken, wo die Funktionen kraft Gesetzes streng getrennt sind, gleichzeitig Depositen- und Emissionsbanken. Im Frieden könnte diese Verquickung theoretisch einmal sehr böse Folgen haben: einem allgemeinen „Run" wäre keine noch so solide deutsche Bank gewachsen. Im Kriege hat sich gezeigt, daß gerade diese scheinbare Schwäche unseres Bankwesens seine Stärke war. Die Banken waren im eigensten Interesse ihres Fortbestandes gezwungen, die einmal gewährten Kredite durchzuhalten und derart die Industrie und den Handel zu stützen. In Großbritannien aber, wo alles mit „Eigenkapital" arbeitet, fand niemand in der Krisis Kredit, und die Dinge lagen viel schwerer als bei uns.

Und weiter: es erweist sich als ein sehr starker Posten in unserer Bilanz gegenüber Großbritannien, daß wir unsere Landwirtschaft leistungsfähig genug erhalten haben, um 95 Prozent unseres – pro Kopf verhältnismäßig sehr starken – Bedarfs sowohl an Brotkorn wie an Fleisch zu erzeugen. Wir haben das mit ungeheuren Opfern in 36 Friedensjahren

erkauft, haben nicht nur die Nahrung der großen Masse sehr verteuert, sondern auch den Bodenwert auf ungesunde Höhe steigen lassen — Dinge, die vom Standpunkt der reinen Ökonomie in Friedenszeiten widersinnig waren. Jetzt zahlen sie sich aus. Es zeigt sich, daß unsere welt- und militärpolitische Situation uns zwang, dem Geiste der reinen Ökonomie entgegen zu handeln, solange es uns nicht möglich war, die Bodenbesitzverteilung Ostdeutschlands entscheidend zu verändern. Denn nur ein Land des Großgrundbesitzes braucht Schutzzölle, um seine Landwirtschaft zu erhalten und zu entwickeln: ein Bauernland entwickelt sich unter Freihandel eher noch glorreicher, wie Dänemark beweist. Es kann sich eben auf die Viehzucht umlegen und das Veredelungsgewerbe ausbilden, das das billige fremde Korn in teure heimische Milch, Butter, Fleisch und Schmalz verwandelt. Da wir aber noch kein reines Bauernland sind, so mußten wir unsere Landwirtschaft mit den größten Opfern schützen, um im Kriege zu bestehen.

Um so mehr, als sich zeigt, daß wir doch auch die Möglichkeiten der Zuschußversorgung über neutrale Länder im Kriegsfalle überschätzt haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Drohung der absoluten Absperrung Deutschlands vom Welthandel undurchführbar ist und bleibt. Je höher die Preise der Dinge, deren wir dringend bedürfen, im Inlande steigen, um so stärker wird der Druck, mit dem die im Ausland befindlichen Warenmassen auf die Sperre pressen, und um so gewisser finden sie die Poren in dem Wall, der uns einschnürt. Ganz sicher werden wir, wenn Rumänien noch eine Zeitlang neutral bleibt, sogar russisches Getreide erhalten, und ganz sicher werden es sich die Neutralen, unter denen sich die starke amerikanische Union befindet, auf die Dauer nicht gefallen lassen, daß man ihnen den Absatz ihrer Stapelprodukte verbietet. Dennoch war im Anfang des Krieges die Sperre für alle billigeren Massengüter eine fast vollkommene, schon aus dem Grunde, weil unsere neutralen Nachbarn und sogar das uns verbündete Österreich-Ungarn alle Hände voll zu tun hatten, um sich selbst erst einmal für alle Möglichkeiten zu versorgen, das heißt Vorräte anzulegen, wie sie in solcher Größe in Friedenszeiten unnötig sind. Das „Kollateral-Netz" des Welthandels wird sich ja ausbilden, aber sicherlich nicht so schnell und wahrscheinlich nicht zu solcher Leistungsfähigkeit, wie man vom Standpunkte der reinen Friedensökonomie angenommen hatte.

So sind wir in vielen und praktisch gewiß bedeutungsvollen Punkten eines besseren belehrt worden. Im großen und ganzen aber hat der Verlauf der Volkswirtschaft während des Krieges die Theorie nur bestätigt; ja es zeigt sich, daß viele Dinge nur vom Standpunkt der fortgeschrittensten theoretischen Auffassung aus verstanden werden können.

Wir werden den Komplex der Erscheinungen in seiner natürlichen Gliederung betrachten, zuerst die Krisis, die die Kriegserklärung brachte, und dann das Stadium, in dem wir uns jetzt befinden, das der Anpassung an den neuen Zustand.

Die Wirtschaftskrise, die der Krieg brachte, hat sich wohl quantitativ, aber kaum qualitativ essentiell von jeder anderen allgemeinen Krisis unterschieden.

Eine Krisis ist die Desorganisation der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung durch eine große und verbreitete Absatzstockung und Preisverschiebung, die den von mir so genannten „Kredit-Geld-Verkehr" unterbricht.

Wenn wir es verstehen, durch den Schleier der Maja hindurchzublicken, der uns alles wirkliche volkswirtschaftliche Geschehen fast unsichtbar macht, durch den Geldschleier, so erkennen wir, daß die Volkswirtschaft nichts ist als Kooperation: Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung. Die große Mehrzahl aller Mitglieder einer Wirtschaftsgesellschaft *arbeitet* und stellt durch ihre Arbeit entweder unmittelbar „Dienste" oder mittelbar „Güter" her, die dazu bestimmt sind, andere Mitglieder der Gesellschaft, die andere Dienste oder Güter herstellen, mit denjenigen Wertdingen zu versorgen, die sie brauchen. Alle diese Wertdinge werden, „an der Geldelle", ihrem Werte nach gemessen und dementsprechend ausgetauscht.

In Parenthese: wir dürfen bei dieser Betrachtung davon absehen, daß in unserer kapitalistischen Volkswirtschaft gewisse Monopole bestehen, deren Nutzungen, namentlich Kapital- und Bodennutzungen, aber auch andere, weniger bedeutsame Dinge, ganz wie Arbeitsprodukte auf dem Markt erscheinen, nach eigentümlichen Gesetzen an der Geldelle bewertet werden und sich gegen Arbeitsprodukte austauschen, so daß die Inhaber der Monopole mit solchen versorgt werden, ganz als leisteten sie selbst Beiträge zu dem allgemeinen Schatz von verbrauchbaren Diensten und Gütern, während sie in der Tat nichts leisten.

Sehen wir von diesen Dingen ab, die uns hier nichts helfen, uns aber sehr verwirren könnten, so zeigt sich zunächst, daß in einer hochentwickelten Volkswirtschaft jeder nur arbeiten und verbrauchen kann, weil alle anderen ebenfalls arbeiten und verbrauchen. Daß A arbeitet, ist die Bedingung nicht nur dafür, daß B, C und Z die Produkte verbrauchen können, die A herstellt, sondern auch dafür, daß B, C und Z die Produkte *herstellen* können, die A, F und X verbrauchen: denn niemand kann längere Zeit hindurch erzeugen, ohne verkaufen zu können. Es handelt sich um einen Warenaustausch im Kreise, in einem Kreise, der an keiner Stelle unterbrochen werden kann, ohne daß er an allen Stellen stockt oder ganz stillsteht.

Auf primitiven Stufen ist dieser Warentausch von Gütern und Diensten noch ganz unverschleiert, da kein „Geld" dazwischentritt. Ware tauscht sich unmittelbar gegen Ware. Das ist auch noch auf einer höheren Stufe der Fall, wenn eine besonders bevorzugte Ware zum „Gelde" geworden ist: dann tauscht sich zum Beispiel ein Schwert gegen einen Ochsen, und der Ochs gegen eine ärztliche Konsultation. Immerhin legt sich hier schon der Majaschleier des Geldes, wenn auch noch leicht durchschaubar, um den eigentlichen Sachverhalt; man muß schon scharf hinschauen, um zu erkennen, daß hier im Grunde ein Schwert gegen einen ärztlichen Dienst getauscht worden ist, daß der Ochse nur das Mittel des Austausches war. Aber immerhin: der Ochse ist als Zug- und Schlachttier unmittelbar brauchbar, also Ware im strengen Sinne.

Das gilt nicht mehr vom Gelde im strengeren Sinne, dem gemünzten Edelmetall, das auf einer höheren Stufe zum Mittel des Tausches wird. Als Münze ist es nicht unmittelbar verbrauchbar, und so wird der Charakter des Tausches noch viel schwerer durchschaubar. Alle Ware muß sich erst in Geld verwandeln, und dann verwandelt sich das Geld in eine andere Ware. Bei jedem Tausch wechselt wirkliches Geld, Hartgeld, den Besitzer.

Das geht aber nur so lange, wie nur fertige und gegenwärtige Waren gegeneinander getauscht werden, und das ist nur in verhältnismäßig kleinen Wirtschaftskreisen von verhältnismäßig geringer Entwicklung möglich. Werden die Kreise größer, so muß oft der Tausch von solchen fertigen Waren gegeneinander stattfinden, die im Moment des Tausches weit voneinander entfernt sind, zum Beispiel von argentinischem Weizen gegen deutsche Farbwaren: der Tauschverkehr muß sich über den R a u m spannen. — Und ferner, wenn die Wirtschaft sich höher staffelt, muß oft der Tausch von fertigen Waren stattfinden gegen solche, die erst in einiger Zeit fertig sein werden: der Tauschverkehr muß sich über die Z e i t spannen. Denn A muß sein Produkt, zum Beispiel Eisenerz oder Kautschuk, heute schon zu Markte bringen, damit B sein Produkt, zum Beispiel Schienen oder Pneumatiks, in drei Monaten an den Verbraucher liefern kann. B hat aber heute noch kein Geld, um A zu bezahlen, da er das Geld erst von seinen Abnehmern erhalten wird, und so begnügt sich A mit dem Versprechen B's, zu zahlen, wenn sein Abnehmer ihn bezahlt haben wird. Oder mit anderen Worten: der Tauschverkehr vollzieht sich durch die Vermittlung von „Kreditgeld", wie ich es — im Gegensatz zu dem „Kredit", dem eigentlichen Darlehnsverkehr — genannt habe. Als Kreditgeld fungieren Wechsel, Schecke, Konnossements, Umbuchungen im Bank- und Clearingverkehr.

Wenn es uns gelingt, durch den Geldschleier hindurch zu schauen, so

erkennen wir, daß wir auf dieser Stufe wieder den unmittelbaren Warentauschverkehr haben wie auf der primitiven Stufe. Wie dort tritt kein Geld eigentlichen Sinnes in den Tauschverkehr ein. Die Ware verwandelt sich nicht zuerst in Geld, damit das Geld sich in eine andere Ware verwandeln kann, sondern Ware tauscht sich unmittelbar gegen Ware, ein an der Geldelle gemessenes bestimmtes Quantum gegen ein anderes, ebenfalls an der Geldelle gemessenes und als wertgleich befundenes Quantum. War das Geld auf der vorigen Stufe zweierlei: Ware und Wertmesser, so ist es auf dieser Stufe in normaler Zeit nur noch eins: Wertmesser! Es tritt so wenig in den Tauschverkehr ein wie der Meterstab des Schnittwarenhändlers in seinen Verkehr mit den Kunden.

Praktisch verlaufen die Dinge auf dieser Stufe folgendermaßen: Produzent A verkauft sein Produkt an die Produzenten B, C usw. gegen Wechsel zu einem Preise, der außer seinen Selbstkosten einen Gewinn für ihn einschließt, groß genug, um dafür die Güter und Dienste zu kaufen, die er als Konsument für seinen Haushalt braucht. Der Wechsel ist nichts anderes als eine Anweisung auf ein wertgleiches Quantum des gesamten, in jedem Augenblick vorhandenen gesellschaftlichen Vorrats an Gütern und Diensten; A kann sich dieser Anweisung bedienen, um zu konsumieren und weiter zu produzieren.

B, C usw. erzeugen nun ihr Produkt aus den von A gekauften Stoffen, verkaufen es an D, E und F wieder auf Wechsel gegen einen Betrag, der außer ihren Selbstkosten ihren Gewinn einschließt, und sehen sich derart in der Lage, von A dessen neue Produkte zu erwerben und ihrerseits weiter zu produzieren. Und so geht es weiter bis zu Y und Z, die die letzten Abnehmer von U und X und gleichzeitig die ersten Lieferanten für A und B sind. Damit ist der Kreis geschlossen: Jeder hat als Produzent seinen Teil zum Gesamtvorrat geleistet, jeder als Konsument seinen Teil aus dem Gesamtvorrat entnommen, alle gegenseitigen Verpflichtungen des ersten Kreislaufes sind „saldiert", während der nächste Kreislauf schon wieder in voller Bewegung ist.

Es ist nicht nötig, diese Dinge noch genauer darzustellen, namentlich zu zeigen, wie das Kreditgeld der Großproduktion, der Wechsel, und das Kreditgeld der Kleinproduzenten und des „letzten Konsums", der Scheck, einander ergänzen. Das Schema genügt vollkommen, um sich zu orientieren. Wir haben einen ungeheuren Kreis von Wirtschaftssubjekten, die miteinander in Arbeitsteilung verbunden sind. Sie tauschen unmittelbar durch wertbestimmte Anweisungen auf das gemeinsame Erzeugnis, durch das „Kreditgeld". „Öffentliches Geld", das heißt Banknoten und Hartgeld, dient auf höchster Entwicklungsstufe innerhalb der Nationalwirtschaft nur noch dem Kleinverkehr dort, wo es sich nicht lohnt, oder mangels

persönlicher Beziehungen nicht möglich ist, Schecke auszustellen; — und im internationalen Verkehr dient Hartgeld nur noch zur Saldierung der „Spitzen". Und diese Spitzen sind sicherlich viel kleiner, als die Statistik im allgemeinen annimmt. Denn das Edelmetall, das hin und hergeht, wird im allgemeinen nicht als Zahlungsmittel, sondern als Rohstoff, Gold zum Beispiel für das Juweliergewerbe, gehandelt, ist also gar nicht „Geld", sondern Ware, ganz wie etwa Kupfer.

Dieser Kreditgeldverkehr hat intranational in Großbritannien seinen Höhepunkt erreicht, verkörpert durch den enormen Clearing-Verkehr. Wenigstens fünfundneunzig Prozent aller gegenseitigen Zahlungsverpflichtungen, so schätzt man, werden durch ihn ausgeglichen; und ganz analog steht es um den internationalen Warentausch.

Das ist der *wirtschaftliche Inhalt* der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und ihrer Vermittlung durch den Kreditgeldverkehr. Nun muß sich aber bekanntlich jeder wirtschaftliche Inhalt in eine *juristische Form* kleiden. Diese juristische Form ist das Versprechen, binnen bestimmter Frist in gesetzlicher Valuta oder Gold zu zahlen. Durch diese juristische Verpflichtung werden alle Beteiligten gleichzeitig Gläubiger und Schuldner, Zahlungsverpflichtete an ihre unmittelbaren Vordermänner, Zahlungsberechtigte gegenüber ihren unmittelbaren Hintermännern.

Diese juristische Form bleibt leere bedeutungslose Form, solange die Wirtschaft in normaler Weise funktioniert, das heißt, solange das Preisniveau im großen und ganzen, trotz mancher Schwankungen im kleinen und einzelnen, das gleiche bleibt. Da jeder später ausgestellte Wechsel oder Scheck durchschnittlich höher ist als jeder früher ausgestellte, weil er ja nicht nur die Selbstkosten des Produzenten, sondern auch seinen Gewinn deckt, macht die Schlußausgleichung keine Schwierigkeiten. Alle früher ausgestellten Wechsel werden durch die später ausgestellten bedeckt und sozusagen aufgehoben. Da aber die später ausgestellten auf immer größere Wertbeträge lauten, ist jedem Produzenten ein Betrag übrig geblieben, aus dem er im Wege des Scheck- oder Bargeldverkehrs diejenigen Dinge erwerben konnte, die er als Konsument für seinen Haushalt brauchte. Auf diese Weise hat jeder für sich, und haben alle zusammen das Schwungrad der Gesamterzeugung, den Konsum „letzter" Güter und Dienste, in Bewegung erhalten.

Sobald aber durch irgendeine Störung die normale Funktion der Volkswirtschaft leidet, sobald das allgemeine Preisniveau eine schwere Erschütterung erfährt, füllt sich die juristische Form mit sehr realem und überaus gefährlichem Inhalt.

Wenn die Preise allgemein sinken, entfällt die Voraussetzung des gesamten Kreditgeldverkehrs, daß jedes später ausgestellte Kreditpapier durch-

schnittlich auf höheren Wert lautet als jedes früher ausgestellte, weil der Gewinn von A bei B als Element seiner Selbstkosten erscheint. Wenn B im Preise seiner Produkte diese seine Selbstkosten zuzüglich eines Gewinnes nicht mehr erhält, so muß er seinen persönlichen Konsum einschränken, und dann haben alle anderen Produzenten verminderten Absatz, sinkende Preise und ihrerseits verringerte Kaufkraft; und er kann im schlimmsten Fall trotzdem aus dem Preise, den er erhält, A nicht bezahlen, was er ihm unter anderer Voraussetzung schuldig geworden war. Oder, um von aller juristischen Form abzusehen: das Quantum von Produkten, auf das B jetzt seine Anweisung erhält, ist, an der Geldelle gemessen, kleiner als das Quantum von Produkten, auf das er selbst früher die Anweisung an A erteilt hatte. Und damit bricht der gesamte Kreditgeldverkehr auseinander, weil seine Grundvoraussetzung fortgefallen ist.

Fortan sträubt sich jeder Produzent, gegen Kreditgeld zu verkaufen. Der Kundenwechsel ist im normalen Verlauf der Dinge ein sicheres Papier, auch wenn der Kunde kein beträchtliches Privatvermögen besitzt, weil es auf einen höheren Betrag lauten muß, als die Verpflichtungen seines Ausstellers reichen: jetzt wird er mißtrauisch angeschaut und nur noch genommen, wenn eins der Giri an sich „gut", das heißt durch ein Privatvermögen, das außerhalb des Warentauschverkehrs besteht, gedeckt ist. Mit anderen Worten: der Kreditgeldverkehr nimmt, wo er überhaupt noch der Form nach fortbesteht, den Inhalt des Kreditverkehrs, des wirklichen Darlehens an und kann ihn ohne weiteres annehmen, weil Kundenwechsel und Finanzwechsel die gleiche ununterscheidbare Rechtsform haben. Wo aber keine eigentliche Kreditbasis vorhanden ist, wird Privatpapier überhaupt nicht mehr genommen, sondern der Produzent verlangt öffentliches Geld.

Das ist schon schlimm genug, denn nun kann der vermögensschwache Produzent, wenn überhaupt, nur noch auf geringerer Stufe produzieren. Aber schlimmer noch ist, daß unter solchen Umständen für diejenigen Wechsel, die schon vor dem Zeitpunkt der Krisis ausgestellt waren, nicht andere Wechsel angenommen werden. Der Berechtigte besteht plötzlich notgedrungen auf seinem Schein, wonach ihm Befriedigung in gesetzlicher Valuta zusteht. Rechengeld ist in Warengeld umgeschlagen. Die Form wird zum Inhalt.

Und das setzt nun einen circulus vitiosus in Bewegung, der bei irgendwelcher größeren Ausdehnung des Preissturzes die Entwertung des gesamten Warenvorrates, den Zusammenbruch des ganzen Preisgebäudes nach sich ziehen muß.

Weil jeder in öffentlichem Geld zahlen soll und muß, in viel höherem Maße als das in normalen Zeiten vorkommt und durch Kassehaltung vorgesehen ist, ist öffentliches Geld viel stärker nachgefragt als in normaler

Zeit. Weil jeder es notgedrungen aufspeichert, um im Notfall zur Einlösung seiner Passiv-Wechsel gerüstet zu sein, wenn seine Aktiv-Wechsel nicht honoriert werden sollten, ist es in viel geringerem Maße angeboten als in normaler Zeit. Umgekehrt steht es mit der Ware. Weil jeder öffentliches Geld braucht, bietet er die Ware leidenschaftlich an; weil keiner öffentliches Geld herausgibt, fragt er keine Ware nach. Bei solcher Konstellation muß der Preis des öffentlichen Geldes stark steigen, der der Ware stark sinken, und der Preis der Ware, ausgedrückt in Geld, doppelt stark sinken.

Und zwar aller Ware, auch derjenigen, die bis dahin ihren Preis gehalten hatte. Damit ergreift die Verheerung den ganzen Markt und verschlimmert sich im Zirkel, weil jede Folge wieder zur Ursache einer Erschwerung ihrer eigenen Ursache wird, bis die gesamte gesellschaftliche Kooperation mit einem „Krach" auseinanderbricht. Je teurer das öffentliche Geld wird, um so billiger wird die Ware, um so mehr wird sie angeboten, um so weniger gefragt, um so leidenschaftlicher reißt jeder das Geld an sich und entwertet eben dadurch den allgemeinen Warenvorrat wieder, und so fort im Hexenkreise.

Dieser fehlerhafte Zirkel erfaßt nun auch noch den eigentlichen Kreditverkehr, den wirklichen Darlehnsverkehr. Schon der Aufschlag der Risikoprämie wird unter solchen Umständen so viel höher, daß eine beträchtliche Erhöhung des Gesamtzinsfußes die Folge sein muß; aber auch der eigentliche Diskont, der nackte Zinsfuß, steigt sprungweise durch einen Mechanismus, den ich entdeckt zu haben glaube:

Wo so viele öffentliches Geld brauchen und ihre Waren bei fallendem Preise anbieten, um es zu erlangen, bieten viele auch Kapitalsanlagen mit fester Verzinsung zum Verkauf aus, zum Beispiel Hypotheken, Obligationen, Anteile an Staatsanleihen. Der Kurs, das heißt der Preis dieser Papiere sinkt infolgedessen, und das heißt, daß die Kapitalrente, die sie abwerfen, im Verhältnis zu ihrem Geldwerte steigt. Wer einen dreiprozentigen Konsol zu 75 kauft, hat 4 Prozent Zins. Da aber der Ertrag festverzinslicher Anlagen immer in bestimmtem Verhältnis zu dem allgemeinen Diskont steht, muß auch der Diskont steigen und unter Umständen auf wahnsinnige Höhe steigen, wie es im Panikstadium amerikanischer Krisen beobachtet werden konnte.

Wo aber der Kredit sich derart verteuert und zusammenschrumpft, muß die Produktion sich ebenfalls zusammenziehen; niemand kann bei steigenden Kosten und sinkenden Preisen seine Erzeugung lange fortführen. Wenn aber in dem Kreise der Kooperation M, N, O und P aufhören müssen, in dem bisherigen Umfang Produkte zu erzeugen, so können auch A bis L und Q bis Z nicht weiter arbeiten, weil ihnen der Absatz fehlt.

Daß dieser ganze Komplex noch durch sozusagen akzidentelle Dinge ver-

schlimmert wird, braucht hier nur angedeutet zu werden. Die ersten Bankrotte bringen die Panik und die Runs auf Banken und Sparkassen, um öffentliches Geld zu erlangen, da man die Kapitalansprüche gefährdet glaubt. Das zwingt unter Umständen die Banken und Sparkassen ihrerseits zu verfrühter Kündigung von ausgegebenen Krediten und treibt den Diskont noch höher. Ferner sind in sozusagen normalen Krisen die verwandten Erscheinungen des „internal" und „external drain" sehr regelmäßig zu beobachten. Der „internal drain" ist der unterirdische Abfluß des öffentlichen Geldes aus der Zirkulation; es verkriecht sich in Schubladen, Strümpfen, Geldschränken und Stahlkammern oder wird als ungeheuer vermehrte „Portemonnaie-Reserve" herumgeschleppt. Der „external drain" ist der oberirdische Abfluß des Geldes, und zwar des Hartgeldes, vor allem des Goldes, ins Ausland, das Effekten gegen bar verkauft, Guthaben und „Pensionen" kündigt und zurückzieht und Finanzwechsel unterzubringen sucht. Der „internal drain" wirkt durch die katastrophale Verminderung der in der Zirkulation „sichtbaren" Geldmenge erhöhend auf den Preis des Geldes und erniedrigend auf den der Ware, und dadurch mittelbar erhöhend auf den Diskont, während der „external drain" unmittelbar auf den Diskont einwirkt, weil die Zentralbank des von der Krisis befallenen Landes, um ihre Valuta zu schützen, gezwungen ist, den offiziellen Bankzinsfuß sprung- und prozentweise heraufzusetzen, das einzige Mittel, um fremdes Geld festzuhalten und schnell anzulocken, und fremde Kreditwünsche auf den eigenen Vorrat abzudämpfen.

Das ist im Rohen und Ganzen der Symptomen-Komplex und der Mechanismus jeder Wirtschaftskrisis. Die Kriegskrisis, die wir erlebt haben, unterschied sich nur wenig von jeder anderen. Sie war unterschieden durch ihre Ursache: der Preissturz, der sie auslöste, kam dieses Mal nicht aus den Tiefen der kapitalistischen Widersprüche, sondern aus den Verwicklungen der Außenpolitik. Im Mechanismus fehlte ferner der „external drain", weil die Ausfuhr von Gold nur in geringem Maße möglich war. Und schließlich erreichte die Arbeitslosigkeit keinen Augenblick die Höhe, die eine Krisis von gleicher Furchtbarkeit in Friedenszeiten — wenn sie möglich ist! — mit sich gebracht hätte, und zwar weil der Staat sofort Millionen von Männern aus dem Arbeitsmarkte nahm und ernährte und besoldete, die nun mit ihrem Produkt, ihren „Diensten", nicht mehr das Angebot beschwerten.

Das sind bedeutsame Unterschiede namentlich des Ausmaßes; aber die Hauptzüge waren die bekannten.

Den Ausgangspunkt bildete ein kolossaler Preissturz auf namentlich zwei gewaltigen Gebieten der Volkswirtschaft, demjenigen des Außenhandels und der Ausfuhrgewerbe, — und demjenigen der Luxusindustrie. Deutschland

hatte 1913 über zwanzigtausend Millionen Mark Gesamt-Außenhandel gehabt, davon ungefähr zehntausend Millionen Ausfuhrhandel. Diese riesenhafte Produktion von Gütern wurde mit einem einzigen Schlage fast völlig abgeschnitten, und zwar nicht nur die gesamte Ausfuhr über See (zuerst war auch der Ostseehandel still gelegt), sondern auch ein großer Teil der Ausfuhr über die Landgrenzen. Lagen doch unsere beiden stärksten Anrainer und Abnehmer, Rußland und Frankreich, mit uns im Kriege, zu denen sofort Belgien trat. Österreich-Ungarn hatte mit sich selbst zu tun und brauchte namentlich seine Eisenbahnen für die Zwecke der Mobilisierung, und ähnlich stand es um die wenigen angrenzenden Neutralen: Dänemark, Holland, die Schweiz. Außerdem lähmte die überall sofort gleichzeitig mit eher noch größerer Gewalt einsetzende Krisis und Panik den Rest der Kaufkraft und Kauflust dieser an sich verhältnismäßig schon kleinen und schwachen Kunden des deutschen Gewerbes.

Damit war aber des Unheils nicht genug! Es ist bekannt, daß die Güterbilanz der Handelsstatistik nur einen Teil des Außenhandelsverkehrs aufzeichnet, denjenigen Tausch, der in materiellen Gütern erfolgt. Sie zeichnet nicht auf den Austausch von Diensten gegen Güter und Dienste und ebensowenig den Austausch von Kapitalen und Kapitalrenten untereinander und wieder gegen Güter und Dienste. Auch dieser ungeheuer große Verkehr stockte im gleichen Moment fast völlig, und das bedeutete für Deutschland einen weiteren sehr schmerzlichen Ausfall. Denn unser Land leistete im Frieden dem Ausland, namentlich als Verfrachter, Makler und Reeder, große und hochwertige Dienste, die mit Gütern bezahlt wurden, und außerdem ist Deutschland eines der größten Gläubigerländer des Planeten, dem von überall her Güter aller Art als Zins und Dividende seiner Kapitalanlagen zuflossen.

Das zweite große Gebiet, auf dem der Absatz augenblicks fast ganz aufhörte und die Preise in den Abgrund stürzten, war das Luxusgewerbe, das in einem so reichen Lande wie Deutschland einen verhältnismäßig sehr großen Raum einnahm. Hier litt vor allem die Textilindustrie und litt um so schwerer, weil ihre Arbeiter und Angestellten zum überwiegenden Teile Frauen sind, die der Staat nicht für seine Heerzwecke einzog; hier preßte daher die ganze ungeheure Masse der Produzenten von Diensten auf den Arbeitsmarkt, noch verstärkt durch den Zustrom vieler Tausende von anderen Frauen (Dienstboten usw.), die aus anderen Gewerben abgestoßen worden waren und sich nun um die wenigen offenen Stellen der Textilbranche drängten. Daher war die Arbeitslosigkeit der Frauen im Kriegsanfang die bedrohlichste aller Erscheinungen und ist es noch heute.

Schon dadurch wurde der Ring der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung gesprengt. Wo so viele A und B keinen Absatz mehr

fanden, mußten entsprechend viele E und D aufhören zu produzieren. Aber es kamen noch andere Dinge hinzu, um das Übel zu verstärken, Dinge, die ebenfalls in einer Friedenskrisis nicht vorkommen. Eine ganze Anzahl von Produzenten mußte die Arbeit niederlegen oder einschränken, nicht weil ihr Absatz eingeschrumpft war, sondern trotzdem die Nachfrage die alte blieb, ja sogar noch kräftig stieg, und zwar aus Gründen, die durch den Kriegszustand gegeben waren. Hier waren unentbehrliche Arbeitsleiter und Arbeiter zum Heere eingezogen; — dort konnten die notwendigen Roh- und Hilfsstoffe nicht herangezogen werden, weil das gesamte Bahnnetz durch die Mobilisierung belegt war; — dort fehlten notwendige Materialien, die der Handel nicht mehr heranschaffen konnte. Und so viele E und F aufhören mußten, so viele G und H anderer Zweige wurden absatzlos.

Andere Zweige wieder litten unter der Panik, die den Kreditverkehr ergriff, zum Teil lähmte, zum Teil so verteuerte, daß die Produktion nicht fortgesetzt werden konnte.

Unter diesen Umständen mußte der Kreditgeldverkehr zusammenbrechen und brach zusammen. Niemand wollte mehr auf Wechsel verkaufen, jeder verlangte Kasse. Der Run auf das öffentliche Geld begann bei den privaten und öffentlichen Schuldnern, bei Sparkassen und Banken. Mehrere Konventionen beschlossen sofort, daß nur noch gegen Kasse verkauft werden dürfe; damit setzte jener circulus vitiosus ein, in dem öffentliches Geld immer teurer und Waren aller Art, auch „Kapital", immer billiger wird, so daß der Warenpreis und der Effektenkurs sanken und der Diskont stieg. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der gesamte deutsche Austausch in den ersten Kriegswochen auf einen sehr geringen Bruchteil des normalen eingeschrumpft war. Dennoch wollte der Vorrat an öffentlichem Gelde, der dem viel höheren Friedensumsatz durchaus genügt hatte, durchaus nicht reichen, und die Pressen der Reichsdruckerei hatten Wochen und Wochen hindurch Tag und Nacht Banknoten, Reichskassenscheine und Darlehnskassenscheine, zu drucken, bis der Bedarf an öffentlichem Gelde, namentlich an Noten kleinen Betrages, endlich befriedigt war und die aus diesem sozusagen mechanischen Grunde erfolgte Preissenkung ihr Ende erreicht hatte.

Eine Preissenkung, die übrigens ungeheuer viel größer gewesen wäre, wenn nicht sofort bei Kriegsausbruch das öffentliche Geld ganz und gar von seiner Goldbasis abgelöst worden wäre. Es ist sehr tröstlich für uns, daß wir bisher unsere Banknoten noch mit weit mehr als einem Drittel durch Gold bedeckt halten und alle Aussicht haben, diese günstige Situation durchzuhalten: aber faktisch leben wir in diesem Augenblick in der reinen Papierwährung, ohne eine andere reale Basis als den festen Glauben an die unerschütterliche Kraft und Ehrlichkeit des deutschen Reiches. Hätten unsere Waren heute G o l d p r e i s e, so würden wir erst erkennen, wie tief

sie gesunken sind: so aber drückt sich ihr Preis in einem Gelde aus, das selbst im Goldpreise recht niedrig stehen würde, und deshalb ist der Sturz der Warenpreise nicht so auffallend.

Der kolossale Bedarf an öffentlichem Gelde wurde übrigens im Anfang durch einen „internal drain" von großer Kraft noch vermehrt. Fast alle deutschen Wirtschaften schatzten öffentliches Geld und womöglich etwas „gerettetes" Hartgeld auf, um „für alle Fälle" – man machte sich nicht klar, für welche! – gerüstet zu sein. Die Portemonnaie-Reserve schwoll enorm an. Wir ersehen aus dem regelmäßigen Zufluß von neuem Gold an unsere Reichsbankkassen, welche kolossalen Mengen des gelben Metalls sich zu Anfang des Krieges in der Zirkulation verborgen hielten, und dürfen annehmen, daß immer noch bedeutende Mengen vorhanden sind, von denen ein Teil noch allmählich zum Vorschein kommen dürfte.

Wenn diese furchtbare Krisis verhältnismäßig schnell zu einem den Umständen entsprechend erstaunlich guten Zustande der Volkswirtschaft, statt zum totalen Zusammenbruch führte – wir haben heute weniger Arbeitslose als vor einem Jahre – so danken wir das zwei Tatsachen vor allem:

Erstens den Erfolgen unserer Waffen in Ost und West; wir hatten das Glück, daß gerade der erste Kriegsmonat uns berauschende Erfolge brachte. Das verwandelte die doch anfangs mit etwas Bangen gemischte Zuversicht des Volkes in eine triumphierende Siegesgewißheit, und das kam der Volkswirtschaft als Vertrauen in die Zukunft zugute. „Kredit" heißt ja „Vertrauen". Unsere Siege hoben den Kredit, brachten den Kredit-Geld-Verkehr und den eigentlichen Kredit-Verkehr wieder einigermaßen in Gang, halfen den Motor der Volkswirtschaft anzukurbeln. Ohne unsere Siege hätte selbst die musterhafte, der Vorbereitung der militärischen Kriegsbereitschaft durch unseren prächtigen Generalstab ebenbürtige Vorbereitung der finanziellen Kriegsbereitschaft durch den „General-Geldmarschall" Havenstein und seine Paladine nur einen kleinen Teil ihrer Erfolge erreichen können, trotz aller wundervollen Zucht und Opferfreude, die unser Volk auch hier bewährt hat. Man kann deutsches Blut nicht nach Gold schätzen wie britisches Söldnerblut: aber das ist klar, daß jeder unserer Braven, die bei Lüttich, Namur und St. Quentin ihr Blut verspritzten, dem deutschen Vaterlande Hunderttausende von Mark gerettet hat, die sonst verloren gewesen wären. Und dabei denken wir nicht einmal an die „richesse fictive" des deutschen Kapitalvermögens, dessen Wert bei sieglosem Kampfe um Dutzende von Milliarden eingeschrumpft wäre, und im schlimmen Fall sogar auf die Dauer eingeschrumpft wäre, – sondern lediglich an den Wert der Güter, die in diesem Falle nicht hätten entstehen können, weil der Kredit, das Vertrauen, und darum Absatz- und Arbeitsgelegenheit gefehlt hätten.

Der zweite Grund, warum diese Kriegskrisis nicht die letzten Schrecken entfaltet hat, die man nach Analogie einer ähnlich schwer auftretenden Friedenskrisis hätte erwarten können, ist der Umstand, daß der Staat in einem bisher in aller Geschichte unerhörten Maße als Arbeitgeber aufgetreten ist. Er hat den abgerissenen Kreditverkehr der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und -vereinigung wieder angeknüpft, indem er Millionen von A und B mit Arbeit versorgte und dadurch befähigte, für andere Millionen von C bis Z als Abnehmer und Arbeitgeber auf dem Markte zu erscheinen.

Nur der Staat konnte das in großem Maßstabe tun. Denn um den Kreditverkehr zu beleben, den stockenden Motor der gesellschaftlichen Kooperation anzukurbeln, war eine ökonomische Person erforderlich, die als „letzter Konsument" mit ungeheurer Nachfrage auf dem Markte auftrat, und zwar mit „wirksamer" Nachfrage; das heißt, sie mußte die erforderlichen Gegenwerte in Geld oder unbeschränktem Kredit zur Verfügung haben.

All das trifft für den Staat zu. Er ist „letzter Konsument" in einem Maßstabe, wie das in aller Weltgeschichte noch niemals auch nur annähernd vorgekommen ist. Er nimmt die gigantischen Mengen von Gütern und Diensten nicht aus dem Markte, um sie zur weiteren Produktion oder zum Wiederverkauf zu verwenden: wäre das der Fall gewesen, so hätte er der Volkswirtschaft nicht helfen können, denn ihm hätte, wie jedem Privaten, der Abnehmer gefehlt. Sondern er verbraucht all das für seine eigenen letzten Zwecke, für den, rein wirtschaftlich gesehen, unproduktiven Konsum, für die „rentable Destruktion" (Efferß) der Kriegsausgaben. Nicht nur, daß er etwa sechs Millionen Männer angestellt hat, um sie durch Marschieren, Schanzen, Schießen und Verwundetenpflege „Dienste" leisten zu lassen, für die er sie kleidet, ernährt und besoldet: er beschäftigt außerdem noch andere Millionen daheim für die Herstellung des kolossalen Kriegsbedarfs an Nahrung, Kleidung, Waffen, Munitionen, Zelten, Verbandszeug, Arzneistoff, Transportmitteln, wie Bahnmaterial, Schienen, Automobile, Pneumatiks usw. usw.

Diesen gewaltigen „letzten Verzehr" übte der Staat aus in einem Augenblicke, wo der letzte Verzehr der Privatleute, das eigentliche Schwungrad der gesellschaftlichen Gütererzeugung und Kooperation, stark eingeschrumpft war, weil fast jeder gezwungen war, „sich einzuschränken", die meisten aus materiellen Gründen, weil sie „kein Geld hatten", das heißt weil ihr Einkommen gesunken war und sie sich gezwungen sahen, für weiter hinaus vorzusorgen, also ihr Einkommen auf längere Zeit hinaus zu verteilen; und alle aus ideellen Gründen, weil niemandem der Kopf nach Luxus und Vergnügen steht. Der Staat aber hat in solchen Notzeiten, wo es um die ganze Existenz der Nation geht, so viel Geld wie er irgend braucht,

und ist nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, seine wirtschaftliche Voraussicht auf eine kürzere als die normale Zeit zu spannen, das heißt sein Einkommen auf kürzere Zeit hinaus zu verteilen. Er kann die Bedürfnisse der schweren Gegenwart bedecken, indem er die Zukunft belastet.

Der Staat hat so viel Geld wie er braucht. Denn er macht es! Er kann unmittelbar so viel Reichskassenscheine drucken lassen und kann mittelbar von der Reichsbank so viel von ihren Noten — die der Staat selbst als öffentliches Geld erklärt hat, das jeder seiner Bürger anzunehmen verpflichtet ist, — erhalten wie er braucht. Seitdem die Verpflichtung der Reichsbank aufgehoben worden ist, ihre Noten jederzeit mit Gold einzulösen, und seitdem ihr gestattet worden ist, auch Darlehnskassenscheine und Reichswechsel für die Dritteldeckung ihrer Noten zu verwenden, existiert keine gesetzliche Grenze mehr für die Ausgabe von Reichsbanknoten.

Freilich existiert eine ökonomische Grenze, die selbst die Staatsallmacht nicht ungestraft überschreitet. Wenn die Zirkulation mit Noten gesättigt ist und kein Ventil mehr offen steht, durch das der Überschuß abströmen kann, muß das Papier sich entwerten und der Preis aller anderen Waren steigen. Die Banknote wird zum Assignaten und erhält das kolossalste Goldagio, wenn ihr Tausch gegen Gold überhaupt noch möglich ist.

Das kann aber nur einem Staat geschehen, der keine Steuerkraft und keinen Kredit mehr hat und darum kein Kapital mehr bilden kann.

Der Staat hat drei Wege, um die Güter und Dienste zu erlangen, die er in der Gegenwart braucht. Er kann erstens selbst als Unternehmer auftreten und aus dem Reinertrage seiner Unternehmungen, zum Beispiel von Monopolen, erwerben, was er braucht. Diesen Weg beschreitet der Staat durch Fortführung seiner friedlichen Unternehmungen und im Falle des Sieges durch die Auflage von Kriegskontributionen und Kriegsentschädigungen, die man als den Ertrag der kriegerischen Unternehmung auffassen kann. Wir wollen dabei bemerken, daß Deutschland und namentlich Preußen in Kriegszeiten bei dem Posten der Friedensunternehmungen sehr schlecht abschneiden; vor allem der Ertrag des Preußischen Eisenbahn-Monopols muß um kolossale Summen gesunken sein, selbst wenn das Reich Preußen für seine Leistungen entschädigt.

Von diesen Einnahmen ist es nicht nötig, des breiteren zu handeln. Dagegen ist wichtig das zweite Einkommen des Staates aus Steuern, Gebühren und Zöllen usw. Hier entnimmt er unmittelbar der Gegenwart, was der Gegenwart dienen soll. Kraft seiner Steuerhoheit entzieht er dem Einkommen seiner Bürger bestimmte Anteile, um sie für seine Staatszwecke auszugeben. Durchschauen wir auch hier den Majaschleier der Geldform, so erkennen wir, daß alle Bürger dem Staate einen Teil ihrer Arbeit unentgolten abtreten, die einen unmittelbar als Dienste, die anderen mittelbar als Güter.

Hier ist ein erstes Ventil, durch das der Überschuß des in die Zirkulation hineingepumpten Papiergeldes ungefährlich entweichen kann. Der Staat hat den Produzenten, deren Produkte er erwirbt, den Kaufpreis mit seinen Noten bezahlt; diese selben Noten zahlen ihm die sämtlichen Produzenten als Steuer zurück, und er entzieht sie der Zirkulation. Was sich hier vollzogen hat, ist vollkommen klar: der Tausch einer Nutzung aus einer politischen Machtposition (der Steuerhoheit) unmittelbar gegen Güter und Dienste, vermittelt durch Geld, beides als gleichwertig gemessen an der Geldelle.

Nun hat auch die unmittelbare Belastung der Gegenwart mit den Ausgaben der Gegenwart ihre Grenzen. Die äußerste Grenze ist dort gelegen, wo der Staat das Einkommen seiner Bürger nicht mehr verringern kann, ohne ihre Lebenshaltung geradezu zu bedrohen. Aber bis an die äußerste Grenze wird kein Staat gehen, solange er nicht dazu durchaus gezwungen ist. Und er ist dazu nicht gezwungen, solange er noch Kredit hat, das heißt Kapital bilden kann.

Wenn er das tut, beschreitet er den dritten Weg: er entnimmt nicht mehr der Gegenwart, sondern der Zukunft, was der Gegenwart dienen soll. Er verkauft einen Teil seiner künftigen Einnahmen, mögen sie nun aus dieser oder jener Quelle stammen, um in der Gegenwart diejenigen Güter und Dienste zu erhalten, deren er für seinen Daseinskampf bedarf.

Wir sind hier an einen Punkt gelangt, wo das Verständnis schwieriger sein dürfte. Es liegt nicht an den Dingen, die an sich klar und einfach sind, sondern an den Meinungen der Menschen über die Dinge. Es gibt kaum einen Begriff des täglichen Lebens, über den so viele Verwirrung besteht, wie über den des *Kapitals*. Und davon haben wir jetzt zu sprechen.

Was Kapital ist, war im Anfang durchaus klar und einfach. Kapital ist ein Rechtstitel auf ein jährliches, festes oder unbestimmtes Einkommen, auf einen Zins oder eine Dividende, in wissenschaftlicher Zusammenfassung auf „Profit". Dieser klare Sachverhalt wurde erst verschleiert, als man es versuchte, den Profit nicht nur zu erklären, sondern als Gegenleistung einer Leistung zu *rechtfertigen*. Da kam man auf die unglückliche Idee, Kapital zu identifizieren mit einer bestimmten Summe Geldes oder mit einem bestimmten, wertbestimmten Quantum von „produzierten Produktionsmitteln". Seitdem ist der Nebel noch tiefer geworden, weil man klar erkannt hat, daß diese Definition nicht paßt und, wie üblich, die Wahrheit irgendwo auf der mittleren Linie gesucht hat. Kombiniert mit den oft grotesken Anschauungen über Wesen und Natur des Geldes ergab das Vorstellungskomplexe von äußerster Verschlungenheit, voller Fallstricke und schwedischer Reiter.

Wie weit die Verwirrung geht, läßt sich am einfachsten daran erkennen, daß in der kaufmännischen Praxis und der Wissenschaft derjenige, der Kapital bildet und anbietet, regelmäßig als einer erscheint, der Kapital nachfragt; — und umgekehrt derjenige, der Kapital nachfragt, als einer erscheint, der es anbietet. Wenn ein Fabrikant, um sein Geschäft zu vergrößern, eine Hypothek aufnimmt oder Obligationen ausgibt, oder wenn eine Gesellschaft neue Aktien emittiert, so sagt man, sie fragen Kapital nach. In der Tat aber bieten sie rentable Eigentumstitel, das heißt Kapital an, um dafür öffentliches Geld oder Güter nachzufragen. Und umgekehrt, wenn ein glücklicher oder fleißiger Mann eine Summe Geldes zurückgelegt hat oder in der Lage ist, statt baren Geldes für eine Warenlieferung eine Beteiligung anzunehmen, so sagt man, er habe „Kapital gebildet", das er jetzt anbiete, während er in der Tat Kapital, nämlich rentable Eigentumstitel, nachfragt und Geld oder Güter dafür anbietet.

Das muß man sich aufs sorgfältigste klar machen, und vor allem eines nie aus den Augen verlieren, daß Geld niemals „Kapital" ist. Geld ist „im privatwirtschaftlichen Sinne" nicht Kapital, das heißt rentabler Eigentumstitel: denn alle Goldschätze Alaskas bringen ihrem Besitzer keinen Pfennig Profit, solange er sie nicht ausgibt oder ausleiht. Und Geld ist ebensowenig „im volkswirtschaftlichen Sinne" Kapital, denn es ist kein „produziertes Produktionsmittel", an dem man Arbeiter beschäftigen kann. Man kann für Geld alles kaufen, auch Produktionsmittel und rentable Eigentumstitel, aber dann hat man das Geld nicht mehr, sondern das hat dann der Verkäufer.

Erst wenn man das genau verstanden hat, kann man erkennen, daß jeder „Kapital bilden kann", der es in seiner Macht hat, irgendeine Machtposition abzutreten oder neu zu schaffen, die ein regelmäßiges Einkommen abwirft. Wenn ich einen Teil des regelmäßigen Ertrages abtrete, den mir das Eigentum eines Mietshauses oder Landgutes abwirft, das heißt eine Hypothek aufnehme, so trete ich einen Teil einer schon bestehenden Machtposition ab. Als die Berliner Polizeibehörde den numerus clausus der Automobildroschken einführte, schaffte sie eine neue Machtposition, die alle Charakteristika des Kapitals aufwies. Der glückliche Inhaber einer Nummer hatte ein stattliches Extra-Einkommen und war jeden Augenblick in der Lage, diesen rentablen Eigentumstitel für den „Kapitalisierungswert" von 8000—12000 Mark zu verkaufen. Hier zeigt sich besonders klar, daß Kapital nichts anderes ist als ein „kapitalisierter Ertrag", das irgendwie bestimmte Vielfache des Ertrages eines rentablen Eigentumstitels. Vor der einen Tatsache muß alle die phantastische Apologetik verstummen, die alles Kapital zu rechtfertigen versucht als das Ergebnis „sittlicher Enthaltsamkeit". Kein Zweifel, daß einige Male das Geld, für das Kapital

erworben wurde, unter Entbehrungen erspart worden ist: aber Kapital selbst wird niemals erspart.

Nun ist der Staat kraft seiner Hoheit berechtigt, neue Machtpositionen zu schaffen, das heißt neues Kapital zu bilden. Er hat zu dem Zwecke weiter nichts zu tun, als aus den künftigen Erträgen seiner Finanzgebarung einen Teil zu verkaufen. Er gibt rentable Eigentumstitel aus, verkauft eine jährliche Rente, und empfängt dafür Geld oder geldwerte Güter und Dienste, deren er für seine gegenwärtigen Zwecke bedarf. Das ist das zweite Ventil, durch das der Überfluß der in die Zirkulation gepreßten Banknoten harmlos abströmen kann. Der Staat hat die Produzenten, deren Güter und Dienste er gekauft hat, mit seinen Noten bezahlt; diese selben Noten zahlen ihm die Produzenten als Kaufpreis des rentablen Eigentumstitels zurück, den er ihnen in Gestalt seiner Anleihscheine usw. aushändigt, und er zieht sie aus der Zirkulation zurück. Was sich hier vollzogen hat, ist wieder vollkommen klar: der Tausch einer Nutzung aus einer politischen Machtposition (der Finanzhoheit des Staates) unmittelbar gegen Güter und Dienste, vermittelt durch Geld, das heißt, nachdem beide durch Messung an der Geldelle als gleichwertig befunden sind.

Der Staat hat also auch „Kapital", so viel wie er braucht, denn er bildet es durch seine Finanzhoheit, ganz wie er Geld hat, so viel er braucht, weil er es dank seiner Münzhoheit drucken und aus beliebigem Stoff prägen lassen kann.

Natürlich hat auch diese Belastung der Zukunft mit den Ausgaben für die Gegenwart ihre Grenzen. Die äußerste Grenze ist dort gelegen, wo der Staat an Steuern und Schuldzinsen so viel vom Einkommen seiner Bürger für sich beansprucht, daß eine weitere Steigerung seiner Ansprüche ihre Lebenshaltung bedroht. Weiter kann man auf die Dauer nicht gehen. Rußland freilich ist zeitweilig weiter gegangen; in einem Raubbau sondergleichen hat es im Dienste eines für das unentwickelte Reich viel zu kostspieligen Imperialismus, den die Raffsucht seiner herrschenden Klasse noch verböserte, geradezu das Stammkapital seiner Kraft, den physischen Bestand seiner Bevölkerung, schwer angegriffen und wird das furchtbar zu büßen haben.

Aber bis an diese Grenze wird ein in seiner Existenz bedrohter Staat im Notfall gehen und gehen müssen. Was er durch Steuern nicht erlangen kann, muß er auf dem Wege der Anleihe erlangen.

Es ist wichtig, diese Dinge zu verstehen, weil die Meinung weit verbreitet ist, der Staat könne niemals mehr Kapital bilden, als seine Bevölkerung „ersparen" könne, soweit er nicht etwa aus den „Ersparnissen" von Ausländern „Kapital erhalten kann".

Wir wollen nicht bemängeln, daß sich hier jene merkwürdige Umkehrung

des Sachverhaltes ausdrückt, die wir vorhin klargestellt haben. Was gemeint ist, ist, wenn wir uns korrekt ausdrücken, folgendes: der Staat kann in Gestalt von rentablen Titeln so viel Kapital anbieten wie er will; aber es gehört der Kontrahent dazu, der es auch nachfragt, damit das Geschäft zustande komme. Niemand aber kann mehr an Geld oder Gütern respektive Diensten als Gegenwert anbieten, als er von seinem Einkommen ersparen, das heißt dem wirklichen letzten Verzehr entziehen kann. Wenn denn schon nicht das Angebot, so sei doch die Nachfrage des Kapitals durchaus begrenzt durch den Umfang der gesellschaftlichen Gesamtersparnis.

Das ist, cum grano salis, auch ganz richtig. Nur darf man dabei nicht übersehen, daß diese gesellschaftliche Gesamtersparnis erstens durchaus keine feste Größe ist. Sie ist immer Gesamtertrag minus Gesamtverzehr; aber der Staat kann dazu helfen, daß der Gesamtertrag sehr stark wächst, indem er versiegte produktive Kräfte neu erweckt oder neue ins Leben ruft — und er kann auf der anderen Seite seine Bürger dazu bringen oder zwingen, ihren Verzehr sehr stark einzuschränken, so daß die resultierende Gesamtersparnis und die Möglichkeit, das von ihm angebotene Kapital abzusetzen, von beiden Seiten her sich stark gegen die Norm oder Vorperiode vermehrt. Und zweitens kann der Staat seine Bürger dahin bringen und im Notfall dazu zwingen, daß sie ihre Ersparnisse gerade gegen das von ihm angebotene Kapital eintauschen statt gegen andere sonst zur Anlage von Ersparnissen verwendete Dinge.

Zwingen kann der Staat zu beidem, zur Einschränkung der Lebenshaltung und zum Ankauf seines Kapitals, durch das heroische Mittel der Zwangsanleihe. Wendet er dieses Mittel an, so muß jeder Bürger entweder seine Lebenshaltung einschränken oder andere Anlagen verkaufen oder verpfänden, um den auf ihn fallenden Betrag der Anleihe aufnehmen zu können.

Dieses letzte sehr wenig beliebte und ratsame Mittel kann ein Staat, der noch Kredit hat, dadurch vermeiden, daß er die Sparer durch hohen Zinsfuß und Gewinnaussichten lockt oder, um ganz korrekt zu sein, daß er eine Rente von bestimmter Höhe zu einem ungewöhnlich niederen Preise verkauft, so daß der Erwerber sein „Geld" nicht nur hoch verzinst erhält, sondern auch noch die Chance hat, seinen Anspruch gegen den Staat in besseren Zeiten an einen anderen mit Gewinn wieder zu verkaufen. Dadurch wirkt der Staat, wenn auch nicht so kräftig, genau wie durch eine Zwangsanleihe. Der Privatmann schränkt seinen Verbrauch ein und legt seine größere Ersparnis weder als Hort (in Bargeld, Schmuck, Seltenheiten) noch in anderem, von Privaten ausgebotenen Kapital an. Dadurch zwingt er anderen Sparsamkeit auf in ihrer Lebenshaltung, weil sie bei teuerem

Kredit weniger verdienen, und auch in ihren produktiven Anlagen, weil sie aus Mangel an Kredit ihre Gebäude und Maschinerien usw. nicht so ausgestalten können, wie sie es sonst vielleicht tun würden. Wenn der Staat sehr hohe Zinsen zahlt, wird manches Haus nicht gebaut, weil keine Baugelder zu haben sind, und die Bevölkerung wird notgedrungen schlechter und enger wohnen als bei flüssigem Geldstande; und dann wird auch manche Fabrik nicht gebaut oder erweitert, manches Landgut nicht melioriert werden, und die Bevölkerung wird sich mit der geringeren Menge und Qualität der Güter zu behelfen haben.

Das ist gewiß zu beklagen, und gewiß liegt hier eine noch nähere Grenze für die Kapitalbildung durch den Staat als die äußerste Grenze, die wir oben bezeichnet haben, eine nähere Grenze, die der Staat nicht ungestraft lange und weit wird überschreiten dürfen. Aber nicht davon ist hier die Rede, sondern davon, daß die Kapitalbildung durch den Staat doch ungeheuer viel weiter gesteckte Grenzen hat, als diejenigen annehmen, die die „gesellschaftliche Ersparnis" als eine fest bestimmte, ein für alle Male gegebene Größe betrachten. Der Staat kann den Verzehr einschränken und die Nachfrage nach Kapital in seinem Sinne beeinflussen, und auf beide Weisen sehr große Mengen von dem von ihm geschaffenen Kapital unterbringen.

Vor allem aber kann er namentlich in Zeiten der Krise den Minuendus des Exempels, den Gesamtertrag an Produkten, ungeheuer stark vermehren, so daß nach Abzug des Subtrahendus, des Verzehrs, eine viel größere „Gesamtersparnis" übrig bleibt. Wenn er den plötzlich abgerissenen Kreis des Kreditgeldverkehrs durch seine Aufträge wieder zusammenknüpft, wenn es ihm gelingt, womöglich alle Arbeitskräfte ans Werk zu stellen und womöglich alle Arbeitsbehelfe zu ihrer höchsten Leistungsfähigkeit anzuspannen, dann fließt der Gesellschaft ein riesenhaftes Einkommen an Gütern und Diensten zu, das nie entstanden wäre, wenn die Menschen gefeiert und die Maschinen geruht hätten — und aus diesem, durch ihn erst geschaffenen Einkommen kann der Staat einen Teil als Steuer und einen anderen Teil als Kaufpreis für sein Kapital für sich beanspruchen, ohne daß der Verzehr der Volksmasse unter die kritische Grenze sinkt, ja, ohne daß er überhaupt sinkt, und ohne daß die Kapitalbildung der Privaten für produktive Zwecke in gefährlicher Weise vermindert werden muß.

„Ersparnis!" Nehmen wir an, das Reineinkommen der Inhaber der Firma Krupp vermehre sich durch die Aufträge des Staates für Kriegszwecke um x Millionen Mark, und das Einkommen ihrer Angestellten und Arbeiter, die in äußerster Anspannung von Mensch und Maschinerie tätig sind, um ebensoviel. Sie brauchen ihren persönlichen Verzehr nicht im mindesten einzuschränken und können dennoch dem Staate als Steuer und

auf Kriegsanleihe die vollen zwei x Millionen Mark zur Verfügung stellen. Was ist – ohne Majaschleier – geschehen? Produktive Kräfte, die sonst nicht in diesem Maße tätig gewesen wären, haben mehr Güter hervorgebracht als sonst in gleicher Zeit. Von diesen Gütern haben die Produzenten einen Teil unentgolten als Steuer, einen anderen Teil entgolten als Gegenwert eingetauschten Kapitals an den Staat geliefert, alles gemessen an der Geldelle und vermittelt durch das Papiergeld, mit dem der Staat sie, und dann sie den Staat bezahlt haben, der nun fähig war, überflüssiges Papiergeld aus der Zirkulation zurückzuziehen.

Jetzt wird man, um das einzuschalten, den guten Sinn des Anleiheverfahrens verstehen, das – der Finanzteil vieler Tagesblätter hat es bewiesen – sogar einigen Finanz-Fachmännern gänzlich unklar geblieben ist und das den Laien vielfach als eine Art von Schwindel oder Schiebung erschienen ist: die Beleihung von Effekten durch die Kriegsdarlehnskassen zum Zwecke der Zeichnung von Kriegsanleihen. Herr X will aus Patriotismus 10 000 Mark Kriegsanleihe zeichnen, hat aber keine baren Mittel und keinen freien Kredit. Er besitzt aber 20 000 Mark nominal einer guten Aktie. Das ist ein „Kapital", nämlich der kapitalisierte Anspruch auf die jährliche Dividende gegen die Aktiengesellschaft. Er verpfändet die Aktien bei der Kriegsdarlehnskasse, das heißt, er tritt einen Teil seines Kapitalanspruchs an diese staatliche Kasse ab und erhält als Gegenwert neugebildetes Kapital des Staates. Er hat im ganzen einmal Kapital nachgefragt und einmal angeboten, sein Gesamtvermögen ist dadurch weder größer noch kleiner geworden, aber für den Staat ist es ein glattes und reelles Geschäft, während Herr X alles Risiko trägt. Der Staat besitzt ein ausreichendes Pfand dafür, daß sein Pfandschuldner der Verpflichtung nachkommen wird, gegen Zahlung der Valuta endgültig sein Gläubiger zu werden. Der Zweck der Operation ist durchaus erreicht, die unfundierte Schuld von 10 000 Mark in Banknoten, die zu Assignaten hätten werden können, in eine fundierte Schuld zu verwandeln. Denn zwar zirkulieren die 10 000 Mark noch weiter, aber jetzt voll gedeckt durch die in den Pfandbesitz des Staates übergegangenen, sehr vorsichtig beliehenen lombardierten Effekten. Und auf ganz dasselbe läuft die auf den ersten Blick noch viel verdächtigere Operation hinaus, Staatsanleihen älterer Emission zu lombardieren, um mit dem Erlöse Kriegsanleihen desselben Staates zu erwerben. Auch hier haftet das Pfand dem Staate dafür, daß der Zeichner binnen der Frist Zahlung leistet oder, wenn auch unter Verlust, einen anderen Zahler stellt (indem er das Effekt veräußert); auch hier ist die unfundierte Banknotenschuld in eine fundierte Schuld verwandelt, und die Zirkulation entlastet.

Es ist übrigens, um auf den Streitfall noch einmal kurz zurückzukommen,

durchaus nicht erforderlich, daß die Vorschüsse des Staates auf Effekten aus den „Ersparnissen" der nächsten Wirtschaftsperiode allein zurückgezahlt werden. Es kann das auch aus älteren Ersparnissen, aus Vermögensbeständen also, geschehen, die nur jetzt nicht erreichbar sind. Deutschland als Gläubigerland hat im Auslande große Guthaben an fälligen Zinsen und Dividenden, auch wohl an fälligen Kaufgeldern (Rimessen), die es jetzt infolge der Absperrung nicht hereinbekommen kann. Es hat ferner Kapitalguthaben im Auslande, die es mit Vorteil an Ausländer verkaufen könnte, um dafür Kriegsanleihe zu erwerben. Sobald die See wieder frei sein wird, werden diese großen Summen eingehen und zur Ablösung der Pfandverpflichtung benutzt werden.

Vor allem aber werden viele zwar aus den „Ersparnissen" der nächsten Monate ihre Einzahlungen auf diese Anleihe machen, aber sie werden es nur können, weil der Staat durch seine Aufträge ihnen überhaupt erst die Möglichkeit zu einem Einkommen gegeben hat, sei es, daß er sie unmittelbar beschäftigt, sei es, daß er ihre Kunden mit Arbeit und Einkommen versorgt, für die sie nun ihrerseits lohnende Arbeit leisten konnten.

Das also, daß der Staat als Arbeitgeber größten Stils aufgetreten ist, das ist neben den Siegen unserer Braven an der Front die Hauptursache dafür, daß die Krisis dieses furchtbarsten aller Kriege der Weltgeschichte soviel kürzer und soviel sanfter gewesen ist, als selbst Optimisten, geschweige denn Pessimisten angenommen hatten. Man denke nur an den verstorbenen Pazifisten von Bloch, den Inspirator des „Friedenszaren" Nikolaus, und seine furchtbare Prognose des finanziellen Zusammenbruchs infolge der ungeheuren Kriegskosten. Auch er vermochte noch nicht durch den Schleier der Maja zu sehen. Er sah nur, was der Krieg an Werten verschlingt: was er dagegen schafft und erspart, sah er nicht, und auch nicht, daß ein kräftiger Staat recht lange von „vorgegessenem Brote" leben kann.

Wie Rußland den Krieg soll durchhalten können, wenn ihm nicht seine Verbündeten weit über ihre eigenen Kräfte hinaus finanzielle Hilfe leisten, ist nicht abzusehen. Denn das unentwickelte geknebelte Land muß ja fast allen Kriegsbedarf vom Ausland kaufen, und da gilt weder seine Finanz- noch seine Steuerhoheit; da gibt es wohl kaum für den überschuldeten brüchigen Riesen noch Kredit, muß also alles mit hartem Gold bezahlt werden. Länder aber von so hoher Entwicklung wie Deutschland und England können fast unbegrenzte Zeit durchhalten, da sie allen Kriegsbedarf im Inland herstellen können, und da hat es der Staat kraft seiner Hoheit in der Hand, durch Steuer- und Kreditmaßnahmen so viele Arbeitskräfte für die Kriegszwecke — unmittelbare und mittelbare — abzukommandieren, wie er braucht — wenn nur noch genug übrig bleiben, um die unentbehrlichen Friedensbedürfnisse hervorzubringen. Das aber ist selbst

bei 30—40 Millionen Mark täglichen Kriegskosten ein leichtes Spiel, wenn nur dafür gesorgt wird, daß alle produktiven Kräfte des Landes voll tätig sind und daß womöglich neue Quellen produktiver Kraft angeschlagen werden.

Dieses Ziel zu erreichen, dazu hat der Staat notgedrungen und ohne Bewußtsein davon schon durch seinen Kriegsbedarf Ungeheures geleistet, wie wir dargestellt haben. Ein moderner Krieg ist ein so fein verzweigtes, mit so unendlich viel technisch hoch entwickelten Behelfen betriebenes, man ist fast versucht zu sagen: technisch hochkapitalistisches Unternehmen, daß er außer der ungeheuren Anzahl unmittelbar beteiligter Krieger die Arbeiter der verschiedensten Zweige der Produktion in Tätigkeit setzt und zwar vielfach in gesteigerte und, zum Beispiel durch Fortfall von Reklamekosten — verbilligte Tätigkeit, unter verstärkter Ausnutzung der vorhandenen produktiven Kräfte. Dadurch sind so viele A und B an die Arbeit gestellt worden, daß die meisten aus der Reihe von C bis Z gleichfalls wieder arbeiten und kaufen konnten. Der Motor der Volkswirtschaft war angekurbelt und rotierte, wenn auch mit Knacken und Knirschen und noch nicht mit voller Kraft.

Aber das Mittel war gewiesen, um, wenn auch nicht alles, so doch viel mehr noch zu erreichen. Warum sollte der Staat nicht noch mehr tun können?

Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges überreichte ich dem Reichsamt des Innern eine Denkschrift: „Organisierung der Wirtschaft". Sie wurde erst von den nationalökonomischen Autoritäten der Berliner Universität und dann von einem Gremium unserer ersten Finanzmänner und Industriellen geprüft und genehmigt. Vielleicht hat sie ein wenig dazu mitgewirkt, daß der Staat, das heißt das Reich, die Einzelstaaten, Kommunen usw. sich dazu entschlossen haben, durch großartige Aufträge für Friedenszwecke auch diejenigen produktiven Kräfte von Mensch und Maschine in Tätigkeit zu setzen, die die Aufträge für Kriegszwecke noch hatten brach liegen lassen. Man weiß, welche ungeheuren Summen seitdem vor allem Preußen, aber auch die übrigen Staaten, nicht nur aus alten Krediten für die eher noch beschleunigte Fortführung schon beschlossener Anlagen und Bauten bereitgestellt, sondern auch aus neuen Krediten für neue Zwecke angefordert und erhalten haben. Alles in allem werden zwischen zwei und drei Milliarden Mark für solche Zwecke heute zur Verfügung stehen.

Es heißt in der Denkschrift:

„Mag der Krieg auch sehr lange dauern, was das Schicksal verhüten möge; es kommt doch einmal wieder Frieden! Und dann wird die vornehmste Staatsaufgabe sein, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen. Je breiter und sicherer das Fundament der Wirtschaft dann liegt, um so schneller wird die Erholung sich vollziehen. Dieses Fundament soll jetzt verbreitert und gesichert werden. Wir haben im Frieden

den Krieg vorbereitet; jetzt haben wir die Aufgabe, im Kriege den Frieden vorzubereiten.

Um so mehr, als uns diese Vorbereitung dazu helfen kann, die Lasten des Krieges unvergleichlich leichter zu ertragen, die Volkswirtschaft tragfähiger und den Staat widerstandsfähiger zu machen. Sollte der Krieg sich lange hinziehen, so wird der Staat der Sieger sein, der seine Wirtschaft am kräftigsten erhalten hat und deshalb mit unerschüttertem Kredit dasteht, wenn die anderen sich finanziell verblutet haben. Heute ist ja alles umgekehrt, was bisher galt. Und darum gilt in dieser schweren Stunde das Wort: qui vult bellum, para pacem!

Was wir jetzt brauchen, was wir leider hastig improvisieren müssen, was aber in jeder künftigen Friedenszeit gleichberechtigt neben dem militärischen Generalstab zur Organisation der Kriegsarbeit stehen wird, ist ein volkswirtschaftlicher Generalstab zur Organisierung der Friedensarbeit im Kriege! Wir können unseren Produktionsmechanismus, solange der Krieg währt, durch keine Nachfrage seitens der privaten Kundschaft in Gang setzen. Das aber bedeutet ungeheure Verluste am Volkswohlstand. Denn jeder Arbeiter, der feiert, jede Maschine, die stillsteht, jeder Hochofen, der ausgeblasen wird, jedes Bergwerk, das ruht, hört auf, Wert zu erzeugen, aber sie fahren fort, zu kosten. Auch arbeitslose Arbeiter müssen essen und wohnen, auch in stillstehenden Bergwerken muß die Wasserhaltung fortgehen usw. Wie sollen wir dieses ungeheure lucrum cessans neben dem ebenso ungeheuren damnum emergens, den unmittelbaren, wirtschaftlich doch unproduktiven Kriegskosten, tragen? So stark vermehrte Ausgaben bei so stark verminderten Einnahmen, das ist auf die Dauer der Ruin, und das heißt die Niederlage, wenn der Gegner es nur ein wenig länger aushalten kann als wir selbst.

Darum: Staatsaufträge für Friedenszwecke! In den technischen Büros unserer Reichsämter und Staatsministerien, in den Amtsstuben der Provinzen, Kreise und Kommunen liegen große Pläne zur Ausführung fertig vorbereitet. Chausseen sind geplant, Kanäle, Talsperren, Hauptstrecken und Sekundärbahnen, städtische Straßenbahnen, Kanalisationsanlagen, Gas- und Elektrizitätswerke, Hochbauten aller Art, Rathäuser und Bahnhöfe, Kraftwerke und Erschließung neuer Schachte. Auf den Staatsdomänen sind Meliorationen geplant, Drainage und Bewässerung; Sumpfstrecken sind trocken zu legen, die deutschen Moore sind in Kultur zu bringen. Heraus mit den Plänen, heran an die Arbeit! Das bedeutet Arbeit und Lohn für Hunderttausende von Männern, die nicht im Felde stehen und heute der Not ins Auge blicken müssen, das bedeutet Aufträge für Ziegeleien, Betonfabriken, Steinbrüche, Eisenwerke, Maschinenfabriken, Schienenwerke, Röhrenwerke, Elektrizitätswerke, bedeutet Arbeit

und Brot für neue Zehntausende, Hunderttausende von Arbeitern und Angestellten. Weiter: unsere Staatsbahnverwaltung hat einen jährlichen Neubedarf von Zehntausenden von Güter- und Personenwagen, von Tausenden von Lokomotiven, von ungeheuren Massen von Schienen und Schwellen, Schrauben und Laschen usw. Warum damit warten, bis der Frieden kommt, der ausgehungerte Verkehr mit kataraktartiger Gewalt einsetzt und dann achselzuckend eingestehen, daß man nicht genügend rollendes Material habe? Heraus mit den Aufträgen an die Waggon-, an die Lokomotivfabriken, an die Schienenwerke, an die Schraubenfabriken! Den Bedarf der Großkonjunktur voraussehen und vorausdecken, die der Frieden bringen wird, bringen muß, wenn die Kulturwelt nicht ganz in eine Wüste verwandelt ist — und dann mögen auch diese Werte noch mit in den Abgrund sinken. Dann ist ohnehin alles gleich!

Aber das darf und wird nicht geschehen. Wie wir heute fechten, als wenn wir gar nicht anders als siegen können, so müssen wir heute die Wirtschaft organisieren, als wenn wir der Zeit des größten Wohlstandes mit aller Sicherheit entgegengehen!

Hunderttausende, vielleicht Millionen von Arbeitern kann der Staat mit seinen Untergliedern sofort unmittelbar an die Arbeit stellen oder mittelbar durch seine Aufträge beschäftigen. Und das bedeutet für weitere Millionen von Staatsbürgern Arbeit, Verdienst, Erlösung aus der Not der Zeit. Wo die große Masse in Arbeit und Lohn steht, haben alle Gewerbe zu tun, die ihre Lebensbedürfnisse erzeugen, nicht nur Bäcker, Schlächter, Brauer und Müller, sondern auch die Textilindustrie, die Lederindustrie und unzählige andere. Was der Staat an Nachfrage schafft, vervielfältigt sich nach den Gesetzen der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung, wie ein Schall in einem Gewölbe unendlich widerhallt, wie ein Lichtstrahl aus unzähligen Spiegeln unzählige Male zurückgeworfen wird. Die staatliche Nachfrage schafft private Nachfrage im vielfachen Ausmaß ihrer selbst, und das bedeutet das Wiedererwachen der Produktion und des Tauschverkehrs, auch in bescheidenen Grenzen des Kreditgeldverkehrs; die gelähmte Wirtschaft gewinnt den Gebrauch ihrer Kräfte zurück! Sie wird mit halber, vielleicht mit Viertelkraft arbeiten, aber sie wird arbeiten...

Das ist mein Vorschlag. Wem er allzu paradox erscheint, der denke an die paradoxe Tatsache, daß man ein wankendes Gewölbe am sichersten dadurch festigt, daß man es belastet!...

Die Arbeit wäre sofort mit aller Kraft, an allen Stellen zugleich, soweit die Verhältnisse der Zufuhr das gestatten, mit so viel Arbeitern wie irgend beschäftigt werden können, in Angriff zu nehmen. Kanäle zum Beispiel — wir denken an den bereits begonnenen Nord-Süd-Kanal, die Fortsetzung des Großschiffahrtsweges Stettin-Berlin, und vielleicht an

den Mittelland-Kanal, wenn dessen Pläne vorliegen — sofort, wenn möglich, an allen Abschnitten; Hochbauten auf allen Flügeln, die Moorkultur in größter möglicher Ausdehnung, ebenso das Kraftwerk des Walchensees, die Elektrisierung der bayerischen Staatsbahn und der Berliner Stadtbahn; der Bahnhof Friedrichstraße sollte mit aller Macht gefördert werden; wenn das Projekt der Zusammenlegung von Potsdamer und Anhalter Bahnhof hinter den Landwehrkanal reif ist, sollte es in Angriff genommen werden, das Sekundärbahnnetz ausgebaut werden usw. usw.

Das Ziel sollte sein, unmittelbar und mittelbar so viel Arbeitsgelegenheit zu schaffen, daß womöglich alle arbeitsfähigen Nicht-Wehrpflichtigen beider Geschlechter ins Brot kommen. Dieses Ziel wird wahrscheinlich nicht ganz erreichbar sein — aber man kann ihm nahe kommen, die Wohltätigkeit ungeheuer entlasten, die heute schon zusammenzubrechen droht, Zufriedenheit verbreiten und vielleicht gefährliche Spannungen vermeiden, die deutsche Volkswirtschaft bis zum Frieden wenigstens über Wasser halten.

Wir stehen im Kampf mit aller Welt wie zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Da sollten wir uns freudig erinnern, daß Friedrich der Einzige nicht nur ein Kriegsfürst sondergleichen war, sondern auch ein Organisator seiner Volkswirtschaft von unerhörter Kraft und Weisheit. Wir hoffen, im Felde nach friderizianischer Weise zu siegen — es wird der höchste Ruhm des Siegers sein, wenn er zugleich in der Heimat nach friderizianischer Weise gebaut und geschafft hat, wenn er *mitten im Kriege den Frieden vorbereitet hat*."

Ernste Einwände sind gegen den Vorschlag nicht erhoben worden. Hier und da wurde das Bedenken geäußert, das Reich werde in eine Assignatenwirtschaft hineintreiben; aber man mußte zugeben, daß diese Gefahr auch schon bestehe, wenn es sich ganz auf die Ausgaben für Kriegszwecke beschränke und daß mäßige Aufwendungen für Friedenszwecke die Gefahr eher mildern als verstärken würden.

Ein jüngerer Fachmann bemängelte ferner in einem Aufsatz meine Auffassung, daß das Reich so viel Kapital bilden könne wie es brauche. Er ging von der verkehrten Ersparnistheorie aus — meine Antwort ist oben gegeben.

Jedenfalls haben Reich und Einzelstaaten wie Kommunen sich durch diese schwachen Einwände nicht beirren lassen, den Weg zu beschreiten, den das richtige Verständnis der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge ihnen empfahl. Vielleicht hätten sie hier und da ihren gutberatenen Willen noch schneller und kraftvoller in die Tat umsetzen können; was aber geschehen ist, hat stark dazu geholfen, die Krisis zu sänftigen und das Stadium der Anpassung, der „Kompensation" herbeizuführen, in dem wir uns in diesem Augenblick befinden.

(Ein zweiter Artikel folgt)

Die Häuser an der Dzamija

Roman von Robert Michel

(Fortsetzung)

Der Grabstein für Omerbegovic war bald fertig. Er wurde auf den hölzernen Tragsattel des Esels festgeschnallt; der grobgehauene Unterteil des Steines ragte dem Tier über die Kruppe hinaus und der Turban des anderen Endes kam bis über den Kopf zu stehen, so daß ihn der Esel wie etwas ständig über ihm Drohendes häufig mit den Ohrenspitzen fühlte. Den Getreidesack nahm Muharrem selbst auf die Schulter, dann rief er dem Esel ein kräftiges „Tschusch" zu, und dieser balancierte alsbald seine Last im Paßschritt vorwärts. Unten beim Haus der Jelena hielten sie an. Der Esel wollte saufen; wie er sich indessen mit den Vorderfüßen auf den Uferrand stellte und den Kopf so tief als notwendig senken wollte, drückte die Last vornüber so schwer, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte. Da fand er aber nahebei eine flache Ausbuchtung des Baches; dort stieg er ganz hinein, auch mit den Hinterbeinen, und konnte nun seinen Durst stillen. Muharrem hatte den Sack Getreide von der Schulter geworfen und trat auf die Schwelle der Hütte.

Die alte Jelena war nicht zu Haus. Katica hatte sich an einem Stein den Fußknöchel verletzt, so konnte sie nicht gut gehen, und die Mutter hatte an ihrer Statt die Schafe auf die Weide getrieben. Als Muharrem auf die Türschwelle getreten war, sah er Katica neben dem Herd auf der Erde sitzen und stricken. Er hatte das junge Mädchen vorher nie in der Nähe gesehen, so hatte er sie überhaupt nie recht beachtet. Nur die alte Jelena hatte er gut gekannt, dieses große, hagere Weib mit der Adlernase und der rauhen Stimme, diese feste Bäuerin, die wie ein Mann schaltete. Da saß aber nun ein zartes, blondes Ding vor ihm, und als es seinen Gruß erwiderte, klang ihm die Stimme so angenehm wie Vogelgezwitscher. Er schaute sie eine Weile lang verblüfft an, und dann sagte er: „Du mußt schön singen; sicher so schön wie eine Nachtigall." Katica war schlagfertig: „Ich hab noch nie eine Nachtigall singen gehört. Es scheint mir aber, daß du geschwätzig bist wie ein ganz anderer Vogel." Muharrem schwieg beschämt; in der Tat hatte er zuerst nach der Mutter Jelena fragen wollen. Nun erkundigte er sich nachträglich: „Deine Mutter ist wohl nicht zu Haus?" „Wenn deine Augen so gewandt sind wie deine Zunge, so mußt du schon gemerkt haben, daß sie nicht da ist." Muharrem ärgerte sich über solche Antworten und wäre weiter seiner Wege gegangen, wenn er nicht noch seine Anliegen gehabt hätte: „Ich hab da Getreide gebracht, das ich mahlen möchte." Katica zeigte nach dem linken Türpfosten: „Dort ist der Schlüssel von der Mühle." „Ich muß aber zuerst nach Mostar gehn,

einen Grabstein abliefern. Kann ich das Getreide einstweilen da herein geben?" Er holte den Sack und setzte ihn in der Hütte nahe der Türe nieder. „Und wem gehört das Getreide?" „Es gehört dem Steinmetz Nurija Sekirija oben im Dorf; ich bin bei ihm im Dienste." „So bist du ein Türke?" Bei dieser Frage klang Katicas Stimme unfreundlicher als früher. Muharrem war verlegen: „Ich? – ich heiße Muharrem." Katica sagte abfertigend: „Es ist gut; du kannst das Getreide einstweilen da lassen." Muharrem aber hatte noch keine Lust, das Zwiegespräch zu beenden, weil ihm das junge Mädchen immer mehr gefiel: „Ich soll euch auch einen Kamin auf das Dach machen; der Hodza Adem Jazvin hat es gesagt." „Ich weiß nichts davon. Wozu brauchen wir einen Kamin? Seit je hat uns dieses einfache Loch genügt; so wird es auch weiter so bleiben können." Muharrem versuchte nun zu scherzen: „Aber ich will nicht, daß es durch dieses Loch auf dich regnet." Da wandte ihm Katica barsch den Rücken zu, indem sie sich anders hinsetzte; das war ihre Antwort. Muharrem ging. In der Türe blieb er aber noch einmal stehn und sagte, ohne den Kopf zu wenden: „Also am Abend komme ich wieder." Aber Katica blieb stumm; Muharrem biß ärgerlich in die Unterlippe und ging zu seinem Esel. Als Katica das Klappern der Eselshufe auf der Straße nur mehr ganz leise hörte, legte sie das Strickzeug weg und lief in die Türe, um Muharrem neugierig nachzuschauen.

In Mostar trieb Muharrem den Esel zuerst zur Moschee des Derwisch Pascha. Er brauchte nicht lange zu fragen, wo er den Grabstein für Omerbegovic abzuliefern hätte; denn die Brüder des Verstorbenen waren im Friedhof und machten den Hügel über dem Grab zurecht, das sie erst vor einigen Stunden zugeschüttet hatten. Muharrem half ihnen den Stein einsetzen. Es war nicht viel Raum da zu diesem Zwecke, so wäre der Stein knapp an die schüttere Erde des Grabes gekommen; und dann hätte er sich wohl bald nach einer Seite geneigt, oder er wäre völlig hingesunken zwischen das wuchernde Gras und Buschwerk. So wäre er für alle Zeiten geblieben, weil auf einem mohammedanischen Friedhof keine Menschenhand das Wachsen und Werden entheiligt. Muharrem riet also, mehr Abstand von dem frischen Grab zu nehmen, und er drängte selbst die widerstrebenden Äste eines benachbarten wilden Rosenstrauches zurück und schuf so genügend Platz. Während an der Aufstellung des Steines gearbeitet wurde, fraß sich der Esel an dem Gras und den Sträuchern der benachbarten Gräber satt. Als ihn Muharrem nach getaner Arbeit weitertrieb, trabte er ein ganzes Stück, froh, der Last ledig zu sein, so daß ihm Muharrem kaum folgen konnte.

Als sie beim Spital ankamen, band Muharrem den Esel vor dem Tor an einen Baum, und er selbst ging hinein, und in der Aufnahmskanzlei erfragte er die Milja Boro. Diese saß auf einer besonnten Bank im

Garten und blickte vor sich hin. Als sie den Muharrem erkannte, kam in ihr verrunzeltes Gesicht eine Bewegung, die wie ein schmerzliches Verziehen war, aber ein Lächeln bedeutete. Muharrem gab ihr den Brief ihres Sohnes aus Amerika. Da sie nicht lesen konnte, mußte er ihn vorlesen. Mutter Boro gab sich indessen mit diesem einen Vorlesen nicht zufrieden. Muharrem mußte es noch zweimal wiederholen. Dann saß sie wieder stumm und reglos da und blickte vor sich hin. Muharrem sagte ihr schließlich, daß ihn Vater Boro beauftragt habe, sie zu fragen, ob ihr Sohn Bozko sie einmal im Spital besuchen solle, oder ob sie selbst nach Hause kommen würde. Mutter Boro dachte noch eine Weile nach, und erst da schien sie zu begreifen, daß der Brief nicht bloß wie ein Gruß von ihrem Sohn gekommen war, sondern daß seine Worte etwas Wirkliches bedeuteten. Sie hatte ja von ihm schon so viele Briefe aus Amerika vorgelesen bekommen und in allen waren ähnliche Worte gestanden: die Fragen nach ihrem Wohlergehen; und daß er sich nach der Heimat sehne und wohl bald zurückkommen würde. Ja, aber in dem heutigen Briefe waren diese Worte doch anders gesetzt; da stand, daß er sich schon auf den Weg mache und bald kommen würde. Hier hatte das „bald kommen" einen anderen Sinn als in allen früheren Briefen. Als Mutter Boro nach der Anrede Muharrems zu dieser Erkenntnis gelangte, erfaßte sie eine große Erregung, und sie stand gleich auf und wiederholte einige Male: „Nein, daher wird der Bozko nicht zu mir kommen; ich werde ihn zu Hause erwarten." Mit ihren unsicheren Schritten ging sie gleich auf den Torhüter zu und sagte ihm, daß sie nach Hause gehen müsse, weil ihr Sohn aus Amerika zurückkomme. Sie wurde aber in die Kanzlei gewiesen. Von dort ging Muharrem mit ihr in einen Krankensaal, und zwei Herren kamen zu ihnen, denen Mutter Boro die gleichen Worte sagte. Der ältere der Herren stellte noch einige Fragen an die Kranke und schließlich flüsterte er dem anderen etwas ins Ohr, das weder die Alte noch Muharrem verstand. Das Geflüsterte aber war dieses: „Warum sollte man sie nicht in ihrem Dorfe sterben lassen?" Auf diese Äußerung hin schrieb der andere Herr einen Zettel, mit dem die Mutter Boro nun unbehelligt durch das Tor hinausgelassen wurde.

Muharrem band den Esel los und ließ ihn wieder vor sich hertraben. Den beiden folgte die alte Bäuerin. So hasteten sie durch die lange Hauptstraße von Mostar dem Südlager zu; und auch in den belebtesten Teilen der Stadt hielten sie sich beisammen, denn Muharrem, der doch der eigentliche Führer der Gruppe war, ging immer knapp hinter dem Esel, und daß die Mutter Boro sicher folgte, brauchte er nicht mit den Augen zu überwachen, weil er ohnehin ihr ununterbrochenes Hüsteln vernahm. Allen dreien war die rasche Gangart recht: das Tier strebte dem Stalle

zu; Muharrem hatte es eilig, weil er noch bei Tageslicht den Kamin auf das Haus der Jelena bauen wollte; und Mutter Boro hoffte bei diesem hastigen Gehen leichter mit ihren Kräften auszukommen. Als sie indessen am Südlager vorbei zu den Baracken des Garnisonspitals gekommen waren, wo sie links der Straße einige Soldaten im Grase liegen und sitzen sahen, setzte sich Mutter Boro plötzlich auf den Straßenrand und rief Muharrem nach: „He, Muharrem; bei Gott, ich kann nicht weiter;“ und diesen Worten folgte ein Hustenanfall. Muharrem hielt den Esel mit einem Zuruf an und kehrte zu der Alten zurück: „Wenn du nicht weiter kannst, haben wir doch den Esel, der dich tragen kann.“ Mutter Boro sagte unter Husten: „Dank dirs Gott, ja, auf dem Esel wird es vielleicht gehn;“ aber sie blieb weiterhin sitzen. Da stieg Muharrem zu ihr in den Straßengraben, und indem er sie aufforderte, sich an ihm anzuhalten, hob er sie hoch und trug sie zu dem Esel. Bald saß die alte Bäuerin rittlings auf dem Tragsattel und hielt sich mit beiden Händen vorne an den starken Hölzern; ihre Beine schlenkerten dem kleinen Tiere an den Flanken bis nahe an den Boden. Auf dem weiteren Wege blieb Muharrem an der Seite der Alten; aber er dachte schon über den Kaminbau bei der Jelena nach, und oft erinnerte er sich ihrer Tochter Katica, die er erst heute kennen gelernt hatte. Dreimal hielten sie, ehe sie bis zum Hause der Jelena kamen. Das erstemal mußte Muharrem die Alte aus dem Sattel heben und sie quer hinsetzen, das zweitemal setzte er sie nach der anderen Seite und dann wiederum rittlings; denn in der gleichen Stellung hätte Mutter Boro den langen Ritt nicht ausgehalten. Beim Hause der Jelena stieg Mutter Boro vom Esel hinunter und kauerte sich müde auf die Türschwelle. Die alte Jelena hatte die Schafe schon von der Weide heimgebracht; sie ließ sich von der Mutter Boro erzählen, warum sie den Weg machte, und gleich füllte sie für die gebrechliche Alte eine Schale mit heißem schwarzen Kaffee. Muharrem band den Esel zuerst an der kleinen Mühle an; dann trat er in die Hütte und besprach mit der Jelena den Kaminbau. Die Jelena legte das Hauptgewicht darauf, daß der Kamin nichts kosten dürfe, wie es ihr der Hodza versprochen hatte. Muharrem hätte die Besprechung gerne noch in die Länge gezogen, da auch Katica hier war, die ihm neben ihrer alten Mutter noch besser gefiel als früher. Aber die Bäuerin schnitt ihm das Wort ab: „Wenn es nichts kostet, so steig hinauf und mach den Kamin.“

Muharrem suchte sich die passenden Steine zusammen und schlug sie noch mit dem Hammer völlig zurecht, den er immer in den Gürtel gesteckt bei sich trug. Dann borgte er sich von der Jelena eine irdene Schüssel aus. Mit dieser holte er vom Ufer der Narenta her einen lehmigen Brei, dem er noch aus einer Tüte graue pulverige Erde beimischte. Das alles stellte er sich auf dem Steindach neben dem Rauchloch zurecht. Zum

Hinaufsteigen auf das Dach brauchte er keine Leiter, denn hangwärts reichte es so tief, daß sich Muharrem leicht hinaufschwingen konnte. Bevor er aber zu bauen begann, erinnerte er sich des Getreides zum Mahlen; er trug es in die Mühle, schüttete es oben in den großen Trichter, band den leeren Sack unten, wo das Mehl kommen sollte, fest, und dann ließ er das Mühlrad langsam hinunter ins Wasser, bis es sich zu drehen begann. So überließ er nun dem Wasser und der Mühle die Arbeit am Getreide und stieg wieder auf das Dach, wo seiner die andere Arbeit harrte, die seine Hände Griff um Griff ganz allein leisten mußten.

Die Mutter Boro war von dem schwarzen Kaffee so gestärkt, daß sie den Weg allein fortsetzen wollte. Sie war ungeduldig und wartete nicht, bis Muharrem fertig wurde, sondern sie trat selbständig den Weg an. Nach schweren Mühen und vielen Rasten kam sie spät am Abend im Dorfe an. Als sie zu Hause anlangte, fragte sie zuerst, ob Bozko schon da wäre. Er war noch nicht da, aber alle sprachen nur von seiner Rückkehr; und daß auch die Mutter zurückgekehrt war, fand keine sonderliche Beachtung. Sie hatte schon, bevor sie ins Spital gekommen war, durch Monate hindurch als schwache Kranke ihr Dasein im Hause gefristet, und wenn sie auch niemandem zur Last fiel, so konnte sie doch auch nicht bei schwierigen Arbeiten helfen und wurde mehr wie ein arbeitsunfähiges Kind angesehen. Ganz besonders beunruhigt von der Rückkehr Bozkos war sein jüngerer Bruder Iwan. Der hatte gehofft, daß Bozko zeitlebens sein Brot in Amerika verdienen werde und so der väterliche Hof, der freilich nur ein Kmetenhof war, ihm allein als Erbe zufallen müsse. Mit ihm bangte Fila um diesen Besitz. Sie lebte mit Iwan in freier Ehe im Hause seiner Eltern und hatte die Aussicht, hier dereinst Bäuerin zu werden. Sie war erst ins Haus gekommen, als Bozko schon ausgewandert war, und hatte nie daran gedacht, es könnte ein anderer als Iwan den Hof erben. Ihre Besorgnis machte sich plötzlich in der Frage laut: „Wer wird jetzt hier der Herr sein, wenn Bozko zurückkommt?" Der Vater Boro hatte nicht den Stolz des freien Bauern; zeitlebens hatte er seine Wirtschaft nur als Kmet des Jasarbegovic geführt, dem er alljährlich ein Drittel des Ertrages ablieferte. Ein freier Bauer hätte auf jene Frage wohl keine andere Antwort gehabt als: „Hier bin nur ich der Herr und bleibe auch weiter der Herr." Martin Boro aber, der sein Leben lang davon geträumt hatte, einmal den Kmetenbesitz freizubekommen, antwortete anders: „Man kann nicht wissen, vielleicht bringt der Bozko Geld mit von Amerika." So berieten sie mehr besorgt als erfreut, was nach Bozkos Rückkehr werden sollte. Die Mutter Boro konnte sich anfangs nicht am Gespräch beteiligen. Erst als sie einen Topf Milch mit Brot gegessen hatte und der Husten sich allmählich beruhigte, mischte auch sie sich in das Gespräch. Sie

beteiligte sich aber nicht an den sorgenvollen Erwägungen, wie es jetzt im Hause werden sollte; sie sprach nur von ihren Erinnerungen. Von jener Zeit sprach sie besonders, da der kleine Bozko die Schafe auf die Weide getrieben hatte; und bis zurück in die Zeit seiner Geburt erinnerte sie sich. Sie erzählte, wie sie mit ihrem Mann schon zwei Jahre gelebt hatte und immer noch nicht ein Kind kommen wollte. Da wandte sie sich an Hatidza, die schon damals gute Ratschläge zu erteilen wußte, und die hatte viele Mittel angeben müssen, bis endlich eines half. Schwer war es gewesen, da sie ja schon die guten Jahre hinter sich hatte. Einmal mußte sie auf Hatidzas Geheiß in dem Mist eines Hengstes ganze Gerstenkörner auffinden und sie dann in die Erde einsetzen. Als sie keimten, mußte sie drei davon aufessen und daraufhin sollte ein Kind kommen. Es kam aber keines, und Hatidza wußte noch von manchem anderen Mittel. Auch Vater Boro erinnerte sich nun daran, wie sie damals auch dieses versuchten: sie fingen einen schwarzen Hahn und schnitten ihm in den Kamm und in die Lappen; das Blut aus dem Kamme saugte er, der Mann, auf, und das aus den Lappen sie, die Milja. Geholfen hätte aber erst dieses: Milja suchte eine Frau auf, die in gesegneten Umständen war, und diese hieß sie saueres Brot zerkauen und nahm es dann durch die Latten eines Holzzaunes aus ihrem Mund in den eigenen Mund und aß es; und ein Jahr später war der Bozko zur Welt gekommen. Jene schwangere Frau war die Gattin des Nachbars Skeho gewesen, die Habibija, und das Kind, das sie damals unter dem Herzen getragen hatte, war Muzir, der jetzt mit ihrem Sohn aus Amerika zurückkehren sollte.

Als schließlich alle später als sonst zur Ruhe gingen, öffnete Mutter Boro ihre Truhe und suchte, was sie dem Bozko bei der Heimkehr schenken könnte. Sie fand ein kleines Tüchlein, das sie als Mädchen selbst gestickt hatte; das wollte sie ihm gleich beim Empfange geben. Zuerst breitete sie es auf dem Deckel der Truhe aus und betrachtete die bunten, seidenen Blumen darauf; und dann mußte sie vor Freude darüber weinen, daß sie es schon bald dem Bozko schenken würde. Sie nahm es zärtlich in ihre rauhen Hände, und mit den Ärmeln der Jacke wischte sie immer wieder über die Augen und die Nase.

Muharrem saß rittlings auf dem Dach neben dem Rauchloch und begann mit dem Bau des Kamins. Er beeilte sich nicht, da er doch durch das Loch in das Innere der Hütte sah und so ungestört die hübsche Katica im Auge behalten konnte. Freilich war auch ihre Mutter da. Aber in einiger Zeit ging die Jelena mit der Wäsche hinunter zur Narenta. Heute war sie durch das Hüten der Schafe mit ihren häuslichen Arbeiten verspätet und wollte nun noch den Abend dazu benützen, die Wäsche im Fluß zu waschen. Katica blieb zurück, aber Muharrem sprach sie nicht gleich

an. Erst als vom Fluß her der regelmäßige dumpfe Schall hörbar wurde, wie die Jelena mit dem Holz auf die nasse Wäsche losschlug, steckte Muharrem den Kopf in das Loch, das noch nicht geschlossen war, und sagte: „He, Katica, der Kamin wird doch nicht ganz umsonst sein.“ „Du hast es mit der Mutter besprochen, da geht es mich nicht weiter an.“ „Ja, das ist eine schwere Sache; ich hab es mir erst da oben überlegt.“ „Da werde ich die Mutter rufen müssen.“ „Nein, nein; bleib nur da. Du brauchst nicht die Mutter zu rufen; das können wir selbst ausmachen.“ „Wie viel willst du von der Mutter verlangen?“ „Von deiner Mutter will ich nichts verlangen. Du selbst kannst die Rechnung bezahlen.“ „Wie viel wirst du haben wollen? Ich hab doch gar kein Geld.“ Da steckte Muharrem den Kopf noch tiefer und dämpfte die Stimme: „Ich verlange kein Geld . . . du weißt es nicht, was ich haben will?“ Katica schaute halb heiter, halb ängstlich erwartend auf ihn und verneinte nur mit dem Kopfe. Muharrem flüsterte langsam: „Es fängt mit einem Kusse an –.“ Da schoß dem jungen Mädchen das Blut in den Kopf. Sie wandte sich rasch ab, und gleich darauf begann sie ein Lied zu singen; so schützte sie sich davor, noch weiter Muharrems Worte zu hören. Das Lied wurde immer lauter und Katica ging so singend aus der Hütte und kletterte ein Stück den Hang empor bis auf eine Stelle, von der aus sie ihre Mutter sah. Dort sang sie weiter und blinzelte dabei hinüber zu Muharrem.

Muharrem sputete sich jetzt mit dem Bau, und manchmal summte er frohgelaunt das Lied mit, aber nur so leise, daß er dabei Katicas Stimme auch hören konnte. Nach einer kleinen Weile kam die Jelena mit der Wäsche zurück und rief ihre Tochter herbei. Katica mußte nun die reine Wäsche in der Hütte auf eine Schnur zum Trocknen aufhängen, und die Mutter band einen zweiten Pack Wäsche zusammen, hob ihn auf den Kopf und trug ihn hinunter zum Fluß. Muharrem wurde nun mit dem Kamin fertig. Er besserte noch so lange da und dort einiges nach, bis er wieder die Schläge vom Flusse her vernahm. Dann steckte er seinen Hammer in den Gürtel, nahm die Schüssel mit der Lehmerde und stieg rasch vom Dach hinunter. Zuerst ging er zum Bach und wusch die Lehmerde von den Händen herunter und auch von der irdenen Schüssel, die er sich ausgeliehen hatte. Darauf trug er die Schüssel in die Hütte. Katica stand mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt und richtete ihren schlanken Leib hoch, um ein Wäschestück aufzuhängen. Muharrem stellte die Schüssel auf die Erde und trat geschwind ganz nahe hinter das junge Mädchen. Sie erschrak heftig, wollte es aber nicht merken lassen und arbeitete scheinbar ruhig weiter. Muharrem sagte verhalten: „Der Kamin ist fertig.“ Katica sprach ebenso schwer wie Muharrem: „Das ist

gut." „Jetzt sollst du aber bezahlen." Katica blieb bei diesen Worten Muharrems reglos stehen, als wäre sie am ganzen Körper gelähmt. Das große, nasse Tuch, das sie eben hatte aufhängen wollen, entglitt ihren Händen und der Mund zuckte ihr. Da besann sich Muharrem nicht lange; er schlang von rückwärts beide Arme um ihren Leib, preßte sie an sich und küßte sie auf die Lippen. Als er sie ein zweites Mal küssen wollte, fand sie ihre Kraft wieder und entwand sich seinen Armen; sie hatte Blut in der Stirne und Feuer in den Augen, aber sie brachte kein Wort über die Lippen. Muharrem langte wieder nach ihr, und da stieß sie hervor: „Wenn du nicht gleich gehst, ruf ich die Mutter!" Muharrem beschwichtigte sie aber: „Schau, Katica, jetzt ist alles bezahlt, jetzt verlange ich nichts mehr." Da mußte Katica ein wenig lächeln, und dann sagte sie mit einer freundlicheren Stimme: „Also da kannst du jetzt gehn." Muharrem ergriff sie bei der Hand: „Du mußt dir doch noch anschauen, was du bezahlt hast." Katica schärfte ihm noch ein: „Gut; wenn du vernünftig sein wirst, so will ich mir den Kamin anschauen gehn;" und dann ließ sie sich von ihm hinausführen vor die Hütte. Auf einige Entfernung machten sie halt und kehrten sich um. „Da schau, Katica, gefällt er dir?"

Der Kamin aus den frischbehauenen Steinen schimmerte in der Dämmerung so gefällig auf dem Dach und gab der armseligen Hütte ein so gutes Ansehen, daß Katica voll Bewunderung ausrief: „Ja, der ist bei Gott schön." Wie sie so dastand, das Gesicht erhoben und den Mund vor Staunen halb geöffnet, da konnte Muharrem nicht widerstehen; er schlang wieder die Arme um sie und küßte sie heftig. Diesmal konnte sich Katica wehren; aber sie tat es ohne Zorn, und auch nach der Mutter rief sie nicht. Muharrem ließ sie nicht mehr los. Er flüsterte ihr überstürzt mit erregter Stimme zu: „Du mußt mir jetzt helfen, das Mehl aus der Mühle holen, und dann müssen wir den Sack dem Esel aufladen. Und das Mühlrad muß abgestellt und die Türe versperrt werden." Er zog sie an der Hand zur Mühle hin, und sie folgte ihm willig. Aber sie taten nicht, was er gesagt hatte. Bei der Mühle setzte sich Muharrem auf einen großen Stein und zog das Mädchen zu sich nieder. Er umschlang sie so fest, daß es ihr nicht geholfen hätte, sich zu wehren, wenn sie es auch gewollt hätte. Aber Katica wehrte sich nicht und duldete es pochenden Herzens, daß er ihr das ganze Gesicht über und über mit Küssen bedeckte. Schließlich hielt er inne und blickte sie lange innig an. „Du hast ja kein schwarzes Haar, Katica. Ich sehe es erst jetzt. Dein Haar ist so schön gelb wie die feinsten trocknen Tabakblätter. Wenn mir jemals eine gefiel, so hatte sie gewiß schwarzes Haar. Dein Haar aber ist hell, und doch gefällst du mir besser als alle, alle zusammen." Da wollte er auch noch ihr Haar küssen, aber beide schreckten vor irgend etwas empor. Sie horchten eine Weile

auf; alles blieb still. Da merkten sie, daß es gerade die völlige Stille war, die sie so erschreckt hatte — die dumpfen Schläge am Flußufer hatten aufgehört. Katica sprang auf und flüsterte: „Die Mutter kommt,“ und eilte in die Hütte. Muharrem rief ihr nach, so laut als es mit Flüsterstimme möglich war: „Ich werde warten!“ Als er die Jelena von der Narenta heraufkommen sah, ging er in die Mühle und stellte rasch das Wasserrad ab, denn der Mühlstein war bereits leer gelaufen. Dann band er den gefüllten Mehlsack ab und trug ihn hinaus und wollte ihn gleich auf den Tragsattel binden. Er besann sich aber, daß er noch warten wollte. So stellte er den Sack unter das vorspringende Dach und setzte sich wieder auf den Stein und wartete.

Das Warten war vergeblich. Nach einiger Zeit wurde die Tür der Hütte geschlossen, und ein Schlüssel kreischte im Türschloß. Muharrem gab indessen die Hoffnung nicht auf; er wollte wieder warten, und sollte es die ganze Nacht dauern. Er nahm dem Esel den Tragsattel ab und band das Tier auf einer Stelle an, wo es sich niederlegen konnte. Die Decke, die unter dem Tragsattel war, nahm er für sich als Lagerdecke; den Mehlsack legte er quer als Polster, ließ sich auf den harten Boden nieder und deckte sich zu. Lange vermochte Muharrem nicht ruhig zu liegen. Er stand wieder auf, und in seinen weichen Opanken schlich er ganz leise zur Hütte. Er horchte an der Tür; alles war ruhig. Er kroch unter das niedrige Fenster hin, aber auch dort hörte er nichts. Da tastete er mit seinen heißen Händen bis an die Scheiben hin und wollte klopfen. Dann besann er sich dennoch anders und schlich zu seinem Lager zurück. Nun lag er wieder zugedeckt da und wollte einschlafen. Aber das Blut brannte ihm im ganzen Leib, daß es ihm völlig taumlig wurde. Er warf die Decke weg; aber die Hitze ließ nicht nach. Da stand er auf und warf auch ein Kleidungsstück nach dem andern vom Leibe. Als er ganz nackt war, sprang er zum Bache hin und tauchte in das kühle Wasser. Das trieb ihm die Hitze aus dem Leib und machte ihn vollkommen ruhig. Er blieb so lange im Wasser, bis ihm schon die Zähne klapperten. Dann stieg er hinaus und zog sich langsam an. Die trockenen Kleider wärmten ihn wohlig, und als er sich niederlegte und zudeckte, schlief er alsbald ein.

Im grauenden Morgen weckte ihn der kreischende Ruf des Esels. Er sprang auf, setzte dem Esel den Tragsattel auf und lud den Mehlsack darauf; und ehe oben im Dorfe Adem vom Minarett zur Morgenandacht rief, war Muharrem mit dem Esel daheim.

Das große Schiff „Helena“ zog mitten durch die Adria, ohne sich irgendwo aufzuhalten, dem Hafen von Fiume zu. Es trug nur wenige Passagiere; zum großen Teile bestand die Ladung in toter Ware.

Aber in Fiume sollte es wieder lebendige Fracht aufnehmen, die vielen Auswanderer, die von ihrer Heimat enttäuscht in Amerika die Erfüllung ihrer Hoffnungen erwarteten. Muzir Sekho und Bozko Boro lugten vom Mitteldeck der „Helena" nach der Küste rechter Hand aus. Dort sahen sie in der Ferne wie aus gewichtlosem Dunst geformt die Berge ihrer Heimat; und so gesehen erschienen sie ihnen noch unwirklicher, als wenn sie sie von noch weiter her mit dem Auge der Erinnerung angeschaut hätten. In Fiume aber stiegen sie auf einen kleinen Dampfer, der sie dann längs der Küste in drei Tagen bis Metkovich bringen sollte. Das Schiff hielt in vielen Häfen, sowohl an den Inseln als auch an der dalmatinischen Küste, und da hörten sie mit immer erneuter Freude die Sprache ihrer Heimat. Auch die Berge längs der Küste erschienen ihnen jetzt anders; je weiter sie gegen den Süden kamen, desto ähnlicher wurden diese dalmatinischen Karstberge den kahlen Höhen ihres Vaterlandes. Muzir war der ruhigere; ihn hatte nicht die Sehnsucht nach der Heimat zurückgetrieben; wäre sein Gefährte in Amerika geblieben, hätte er selbst nicht daran gedacht zurückzukehren. Je näher sie dem Ziele kamen, desto häufiger klagte er darüber, wie schwer es ihm fallen würde, sich in die Verhältnisse daheim zurechtzufinden. In Amerika habe er ruhigen Gewissens als rechtlicher Moslim gelebt, und fern von jedem Gotteshaus habe er seine Gebete besser verrichtet als jemals daheim in der Moschee. Er fürchtete nun die stete Überwachung durch seine Glaubensbrüder; und auch ihr Beispiel fürchtete er. Er sagte: „Wir Moslim werden nicht so rasch erlernen zu arbeiten. Seit Jahrhunderten haben wir unsere Kmeten für uns das Land bebauen lassen und die Arbeit ist uns fremd geworden. Dort drüben hab ich arbeiten gelernt; aber weiß ich, ob ich zu Hause die Kraft finden werde, an die Arbeit zu gehen, wenn die anderen bei schwarzem Kaffee und Zigaretten sitzen und schwatzen?" Bozko hingegen war voll Ungeduld. Kehrte er doch mit so großen Ersparnissen heim, daß es ihm möglich war ein Haus und Felder schuldenfrei zu erwerben. Seine Vorfahren hatten alle nur als Kmeten der Jafarbegovice die Erde bebaut, er aber konnte jetzt ein selbständiger Bauer werden. Die Bauernwirtschaft seines Vaters konnte er freikaufen oder einen anderen Besitz im Dorfe erwerben; und bald sollte der armselige Kmetenname Boro einen besseren Klang bekommen. Sein Gesicht war wie im Fieber, wenn er von diesen Dingen sprach, und er begann immer wieder hastig auf und ab zu gehen auf dem kleinen Deck, denn er konnte es nicht erwarten, seinen Fuß auf die heimatliche Erde zu setzen, von der jetzt auch ihm selbst ein Stück zu eigen werden sollte.

Dann kamen sie aus den dunklen, klaren Meereswellen in das trübe Wasser der Narentamündung, und endlich erblickten sie den kegelförmigen

Hügel, an dessen Fuße die herzegowinische Hafenstadt Metkovich liegt. An den Hafendämmen wurde gearbeitet, und das Schiff konnte nicht anlegen. Es warf auf einige Entfernung vom Ufer die Anker, und einige Boote kamen heran, um vorerst die Passagiere ans Land zu bringen. Als das Fallreep hinabgelassen wurde, drängte sich Bozko heran, um als erster einen Platz im Boote zu bekommen. Er begann so hastig hinabzuklettern, daß er mit einem Fuß den schmalen Auftritt verfehlte. Da er in der rechten Hand das Bündel mit seinen Habseligkeiten hielt, vermochte die Linke allein das Gewicht des Körpers nicht zu halten, und Bozko fiel rücklings hinunter in das angelegte Boot. Muzir erschrak heftig, und mit seinen langen Beinen nahm er zwei und zwei Sprossen, um rasch seinem Gefährten beizustehen. Ehe er aber unten ankam, hatte sich Bozko schon von selbst aufgerichtet und hingesetzt; er war zwar blaß, aber er lächelte, als schäme er sich seines überhasteten Tuns. Muzir setzte sich neben ihn und sagte vorwurfsvoll: „Siehst du, wozu deine Eile gut ist. Hast du dir nichts gemacht?“ Bozko verneinte verlegen mit dem Kopf. Als sie dann das Ufer betraten und sich zusammen abseits stellten, um ihre Bündel zu ordnen, fragte Muzir nochmals: „Hast du dir wirklich nichts gemacht? Du bist noch immer so blaß.“ Da wollte Bozko antworten, aber er setzte wie ein Stotterer ein, und es kam kein Wort über seine Lippen. Er machte weitere Anstrengungen, doch brachte er nur ein mißtöniges Gelalle hervor. Schließlich entfiel das Bündel seinen Händen, und er griff wie ein Irrsinniger ins Leere und heulte wie ein Tier auf; dann schlug er die Hände vors Gesicht und stöhnte und schluchzte. Muzir war zuerst entsetzt einen Schritt zurückgewichen; nun trat er aber rasch zu ihm, faßte ihn an den Schultern und schüttelte ihn sanft: „Weine nicht, Bozko. Der Schreck beim Sturz hat dir die Rede verschlagen. Sei doch ruhig; in einer Weile wirst du wieder sprechen können.“

Bozko fand aber die Sprache nicht wieder. Nachdem er sich allmählich beruhigt hatte, mahnte Muzir zur Fortsetzung der Reise. Sie sollten zur Bahnstation gehen, um den Weg bis Mostar mittels Eisenbahn zu machen. Indessen weigerte sich Bozko, auf die Station zu folgen, und auch in die Stadt wollte er nicht gehen; er wich den Menschen scheu aus, als trüge er ein weit sichtbares abstoßendes Gebrechen. Schließlich brachte ihn Muzirs Zureden dahin, daß sie langsam zu Fuß auf der Straße in der Narentaniederung flußauf zogen. Die Verzweiflungsanfälle, denen Bozko von Zeit zu Zeit unterlag, erschienen Muzir nicht so schrecklich wie die Niedergeschlagenheit, die ihnen jedesmal folgte. Der große Muzir hielt immer einen Arm um Bozkos Schulter geschlungen und führte ihn so weiter, indem er nicht müde wurde, Worte des Trostes zu suchen. Das Unglück hatte es plötzlich offenbar gemacht, daß sie Freunde waren. In der langen

Zeit schwerer Arbeit, die sie in den amerikanischen Bergwerken Seite an Seite verbracht hatten, war es ihnen nie zum Bewußtsein gekommen, daß auch mit dem Herzen einer zum andern hielt. Jetzt aber scheute sich Muzir nicht, seinem verunglückten Gefährten so zärtliche Worte zu sagen, wie sie eine Mutter zu ihrem Kinde redet. Und Bozko dankte ihm, wenn er sich aus seiner Niedergeschlagenheit ermannte, mit einem Druck der Hand oder mit einem innigen Lächeln. Diese Hingabe lehrte Muzir auch bald die richtigste Art, wie er zu seinem Freunde sprechen mußte. Da das Verlangen, mitzusprechen, Bozko immer wieder in neue schmerzliche Verlegenheiten brachte, vermied es Muzir, an ihn irgendeine Frage zu stellen; er wußte seine Worte so geschickt zu setzen, daß es Bozko gar nicht mehr so vorkam, als wäre er an dem Gespräche nur stumm beteiligt. Muzir sagte seinem Freunde, daß er ihn nie mehr verlassen werde und daß sie somit beide ganz gut mit einer Zunge auskommen würden; demnach hätte Bozko keinen Grund, so unglücklich zu sein. Ja, er machte ihm sogar den Vorschlag, gleich zurückzukehren und mit dem nächsten Schiff wieder nach Amerika zu ziehen. Bozko gab mit Zeichen zu verstehen, daß er selbst wünsche, bald in die Fremde zurückzukehren, aber doch nicht, bevor er das Vaterhaus wieder betreten hätte.

Als die Dämmerung hereinbrach, waren sie schon in Caplina angelangt. Sie gingen in einen Han, aßen und legten sich dann in einem dumpfen Schlafraum zur Ruhe. Am Morgen erwachte zuerst Muzir. Er hatte heute einen kurzen Schlaf, weil sein Kopf von der Aufregung und von dem vielen Sprechen des gestrigen Tages voll Unruhe war. Dagegen schlief Bozko nach dem niederschmetternden Erlebnis einen tiefen Schlaf. Muzir betrachtete besorgt seinen Gefährten und hätte ihn am liebsten gleich geweckt, um zu erfahren, ob er die Sprache wiedergefunden habe. Dann besann er sich doch anders. Er ging in den Hof, wusch sich beim Brunnen und kam wieder an das Lager zurück. Dort glättete er die Falten der Lagerdecke, kniete darauf mit dem Gesicht gegen Mekka gekehrt nieder und begann seine Morgenandacht. Gerade als er die letzte Verbeugung machte, schlug Bozko die Augen auf. Sie blickten einander lange erwartend an und keiner wollte sich zuerst äußern; es war eine Stille voll Bangigkeit und Hoffnung. Schließlich begann Muzir doch zu reden und besprach, ohne das unglückliche Ereignis von gestern und seine Folgen zu erwähnen, den Plan, wie sie heute die Wanderung fortsetzen wollten. In seine hastige laute Sprache hinein versuchte Bozko einigemal ja zu sagen und erkannte zu seinem Schmerz, daß er noch weiterhin sein Übel zu tragen hatte; auch Muzir entgingen die vergeblichen Versuche seines Freundes nicht, so ging er alsbald dazu über, ihn von neuem zu trösten. An diesem Tage kamen sie rascher vorwärts. Bozko hatte sich mit seiner Notlage immerhin ab-

gefunden, und er ging mit langen entschiedenen Schritten, nicht so gehemmt wie gestern, da ihn das begrenzte Übel noch in seinem ganzen Tun behindert hatte. Schon bald nach Mittag trafen sie beim Haus der Jelena ein. Muzir konnte da einen Verwandten begrüßen, der hier unterwegs von Mostar nach seinem weiten Gebirgsdorf gerastet hatte. Obwohl sie hätten in seiner Gesellschaft bis nach Hause gehen können, schlossen sie sich ihm doch nicht an, weil er keine Zeit mehr hatte, zu warten, sie selbst aber hier gründlich ausruhen wollten, bevor sie den Aufstieg begannen.

So kam es, daß ihnen die Nachricht von ihrer Ankunft vorauslief und sich im Dorfe so rasch verbreitete, als hätte sie einer vom Minarett herunter mit lauter Stimme verkündet. Sie drang auch in die Elternhäuser, in das Haus Skeho und in das Haus Boro, und erzeugte da eine erwartungsvolle Unruhe. Aber auch des ganzen Dorfes bemächtigte sich diese Unruhe; es war nicht anders, als ob jemand den Leuten eingeredet hätte, daß heute ein Feiertag sei. Die Arbeit blieb stehen, und die Menschen ergingen sich vor den Häusern wie an Festtagen. Bis in die Schule des Adem Jazvin hatte sich die Nachricht hineingestohlen. Die Kinder wurden unaufmerksam und geschwätzig, und Adem mußte früher als sonst schließen. Noch ungebundener kam die durch das Außergewöhnliche erregte Heiterkeit der Kinder zum Ausdruck, als sie das Schulzimmer verließen. Heute gingen die Knaben voraus. Die ersten sprangen über die freie Treppe jauchzend, indem sie immer mehrere Stufen auf einmal übersprangen. Unten kam einer in seinem Übermut auf den Einfall, sich auf die letzte Stufe der Länge nach hinzulegen, damit die folgenden gezwungen wären, über ihn hinwegzuspringen. Der nächste aber sprang nicht über ihn, er wollte die Verlegenheit der nachkommenden noch vergrößern, indem er sich auf der zweiten Stufe hinstreckte. Indessen versuchten auch die nächstfolgenden nicht den Sprung, sondern einer nach dem anderen ahmte das Beispiel der ersten nach, so daß die ganze Stiege alsbald aus lauter lebendigen lachenden Stufen bestand. Nun kamen die Mädchen aus dem Schulzimmer. Voran ging die älteste, die Lejla des Skeho. Sie besann sich nicht lange und ging auf den Scherz der Knaben ein. Rasch streifte sie die Holzpantoffel ab, und lachend wollte sie über die Buben hinunterschreiten. Die Nächsten wurden durch das Nachdrängen der Neugierigen zum gleichen Tun genötigt. Aber keine vermochte aufrecht bis hinunter zu kommen. Sie purzelten alle über die johlenden Jungen hinab, und auch mancher Bub verlor dabei seinen Halt und kugelte mit hinunter, daß unten ein großer Knäuel von kreischenden Kindern entstand. Adem, der, durch das Lärmen aufmerksam geworden, ans Fenster getreten war, wollte anfangs mit Strenge zu anständigem Betragen mahnen. Als er aber das Gepurzel der Kinder sah, wurde er von der allgemeinen Fröhlichkeit

fortgerissen und begann aus Leibeskräften zu lachen. Erst als die Kleinen schreiend und lachend alle davongestoben waren, beruhigte er sich allmählich, während er sich noch die Tränen von den Augen wischte.

Außer Adem hatte aber noch ein Zweiter dem tollen Treiben zugesehen. Es war Hassan, der Bruder der Lejla, der gekommen war, um die Tasse und den leeren Ibrik von Adems Mittagskaffee abzuholen. Der lachte nicht. Als sich Lejla aus dem Knäuel der Kinder befreit hatte, sprang er hinzu, faßte sie beim Handgelenk und zerrte sie hinter sich her nach Hause. Lejla wimmerte und klagte, denn sie ahnte beiläufig, was ihrer wartete. Hassan wußte trotz seiner Jugend die ganze Familie einzuschüchtern und zu beherrschen. Er hatte von einem Schulkameraden, namens Izzet, der jetzt in Mostar studierte, um Hodza zu werden, allerlei Ideen aufgenommen, so daß er den islamitischen Glauben und allen alten Brauch aufs äußerste gefährdet wähnte. Izzet gab einigen Altersgenossen im Dorfe, die er für seine Anschauungen gewonnen hatte, kund, daß sich in der gesamten mohammedanischen Welt die Jugend einige, den Gesetzen des Korans wieder die volle Geltung zu verschaffen. Für eine ganz besondere Gefahr hielten sie es, daß die Frauen, vom Beispiel der Christinnen und der Fremden verführt, ihre Sitten zu verändern schienen.

Als Hassan mit seiner Schwester den väterlichen Hof erreicht hatte, stieß er das Tor hinter sich zu und trieb Lejla mit Schlägen vor sich her in die Stube. Seine Mutter, die welke Habibija, arbeitete im Hofe, und Hassan schrie sie an, als wäre sie mit schuld an dem Betragen ihrer Tochter: „Wenn du sie nur gesehen hättest, wie sie sich mit den Buben auf der Erde herumgewälzt hat. Erkennst du es denn nicht, daß sie schon zu alt ist für die Schule? Schau sie nur an, wie sie fett ist; wenn sie hinfällt, so müssen selbst alte Männer lachen. Von morgen an muß sie den Schleier tragen! Ich werde es dem Vater schon erklären." Habibija, von Jugend auf dazu erzogen, im Manne den unbeschränkten Gebieter zu sehen, wagte es nicht, ihrem Sohne, der sie schon um einen Kopf überragte, zu widersprechen. Hassan schloß auch die Haustür hinter sich und schlug weiter mit den Fäusten auf Lejla los. Sie wehrte sich und hieb zurück, so weit ihre Kräfte reichten. Erst als sie sich unbeweglich auf die niedrige Wandbank kauerte und ihn gewähren ließ, hörte er auf sie zu schlagen. Damit war die Strafe aber noch nicht zu Ende. Er zwang sie nun, sich lang hinzustrecken, und die Arme und Beine band er ihr an der Bank fest. Dann zog er ihr die Strümpfe ab und fing an, sie an den Fußsohlen zu kitzeln. Lejla, die schon einmal diese Strafe hatte über sich ergehen lassen müssen, biß die Zähne aufeinander und hielt ganz ruhig. Plötzlich aber ging ein Zucken durch ihren ganzen Körper und sie begann wie irrsinnig um Hilfe zu rufen. Die Rufe verhallten aber wirkungslos;

denn der Vater war weit weg auf dem Feld und Habibija zog es vor, sich aus dem Hof zu entfernen, um Lejlas Schreie nicht zu hören. Sie nahm einige Stücke Wäsche und trug sie hinaus vors Haus, um sie dort in der Bachrinne zu waschen. Die kleine fünfjährige Hatka, die spätgeborene Tochter, hielt sich ängstlich an den Falten der weiten Pluderhose der Mutter und ging mit ihr vors Haus. Hassan war mit dem Gebaren der Lejla zufrieden. Er höhnte in ihr verzweifeltes Schreien: „Recht so; da sehe ich, daß es wirkt." Und allmählich stellte er ihr verschiedene Fragen, ohne dabei die teuflische Arbeit seiner Fingerspitzen zu unterbrechen: „Wirst du dich noch einmal mit den Buben herumwälzen? Willst du von nun an den Schleier nehmen? Wirst du achtgeben, daß du nicht durch dein Betragen fremde Männer zum Lachen bringst? Wirst du immer deinem Bruder Hassan folgen? Willst du den Gesetzen des Korans genau gehorchen? . . ." Lejla hörte seine Worte nicht deutlich, weil sie selbst nicht ruhig zu bleiben vermochte. Da wiederholte Hassan jede Frage so oft, bis Lejla mit einem kreischenden Ja oder Nein zu seinem Willen antwortete. Erst als er keine Frage mehr zu stellen hatte, ließ er endlich ab von ihr. Nachdem er sie losgebunden hatte, blieb sie noch lange wie vernichtet liegen, ohne sich zu regen.

Mittlerweile hatten Muzir und Bozko das letzte Stück ihrer Heimreise bewältigt. Als sie schon ganz nahe an die ersten Häuser des unteren Dorfes gekommen waren, bemächtigte sich des Stummen eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er fühlte sich nicht fähig, an diesen Häusern vorbeizugehen und die Fragen der Menschen zu erdulden, auf die er nichts zu antworten vermöchte. Er bat Muzir mit Zeichen, er möge vorausgehen und den Leuten von seinem Unglück sagen. Muzir verstand sofort und sprach: „Ja, ich werde jetzt vorausgehen und werde besonders in deinem Hause alle darauf vorbereiten, daß du seit gestern nicht zu reden vermagst. Dann wird dich niemand mit albernen Fragen belästigen, und das Wiedersehen wird gerade so schön werden, als wenn du schon wieder sprechen könntest. Warte nur hier irgendwo abseits des Weges, bis ich dich wieder abhole."

Muzir schritt nun mit seinen langen elastischen Schritten den Weg hinan zwischen den Häusern des unteren Dorfteiles. Obwohl er nicht die heimische Kleidung trug, wurde er von den meisten sehr bald erkannt. Er antwortete auf die vielen Willkommgrüße aus den Fenstern und Toren häufiger mit einem breiten Lachen als mit Worten. Trat einer an ihn heran, so schüttelte er ihm die Hand, aber er ließ sich nicht auf die hier übliche umständliche Höflichkeit ein, sondern eilte weiter dem oberen Dorfteil zu. Wenn er etwas sagte, galt es gleich einigen auf einmal: „Ich danke euch, Brüder, es geht mir gut; und auch ihr seid wohlauf, wie ich sehe . . . Ich werde euch bald aufsuchen . . . . ja, auch Bozko kommt . . . . ich eile zu den

Meinen . . ." Muzir entschwand bald den neugierig Nachblickenden hinter einem Steinriegel. Er schaute nun unverwandt auf die Spitze des Minarettes, die als erstes vom oberen Dorfteil sichtbar wurde; und mit so freudiger Hast schritt er vorwärts, daß er, oben angelangt, eine Weile halten mußte, um wieder zu Atem zu kommen. Dabei kehrte er sich um und überschaute alles ringsumher, und seine Augen nahmen Nahes und Fernes mit gleich liebevollen Blicken auf.

Nach dieser kleinen Rast ging Muzir weiter, und bald bog er um die Ecke des Hauses Jasarbegovic. Er blickte zu dem offenen Erkerfenster hinauf, in dem Aisa unverhüllt lehnte, und blieb sofort betroffen stehen. Da sie ihn nicht gleich bemerkt hatte, trat er rasch hinter die Hausecke zurück. Er wollte nachdenken, wer diese liebliche Erscheinung sein könnte, aber seine Sinne waren von dem Anblick ganz verwirrt. Schon unterwegs hatte ihm oft das Blut rascher zu klopfen begonnen, wenn er eine von den schlanken, biegsamen Hirtinnen in der geliebten heimatlichen Kleidung erblickt hatte. Da war ihm aber immer die Freude getrübt durch das Unglück des Freundes. Nun war er aber allein, und die da oben hatte ihn schon auf den ersten Anblick hin schöner gedünkt als alle Frauen und Mädchen, die ihm das Leben und die Träume bisher gezeigt hatten. Es hielt ihn nicht lange; er trat wieder vor, als käme er eben des Weges. Aisa hatte ihren Vater erwartet und glaubte nun, Muzir wäre der Vater; und ohne ihn zuerst recht anzublicken lächelte sie ihm in gewohnter Zärtlichkeit entgegen.

Auch Aisa sollte bei dieser Begegnung einen Schauer von Liebesglück empfinden; da sah sie zum erstenmal einen Mann, der auch einem Vergleich mit ihrem Vater standhielt; und daß sein Name mit M begann, mußte für sie auf die Prophezeiung der Hatidza hin eine verheißungsvolle Überraschung bedeuten. Als Aisa ihren Irrtum erkannte, wollte sie sich rasch zurückziehen; da begann aber Muzir sogleich zu sprechen, und seine Worte hielten sie mit geheimnisvoller Gewalt am Fenster fest. Sie vermochte nicht seine Worte ohne Antwort zu lassen. Muzir sprach so, als könne er es nicht glauben, daß es die volle Wirklichkeit sei, was er da erlebte: „Das ist das Haus des Hairo Jasarbegovic —" „Ja, das ist das Haus des Jasarbegovic." „Da hat Hairo eine neue Frau genommen." „Nein, er hat nicht eine Frau genommen; er ist mein Vater." „So wärst du die kleine Aisa?" „Ja, ich heiße Aisa, aber ich kenne dich nicht." „Ich bin Muzir, der Sohn des Ibro und der Habibija; du kennst deine Nachbarn nicht?" Als Aisa diesen Namen vernahm, wurde sie über und über rot, machte mit den Händen einige verlegene abwehrende Bewegungen, und schließlich begann sie zu stammeln: „Muzir? . . . Ja, Muzir . . . wahrhaftig, du heißt Muzir. Alle Namen mit M weiß ich, nur dieser eine blieb mir verborgen." Sie richtete sich auf und wich langsam zurück, so

daß Muzir nur mehr ihr Antlitz sah. Er bat: „Bleib doch im Fenster; wir sind Nachbarn, vor mir brauchst du dich nicht zu verbergen. Du hast meinen Namen vergessen gehabt?" „O nein; ich weiß deinen Namen genau – Muzir." „Was scheint dir so seltsam an diesem Namen?" „O nichts. Ich hab nur vergessen, daß du so groß bist. Niemand hier war so groß wie mein Vater." „Ich bin noch größer als dein Vater; ich kann bis zu dir langen." Bei diesen Worten stellte sich Muzir auf die Fußspitzen und streckte die Rechte zu ihr empor. Aisa beugte sich über das Fensterbrett ganz tief, bis sie mit einer Hand Muzirs Finger berühren konnte. Wie sie sich Muzir so genähert hatte und ihm nun voll in die Augen sah, überkam sie ein Gefühl, als gäbe es kein Einhalten mehr, als müsse sie sich widerstandslos hinabsinken lassen in seine Arme. Muzir flüsterte zärtlich zu ihr hinauf: „Kleine Aisa . . . kleine Aisa"; und sie fühlte den Hauch der Worte warm längs des Armes empor. Das viele Blut, das ihr in den Kopf strömte, verdunkelte ihr schon den Blick. Da riß sie sich endlich empor und lehnte sich an den Fensterrahmen. Sie fühlte das Blut, das ihr aus dem Herzen und aus dem ganzen Leib ins Antlitz gekommen war, heiß in den Wangen, und sie mußte sich schämen. Eine Hand hielt sie vor die Augen und die andere begann das Holzwerk des Fensters zu schließen. Muzir flehte sie an: „Bleib noch, kleine Aisa." Das Mädchen flüsterte aber durch das Holzgitter: „Geh, Muzir, mein Vater ist streng; ich darf nicht." Dann war sie seinem Blick entschwunden. Muzir blieb noch eine Weile unter dem Fenster. Endlich besann er sich aber, daß er seinen Freund nicht zu lang warten lassen dürfe; er ging weiter.

(Fortsetzung folgt)

Deutsche Erzähler
von Hermann Hesse

Die Kriegszeit nötigt uns, des eigenen Wesens wieder möglichst klar bewußt zu werden. Nicht um jede Spur fremden Einflusses mit dem Messer auszuschneiden (die Versuche zu einem Boykott ausländischer Literatur und Kunst stellen doch wohl nur einen gutgemeinten Irrtum vor), sondern um zu sehen, auf welchen Anlagen unsre Ansprüche auf die Mitbestimmung der Weltgeschichte eigentlich beruhen. Und nebenher mag man wohl auch das Experiment machen und, analog etwa den ähnlichen Bestrebungen auf wirtschaftlichem Gebiet, auszuprobieren versuchen, wie weit wir Deutsche auch im Geistigen bei einer Beschränkung auf die eigene Produktion zu bestehen vermöchten.

Bei der Musik dürfte das nicht schwer fallen, obwohl auch von der Selbständigkeit deutscher Musik natürlich wenig übrig bliebe, wenn man versuchen wollte, sich die Vorgeschichte, die italienischen Lehrmeister, wegzudenken. Indessen war es immer gerade ein deutsches Ideal, Fremdes dankbar aufzunehmen, es sich nicht nur äußerlich anzueignen, sondern innigst zu assimilieren. Und wenn es für mich einen Gefühlsbeweis für die Annahme einer nähern Verwandtschaft der Germanen mit den alten Indern gibt, so ist es die ahnungsvolle Bereitschaft, mit welcher bei uns der Kern der indischen Erkenntnis aufgenommen, und die geniale Systematik, mit der dieses geistige Indertum von Schopenhauer für uns neu aufgebaut wurde. Immer ist mir die deutsche Tugend oder Schwäche, sich in Fremdes ganz zu versenken, als das Zeichen einer denkerischen Überlegenheit und Duldsamkeit erschienen, als ein sehr stolzes Nichtanerkennen von Zoll- und Rassegrenzen im rein Geistigen!

Wie viel Italien steckt in Mozart, und wie deutsch ist er geblieben! So steht es mit Dürer, so mit Goethe. Doch ist wohl die Musik die einzige Kunst, in welcher ein Deutscher von hohen Ansprüchen zur Not ohne alle Anleihen bei fremden Nationen bestehen könnte – und die hohen Ansprüche wollen wir doch wahrlich nicht aufgeben. In der Literatur ist davon keine Rede; dazu war der deutsche Geist von jeher zu kosmopolitisch, zu ehrfürchtig vor dem überlieferten Besten, vor Homer und vor Rom. Dennoch ist die deutsche Literatur reich genug! Sie hat keinen Ariost, sie hat keinen Swift, sie hat keinen Dostojewski – aber sie gäbe um keinen von ihnen Goethe her, und auch nicht um alle drei. Bleibt noch Shakespeare, der nah Verwandte, den sich Deutschland trotz der Sprachverschiedenheit inniger zu eigen gemacht hat als des Dichters eigene Heimat.

Machen wir einmal eine Probe und denken wir uns, wir wären in

unserer täglichen Lektüre für längere Zeit einmal einzig auf unsere eigene Literatur angewiesen, auf die deutschen Erzähler also, denn Erzählungen (Romane, Novellen) sind es ja doch, die unsere Lektüre der Masse nach beherrschen. Wir schließen dabei die moderne Produktion aus, als nicht endgültig beurteilbar, und wir lassen nur Dichter und Werke gelten, denen wir einen überzeitlichen, von aller Mode unabhängigen Wert zuerkennen müssen. Wegbleiben muß für unseren Zweck leider auch die ganze ältere Dichtung, soweit ihre Sprache nicht mehr die unsere und dem heutigen Gebildeten nicht mehr ohne weiteres verständlich ist. Es bleibt also die Zeit etwa vom Dreißigjährigen bis zum Siebziger Krieg.

Ich stelle mir diese Auswahl von Werken als eine Hausbibliothek vor, und ich versuche später in Kürze diese ideale Bibliothek, natürlich ohne den Ehrgeiz nach Vollständigkeit, zu charakterisieren. Dabei spreche ich von manchen berühmten Büchern so, als kennte sie niemand, und suche ganz zu vergessen, welche Schande es eigentlich ist, daß tatsächlich fast niemand sie kennt. Und ich stelle mir mit Vergnügen einen gebildeten modischen Vielleser vor, der in dieser Bibliothek eingeschlossen säße und nun genötigt wäre, sich einmal mit Erstaunen in dem Gebäude der deutschen Dichtung umzusehen, von dem er bis dahin beinahe nur den Dachstock kannte. Denn, so unerfreulich es ist, ich lege die Hand dafür ins Feuer, daß von den Lesern, welchen die zum Teil schon wieder versunkenen Modebücher der letzten zwanzig Jahre alle vertraut sind oder waren, kaum ein Dritteil den „Michael Kohlhaas" und fast die Hälfte nicht einmal den „Wilhelm Meister" kennt.

Das Erzählen hat ursprünglich natürlich keine andere Absicht, als eine erlebte, gehörte, geträumte Begebenheit möglichst richtig wiederzugeben. Zuweilen kommt hoch ausgebildete, ja raffinierte Kunst wieder zu dieser Art vollkommen sachlichen Erzählens zurück, obwohl selten, und dann liegt in der bewußten Unterdrückung alles Subjektiven, aller Parteinahme, ein hochgezüchteter künstlerischer Wille. Zumeist jedoch entsteht Kunsterzählung gerade durch ein Vordrängen des Subjektiven, zunächst in der Wahl der Stoffe, und schließlich gedeiht, zumal in der deutschen Dichtung, diese Subjektivität so weit, daß für den nicht mehr naiven Leser die Geschichte selbst zur Nebensache, zum bloßen Mittel des Autors wird, seine persönliche Stellung zur Welt, sein persönlich gefärbtes Lebensgefühl und Temperament auszudrücken. Hier zweigen tausend Wege zu Variationen, zu Originalitäten ab, und es wird klar, daß es ganz an der Person des Dichters, an seiner Geistigkeit, seinem Talent, an der Färbung seiner Seele liegt, welche Gestalt seine Geschichte annimmt. Wir erkennen nun auch schon, daß es eine völlig freie „Wahl der Stoffe" überhaupt nicht gibt, daß der individuell Erzählende bis zu einem hohen Grade sich den Ob-

jekten gegenüber leidend verhält. Unmöglich, daß Kleist den „Stoff" einer Stifterschen Erzählung je „gewählt" hätte. Undenkbar, daß Mörike den „Michael Kohlhaas" zu erzählen unternähme.

Wonach werten wir nun? Nach welchem Maßstab, welchem Gesetz, welchem Gefühl finden wir einen Roman, eine Novelle wertvoller als andere?

Da ergeben sich alsbald die beiden einzigen Möglichkeiten der naiv-menschlichen und der ästhetisch-formalen Wertung. Wir können eine Geschichte lieben und ihr Wert zuschreiben, weil uns das Talent des Dichters entzückt, weil sie rein künstlerisch betrachtet ein wohltuendes, harmonisches Gebilde ist. Oder wir lieben sie, weil der Dichter uns als Mensch zusagt und imponiert, weil seine Auffassung des Tuns und Geschehens uns groß, gut, gescheit, klar erscheint und uns im eigenen Betrachten des Lebens zu fördern verspricht. Unter leidlich gesunden Menschen, denen der Zweifel an sich selber fremd ist, wird der Leidenschaftliche am Dichter die Leidenschaftlichkeit, der Gescheite die Gescheitheit, der Gütige die Güte lieben; unter schlechter balancierten Lesern wird sehr häufig das Gegenteil eintreten, daß der stark Geistige nach naiver Sinnlichkeit, der Unbeherrschte nach beherrschter Kühle hungert. Und bei den Dichtern finden wir ebenso, daß ihre Figuren bald Spiegelungen und Bestätigungen des Autors, bald gegensätzlich organisierte Typen seiner Sehnsucht sind. Indessen steht über diesen individuellen Standpunkten unbewußt bei jedem das Überindividuelle, vom Stammes- und Familiencharakter bis zum international Menschlichen.

Am höchsten werden uns denn immer jene Werke stehen, von welchen wir uns ebenso menschlich bestärkt wie ästhetisch befriedigt fühlen. Und der ideale Autor wäre der, bei welchem sowohl Talent wie Charakter ein Maximum darstellte. Nun ist es niemandem gegeben, seine eigene Natur wesentlich zu steigern. Der einzige Weg zu einer solchen Steigerung liegt für den Künstler eben im Ringen nach einer möglichsten Angleichung von Talent und Charakter. Der Könner, dem wir zutrauen, er hätte von allen seinen Sachen ebensowohl das Gegenteil machen können, ist uns verdächtig und wird uns bald zuwider. Und stets siegt am Ende das menschliche Urteil über das ästhetische. Denn wir verzeihen dem Talent nicht leicht, das sich mißbraucht, wohl aber verzeihen wir dem menschlich wertvollen Werke manchen offenkundigen Formfehler. Wir rechnen der groß gewollten Dichtung ein formales Scheitern (wozu das Nichtfertigwerden vieler großer Werke gehört), wir rechnen dem aufrichtigen Gefühl eine unbeholfene Gebärde nicht unerbittlich an; hingegen verzeihen wir es dem Könner niemals, wenn er etwa versucht, seelisch und gedanklich mehr zu geben als er hat.

Jenen Einklang von Talent und Charakter kann man einfacher als Treue

zum eigenen Wesen bezeichnen. Wo wir sie finden, haben wir Vertrauen. Wir sehen nur mit Mißbehagen zu, wenn ein biederer Erzähler ohne Not witzig zu sein versucht. Aber wir lieben und bewundern an einem starken Dichter den Aufstieg zum Humor, und der Schwächere, intellektuell Überlastete bleibt uns lieb und wert, wenn wir ihn den Notausgang in die Ironie gewinnen sehen. Und am sichersten wurzelt unser Vertrauen, wenn wir bei einem Dichter Eigenschaften finden, die wir als Volks- oder Stammeseigentum wiedererkennen.

Immer aber begehrt unser nicht zu täuschender Instinkt von der Dichtung ein heimliches Übereinstimmen mit dem Lebenswillen überhaupt. Man darf das nur nicht parteiisch einengen wie die einseitigen Verehrer der Heimatkunst, des Erdgeruchs und der Gesundheit. Das Leben hat überall recht, und der feine ermüdete Spätling eines alten Geschlechtes ist von der Natur nicht minder gewollt und steht ihr um nichts ferner als der strotzendste Naturbursche. Sonst wäre jede Bauernbubengeschichte an sich wertvoller als der „Hyperion", und jeder flotte Kapellmeistermarsch stünde über Chopin. Weist man diese plumpsten Mißverständnisse ab, so bleibt doch immer bestehen, daß alle das Leben verneinende Kunst in sich uneins und tief verdächtig ist. Kein Vorgang, der nicht erzählbar wäre, Kleist und andere haben Furchtbarstes so erzählt, daß wir ihnen dafür danken. Das Gräßliche, grausam Zufällige aber, ohne von der Liebe, dem Verstehen des Dichters verklärt zu sein, wirkt erkältend und tief niederschlagend. Ein klassisches Beispiel dafür ist die gräßlichste Geschichte unserer vormodernen Literatur, die ich kenne, Hebbels kunstvoll komponierte Novelle „Die Kuh". Nicht ein Strich darin brauchte verschönt, gemildert, verfälscht zu sein, aber man müßte die Teilnahme des Autors dahinter fühlen, eine gar nicht ausgesprochene meinetwegen, eine ganz latente, ganz indirekt sich mitteilende, aber doch eben eine Teilnahme. Sie fehlt, und das Ganze, das traurig und großartig schrecklich sein könnte, wirkt lediglich gräßlich.

Im übrigen, ob ein frischer jugendlicher Dichter das Leben in Bausch und Bogen lobpreist, ob ein mißtrauischer Leidender ihm sehnsüchtig zarte Nuancen abhorcht und mit ängstlicher Liebe über schon sich lösenden Fäden lauscht, sie tun beide wohl, sie tun beide, was Natur von ihnen will. Ob ein naiver Liebender Baum und Fels umarmt, oder ob ein Kind des sich neigenden Lebenswillens mit behutsamer Schonung über die hübschen Spiele der alten Maja lächelt, sie tun beide das ihre, sind beide fähig, Künstler zu sein, sind ihrem Wesen treu. Und noch im Sehnsuchtsschrei des Unseligen, der sich wünscht, nie geboren zu sein, triumphiert Leben, stöhnt dunkle Wollust des Seins.

Es gibt uns nun jeder Dichter um so mehr, je vollkommener er seinen Typ ausspricht. Der Melancholiker wird nicht lebenfördernder, indem er

seine Träne unterdrückt, und der, dessen Lebensgefühl ein abendliches und auf Wehmut gestimmt ist, bejaht nur desto inniger, je tiefer er in jeder Lust den Stachel und über jeder Schönheit den bangen Schatten erfühlt. Der Dichter mit dem falschen Optimismus ist nicht besser, und er ist gefährlicher (weil häufiger) als der Dilettant, der ohne Notwendigkeit nach der düster umflorten Leier greift. Sie sind beide Narren, sonst nichts. Sinnvoll und wertvoll und tröstlicher Wirkung fähig aber ist jedes gestaltete Lebensgefühl, jedes Pathos, jedes Lachen, jede Schwermut. Nur freilich wächst Wert und Bedeutung jedes Dichters mit dem Umfang seiner Seele, und wer außer Werther auch noch Wilhelm Meister sein kann, ist mehr als jeder der beiden allein. Wer aber etwas a la „Wilhelm Meister" verfaßt, während er gerade ebensogut etwas wie einen „Werther" verfassen könnte, ist höchstens ein Talent.

Ob ein Dichter Wirkung tut, liegt also letzten Grundes nie an einem Einzelvermögen, an Technik, Gescheitheit, Geschmack, sondern an der Rassigkeit seiner Natur, an der Vollkommenheit und Wucht, mit welcher er seinen Typ ausdrückt. Ein klares Eingestelltsein zum Leben, ein innerstes Gefühl für das ihm Notwendige, eine erfühlte, nicht erklügelte Harmonie mit dem Lebenswillen der Natur, das entscheidet.

In dem Abschnitt unserer Geschichte, von dem hier die Rede ist, hat die deutsche Prosa eine reiche Entwicklung erfahren, eine viel reichere als etwa der Vers, dessen Kultur vor Jahrhunderten in Deutschland höher stand als heute. Ohne daß die Sprache des siebzehnten, ja des sechzehnten Jahrhunderts für uns schon abgestorben und fremd geworden wäre, hat unsere Prosa eine Biegsamkeit und einen Nuancenreichtum gewonnen, der in der offiziellen Anwendung unserer Sprache längst zu einer seltsamen Unsicherheit und Verlegenheit führte, der dem Talent aber eine unendliche Individualisierung des Ausdrucks erlaubt. Der Technik des reinen Erzählens, die in Italien, Spanien und Frankreich schon hoch entwickelt war, hat diese Differenzierung der Schriftsprache kaum genützt. Dafür hat sie den Dichtern ein Sicheinschmiegen und Mitschwingen und sprachliches Musizieren ermöglicht, ohne welches unsere feinsten Werke, bei sonst gleichen Voraussetzungen, ihre innigsten Zauber verlören. Hier tat sich ein Weg auf, seines Persönlichsten in der Sprache froh zu werden, ein Abweg oft, und er führte oft zu Verirrungen, aber nicht selten auch zu Gebilden von einer neuen Schönheit. Wie etwa die dichterische Frömmigkeit aus der geistlichen in die weltliche Dichtung floh, so floh und versteckte sich immer häufiger die verschämteste Poesie in die Prosasprache. Am Ende dieses Weges liegt das, was man den rein musikalischen Roman nennen kann, ein Gebilde, das nie als Norm wird gelten können, das vielen traurig

mißglückt ist, an dessen Wert und exzeptioneller Schönheit aber niemand zweifelt, der je den „Hyperion", die „Hymnen an die Nacht" verstehend gelesen hat. Noch um eine schmale Linie weiter wird daraus die in sich selbst schwelgende dichterische Prosa des Zarathustra. Wir sehen, schon vor Goethe bei Geßner und anderen, später namentlich bei den Romantikern, die Lyrik in die Erzählung eindringen, wir sehen die solide Form der Erzählung immer wieder von Schwärmern zerstört, immer wieder von einzelnen Puritanern mit festem Griff reformiert, und während man weit davon entfernt war, den Roman als jüngste Gattung der Dichtkunst zu einer fest begrenzten Form heran zu pflegen, blieb das weite Feld jedem offen, der vor den Forderungen bestimmter Form sich scheute. Anderwärts, zum Beispiel in England, bildete man, freilich zusammen mit einer bürgerlichen Moral und politischen Norm, im Roman eine klare Form heraus, die noch heute herrscht, und sie begünstigt heut wie damals das fügsame Talent, läßt aber den rücksichtslos Genialen nicht zu. Bei uns hat schon Goethe, wie im „Faust" das Drama, so im „Wilhelm Meister" den Roman gesprengt durch den herrlich weit geplanten Versuch, die ganze Welt in einem Buche auszusprechen. Wenn dennoch die Kultur des Romans uns nicht ganz verloren ging und wenn die Neueren, im Wollen bescheidener, ihn wieder als Kunstform zu pflegen vermochten, so war es die Romanliteratur des Auslandes, die das ermöglichte. Die großen deutschen Romane vor der modernen Zeit, bis zum „Grünen Heinrich", sind fast alle nicht Muster, sondern Abarten dieser Erzählungsform. Aber was für Abarten! Der „Wilhelm Meister", der „Hyperion", die „Flegeljahre", der „Heinrich von Ofterdingen", der „Maler Nolten"! Den großen deutschen Leistungen auf diesem Gebiete ist unendlich wenig Formales gemeinsam, oft scheinen sie voneinander nichts gelernt zu haben als die Fehler. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Hauptsache: die Treue des Dichters gegen sich selber und die Weite des Wollens, der oft bis zum Tragischen gesteigerte Wille, eine Welt nach seinem Bilde, nach seinem Rhythmus zu schaffen.

Daß jederzeit neben den Dichtern auch noch eine Zunft von Handwerkern und Fabrikanten am Werke war, dürfen wir vergessen. Ihre Bücher sind untergegangen. Mit Ausnahme Jean Pauls ist kein einziger der großen deutschen Prosadichter zu seiner Zeit sehr populär gewesen, Goethe schon gar nicht, der nie wieder einen so raschen und großen Erfolg wie den des „Werther" erlebt hat. Der „Hyperion", der „Nolten", der „Grüne Heinrich" fanden ihre Leser erst nach Jahrzehnten.

Nach all diesem steht es also so mit uns, daß unsere besten Autoren eigentlich gar keine Erzähler sind? Daß unsere besten Romane heimliche Lyrik, verkleidete Philosophie, Orgien der sich selbst genießenden Sprache sind? Nun, so schlimm ist es nicht. Unter den Orgien sind solche von

heiliger Art, unter den Formungeheuern sind wirkliche Wundertiere, und außerdem sind doch auch noch einige Meister da, denen die Objektivität reinen Erzählens nie verloren ging und mit denen wir, selbst wenn jene Schwärmer überall verlacht würden, uns noch recht wohl neben den Franzosen und Engländern sehen lassen können. Es ist aber gar nicht die Rede davon, daß etwa Goethe und Novalis vom Auslande verlacht würden, obwohl man sie dort für Phantasten hält. Man nimmt tief den Hut vor ihnen ab und gibt zu, das sei nun etwas, was man als Nichtdeutscher wohl nie ganz verstehen könne, aber höchlich bewundern müsse. Von unsern Romantikern, die es gewiß dem Leser nicht immer leicht machen, ist der mit der zugespitztesten Erzählform, Hoffmann, in Frankreich geradezu populär gewesen. Das kann uns genügen. Und wir können dafür von einigen der besten Franzosen und Engländer lernen, von Gerard de Nerval, von Carlyle und andern, jene Heiligtümer unserer Dichtung mehr in Ehren zu halten. Es sind, auf allen Gebieten, nicht die billigen Massenartikel, mit denen Deutschland die Welt dauernd erobern kann, sondern es sind mehr die Taten und Werke von der Art des „Grünen Heinrich", des „Hesperus", des „Wilhelm Meister". Im Auslande gönnt und erlaubt man uns solche Werke heute weniger duldsam als früher, wo Deutschland kein Konkurrent war. Ein Grund mehr, uns durchzusetzen.

Wir müssen zugeben, unsere erzählende Literatur ist keine Pflanzschule mit solider Ordnung und systematischer Entwicklung, sondern ein wilder Garten, voll von Zufall und eigenwilligem Gewächs. Anarchie und Selbstzerstörung, Bilderstürmerei und fanatischer Götzendienst, alles kommt bei uns vor, und wir haben dafür keine Entschuldigung, so wenig wie für die Länge unserer Nasen. Wir haben diese Literatur von Dichtergeschlechtern überkommen, denen das Publikum meistens unsäglich nebensächlich war. Und eine Akademie war auch nicht da, sondern jeder tat wie er mochte, und wenn einer einen Hoforden bekam, so hielten ihn die andern für einen Streber. Unsere neuere Literatur hat keine gute Kinderstube gehabt. Aber es ist nicht dieser Mangel, der sich in den letzten Zeiten rächen zu wollen scheint.

Genug der Einleitung. Man kann über das alles verschieden denken. Man kann auch in unserer Dichtung seit zwei, drei Jahrhunderten eine ganz geradlinige und sichtlich von Gott gewollte Entwicklung finden, wenn es sein muß. Es muß aber nicht sein, und es liegt überhaupt wenig daran, wie wir uns das zurechtlegen wollen. Die Weltanschauungen sind seit dem Kriege ja auch wieder billiger geworden. Es liegt nichts daran, was für Linien wir in der Geschichte unserer Dichtung sehen oder konstruieren. Viel aber liegt daran, ob wir unseren Schatz an Ererbtem mit der dankbaren Ehrfurcht pflegen und blank halten wollen, die man den Taten der

Ahnen schuldet, oder ob wir diesen alten Herren Dichtern als gönnerhafte Parvenüs auf die Schultern klopfen wollen. Mancher, der das letztere noch vor kurzem ziemlich unbedenklich getan hätte, hat seit dem August 1914 die Stimmung dazu ganz verloren. Nachdem er gelernt hat, wie weit die Weltgeschichte ihre Bogen spannt und wie tief das Heute im längst Gelebten verankert liegt, wird er am Ende der Erkenntnis zugänglich geworden sein, daß auch die Dichtung keine Pilzzucht ist, wie die Leser des ewig Neuesten meinen, sondern daß auch hier der Atem eines Volkes lang und sein Herzschlag langsam sei. Wenn er erst die Scheu überwunden und den ungewohnten Altersduft eine Weile eingesogen hat, dann wird auch der fixeste Zeitgenosse sehen, daß die Dichtung zweier Jahrhunderte nicht nur ehrwürdiger, sondern auch weit interessanter ist als die eines Jahrzehntes. Und er wird merken, daß manche, sogar viele Bücher aus den siebziger, aus den achtziger, aus den neunziger Jahren schon uralt geworden sind und nach Verwesung duften, während der alte Grimmelshausen, der alte Goethe und andere solche Riesenfiguren unter ihrem leichten Pelz von Moos und etwas Schimmel ganz und unbeschädigt und fabelhaft lebendig geblieben sind.

Zur Sache! Ich fühle mich, nachdem ich einmal den Türsteher gemacht, zur Führung durch unsere Hausbibliothek deutscher Erzähler verpflichtet.

Auf Grund vieler und früh begonnener Lektüre versuche ich denn, in aller Kürze das zu nennen und zu kennzeichnen, was die neuhochdeutsche Literatur an epischer Prosa enthält, soweit es in den strengen Rahmen unserer Bibliothek gehört.

Die neuere deutsche Erzählungskunst beginnt mit Werken von jener naiven Vollkommenheit, wie sie nur primitive Zeiten leisten, mit den wunderschönen anonymen „Volksbüchern". Hier ist in guter, volkstümlicher Prosa fast alles das erzählt, was zuvor in den großen Versepen und in lateinischen Geschichtenbüchern an Stoffen überliefert war. „Magelone" und „Genoveva", die „Heymonskinder" und „Fortunatus", sie sind alle dem deutschen Volk vertraut geblieben und in immer neuen Bearbeitungen verbreitet worden. Von den neueren Bearbeitungen — es sind recht geringe darunter — sind die von Benz (bei Diederichs) wohl die solidesten. Den Volksmärchen ähnlich, enthalten fast alle diese Geschichten uralte typische Stoffe, menschlichen Urtrieben und Wunschträumen entsprechend, und sind schon dadurch einer gewissen Ewigkeit sicher, außerdem sind einige von ihnen vorzüglich erzählt und vorgetragen, sie atmen — für uns Spätere ein sehnsuchtweckender Duft! — die mittelalterliche Atmosphäre religiöser Geborgenheit, wie sie etwa auch jedes arabische Märchen beruhigend über-

wölbt, uns fremd und lieb als ein Paradies, dem wir freiwillig entlaufen sind, ohne doch das Träumen davon ganz zu verlernen.

Auf die Volksbücher hin kommt aber in unserer kaum begonnenen Geschichte gleich ein großes Loch. Vom Ende des sechzehnten bis Anfang des achtzehnten Jahrhunderts muß es in Deutschland von dicken Romanen gewimmelt haben, die mit einer auffallenden Gründlichkeit wieder untergegangen sind – an Titeln fehlt es nicht, und sie klingen drollig genug, ein feistes Zuckerbäckerbarock beherrscht diese ganze Bücherflut, und alle miteinander waren mäßige Nachahmungen spanischer und anderer ausländischer Muster. Für Mutige ist der „Philander von Sittewald" von Moscherosch wohl noch zu genießen, sonst keiner von all diesen Romanen, deren Tausende waren. Sie hießen etwa „Der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmutige Wundergeschichte" oder „Asiatische Banise Oder das blutig doch mutige Pegu, alles in historischer und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend". Diese ganze hübsch frisierte Welt der Ritter und Seladone, der schlauen Kammerdiener und kühnen Ostindienfahrer ist recht entzückend, solange man die aufgedonnerten Titel liest und die oft sehr hübschen Kupferstiche betrachtet, die dazu gehören. Diese stets mehrbändigen Schmöker zu lesen aber widerstrebt selbst Literarhistorikern.

Vieles, wohl das meiste davon ersoff im Dreißigjährigen Kriege. Es ist damals Besseres untergegangen. Aber wo die Not am höchsten, ist Gott am nächsten, und so gebar dieses größte Unglück Deutschlands eines unserer besten Bücher, und unstreitig den besten unter allen alten deutschen Romanen, den „Simplizissimus" von Grimmelshausen. Man greife zu, es kommt in hundert Jahren nichts so Gutes mehr. Soldatengewühl und Bauernnot, Marketenderbetrieb und Volkselend, flotte Kriegsgurgeln und heimliches Stöhnen der zertrampelten Erde, das alles ist im „Simplizissimus", und noch viel anderes dazu, und ein großer Atemzug siegreich erneuter deutscher Sprache.

Schleunigst kamen die Nachahmer, und aus dem Leichnam des Helden kroch Würmervolk. Und so passiert das Komische: das nächste vorzügliche Buch nach dem „Simplizius" ist eine Parodie auf ihn, vielmehr ein fröhlicher Hieb gegen die Simpliziaden, der lustige „Schelmuffski" von Reuter. Da wird der Teufel durch Beelzebub vertrieben und so saftig aufgeschnitten und auf den Tisch gehauen mit Ehrenwort und hol mich der Deibel, daß jeder lachen muß. Hinter dem Hanswurst aber steckt ein gescheiter Kerl mit hellen blauen Augen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Sonst sind aus dem siebzehnten Jahrhundert nur etwa noch die exotischen Reisebeschreibungen zu nennen, nach Amerika, Afrika, Ostindien.

Ich habe einige davon mit Genuß durchlesen; es gibt moderne, die langweiliger sind. Dazu kommen die Phantasiereisen und Robinsonaden, von denen ein Liebhaber des Vergangenen etwa die „Insel Felsenburg" von Schnabel noch gerne lesen mag.

Von den Romanen, welche damals sogar nicht selten im fürstlichsten Quartformat herauskamen, ist alles ganz und gar untergegangen, Lohenstein und Gellerts Gräfinnenroman trifft man zuweilen in älteren Bibliotheken, blättert, findet gute Sätze, legt weg und vergißt. Während Voltaire seinen feinen „Candide", Diderot den geistreichen „Jacques", Rousseau die „Heloise" schrieb, während in England eine Reihe wertvoller Romane voll psychologischer Pfadfinderstimmung erscheint, werden in Deutschland galante Verschen oder lehrhafte biblische Epen geleistet. Friedrich der Große liest französisch. Aber Lessing schleift als tapferer Nachfolger Luthers im Kampf ein neues, zähes, stählernes Deutsch zurecht, an dem wir heut noch zehren.

Seiner saftig volkstümlichen Prosa und seines treuen, redlichen Menschentums wegen darf man Matthias Claudius nicht übersehen. Er hat keine richtigen Erzählungen geschrieben, sondern als populärer Kalenderonkel ein Gemisch von erzieherischen Aufsätzen, Predigt, Anekdoten und Feuilleton, an sich ein fast barbarisches Durcheinander, in seinem rassigen Deutsch aber liebenswert und voll kleiner Schönheiten und Treffer. (Eine recht gute kleine Auswahl gibt es von Felix Groß.)

Von Goethes Jugendfreunde Heinrich Jung (Jung-Stilling) haben wir die schönste Kindheits- und Jugendgeschichte, die zwischen Grimmelshausen und Goethe in Deutschland geschrieben wurde. Die späteren Teile von „Jung-Stillings Lebensgeschichte" sind auch lesenswert, das Anfangsbändchen aber (im Inselverlag neu ediert 1907) ist wohl das liebenswürdigste Stück vorgoethischer Prosa. Ein Duft von begnügter enger Heimatlichkeit ruht hier auf jedem Worte, und es ist ein Ausschnitt deutschen Kleinlebens dargestellt, dessen Unschuld und solide Reinheit wir erst bei Jean Paul und noch später bei Stifter wieder so vollkommen ausgedrückt finden. Als ein Dokument primitiven deutschen Lebens, als ein Kleinod naiv gesunder deutscher Sprache wird diese schlichte Erzählung unvergänglich bleiben, auch wenn das übrige Lebenswerk des Autors einmal noch völliger als heute vergessen sein wird. Und doch war jenes Leben tätig und bedeutend, überaus reich an Wirkungen, Beziehungen, Erfolgen — aber die Kunst bleibt sich unerbittlich treu, in ihr lebt ein Minimum von „Inhalt" fort, das einmal vollkommnen Ausdruck gefunden hat, und alles geht unter, was nur Inhalt, nur halb gestaltetes Leben ist.

Jetzt haben wir Boden unter den Füßen. Das nächste deutsche Prosabuch heißt „Leiden des jungen Werthers". Als stärkster Ausdruck eines leidenschaftlichen Jugendgefühls, als erste vollkommene Blüte Goethe-

scher Jugendsprache ist das einstige Modebuch bis heute ein Liebling der Jugend geblieben. Goethe hat Größeres, aber nie mehr etwas so vollkommnes Kleineres gemacht, nie mehr ein Prosabuch so aus einem einzigen heißen Atem geschaffen, nie mehr seine Sätze bis in die Fehler hinein so mit einer hinreißenden Flut einheitlich gespannter Stimmung gefüllt. Ich habe auch niemals den „Werther" gegen mißachtende Urteile verteidigen müssen. Oft aber bin ich einer harten, ja fast verächtlichen Ablehnung des „Wilhelm Meister" und auch der „Wahlverwandtschaften" begegnet, über deren unmenschliche Kühle, über deren „unleidlich tantenhaften Ton" begabte junge Menschen oft vernichtend urteilen. Ganz unzutreffend sind diese Urteile auf den ersten Teil des „Wilhelm Meister", der mit einer dem „Werther" ganz nah verwandten Wärme beginnt und überall voll von sinnlich lebendigem Detail ist. Erst die späteren Bücher verlieren diese Wärme und bezwingende Unmittelbarkeit, sie werden kühl und unflüssig, verweilen gern und lange bei Abstraktem und lassen da und dort ihre Figuren fast nur noch wie Allegorien erscheinen. Oft sieht man deutlich die alternde Hand, wie sie nach ermüdenden Nebengeschäften halbwillig mit unfroher Strenge wieder nach den Zügeln greift. Da beginnt dann etwa ein Kapitel mit: „Der Angewöhnung des werten Publikums zu schmeicheln —" oder „Um ihn aber nicht falsch zu beurteilen müssen wir auf das Herkommen, auf das Herankommen dieser schon zu hohen Jahren gelangten würdigen Person unsere Aufmerksamkeit richten." Kein Zweifel, das könnte lebendiger sein, das atmet eine gewisse Ermüdung, ja Verkalkung. Man suche aber dem großen Werke einmal so beizukommen, daß man die „Lehrjahre", soweit sie die ganze sinnliche Jugendfrische haben, mit Behagen liest, dann aber aufhört und wartet, bis von selbst eine Neugierde, eine heimliche Spannung auf das weitere Gewebe kommt, das so viele angesponnene Fäden schließlich ergeben müssen. Dann wird man mit wachsender, alles Widerstreben allmählich lösender Rührung die ausdauernde Treue erkennen, die immer wieder zu dem einmal im Jugendreichtum begonnenen, mit den Lebensjahren und Jahrzehnten immer weiter gewachsenen Riesenversuch zurückkehrt, eine Bildungsgeschichte des Menschen zu schaffen. Hier noch Detail zu bemängeln, hier noch stehen gebliebene Gerüstteile zu tadeln, wird zum Unrecht gegen die Idee dieses riesigen Turmbaues. Und mir geht es so, daß ich mit den Jahren mehr und mehr in der Charaktertreue der unvollendbaren Dichtung etwas finde, das hoch über allem Können und Talente steht, eine von den ganz großen Anstrengungen des Geistes, das Leben zu bändigen und das Chaos zu ordnen. Indessen soll kein Mensch überredet werden, den „Meister" zu lesen: es braucht Jahre, wenn es volle Frucht tragen soll. Desto weniger möchte ich einem Gebildeten erlauben, sich um die „Wahlverwandtschaften" zu drücken. Sie sind ja nicht bloß von

Goethe und voll von seinem tiefen Wissen, seiner hohen Ethik, seinem frischen Willen. Sie sind außerdem ein musterhafter Roman, ein vollkommen geformtes Werk, und was die oft berufene „Kühle" darin betrifft, die ist nirgends kalt oder blutlos oder greisenhaft, sondern nichts als die strenge, reine Kristallatmosphäre einer ungeheuren Konzentration und Beherrschtheit. Das Buch ist voll heimlicher Wärme! Wie könnte es anders sein, da es so voll von Liebe ist. Nicht mehr Liebe des Jünglings, nicht mehr schöne liebe Schwärmerei, sondern die tiefere, leidendere, teurer erworbene Liebe des Weisen, der erkennt und im Erkennen Ja sagt. Es ist Schicksal und tiefe Notwendigkeit, daß die folgenden Dichtergeschlechter sich alle den „Wilhelm Meister", nicht die „Wahlverwandtschaften" zum höchsten Vorbild setzten. Sie hätten, als Romandichter, von diesen mehr lernen können. Aber sie wollten nicht lernen, Romane aufzubauen, sondern weite Wege zu gehen und sich mit dem Unermeßlichen zu messen. Das Beispiel der „Wahlverwandtschaften", des vollkommensten Prosabuches unsrer klassischen Zeit, steht ganz vereinzelt und wunderlich zwischen lauter problematischen Gebilden. Der einzige lebende Erzähler, dessen Namen ich aus Dankbarkeit in diesen Zeilen nennen möchte, erinnert in seinen besten Werken zuweilen an jenes einsame Beispiel, wie Kleineres an Großes erinnert: Emil Strauß.

Bekanntlich hat auch Schiller es mit einem Roman versucht, dem „Geisterseher". Er ist schön, oder eigentlich mehr glänzend geschrieben, und sein erster Teil weckt etwas von dem Leserausch vor einem sehr guten, spannenden Unterhaltungsbuch. Aber er ist nicht fertig geworden, und Schillers Seele ist doch nur halb in ihm.

Auch der feine Wieland ist als Prosaerzähler entbehrlich geworden, obwohl er in der Geschichte des Romans einen Platz ausfüllt. Genuß, seine guten attischen Sätze zu lesen – Vergnügen, seinem Witz zu folgen. Aber es strahlt keine wesentliche Natur heraus, er war letzten Endes ein Könner, und sein Bestes steht ohnehin im „Oberon" und in anderen Versen.

Dahin gehört auch Musäus, ein sehr geschmackvoller, sicher stilisierender Erzähler, aber seine Glätte läßt nicht nur auf geschickt vermiedene Reibung, sondern öfter auf schwache natürliche Triebkraft schließen. Eine Ausnahme machen seine Märchen, wo die Gewalt der Stoffe seine Manier aus ihrer Bequemlichkeit aufschreckte, ohne doch sein Können ganz überrumpeln zu können. So ist etwas entstanden, das viel Reiz hat, wahrhaftiger als seine übrigen Schriften, trotzdem ganz unnaiv; die Stoffe sind in eine feste, obwohl ihnen nicht adäquate Form gebracht und blicken wunderlich klar wie die Mücke unterm Bernstein.

Gut ist der „Anton Reiser" von Moritz, der sogenannte „erste psychologische Roman". Eine bis dahin unerhörte Wahrhaftigkeit in der höchst detaillierten Darstellung von Erlebtem macht dies interessante Buch wert-

voll, es gehört zu den treuesten Aufzeichnungen früher Lebenserinnerungen, die wir haben.

So reich die damalige deutsche Dichtung war, die erzählende Prosa unseres achtzehnten Jahrhunderts ist eigentlich doch nahe beieinander. Man darf noch Hermes und Thümmel nennen. Und einen zärtlichen Augenblick halte ich noch Hippels „Lebensläufe" in der Hand, von Öttingen in guter Auswahl ediert. Vielleicht auch dem Untergang bestimmt, aber ein liebes, gescheites, tüchtiges Buch.

Etwas hätte ich ums Haar vergessen, das hier stehen muß, eine fröhliche Viecherei, einen Spätling aus der Familie Schelmuffski. Das sind „Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer". Man hat nie recht gewußt, wer eigentlich der Vater dieses höchst lebenskräftigen Bastards sei, und es klang plausibel und wird hoffentlich als Legende fortbestehen, das Buch sei, so um 1785 herum, in Göttingen von dem Dichter Bürger und dem Professor Lichtenberg ausgeheckt worden, aus purem Übermut dieser beiden berühmten Leichtfüße. Es scheint damit nicht ganz zu stimmen, Paul Holzhausen hat kürzlich im Nachwort einer hübschen Münchhausen-Ausgabe darüber Auskunft gegeben. Bürger hat also den Jägerlateiner nicht erfunden, aber allerdings stammt die deutsche Fassung von ihm. Und so hat dieser arme Mensch, dessen sämtliche Werke trotz allem Genie immer im Kampf stehen bleiben und nur zu dem tief und geduldig Eindringenden reden, so hat dieser unglückliche Bürger doch einem Werkchen die Form gegeben, das aus der zweifelhaften Ehrenhalle der Literatur alsbald in die Familienstube des Volkes überging und einfach ein anonym kursierendes Volksbuch geworden ist, genau wie der „Eulenspiegel" oder die „Schildbürger".

Ein neuer Geist kommt herauf, aus Goethe genährt, die vielgenannte „Romantik". Man kann sich in sie bis zur Tollheit und bis zum Überdruß verlieben, man kann sie sich wieder fern rücken und den Rausch verwinden. Sie einfach als eine dumme Krankheit abzutun wäre etwa so, wie wenn einer die Existenz seiner Großeltern einen bedauerlichen Irrtum nennen wollte. Nebenbei verdanken wir der ungeheuren Fruchtbarkeit jener Jahrzehnte eine herrliche Reihe von schönen Werken.

Der Historie nach käme jetzt Hölderlin. Sein „Hyperion" gehört aber nicht zu den Büchern, die man empfiehlt. Wohl dem, dem dieses höchste Sehnsuchtslied in der Seele nichts anhaben kann! Wir anderen kehren immer wieder zu seiner seligen Schwermut zurück und behalten das Pathos seiner unerhörten Musik für immer in der Seele.

Desto fröhlicher empfiehlt man Jean Paul. Den Poetischen zur Wonne, den Nachdenklichen zur unerschöpflichen Erregung, dem Philister als wundersames Senfpflaster. Jean Paul ist der einzige deutsche Dichter, dem kein

Reiz, kein Talent, keine innigste Gebärde der Romantik fehlt und der dennoch den ganzen kühlhohen Sternhimmel des klassischen deutschen Humanismus über sich hat. Deutsch in jeder Tugend, in jedem Laster, höchste Ideale, schlechteste Kinderstube, spielendes Kind und grimmiger Mann — ja, wer eigentlich sollte denn die ganze fast perverse Geschichte des deutschen Romans, der keiner ist, rechtfertigen und mit Sonnen- und Mondlicht glorifizieren, wenn nicht Jean Paul, unser größter Dilettant und größter Meister? Einem vierbändigen Romane mit hundert Figuren wirft er Spaßes halber noch einen zweibändigen „komischen Anhang" nach, der mindestens ebenso schön wie überflüssig ist. Und im Augenblick, wo wir mit dem famosen Kerl so recht Kameradschaft gemacht haben und über seine nicht zu erschöpfenden Witze lachen, steht dieser Unheimliche plötzlich auf und sieht aus wie der Herrgott, oder mindestens wie Johann Sebastian Bach, und wirft aus großen Augen einen Blick voll majestätischen Menschentums. Man beschreibt ihn auf hundert Seiten so wenig wie in zwanzig Zeilen. Wozu denn auch? Wo die Vernunft sich beugt vor dem, das höher ist als alle Vernunft. Ein Buch von ihm gut zu kennen ist hohe Bereicherung, man lernt es nie aus. Obenan die „Flegeljahre", „Quintus Fixlein", „Siebenkäs", „Wuz".

Auf seine Fülle hin scheint Novalis fast arm. Er war es aber, der den „Wilhelm Meister" als Vorbild am innerlichsten erfaßt und sich mit diesem gefährlichen Vorbild, beinahe bis zum Haß, aufs männlichste herumgeschlagen hat. Unentbehrlich ist das große Fragment dieses schwindsüchtigen Jünglings, der so tapfer war, dieses verständigsten Mystikers, der „Heinrich von Ofterdingen". Er beginnt wie Wilhelm Meister warm und wohlig erzählerisch in enger Nähe, wächst wie jener höher und weiter und verschwindet umrißlos in den Wolken, das magischste und frömmste Werk der eigentlichen Romantik. Wäre er halb so gekannt wie Maeterlinck, so wären wir seiner vielleicht würdig.

An Ludwig Tiecks merkwürdig zweiseitige Produktion als Erzähler kann ich niemals denken, ohne daß mir sofort der „blonde Eckbert" einfällt. So Schönes, so Überlegtes und Wohldisponiertes Tieck sonst geschrieben hat, dies Märchen ist doch seine stärkste Erzählung. Es kommt in wenigen erzählenden Dichtungen, auch innerhalb des romantischen Kreises, so tief und mit so ungewollter Mächtigkeit das geheimnisvolle Fundament unseres Seelenlebens zum Ausdruck, jener Abgrund von Trieben, Seelenerbschaften und frühen Erinnerungen, den wir das Unterbewußte nennen. So wohnt diesem Märchen eine Lebensmacht inne, wie keinem der verständigern, realistischen Werke dieses rastlosen Erzählers, der wohl zwanzig Bände epischer Prosa hinterlassen hat. Außer dem Eckbert gehören von Tieck aber noch mehrere Werke in unsre Bibliothek, auch wenn wir seine

beiden größeren Romane, den problematischen „Lovell" und den weit hübscheren „Sternbald", weglassen. Unentbehrlich ist sein leider nicht fertig gewordener „Aufruhr in den Cevennen", die entzückende Novelle „Des Lebens Überfluß", und auch den historischen Roman „Vittoria Accorombona" müssen wir mit aufnehmen (im Inselverlag endlich wieder gedruckt). Höchst liebenswürdig und geistvoll ist der Rahmen, mit welchem er im „Phantasus" die Sammlung seiner Jugenddichtungen umgab, eine Folge von Gesprächen, deren gesellige Beweglichkeit und Grazie in unsrer Dichtung vielleicht einzig ist. Tieck, von dem auch einige unbegreiflicherweise vergeßne Gedichte stammen, ist noch weit mehr als Jean Paul ein Opfer seiner zeitweiligen Überberühmtheit geworden. Er ist fast nur noch ein Name, und möglicherweise war er wirklich mehr Werkzeug als Kraft, mehr Talent als Persönlichkeit. Ich möchte das nicht entscheiden. Bloße Könner (er war unter andrem auch das) schreiben so etwas wie den Eckbert nicht.

Brentano, der tragisch entgleiste Geniale, hat kaum irgend etwas geschrieben, worin nicht Witz oder Tiefsinn da und dort zauberhaft aufglänzte. Wer sich indessen an das Werk hält, nicht an des Dichters Person, dem zerrinnt der Glanz zu verwirrendem Flimmern. Wer Brentano einmal liebt, dem gibt auch sein berüchtigter Godwi, dem geben namentlich seine Märchen viel. Den fremd herantretenden Leser ermüden und enttäuschen sie schnell. Für uns bleiben, als gültige Werkchen, nur die „Geschichte vom braven Kasperl", die „mehreren Wehmüller" und etwa das Fragment „Chronika eines fahrenden Schülers".

Schwierig steht es auch mit Arnim. In seinen vielbändigen, sehr selten gewordenen Werken ist Köstliches begraben. Eine hübsche Auswahl in drei Bänden gibt es seit kurzem. Ein Glück, daß nicht (wie es ums Haar gegangen wäre!) ihm und Brentano seinerzeit von Grimm das Material zu den Märchen überlassen wurde! Auch Arnims Schönstes ist ein Fragment, die „Kronenwächter". Wer sie liebt, wird auch die „Isabella" und die „Dolores" lesen, und in den Novellen weiter suchen. Eine seltsame Überfülltheit, ein prächtig überladenes Barock ist der Stil seiner Bücher; sie spannen erst und übersättigen dann. Langsam und genießerisch geschlürft, sind diese schweren süßen Tränke heimlichen Kennern lieb.

Chamisso, der neuestens von einem geistvollen Erklärer nahezu überzeugend als großer Überwinder des romantischen Unwesens gedeutet wurde, lebt in unserer Liebe dennoch vor allem durch ein ganz romantisches Jugendwerk, durch die köstliche Novelle „Peter Schlemihl". Das Erstaunliche dabei ist, daß Chamisso von Geburt Franzose war, daß Deutschland, anfangs seine zufällige Zwangsheimat, ihm erst in späteren Jahren die echte Wahlheimat wurde, und daß der Schlemihl trotzdem nicht nur voll deutsch-romantischen Geistes, sondern in einem sensibel durchfühlten, persönlich-

lebendigen Deutsch geschrieben ist. Die wundervolle Geschichte vom verlorenen Schatten ist vielfach gedeutet worden, ihre Symbolik nähert sich der, freilich tiefer verankerten, der Volksmärchen merkwürdig. Neuestens hat Thomas Mann, im Vorwort der kleinen Pantheon-Ausgabe, dazu so überzeugend Schönes gesagt, daß ich mir Paraphrasen ersparen darf.

Gedichte sind in vielen deutschen Erzählungen gestanden, man denke nur an Mignon, den Harfenspieler und Philine. Daß aber Novellen und Romane ganz organisch an allen Stimmungs-Höhepunkten in schöne Verse aufklangen, war doch neu, als Eichendorff es mit gelassener Selbstverständlichkeit gleich in seinem ersten Buche tat. Vermutlich ist es inkorrekt, es ist aber wunderschön. Vielleicht ist die Welt Eichendorffs ganz klein und kindlich, aber sie ist strahlend, vollkommen und Gottes voll wie der Zauberglanz eines Schmetterlingsflügels, schlechthin schön, ohne Fragen, ohne Probleme. Der „Taugenichts" ist bekannt. Mancher weiß nicht, daß noch mehrere solche Kostbarkeiten da sind, vor allem das „Schloß Dürande". Ich will niemand eigens verführen, auch die beiden Romane Eichendorffs zu lesen. Wer es dennoch tut, der geht stille rechenschaftslose Kindergänge durch Gärten und Wälder und erfährt weiter nichts, als daß die Welt so ergreifend schön und das Leben so wunderlich ist, ohne Kommentare. Und zwischenein merkt man je und je mit Rührung, daß man ja gar nicht an der Hand eines Kindes geht, sondern von einem zuverlässigen und im Notfall unbeugsamen Manne geführt wird.

Aber wo bleibt die „schwäbische Dichterschule", von der wir als Gymnasiasten erfuhren und deren Totschlag durch Heine wir als Siebzehnjährige so aufrichtig gebilligt haben? Haben denn alle diese vielen Dichter gar keine Erzählungen geschrieben? Ich besinne mich, aber es ist wenig da, sehr wenig. Ein Kleinod (nicht erzählerisch, aber poetisch): Kerners „Reiseschatten" (von mir herausgegeben Weimar 1913). Sehr fein und schön auch sein „Bilderbuch aus der Knabenzeit". Und dann hat sich der sonst ganz begrabene Gustav Schwab eine stille Unsterblichkeit erbaut auf der sichersten Grundlage, auf der Liebe der Jugend. Seine Volksbücher und namentlich seine „Sagen des klassischen Altertums" sind noch frisch und jung.

E. T. A. Hoffmann, der letzte echte Erzähler der Romantik, der dämonische Zauberer, der glühend geliebte Dichter berauschter Jugend-Lesenächte! Vergeblich, ihn öfters auf kleinen technischen Mätzchen zu ertappen — aussichtslos, ihn auf Grund psychologischer Zweifelhaftigkeiten zu entthronen! Wem er etwa mit Poe gleichbedeutend ist, wer ihn gar durch neuere Gruselphantasten ersetzen kann, der ist nie in seinem innersten Heiligtum gewesen. Die Kraft seiner höchst aparten Persönlichkeit hat seine aparte Sprache geformt, eine nicht nachzuahmende, musikalisch emp-

findliche, dabei im Tempo fast immer leicht gehetzte Sprache – „Wild rannte ich, Hut und Mantel vergessend, hinaus in die finstere stürmische Nacht!" Der einzige große Roman, die Elixiere des Teufels, ist nicht sein bestes Werk, gehört aber doch wohl mit in unsere Auswahl. Unbedingt aber gehören dazu der goldene Topf, das Fräulein von Scuderi, Nußknacker, Prinzessin Brambilla, der Sandmann, Rat Krespel, Ritter Gluck, Meister Martin. Und in vielen Erzählungen und Fragmenten, denen die letzte Formung fehlt, die fast wie Feuilleton hingeschrieben sind, in vielen von diesen kleinen Stücken glänzt Hoffmanns Seele oft wunderbar rein und mächtig auf. Sie ist nicht schillernd, sie kann nicht so und kann auch anders, wie viele der Romantiker, sie ist ganz klar und eindeutig eingestellt: Hohn und Haß dem Philister, dem Geldsack, der Nützlichkeit – und glühendste Liebe der Kunst, der Schönheit, jeder Idealität! Daß Hoffmann damit, bis in die Erkrankung und Verzerrung hinein, ein Stück besten deutschen Empfindens als angebornes Gut in sich trägt, das hat viel dazu beigetragen, daß seine so exponierte Kunst mehrere Umwälzungen des Geschmacks siegreich überdauert hat. Einige von den Eigenwilligkeiten seiner Technik und seines Satzbaues beginnen auf uns etwas veraltet zu wirken, doch fühlen wir darin kaum mehr als die Distanz der Zeit. Hoffmanns Wesentliches, so sehr dessen Äußerungen einst die provokante Farbe einer Zeit und Clique trugen, besteht lebendig fort. Eine deutsche Zeitung brachte vor wenigen Jahren eine Geschichte von Hoffmann, danach eine andere von einem anständigen modernen Autor, darauf stellte sie die Frage an ihre Leser, welche Geschichte nun besser sei. Die Leser wählten mit solcher Einstimmigkeit den Modernen, daß schon hieraus die Qualitäten Hoffmanns einleuchten.

In den Jahren 1808 bis 1819 hat der badische Lyzeumsdirektor und Prälat Johann Peter Hebel in seinem volkstümlichen Kalender, dem Rheinländischen Hausfreund, eine Reihe von Aufsätzen und von kurzen Erzählungen veröffentlicht, vor denen seit hundert Jahren immer wieder aufmerksame Leser als vor unbegreiflich vollkommenen Kunstwerken stehen, während diese selben Kalendergeschichten, heut wie damals, vom Volk und von der Jugend naiv und herzlich genossen werden. Sein Geschichtenbuch, das berühmte „Schatzkästlein", das jeder Schwarzwaldbauer mit Vergnügen liest, ist in der Tat die beste, vollkommenste Gabe, die je ein volkstümlicher Dichter seiner Heimat gegeben hat, es ist ein Gipfel und Kleinod deutscher Erzählerkunst. Dieser Hebel wäre, ohne Einschränkung, unser größter Erzähler überhaupt, wenn der Höhe seiner Kunst die Höhe seines Wesens, sein Menschentum ganz ebenbürtig wäre. Dies ist nicht der Fall. Hebel ist ein feiner und lieber Mensch, ein gescheiter ohnehin, aber kein großer, und so finden sich die edlen Gefäße seiner Kunstwerke nie mit

einem Überschäumenden, Nichtzufassenden gefüllt, das die Formen sprengte. Er ist ein Kleinmeister, aber einer ersten Ranges, in der deutschen Literatur ein unerreichter Einziger. Nicht Jean Paul, nicht die Romantik hat ihn irgend beeinflußt, einsam und fern von den großen Strömungen der Literatur schrieb dieser Idylliker für Kleinstädter und Bauern seine klassischen Erzählungen, deren jede unfehlbar ihren Stoff wie ein Geschmeide wendet, dreht und faßt, daß kein Meister der Welt es besser machen könnte. Für den Südwestdeutschen sind seine Geschichten voll von echter Heimatluft, der Alemanne kann nur noch bei Gottfried Keller seiner Rasse-Eigenschaften so beglückend bewußt werden. Witz, Schlagfertigkeit, Laune stehen obenan, dazu kommt ein aus altem Bauerntum erwachsenes vertrautes Verhältnis zur Natur der Heimat und eine gütige Teilnahme für das Menschliche, ein Sinn des mitleidigen Verstehens, das am rechten Ort der schlauen Schadenfreude die Wage hält. Überall aber steht obenan der Erzähler, der suveräne Künstler, ja der Könner, es geht nirgends das Mitleid, nirgends der Zorn mit ihm durch, überall ist sichere Distanz gewahrt, und um die anschaulichste Geschichte aus den Napoleonkriegen her fließt noch abschließend und fernrückend der bewährte Erzählerton, der Ton des Kalendermanns, der es versteht, genießerisch beim warmen Ofen von den Abenteuern eisiger Winternächte zu berichten.

Daß die Fähigkeiten des Dramatikers den Erzähler nicht zu hemmen brauchen, daß sie ihn eminent zu fördern vermögen, dafür ist Kleist das große Beispiel. Seine Erzählungsweise zeigt die Orientierung des Dramatikers, sie trennt und charakterisiert alle Personen aufs reinlichste, geht überall auf klare, wirksame Situationen und irrt niemals vom Ganzen weg; jeder Teil strebt geradlinig ins Zentrum. Von seinen Erzählungen könnten wir keine missen, viele von ihnen stehen den älteren italienischen Novellisten nahe und erinnern in ihrer unsentimentalen Gegenständlichkeit zuweilen auch an Stendhal. Das Meisterwerk dieses größten Dramatikers unter unsern Erzählern ist der Michael Kohlhaas. Da ist man gleich auf der ersten Seite mitten drin, wie mit einem Sprunge, und hält bis zum Ende nicht einen Augenblick in dem fast atemraubenden Mitgehen inne. Die langen, schön und reich gebauten, grammatikalisch mit größter Reinlichkeit empfundenen Sätze wirken seltsam kurz, ihre Gangart ist ein scharfes Allegro, sogar durch die überreiche, peinliche Interpunktion unterstützt. Die Geschichte erzählt, wie der Roßhändler Kohlhaas, zu Luthers Zeiten, wegen zweier Rappen, die ihm widerrechtlich von einem Junker abgenommen wurden, vergeblich nach seinem Rechte sucht und aus Nichtbefriedigung seines Rechtsgefühls zum Aufrührer und Mordbrenner wird. Das alles ist, vom Anruf des Schlagwärters und der Beschlagnahme der Gäule bis zum Tode Kohlhaasens auf dem Schafott, mit allen Fäden

des komplizierten Prozesses knapp und sachlich erzählt, vom kleinen Rechtshandel zur Staatsaktion anwachsend, mit der straffsten psychologischen Geradlinigkeit – und ist dennoch ohne Härte, ist mild, ist gerecht, ist menschlich und tief rührend, denn hinter der Sachlichkeit steht des Erzählers großes Herz, der mit seinem armen Helden fühlt und keinen kleinen Zug vergißt, der zu dessen rechtfertigender Erklärung dient. Und was für Bilder, was für Situationen! Nie vergißt man das wieder, wie Michael beim Eintritt in den Saal des Junkers vom Gelächter der Tafelrunde empfangen wird – da schnürt sich schon Ahnung des Verhängnisses übergewaltig um unser Herz! Und wie er seine Frau begräbt. Überall ist bei aller Kürze noch Raum für ein sinnlich blühendes, tief sich einprägendes Detail: der Bleikamm, mit dem sich der Abdecker durch die Haare fährt – das Obst, mit dem der Prinz Kohlhaasens Kinder beschenkt – und gar die magische Geschichte mit dem Zettel der Wahrsagerin. Oder wie Kohlhaas, ruiniert und gefangen – „im Antlitz den Tod" – dem ihn bewachenden Reiter den Rest seines guten Essens anbietet. Da ist alles echt, rassig, mit fester Faust gepackt, und mit innerlicher Zartheit erfühlt. Einen modernen Roman zu lesen, ist auf die Lektüre des „Kohlhaas" hin für eine gute Weile unmöglich.

Wilhelm Hauff ist ein Dichter, gegen den viel einzuwenden wäre, und doch wird er seit hundert Jahren fleißig gelesen. Literarisch nicht einwandfrei, mit einer starken Neigung ins Journalistische, hat dieser frische, seelengesunde Mensch doch das Lebensgefühl seiner jungen, heiteren Natur so kraftvoll ausgesprochen, daß seine Werke sich unverwüstlich haltbar zeigen. Seine lieben „Märchen" sind genügend bekannt.

Recht einsam steht ein großer komischer Roman für sich, der „Münchhausen" von Immermann. Der „Oberhof" hat sich als ein willkürlich ausgebrochenes Stück daraus gerettet; er macht dem Ganzen zwar Ehre, gibt aber gar kein Bild davon. Wir haben außer Jean Paul so wenig große humoristische Erzähler (die Ironie der Romantiker ist nicht Humor), daß wir eine solche Rarität nicht untergehen lassen sollten. Der Münchhausen, ein Enkel des alten Lügenbarons, ist nicht bloß witzig, er ist wirklich komisch und entfaltet ein so vielfaches Weltbild, daß er trotz einiger Länge und Mühsal wohl eine Reihe von Leseabenden lohnt.

Friedrich Hebbel, obwohl keine Erzählernatur, darf nicht fehlen. Ihm fehlte fürs Epische die Hauptsache, das Behagen, das Verweilenkönnen, das Zeithaben. Er selber sagt einmal, er sei immer gleich wieder zu Ende und alles erscheine ihm eigentlich unwichtig. Trotzdem hat dieser Rastlose auch als Erzähler Gutes geschaffen. Doch sind seine besten Novellen nicht eigentlich erzählend, sondern Charakterbilder, mit feinsten Pinseln gemalte Darstellungen eines einmaligen, in seiner kleinen Be-

schränktheit grausam erfaßten Menscheninnern. Merkwürdig und lesenswert sind diese Schöpfungen alle, in unsre Bibliothek rette ich doch nur den „Schnock" herüber. Es ist die aus hundert und wieder hundert Einzelzügen mosaikhaft zusammengesetzte Darstellung des Feiglings, ein kleines komisches Werk voll Geist und Anschaulichkeit, doch des höchsten Humors entbehrend und von der kalten Unerbittlichkeit des Analytikers umweht. Aber prächtig als ein Beispiel größter künstlerischer Zucht.

Wir haben gefunden, daß die naiven Volksschriftsteller, soweit es rein aufs Erzählen ankommt, den hohen Kunstpoeten nicht selten überlegen sind. Eine kleine Spitzbubengeschichte von Hebel ist weit besser erzählt, als Stoff klüger angepackt, ökonomischer zurechtgeschüttelt als Goethes „Novelle" oder irgend etwas von Brentano oder Novalis. Erst Keller hat später dies Verhältnis geändert und die edelste Kunstprosa, für zwei Generationen mindestens, vollkommen populär gemacht. Vorher kam aber noch einmal ein naiver Erzähler ersten Ranges, der mit seiner unerbittlichen Wahrheit und Anschaulichkeit die ganze Kunstdichtung überragte, Jeremias Gotthelf. Wenn ich ihn naiv nenne, denke ich nur an sein großes Dichtertalent, das beinahe unbewußt bleibt, während er als Prediger, Erzieher, Politiker höchst bewußt zu Werke geht — so bewußt daß er oft für ganze Kapitel alles Dichterische verdirbt. Aber es hilft nichts, man kann sich um Gotthelf nicht drücken, ohne sich um etwas Großes zu berauben. Da ist nun einmal „Heimatkunst" und „Erdgeruch"! Und ein Berner Deutsch, das wie Mittelhochdeutsch tönt, so reich und urkräftig. Wäre eine gewisse lokale Beschränktheit der Sprache nicht (von eigentlichen Dialektdichtern ist hier überhaupt nirgends die Rede, aber Gotthelf hat sein Deutsch stark mit Worten und Bildungen der Heimatmundart gesättigt), so wäre er für das bäuerliche Volkstum seines Jahrhunderts mindestens so sehr ein Klassiker wie einst Grimmelshausen.

Auf dem letzten Brett unsrer Bücherei stelle ich die Werke dreier Dichter auf, handgerecht zu fleißigem Gebrauch. Kein schönerer Schluß der bunten Reihe als dieser, mit Stifter, Mörike und Keller. Von ihnen ist nur Stifter vielleicht noch eines herzlichen Hinweises bedürftig, ich glaube, man nennt ihn mehr als man ihn liest. Seine „Studien" gut zu kennen erließe ich keinem, der über deutsches Wesen und deutsche Prosa mitreden will. Da ist der treue, fast ängstlich treue Zeichnergeist Dürers wieder, und die fromme Naturkindschaft Eichendorffs, da ist Ehrlichkeit der Anschauung und äußerste Ehrlichkeit der Arbeit, nichts Aufregendes, nichts „Interessantes", aber mehr als das.

Von Mörike zu reden ist mir kein Bedürfnis und tut nicht mehr not. Er ist endlich gekannt, und wir Schwaben freuen uns, ohne doch

etwas wie leise Eifersucht auf unsern Liebling ganz unterdrücken zu können. Sein „Nolten" ist wie eine in tiefem Suchen gebaute Brücke aus der Romantik in die befriedigte helle Welt hinüber, deren Torwart Keller ist.

Man stellt sich Keller noch häufig als eine Art eng zufriednen Kleinbürger vor, wie man sich Mörike unter Oberflächlichen etwa als einen vergnügten Landpfarrer denkt. Oder wie Backfische sich Mozart als einen ewig lächelnden Glücklichen vorstellen. Irrtümer, lauter Irrtümer. Es wird keine Kunst aus Glück geboren. Aber einerlei. Die Werke bestehen. Und die schöne Lau und die schöne Judith wissen nichts davon, aus welchen Abgründen einsamer Sehnsucht ihre holde Selbstverständlichkeit erwachsen ist.

In Ehren genannt seien noch ein paar vereinzelte Werke, die sich über die Jahrzehnte hin wirksam erwiesen haben. Obenan der rührend feine „Arme Spielmann" von Grillparzer und die „Judenbuche" der Droste, dann Ludwigs „Heitheretei". Ich besinne mich, vielleicht ist Wichtiges vergessen. Namen tönen. Simrock? Sallet? Ach nein. Ich habe ja sogar Heine weggelassen, weil seine schönste Erzählung im Anfang stecken geblieben ist und die anderen mir gar zu nahe am Feuilleton stehen, freilich am guten. Aber der Reutlinger Hermann Kurz darf nicht wegbleiben; gut ist die billige Ausgabe bei Max Hesse.*

Und, wichtiger als das alles, die Grimmschen Märchen. Die edle Treue, mit welcher sie redigiert sind, mögen wir ruhig ins Ehrenbuch der Deutschen schreiben. Aus dem Inhalt der Märchen selbst auf spezifisch deutsche Volkseigenschaften zu schließen liegt nahe, geht aber nicht an. Gerade die Literatur der Märchen und Volkssagen weist uns, mit oft erschreckenden Übereinstimmungen, mächtig auf ein Übernationales, auf den Begriff der Menschheit, welcher ja letzten Endes auch jede große nationale Woge dienen muß.

---

* Kürzlich hat Hofmannsthal im Inselverlag vier Bände „Deutsche Erzähler" gebracht, eine feine Auswahl deutscher Erzählungen von Goethe bis Gottfried Keller. Auswahl und Vorwort trifft in wesentlichen Punkten mit meiner Auffassung überein, nicht überall freilich, vor allem aber darin, daß auch Hofmannsthal immer das dichterische Grundgefühl, nie das technische Können zum Fundament der Wertung macht. Er läßt unbilligerweise sogar den geschicktesten deutschen Erzähler, Hebel, weg. Diese vier Bände seien sehr empfohlen. Aber ergänzt durch das „Schatzkästlein".

Wilhelm von Humboldt, Reisetagebücher 1788/89

mitgeteilt von Albert Leitzmann

2

Die Gegenden auf dem Wege von Marburg nach Gießen sind über alle Beschreibung schön, wenigstens gleich hinter Marburg. Denn eine Meile weiter hören die reizenden Aussichten wieder auf oder werden wenigstens seltner. Gießen selbst ist eine weniger bevölkerte, aber weit besser, reinlicher und bequemer gebaute Stadt als Marburg. Die Universität ist noch kleiner, und ich bemerkte nicht einmal auf der Straße einen Studenten. So scheinen sie sich unter den übrigen Einwohnern zu verlieren." Auch in Gießen, das Humboldt und sein Reisebegleiter am 23. September 1788 erreichten, sollte eine Reihe Besuche bei Zelebritäten der kleinen Hochschule abgelegt werden: indessen die Zeit war beschränkt und zudem waren einzelne Professoren, wie der Statistiker und Kameralist August Friedrich Wilhelm Crome, der später in den Freiheitskriegen zu einer traurigen Berühmtheit gelangte, weil er nach der Schlacht bei Leipzig eine Flugschrift zugunsten der französischen Herrschaft schrieb und der akademische Senat ihn aus Gießen auswies, verreist. Nur Christian Heinrich Schmid fand man zu Hause, den Professor der Poesie und Beredsamkeit, den Theorien-Schmid, wie er häufig genannt wurde, den Herausgeber lyrischer Anthologien und zahlreicher Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen. Goethe erzählt uns im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit", wie er ihn bei Gelegenheit eines gemütlichen Mittagsmahls im Beisein seiner Freunde Merck und Schlosser und des Gießener Professors Höpfner durch überschäumende Unterhaltung und groteske Gleichnisse in die Enge trieb, um ihn für manches, was er gesündigt hatte, auf eine lustige Weise zu bestrafen, und wie ergötzlich diese Zusammenkunft schließlich für alle Beteiligten verlief. Seitdem war Schmid, der an Zeitschriften der entgegengesetztesten Richtungen mitgearbeitet und allmählich eine große Zahl von Schriften und Aufsätzen in die Welt gesetzt hatte, um ein gut Teil älter und trockener geworden. Humboldt berichtet von seinem Besuch bei ihm: „Der Hofrat Schmid ist ein glattes, fettes Männchen, dem es aber wohl gehen mag wie den Hühnern, die keine Eier mehr legen, wenn sie fett werden. Denn ich konnte mit aller Mühe weder über das Religionsedikt noch über irgendeinen andern Gegenstand etwas andres als die trivialsten Dinge aus ihm bringen." Zum Schluß sollte noch der Jurist Johann Christoph Koch, der Kanzler der Universität Gießen, besucht werden, aber das psychologische Interesse für die von der harten Hand der irdischen Gerechtigkeit angerührten und festgehaltenen armen Mitmenschen trug über

das Vorhaben, einen Professor wie andre zu sehen, den Sieg davon. „Als ich von Crome kam, hatte ich noch zu einem Gange Zeit. Ich wollte Koch besuchen. Allein indem ich so hinging, kam ich vor dem Zuchthaus vorbei, und ich überlegte, daß es wohl nützlicher sein möchte, ein Zuchthaus als einen Kanzler zu sehen. Man führte mich zuerst dahin, wo diejenigen sitzen, deren Urteil noch nicht gesprochen ist. Es waren dumpfige, gewiß ungesunde, dunkle Löcher, in die das Licht nur durch eine kleine, mit eisernen Stäben verwahrte Öffnung fiel. Es war mir sehr auffallend, daß diese Löcher schlechter waren als die Wohnungen der schon wirklich Verurteilten. In diesen Löchern, sagte mir der Kerkermeister, sitzen sie manchmal ein Jahr. So lange dauert der Prozeß. Höchst wahrscheinlich aber setzt man sie erst dahin, wenn man schon gewiß ist, daß sie nicht unschuldig sind, und nur noch mehr Umstände ausmitteln muß, den Grad der Strafe zu bestimmen. Sonst wäre es über alles abscheulich. Die Arbeitsstuben selbst sind sehr hell und ziemlich groß. Nur herrscht darin eine schreckliche Unreinigkeit, sowie auch in dem Anzug der Gefangenen, und der Gestank ist sehr groß. In einer Stube waren lauter Mädchen, die zu früh Mütter geworden waren, und eine Ehebrecherin. Wie ich hineintrat, sagte der Kerkermeister: ‚Dies sind Huren'. Die Worte waren mir entsetzlich. Wenn nun vielleicht da ein Mädchen mit darunter war, die ein leichtsinniger Mensch vielleicht durch allerlei Überredungen und trügerische Hoffnungen verführt hatte, die nur schwach, nicht eigentlich liederlich gewesen war, was muß sie bei diesen Worten gefühlt haben? Muß nicht durch solche Strafe und solche Behandlung jeder Keim des Guten, der vielleicht noch in ihr ist, vollends erstickt werden? Ich unterhielt mich mit den Gefangenen und fast überall fand ich den in Häusern dieser Art so gewöhnlichen Leichtsinn und das mutwillige Scherzen über ihren jetzigen Zustand und ihr ehemaliges Verbrechen."

Über Butzbach, wo das alte Schloß der verwitweten Landgräfin von Hessen und besonders ein großer Saal mit einem wie ein Fels oder eine Grotte gestalteten Ofen voller Figuren und einer Menge allegorischer Wand- und lokalhistorischer Deckengemälde besichtigt und eine alte, halberloschene, auf einer großen hölzernen Tafel aufgezeichnete Stallordnung in kernigem Deutsch aus den Tagen Luthers und Götz von Berlichingens durchstudiert wurde, das sich aber im übrigen als ein kleines, ziemlich schlecht gebautes Nest darstellte, fuhr man dann die Nacht hindurch nach Frankfurt und kam dort am Morgen des 24. September an. Der Aufenthalt dauerte hier eine Woche, wurde aber durch eine Erkältung wesentlich beeinträchtigt, die Humboldt sich auf der nächtlichen Reise zugezogen hatte und die ihn nötigte, einige Tage das Zimmer zu hüten. Die Reisenden wohnten auf der Zeil in dem berühmten Gasthof zum roten Hause: „Es ist gewiß das

größeste und prächtigste Wirtshaus in Deutschland. Es besteht aus einem großen Vordergebäude und zwei sehr langen Flügeln. Nach hinten im Garten ist ein ziemlich großes Haus mit geschmackvollen architektonischen Verzierungen. Mietswagen, Lohnbediente, alles kann man im Hause selbst haben." Mit einem jungen Schwaben, Ludwig Friedrich Göritz, Hauslehrer in der Familie Dorville, der ja auch Goethes Lili angehörte, der wenige Jahre darauf Schiller in Jena nahetreten durfte und uns nicht uninteressante Erinnerungen aus dieser Zeit hinterlassen hat, den Humboldt als einen „recht vernünftigen und guten Mann" bezeichnet, kam dieser in einem orientierenden Gespräch über die politischen und kommerziellen Zustände der Stadt sehr bald auf eine Frage, die für Frankfurt von größter Bedeutung war, auf die Judenfrage. Die Ansichten seines Gewährsmannes fand er sehr sonderbar. „Es war die Rede davon, daß ihnen verboten ist, die öffentlichen Spaziergänge zu besuchen. Er entschuldigte es mit zwei Gründen, die, wie ich wohl in der Folge merkte, die Frankfurter zu Beschönigung ihrer Intoleranz erfunden haben. Der Spaziergang nämlich sei zu klein und die Juden in Frankfurt so zahlreich, daß sie bald die Christen davon verdrängen würden. Auch rauchten die Frankfurtischen Juden beständig Tabak, welches die spazierenden Christennasen beleidigen würde. In der Tat ein Magistrat, der befürchtet, daß 0000 Juden 0000 Christen verdrängen, und der, um zu hindern, daß man beim Spazierengehen nicht Tabak rauche, das Spazierengehen überhaupt verbietet, verdient wahrlich wohlfürsichtig zu heißen, wie ich ihn auf einem dem Rat dedizierten und mit allen Wappen der Ratsherren gezierten Kalender genannt fand. Schämen sollte sich aber doch jeder Frankfurter, solche Gründe zu wiederholen, und nicht sich und seine Mitbürger durch Beschönigung seiner Intoleranz einschläfern." Diese eigenartigen Verhältnisse haben in Frankfurt noch zwei Dezennien hindurch in ähnlicher Weise fortbestanden, da erst im Gefolge der Napoleonischen Reformen in einigen Staaten des westlichen Deutschlands das Ende des ersten und der Beginn des zweiten Dezenniums des neunzehnten Jahrhunderts den Juden die bürgerliche Emanzipation gebracht hat. Wir besitzen Schilderungen des jungen Geographen Karl Ritter, der als Erzieher des späteren Professors und Ministers Moritz August von Bethmann Hollweg, dessen Enkel heute die Geschicke unsres Vaterlandes als Reichskanzler leitet, lange Jahre in Frankfurt gelebt hat, aus dem Jahre 1807, die von der gleichen Kalamität des Frankfurter Straßenlebens erzählen. Dalberg als Großherzog von Frankfurt von Napoleons Gnaden hat hier die Bahn gebrochen und alles getan, um die erhitzten Gemüter der Frankfurter zu beruhigen und die feindlichen Brüder, die noch so sehr unreif zu wirklicher bürgerlicher Brüderschaft sich erwiesen, zu versöhnen. „Den Juden war bisher verboten," berichtet Ritter, „in den Christen-

promenaden sich sehen zu lassen. Jetzt versuchten sie es, darin spazieren zu gehen. Christenbürger prügelten sie darin durch und warfen sie hinaus. Die Juden brachten die Klage vor den Fürsten und dieser erlaubte sogleich ihrer Religionspartei, was ihnen vorher so schändlich versagt war. Aber bald fanden die christlichen Richter, daß die Juden kein Recht an diesen Promenaden hätten, weil sie einst vor Jahrhunderten nichts zu ihrer Anlage hätten beitragen wollen. Der Fürst wollte also kein Recht verletzen und nahm die Erlaubnis zurück, ließ aber nun einen Teil dieser sehr engen und steifen Promenaden in eine englische Anlage verwandeln und gab nun jedermann freien Zutritt. Die Juden machten darauf Seiner Hoheit ein kostbares Geschenk, eine silberne Urne mit Gold gefüllt nach alter asiatischer Vätersitte." Man glaubt kaum, daß uns erst wenig mehr als hundert Jahre von diesen Zuständen trennen.

Der allgemeine Eindruck, den Frankfurt als Stadt auf Humboldt macht, ist kein durchweg günstiger: „Der Wall ist ein sehr angenehmer Spaziergang und hat überaus schöne Aussichten über den Main hin. Die Frankfurtischen Straßen sind, einige wenige, zum Beispiel die Zeil, in der das Rote Haus steht, ausgenommen, sehr eng, das Pflaster ist aufs höchste mittelmäßig und auch die Beleuchtung nicht hinreichend. Die Häuser sind im ganzen groß und schön, obgleich nicht im modernen Geschmack. Denn sehr viele und die neuesten sind noch mit immer vorstehenden Etagen gebaut. Die Plätze zu Häusern sind äußerst teuer, und gewöhnlich weit mehr wert als die Häuser selbst. Daher kommt es auch, daß die Mieten sehr teuer sind. Brücken, Brunnen und überhaupt alle öffentliche Gebäude werden sehr gut unterhalten. Manches tut aber auch die Bürgerschaft für sich freiwillig, nicht der Magistrat." Da gerade der Geburtstag Friedrich Wilhelms II. von Preußen am 25. September gefeiert wurde, so hatte Humboldt vom General Christian August von Lengefeld, dem späteren Gouverneur von Magdeburg, eine Einladung zu einem Mittagspicknick erhalten, wo eine sehr gemischte Gesellschaft sich zusammenfand, vorzüglich Spieler, aber kein einziger, der sich durch Witz oder Geist ausgezeichnet hätte. „Sehr lächerlich war es zu hören, welche Lobsprüche dem König erteilt wurden. Jeder beeiferte sich den andern zu übertreffen. Einer, dessen Namen ich nicht weiß, der aber alle an Einfalt zu übertreffen schien, war erst lange alle Arten von Lobeserhebungen durchgegangen und hatte zehnmal gerühmt, wie glücklich ein Land sei, das eine aufeinanderfolgende Reihe solcher Könige zähle. Endlich, als er nichts mehr zu sagen wußte, warf er sogar die Frage auf, ob wohl je ein so großer Mann auf dem preußischen Throne gesessen habe. Bei Tische wurden die Gesundheiten beinah aller deutschen Fürsten getrunken. Aber es wurde auch nur getrunken. Gespräch, man müßte denn einigen albernen, schalen Witz so nennen wollen, war gar nicht.

Indes ließ sich auch von den Personen, woraus die Gesellschaft bestand, nichts anderes erwarten. Der General Lengefeld, ein herzensguter Mann, aber ohne viel natürlichen Kopf und ohne alle Kenntnisse. Der Major von Busch, in Darmstädtischen Diensten, ein prahlerischer, windiger Mensch, dem es aber doch nicht an Welt fehlt. Der Graf Ludolf bei der Österreichischen Ambassade in Mainz, ein fettes, sehr koiffiertes, süßes, aber völlig hirnloses Männchen. Der Doktor Diez, ein geschickter Arzt, wie man mir sagte, aber die gravitätischste, stolzeste Doktormiene, die ich je sah, und ein Mann, aus dessen Munde ich den ganzen Mittag über kein bedeutendes Wort hörte. Der Kanonikus Specht aus Mainz, sehr wohlgenährt und schön geputzt, aber sonst der albernste, abgeschmackteste Mensch; dennoch ist er der Abgott der Frankfurtischen Damen, sie nennen seine Plattitüden witzige Einfälle und alles ist traurig, wenn Specht nicht aufgeräumt ist. Der Hauptmann Linstau, ein starker Spieler et qui sait enchaîner la fortune sous ses doigts. Der Mainzische Oberstleutnant Breitenbach, in seiner Jugend einer der schönsten Menschen, jetzt durch die Franzosen so entstellt, daß der Hals nur eine Wunde und der Mund ganz schief verzerrt ist, übrigens ein abgeschmackter Mensch mit goldenen Ohrringen. Dann eine Menge Werbeoffiziere, ganz der gewöhnliche Schlag preußischer Offiziere, unter denen der Rittmeister Rittmann, der einmal bei meiner Mutter aß, noch der vernünftigste war. Die übrigen lernte ich nicht weiter kennen." Abends sahen die Reisenden im Theater den „Irrwisch", eine Operette von Bretzner: es spielte eine Truppe, die abwechselnd in Mainz und Frankfurt auftrat, und zwar ganz für Rechnung des Hofrats Tabor, eines reichen Kaufmanns, Besitzers einer großen Glas- und Spiegelhandlung, der auch in den Briefen der Frau Rat an ihren Sohn einige Male begegnet. „Beinah alle Schauspieler sahen mir wie merkantilische Spekulationen aus, mit denen man viel verdienen wollte, ohne ihnen doch viel zu geben." Der in dem Stück auftretende Fischer erschien wie ein gewöhnlicher Fischer, seine Frau dagegen elegant wie eine Pariserin. Nach der Vorstellung wurde noch einer Gesellschaft von Seiltänzern und Reitern ein Besuch abgestattet, wo eine herrlich gewachsene, wenn auch sonst nicht schöne Reiterin besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zog.

Das Tagebuch bricht leider mit diesem Tage ab und setzt erst am 6. Oktober in Darmstadt wieder ein: es ist nichts verloren, sondern über die zwischenliegenden Tage ist überhaupt nichts aufgezeichnet worden, wie denn noch mehrfach in diesen Aufzeichnungen die Beobachtung zu machen ist, daß Lust oder Konzentration zum Schreiben und Reflektieren über das Erlebte zuweilen für Tage, ja für Wochen schwinden und so jedes Tagebuch in eine Reihe nicht unmittelbar zeitlich miteinander zusammenhängender Abschnitte zerfällt. Ein vorhandenes Ausgabebuch, das etwas regel-

mäßiger geführt worden ist, sowie sonstige Notizen aus Briefen und andern gleichzeitigen Quellen sind uns natürlich für die fehlenden Teile kein Ersatz, gestatten uns aber wenigstens, den Gang der Reise in großen Zügen zu verfolgen. So hat Humboldt damals der Frankfurter Judengasse noch einen besonderen Besuch abgestattet, Goethes Schwager Schlosser, der aus Karlsruhe zufällig anwesend war, kennen gelernt und in dem benachbarten Offenbach Sophie Laroche, die Mutter seines alten Freundes Karl, aufgesucht. „Sie war eine geistreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau", so schildert er sie in späteren Jahren Charlotte Diede, „und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise ihrer Kinder und Enkel sah." Am 1. Oktober ging dann Humboldt von Frankfurt nach Aschaffenburg, wo er Johannes Müller, den berühmten Geschichtschreiber der Schweiz, Geheimen Staatsrat in Kurfürstlich Mainzischen Diensten, an den er wirksame Empfehlungen hatte, leider verfehlte, und von dort am 4. nach Darmstadt, wo er am 5. ankam. Sein Reisebegleiter Crichton hatte sich in Frankfurt von ihm getrennt.

In Darmstadt war Humboldt durch den Göttinger Professor Lichtenberg an seinen Neffen, den Geheimen Sekretär Friedrich August Lichtenberg, empfohlen worden. Der Empfehlungsbrief nennt ihn einen „der besten Köpfe, die mir je vorgekommen sind. Du kannst nicht glauben, was hinter dem etwas blassen Gesicht für ein Geist steckt. Wenn es anders unter dieser Regierung so geht wie unter Friedrich II., daß nur allein Geistesvorzüge zu hohen Stellen führen, so wird er dereinst eine große Rolle spielen, zumal da bei ihm res nicht angusta, sondern augusta zugleich ist ... Du kannst mit ihm sehr frei über die jetzige berlinische Regierung sprechen, denn er ist in allem nur von der Seite des gesunden Menschenverstandes." Lichtenberg führte Humboldt dann gleich am ersten Tage, am 6. Oktober, zu der bekanntesten Persönlichkeit des damaligen Darmstadt, zu dem Oberhofprediger Johann August Starck, dessen literarische und gerichtliche Fehde mit den Herausgebern der „Berlinischen Monatsschrift", den Aufklärern Gedicke und Biester, und ihrem Freunde Nicolai seit kurzem in ganz Deutschland von sich reden machte. Starck galt, wie es scheint, ohne Grund, für einen heimlichen Katholiken und Agenten des Jesuitenordens, den man seit seiner 1773 erfolgten Aufhebung mit verdoppelter Energie und Schlauheit im geheimen wühlend und agitierend glaubte, wurde als solcher von der Monatsschrift öffentlich denunziert, hatte darauf gegen die Herausgeber eine Klage wegen Beleidigung und Verleumdung beim Berliner Kammergericht eingereicht, war aber mit ihr abgewiesen und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt worden. Ein dickes Werk, das er hatte erscheinen lassen, unterzog die damals überall in

der Luft liegenden Begriffe des Kryptokatholizismus, der Proselytenmacherei, des Jesuitismus, der geheimen Gesellschaften einer eingehenden Zergliederung und führte in redseligster Weise seine persönliche Verteidigung gegen die ihm von Berlin aus gemachten und gewissermaßen juristisch legitimierten Beschuldigungen. Über den Besuch bei Starck berichtet Humboldts Tagebuch folgendes: „Lichtenberg holte mich ab, um mich zu Starck zu begleiten. Er empfing uns sehr höflich. Er ist ein ziemlich kleiner, auch nicht sehr starker Mann, dessen Gesicht etwas sehr Unangenehmes hat. Doch fand ich nicht sowohl Tücke und schlaue Bosheit als Hartnäckigkeit, Eigensinn, Zorn und Heftigkeit überhaupt darin. Zufälligerweise war seine Perücke nicht recht frisiert und das Haar in der Vergette [bürstenartig geschnittenes Haar] sträubte sich vorwärts, so daß er einen sehr fatalen Eindruck auf mich machte. Das Gespräch fiel gleich auf Universitäten. Wir nannten auch die preußischen und von da kamen wir auf Zedlitz. Er schimpfte sehr auf ihn und lobte Wöllnern offenbar ... Wir wälzten die Schuld von Zedlitz ab auf seine Ratgeber, um dadurch auf Biester zu kommen, und es gelang sehr gut. Er fing sehr weitläuftig über Biester und Nicolai an, schimpfte zwar geradezu nicht, aber beschuldigte sie der Verdrehung und Erdichtung von Factis ... Darauf sprach er gleich vom Prozeß. Man habe es ihm sehr verdacht, über solch eine Sache zu prozessieren. Allein mehrere Gründe hätten ihn dazu bewogen. Der vorzüglichste darunter sei gewesen, daß er gerade zu der Zeit der stärksten Biesterschen Angriffe krank und außerstande gewesen sei, seine Verteidigungsschrift zu schreiben. Er habe also durch den Prozeß Zeit zu gewinnen gesucht. (Kurz vorher hatte er gesagt, er würde auch noch jetzt, wenn er sich zu entschließen hätte, den Prozeß angefangen haben. Wahrscheinlich war er auch jetzt krank.) Überdies habe er gefürchtet, daß der Landgraf doch vielleicht auf das Geschrei einmal achten möchte und daß ihm alsdann wenigstens eine Kommission gesetzt werden könnte. Er habe es also für das Ratsamste gehalten, zu klagen und seinem Ministerio selbst anzuzeigen, daß er geklagt habe. Er sprach darauf vom Prozeß selbst und ich fragte ihn, ob wohl wirklich das Kammergericht ungerecht gegen ihn gehandelt habe. Diese Art des Widerspruchs, so gelind sie auch war, brachte ihn so in Hitze, daß er sich auf einmal mit seinem Stuhl näher rückte und mir mit großer Heftigkeit sagte: ‚Ich wünschte nichts mehr, als daß das Kammergericht sich gegen meine Klagen verteidigte, wie es wegen des Schmidlinschen Prozesses getan hat; dann wollte ich die Herren als Schriftsteller behandeln und ihnen geradezu sagen, daß sie als Schurken gegen mich gehandelt hätten.' Nun erzählte er der Länge nach, wie man ihm aus Parteilichkeit kurze Termine gesetzt, ihm nicht die Deduktion seiner Gegner mitgeteilt — diese Beschwerde verrät doch in der Tat viel Kenntnis des Zwecks einer

Deduktion — und ihm endlich die Appellation verweigert habe ... Über die pompöse Bekanntmachung der herrlichen Sentenz durch den Druck machte er sich weidlich lustig und erzählte, wie man zugleich mit der Bekanntmachung der Sentenz schon vorläufig die Regierung gebeten habe, ihn im Fall der Nichtbezahlung der Kosten zu exequieren: ‚Und doch‘, setzte er hinzu, ‚glaub ich Herrn Biester und Gedicke noch auskaufen zu können, denn wenn ich gleich kein reicher Mann bin, so bin ich doch auch kein Lump.‘ In Ausdrücken dieser Art sprach er überhaupt fast immer. Von Biester, Gedicke und Nicolai redete er überhaupt immer in den verächtlichsten Ausdrücken, enthielt sich aber doch des eigentlichen Schimpfens. Er versicherte, er könnte, wenn er wollte, Dinge schreiben, vor denen Biester und Gedicke gewiß verstummen würden, wenn er ebenso in ihrem Leben herumwühlen wollte, als sie in dem seinigen täten. Ich antwortete ihm, die Herren schienen seine großmütige Schonung gar nicht zu verdienen und es könne vielleicht wichtig fürs Publikum sein, sie in ihrem ganzen wahren Lichte zu kennen. Allein er wollte aus leicht begreiflichen Gründen nicht weiter heraus. Doch daß er nicht aufhören würde, sich auf jede Art zu verteidigen, äußerte er sehr kräftig. ‚Überschreien‘, sagte er, ‚können sie mich wohl, aber überschreiben sollen sie mich nicht.‘ Dazu möchte sich denn freilich auch nicht leicht weder ein Schriftsteller noch ein Verleger verstehen. Was mich bei der ganzen Unterredung am meisten amüsierte, war, daß er ganz ernstlich behauptete, der vorige König in Preußen würde gewiß den Torheiten ein Ende gemacht haben, wenn er nur länger gelebt hätte; das sehe man schon aus vielen seiner hernach auch zum Teil durch die Büschingsche Sammlung bekannt gewordenen Resolutionen ... Dies war der Hauptinhalt der Unterredung. Im ganzen war er sehr zurückhaltend und nur, wenn seine Heftigkeit ihn übereilte, wie bei Gelegenheit des Edikts, sprach er freier, schien es sogar nachher zu bereuen. Zwei Ursachen können diese Zurückhaltung veranlaßt haben. Einmal widersprach ich ihm nur ein einzigesmal und gab ihm zu viel recht, so daß er sich nicht ereiferte und genau überlegte, wieviel er sagte. Und dann wünschte ich zu wissen, was er über das Edikt und Wöllner sagen würde. Ich fing einmal davon an, allein er lobte bloß Wöllner und bog künstlich wieder aus. Ich lenkte das Gespräch noch einmal darauf und sprach von der Aufhebung, und als er wieder schwieg, sagte ich, obgleich gar nicht fragend: ‚Es muß doch eine Revolution in Berlin vorgegangen sein; sonst hätte man das Edikt nicht aufgehoben.‘ Darauf antwortete er ziemlich heftig: ‚Das müssen ja der Herr von Humboldt besser wissen als ich.‘ Ich erkundigte mich sehr fleißig in der Stadt nach ihm und hörte allgemein, daß er beinah keinen einzigen Freund habe, sondern durchgehends verhaßt sei. Als Ursache davon gab man allgemein seine Heftigkeit und sein grobes

und jedes verständigen Menschen, viel mehr eines Geistlichen unwürdiges Betragen, besonders gegen Handwerksleute, an. So soll er einen Schlosser einmal erst ungeheuer geschimpft und dann geschlagen, mit Füßen getreten und die Treppe hinuntergeworfen oder, wie eine andre Variante lautete, wenigstens ihn damit bedroht haben. Seine ganze Politik soll gleich seit seiner Ankunft in Darmstadt darin bestanden haben, mit niemand in der Stadt umzugehen und bloß sich bei Hofe festzusetzen zu suchen. Anfangs soll ihm auch der Erbprinz sein ganzes Vertrauen geschenkt und sich oft mit ihm eingeschlossen haben. Jetzt aber, heißt es, sei er im Kredit gefallen. Seine Predigten sind anfangs gestopft voll gewesen, jetzt aber geht beinah niemand mehr hin, teils weil man ihn haßt, teils weil er alle Jahre dieselben Predigten halten soll. Einige sagten mir auch, auch unter dem Namen eines Jesuiten sei er selbst bei den gemeinsten Leuten bekannt und gehaßt. Allein der junge Lichtenberg bestritt dies. Seine ärgsten Feinde sind: Höpfner, Wenk und der Hofprediger Petersen. Auf diese spielte er auch verschiedentlich an. So sagte er, habe er durch den Prozeß das anonyme Komplott herausbringen wollen, besonders die, welche ihn der Ausbreitung des Jesuitismus in seinen Predigten beschuldigt hätten. Denn das müßten doch Darmstädter gewesen sein."

Humboldt besuchte dann auch noch die drei Männer, die er als ärgste Feinde Starcks nennt, den aus Goethes Selbstbiographie bekannten früheren Gießener Professor, jetzigen Geheimen Tribunalrat Ludwig Julius Friedrich Höpfner, den „recht vernünftigen", aber leider geschwätzigen Direktor des Pädagogiums Helfrich Bernhard Wenk und den angenehm sprechenden, aber nicht sonderlich interessanten zweiten Hofprediger Georg Wilhelm Petersen, trug aber von keinem von ihnen besondere Eindrücke davon. Vom Darmstädter Hof berichtet er: „Den Abend war ich wieder am Hof. Die Erbprinzessin las eben etwas vor, als ich hineintrat. Dies geschieht oft des Abends. Ihre Lektüre aber ist bloß französisch. Nur der Laroche Bücher liest sie auch. Man war völlig ungeniert. Sie hörte auf zu lesen. Aber sie sprach viel, auch mit mir. Das einzelne war nicht bemerkenswert. Aber das verdient doch gesagt zu werden, daß sie überhaupt recht richtig, vernünftig und überaus angenehm sprach. Am meisten unterhielt ich mich mit Fräulein Baudé. Es ist ein sehr gescheutes Mädchen, die sehr viel, vorzüglich deutsch gelesen hat. Sie sprach und sehr gut von Engels, Garves, Ramlers, Voß' usw. Schriften . . . Bei Tische sprach der Erbprinz mehr als sonst, auch mit mir, vorzüglich von den Bauten in Berlin, ziemlich vernünftig, manchmal witzig. Er scheint eine Art von Zurückhaltung zu haben, die oft wie Blödigkeit aussieht. Als ich Abschied nahm, sagte er nur einige Worte in den Bart hin und die Frau mußte die eigentlichen Komplimente machen."

Am 7. Oktober reiste Humboldt von Darmstadt nach Mainz. „Der Weg ist sandig und unangenehm. Keine schöne Aussichten, Fichtenwälder und mehr märkische Gegenden. Nur bei Bischheim und noch mehr bei Kostheim wird die Gegend schön. Da aber auch über alles schön. Bei Kostheim muß man sich über den Main mit einer Fähre setzen lassen. Von Kostheim bis Mainz gehts immer zwischen Weingärten fort. Vor Mainz fließt der Rhein in aller seiner Majestät. Man fährt über eine Schiffbrücke, die über 650 Schritt lang ist. Von dieser Brücke hat man auf allen Seiten die herrlichste Aussicht. Vor sich am einen Ende der Brücke Mainz, das sich seiner vielen Türme wegen sehr gut ausnimmt. Überhaupt, dünkt mich, haben die im alten Geschmack gebauten Städte von fern ein besseres Ansehen als die im neuen Geschmack aufgeführten. Sie haben mehr Türme, und die Türme selbst mit ihren tausend Ecken und Spitzen geben, wenn nicht einen schönen, doch romantischen Anblick. Hinter sich am andern Ende der Brücke Kassel, ein niedlich gebauter Ort mit einer herrlichen Lage. Rechts und links die herrlichen Rheinufer. Links ist die Gegend nur mittelmäßig. Doch sieht man die Favorite, die Karthaus u. s. f. Desto schöner aber ist sie rechts. Vorn nah die Stadt und das alte Schloß. Weiter hin Kostheim und das Ergießen des Mains in den Rhein. Das Mainwasser ist trübe und hat eine rote Farbe, der Rhein eine grüne. Beide Wasser vermischen sich nicht gleich. Noch bis Bingen unterscheidet man die Farben deutlich. Das Mainwasser ist schwerer, welches auch, da der Main so seicht ist, sehr gut für die Schiffer ist. Im Rhein sinken die Schiffe eine Handbreit tiefer ein. Noch weiter hin Hochheim und ganz hinten am Horizont das Gebirge, das sich immer längs den Ufern des Rheins hinzieht. Das Ganze gewährt einen unbeschränkten, hinreißenden Anblick." In Mainz blieb Humboldt bis zum 10. oder 11. Oktober, und es war ein ganz besonderer Magnet, der ihn hier so lange festhielt: das gastliche Haus Georg und Therese Forsters. Forster, dem ein früher, einsamer Tod in den Wirren der Revolution in dem Paris des Konvents beschieden sein sollte, hatte damals schon ein wechselvolles Leben hinter sich und war auch in Mainz nur scheinbar und in unbefriedigenden Verhältnissen zu einer Art von Ruhe gekommen. Als Jüngling mit seinem Vater Reinhold Forster zusammen naturwissenschaftlicher Begleiter James Cooks auf seiner zweiten Reise um die Welt, hatte er in Kassel und Wilna eine nicht eigentlich akademische Lehrtätigkeit ausgeübt, war dann mit der Aussicht auf eine neue mehrjährige Entdeckungsfahrt um die Erde unter russischem Kommando dem polnischen Exil und damit der völligen geistigen Vereinsamung glücklich entführt worden, mußte aber während eines peinlichen, in Göttingen verbrachten Wartejahres infolge der immer bedrohlicher sich entwickelnden russisch-türkischen Kriegswetter diesen Traum sich

in Nichts auflösen sehen und hatte schließlich eine Stelle als Bibliothekar in Mainz zu übernehmen sich bereit gefunden. Erst acht Tage war er in seinem neuen Domizil und noch nicht ganz eingerichtet, als Humboldt zu Besuch kam, der ihm wie seiner Frau Therese im vorhergehenden Göttinger Sommer freundschaftlich nahe getreten war. In Therese, der Tochter des berühmten Altertumsforschers Heyne, trat Humboldt die erste wirklich geistig bedeutende und originelle Frau entgegen, und sie machte in ihrer Eigenart einen so tiefen und so sympathischen Eindruck auf sein empfängliches Herz und seinen reifen Geist, daß sich eine Freundschaft zwischen beiden entwickelte, die ein langes Leben hindurch unvermindert als ein Gefühl festbegründeter geistiger Kongenialität fortbestand. Karoline von Dacheröden glaubte zuerst sein Herz dort ernstlich gefesselt, und ihr schreibt er einmal, er habe Therese lange zum Gegenstand besonderen Studiums gemacht. Ein leider nur in kümmerlichen Resten erhaltener Briefwechsel spann sich, zuzeiten häufiger, zuzeiten seltener, durch die Jahre dahin: der Freund rühmt Theresens Briefe als äußerst schön und gedankenreich und hebt die Neuheit und Kühnheit ihrer Ideenverbindungen, die Originalität im Ausdruck, die Tiefe der Empfindung und die innige Verwebung derselben mit dem Räsonnement als besonders charakteristisch hervor. Noch im Alter nannte er sie Charlotte Diede gegenüber „von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neueren Sprachen gelesen und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborene Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden und schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, als sie noch ganz klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit und eine sichtbar ihr, ohne daß sie Verdienst in ihr war und schien, angeborene Lauterkeit und Reinheit der Gesinnung". Beide Forsters empfingen Humboldt, der gleich nach der Ankunft in Mainz zu ihnen eilte, mit der äußersten Freundlichkeit und forderten ihn auf, alle freie Zeit, die ihm von sonstigen Besuchen und Besichtigungen verbliebe, bei ihnen zuzubringen. Alle andern Eindrücke von Mainzer Persönlichkeiten verblaßten für Humboldt vor dem Glanze des Forsterschen Hauses. Am ersten Morgen führte ihn Forster zu seinem langjährigen intimen Freunde, dem Anatomen Sömmerring, dem ersten philosophischen Zergliederer des Sichtbaren am Menschen, wie ihn Kant genannt hat. Er fand ihn finster und einsilbig, aber ohne alle Komplimente frei und offen, wenn er sich dazu herbeiließ zu sprechen. Sömmerring lobte besonders die Göttinger Freiheit gegenüber den Mainzer klerikalen Verhältnissen und bediente sich dabei des sonderbaren Ausdrucks, es eine „noble

Freiheit" zu nennen: „Wahrscheinlich sollte das Wort so etwas von Anständigkeit, so etwas der Zügellosigkeit Entgegengesetztes, im Grunde aber freilich etwas andeuten, das die Freiheit in Sklaverei verwandelt, ihr aber doch den pomphaften Namen läßt." Der Dichter Heinse war der Vorleser des alten Kurfürsten und immer in seiner nächsten Umgebung: sein lyrisch und erotisch höchst ungebundener Roman „Ardinghello ist in Mainz ein allgemein gelesenes Buch und, was aber zugleich von der moralischen Delikatesse seiner Kurfürstlichen Gnaden keinen hohen Begriff gibt, der Kurfürst hat ihn den Damen des Hofes selbst vorgelesen". Humboldts Aufzeichnungen über seinen Verkehr mit Georg und Therese Forster verdienen unverkürzte Wiedergabe.

7. Oktober. „Gegen Abend ging ich zu Forsters. Ich fand sie allein. Das Gespräch fiel auf Freundschaft, Liebe, eheliches Glück und Unglück. Sie beklagte den Zustand der Mädchen und Weiber. Ich sagte, es sei nur die Schuld der Männer, sie schob es mehr auf die Mütter, die die Ideen der Töchter über die Ehe nicht genug berichtigten. Besonders erwähnte sie des Falles, wo der Mann ein guter Mann wäre, wo die Frau ihn liebte, wo er aber doch nicht stark und fein genug empfinde, kurz, wo er ihr nicht nah käme. Ich empfahl alsdann einen Vertrauten. Sie ergriff die Idee so begierig, daß ich gleich merkte, es sei ihre eigene schon längst vorher gewesen. Nun sprachen wir über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit hiervon und über das unbillige Urteil der Welt, vorzüglich der Weiber. Überall schimmerte, wie es mir schien, durch, daß sie ihre eigene Geschichte erzählte. Sie sagte mir, sie habe eine unglückliche Jugend wegen ihrer Familienverhältnisse durchlebt. Nur einen Freund [Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer] habe sie gehabt, der sie getröstet hätte. Der hätte nicht mit ihr geweint, aber er habe ihr ruhig gesagt: ‚es ist nicht zu ändern'. (Das liegt, dünkt mich, in Meyers Charakter, so zu sein.) Sie könnte, sagte sie, ganz isoliert leben. Sie hätte sich einmal so gewöhnt, sie bedürfe keiner Stütze. Sie liebe ihr Kind unendlich, aber würd' es ihr geraubt, sie würde sich bald etwas anders schaffen, woran sie hinge. Sie mache ihre Freunde unglücklich, sie müsse ihnen Stütze sein, nicht sie ihr. Noch kann ich mir dies nicht ganz erklären. Indes hat sie einen über alle Beschreibung lebhaften, tätigen Geist. Sie denkt über alle Dinge nach und sie ist die erste Frau, mit der es mir nie am Gegenstand des Gesprächs fehlte. Gefühl hat sie unendlich viel. Es ist also nicht Kälte, nicht Unempfindlichkeit, daß sie isoliert leben zu können sagt und daß sie es kann. Es ist, weil ihr Geist und ihre Einbildungskraft ihr wenigstens insofern hinreichen, daß sie ihr immer neue Gegenstände schaffen, daß sie machen, daß sie wenigstens nicht isoliert zu sein glaubt. Denn Täuschung ist gewiß auch dabei, eine Täuschung, die mir bei ihr sehr begreiflich ist. Sie

hat ein starkes Gefühl ihrer inneren Kraft, dazu ist ebendeswegen ein gewisser Stolz, nämlich der Stolz, sich allein genug zu sein, wenn ich mich nicht sehr irre, mit ein Hauptzug ihres Charakters und alle diese Empfindungen gewinnen nun dadurch noch mehr Eingang, weil sie unleugbar etwas Tröstendes mit sich führen, wenngleich diese Art, sich beim Unglück zu trösten, nicht die bessere ist. Sie ist nicht dauernd. Weit besser ists, an der Sache, die schmerzt, die gute Seite, die es doch beinah überall gibt, auszuspähen oder, weil das oft auch zu Sophistereien führt, seine jetzige, nun veränderte Lage genau zu beobachten und gleich zu suchen, wodurch man nun in dieser Lage glücklich sein könne. Bei diesem Wege geht man nie fehl. Man empfindet den erlittenen Schmerz, aber das erstere auch. Er kann daher auf Augenblicke erstickt werden. Die Überredung, daß er nicht Schmerz sei, hält auch nicht Stich. Man muß ihn also fühlen, aber Entschädigung suchen. Ihre Schwester [Marianne] lobte sie mir sehr. Sie sagte, sie hätte einen noblen, großen, stolzen Charakter, sehr viel Eigensinn, Gefühl, aber kein sanftes. Ich sah also, es ist kein Mädchen für mich. Noch sprach sie mir von einer ihrer Freundinnen, Amalie Reichard in Gotha, oder, wie sie bei Forsters bloß heißt, Amalia. Sie beschrieb sie mir als das schönste, sanfteste, edelste, geistvollste, aber auch ein sehr unglückliches Geschöpf. Sie hat auf der Forster eigenen Rat einen alten, abgelebten Mann geheiratet. „Ihre Seele,‘ sagte sie, ‚ist rein wie ein frischgefallener Schnee, auf den keine Unebene einen Schatten wirft.‘ Welch ein schönes Bild! Sie spricht überhaupt sehr gut. Sie sagte mir, ich möchte sie lieben lernen, aber sie warnte mich und wirklich auf freundschaftliche Art, mich nicht zu verlieben. Ich hatte unendlich viel Freude bei diesem ganzen Gespräch. Es ist ein herrliches Weib. So unendlich viel Geist, so ausgebreitete Kenntnisse, die sich überall zeigen, nicht selbst zeigen, aber in ihren Resultaten, in den Urteilen, der gebildeten, passenden, eingreifenden Sprache, und dann so viel Herz, so viel warmes, wahres und auch nicht im geringsten überspanntes Gefühl. Zu tadeln find' ich, daß sich ihre große, große Lebhaftigkeit zu viel in Gebärden äußert. Das geht manchmal ins Unweibliche. Schön ist sie nicht. Ihr Gesicht sieht sich eben beinah ungleich. Manchmal ist sie sogar häßlich und sehr häßlich. Sie hat dann ganz das Gesicht des Vaters, schielt auch mit dem einen Auge wie der Vater. Aber manchmal weiß sie auch in ihre Mienen eine Güte, eine Grazie zu legen, die hinreißt. Ich möchte sagen, ihr Gesicht wäre eine reine Leinwand, auf die ihre Seele erst malen muß. Was mir äußerst mißfällt, sie schminkt sich. Sie sagt zwar, sie muß es tun, weil sie sonst so sehr blaß ist. Ihr Mann sagt sogar, daß er es fodert. Gott weiß nun, ob das Gefälligkeit oder übler Geschmack des Mannes ist. Ich sehe nicht ab, was die Blässe schaden kann. Eitelkeit von ihr scheint zwar, wenn man

ihren übrigen höchst nachlässigen, ungesuchten Anzug bedenkt, ihr Schminken nicht zu sein. Allein da gerat' ich selbst in den Fehler, den ich oft tadelte, daß man die Menschen, die inkonsequent handeln, beurteilt, als handelten sie konsequent. Es läßt sich gar wohl denken, daß ihre Eitelkeit sie schminkt und daß eben diese Eitelkeit sie nachlässig anzieht. Oder, was freilich schwerer, aber doch auch zu retten ist, daß ihre Eitelkeit bloß sich aufs Schminken erstreckt und gegen den übrigen Anzug gleichgültig ist."

8. Oktober. „Ich ging den Morgen spazieren auf die Favorite. Es ist ein Lustschloß dicht vor der Stadt, vor dem Neutor. Es hat eine herrliche Lage am Rhein und ist gewiß eine der schönsten Aussichten von der Welt. Der vordere Teil des Gartens ist in holländischem Geschmack, Statuen, Hecken, Springbrunnen u. s. f. Hinten aber sind englische Partien angelegt. Von dem Ufer des Rheins an gehts bergauf und der Berg ist terrassiert, so daß man nach und nach immer schönere und schönere Aussichten gewinnt. Überall im Garten herum stehen Gebäude, doch nur von zwei, höchstens drei Stockwerken und nur mäßig hoch. Allein eben diese Gebäude sind es, die alle Aussicht beinah verhindern. Denn es gibt nun in dem ganzen herrlichen Platz keinen Ort, auf dem man den ganzen Strich übersehen könnte. Man sieht immer nur einzelne Stücke. Aber an sich helfen die Gebäude nichts. Denn sie sind so niedrig, daß die höchste Terrasse ihnen, vielleicht etwas weniges ausgenommen, an Höhe gleichkommt. Aber auch das, was man übersieht, ist ein namenlos herrlicher Genuß. Ich setzte mich auf die Bank. O, wie es mein Herz erweiterte, hinzuschauen in die weite Ebene! Wie sich alle Gefühle in mir herzudrängten, die, einfach und edel wie die Natur, sich so gern an ihre Bewunderung knüpfen! Wie warm dacht' ich da Euer, Ihr, die mein Herz unaufhörlich vermißt und da am meisten vermißt, wo es gezwungen ist, Freuden allein zu genießen, die es so gern mit Euch teilte! Der Anblick dieser bezaubernden Gegend riß mich so hin, daß ich einen andern, höheren Standpunkt suchte. Ich sah den Turm der Karthaus, eines eingezogenen, jetzt leerstehenden alten Klosters hinter der Favorite. Ich stieg hinauf, es war ein wenig mühsam, weil keine bequeme Treppe hinaufgeht. Allein die reizende Aussicht von oben herum lohnt diese kleine Beschwerde tausendfach. Der Turm ist zwar nicht hoch, dennoch übersieht man einen sehr großen Strich Landes und sieht eben die schönen Gegenstände, die man von der Brücke erblickt. Ich ging an dem Ufer des Rheins zurück nach der Stadt. Die Ufer sind ausgemauert und oben mit einem Rand von Quadersteinen eingefaßt.

Ich ging wieder zu Forsters und blieb zum Mittag dort. Ich war eine Zeitlang allein mit Theresen. Sie erzählte mir von einer ihrer ehemaligen Freundinnen, einer gewissen Schneider in Gotha. Der Herzog hat sie geliebt und sie täglich besucht. In der ganzen Stadt hat sie ebendaher für

seine Mätresse gegolten und in dem Ruf gestanden, den Mätressen zu haben pflegen. Aber nie hat sich das Mädchen dem Prinzen ergeben. Ein junger Mensch hat sie heiraten wollen, und sie ist ihm wirklich gut gewesen. Allein ein wenig Koketterie, die, wie Therese sagte, bei soviel Schönheit vielleicht Entschuldigung verdient, hat gemacht, daß sie ihn hingehalten und ihm nicht gleich ihr Wort gegeben hat. Als der Prinz sich in sie verliebt, hat sie sich dazu entschlossen. Allein denselben Abend, da sie es ihm sagen will, hindert eine Gesellschaft sie daran und den andern Morgen schießt sich der junge Mensch tot. Sie hat den Herzog wirklich geliebt. Dies und daß sie ihm doch widerstanden, hat ihre Seele so heftig angegriffen, daß sie die Auszehrung bekommen und nach einigen Monaten daran gestorben ist. Therese, die ihre Freundin war, hat sich über alles Vorurteil und alles Gerede der Leute hinweggesetzt, ist zu ihr gereist und die ganze Zeit ihrer Krankheit bis an ihren Tod bei ihr geblieben. Dieser Aufenthalt, sagte sie mir, sei ihr sehr nützlich gewesen, sie habe gelernt, was sie nachher oft gebraucht habe, Geduld. Wir sprachen noch viel über das unglückliche Mädchen. Therese sagte, sie begreife nicht, wie man lieben könne wie das Mädchen und doch sich nicht ganz dem Gefühl überlassen, wie im Gerüchte der Stadt für Mätresse gelten und doch nicht sich ergeben. Liebe bestehe ja eben in diesem gänzlichen Überlassen, in dieser gänzlichen Hingebung. Ich sage nichts über diese Worte. Auch mir sind sie zum Teil Problem, wie manches andere in Theresens Charakter. Ich sah sie nur vier Tage. Von wahrer Tugend hat sie gewiß hohe und tief empfundene Ideen. Aber es ist ihr nur vieles nicht Tugend, was andern so heißt. Sie hat sehr hohe, aber gewiß nicht überspannte Begriffe von Liebe, sehr kleine von vielen gesellschaftlichen Verbindungen. So erkläre ich mirs. Überall aber, wo mehr als bloße Verbindung der Gesellschaft, wo Verbindung durch willkürlich gegebenes Wort ist, urteilte sie sehr strenge. So tadelte sie Julie in der neuen Héloise, daß sie doch Wolmar betrogen habe. Wolmar habe zwar durch ihren Vater erfahren, daß sie nicht mehr Mädchen sei, aber Julie habe das nicht gewußt. Julie habe ihn also doch hintergangen. Wir sprachen noch mehr über die Héloise. Die Unterredung war mir sehr interessant, aber mitunter sehr rätselhaft. Im ganzen tadelte sie das Buch. St. Preux sei überspannt und ohne alle Kraft. Sehr richtig, dünkt mich, nannte sie eine Liebe ekelhaft und knabenmäßig, wo der Geliebte immer Torheiten begehen will oder begeht, die das Mädchen zurückhalten oder verbessern muß. Bei uns ist das jetzt sehr häufig der Fall. Teils kommt es wohl daher, daß, wenn Personen gleiches Alters sich lieben, die sich früher bildenden Mädchen gewöhnlich eher vernünftig werden. Teils aber auch wohl daher, daß die meisten jungen Leute romanhafte Ideen von der Liebe haben und sich einbilden, ein so heftiges, auf-

brausendes Feuer zeigen zu müssen, daß es schlechterdings alle Grenzen überschreitet. Es ist wahre Schwäche des Charakters, die sie für die höchste Stärke halten. Sie gefallen sich in dieser vermeinten Heftigkeit (denn in der Tat ist sie nur vermeint) ihrer Leidenschaft. Denn gewöhnlich liebt ein junger Mensch mehr sich als sein Mädchen und bei den meisten liegt das Reizende der Liebe bloß in der selbstgefälligen Bewunderung ihrer Kraft, ihres Feuers, ihrer Kunst Intrige zu spielen und so fort. Was mich noch mehr wunderte, so tadelte sie Julie, daß sie nicht das Haus ihrer Eltern verlassen und St. Preux gefolgt sei. Sie nannte es schwach, den ersten Schritt getan, ihre Unschuld ihm aufgeopfert, ihre Eltern dadurch hintergangen, gekränkt zu haben und dann nicht auch den zweiten zu wagen. In gewissem Verstande mag es allerdings Schwäche sein, aber auch dann, wenn nur das wirklich stark ist, was moralisch gut ist? Und wenigstens ist diese Schwäche liebenswürdig und ehrwürdig dies Gefühl nicht sowohl kindlicher Pflicht als kindlicher Liebe. Doch kann ich mirs allenfalls erklären, wie Therese so urteilt. In ihr kann diese Empfindung nur sehr schwach sein. Ihr Vater hat seiner Familie nur immer wenige Augenblicke schenken können, ihre Mutter ist eine sonderbare Frau gewesen, die weder ihren Mann noch ihre übrige Familie glücklich gemacht hat. Ihre Stiefmutter ist so eine Frau, die ihren armen Mann zu einer Reise beredet, die ihm schlechterdings kein Vergnügen macht, die ihn in allen seinen Arbeiten auf die peinlichste Weise zurücksetzt, die unnützen Kosten ungerechnet, und das bloß, um einen ehemaligen Geliebten, einen gewissen Herrn von Rougemont, mit dem sie noch empfindsame Briefe wechselt, zu besuchen. (Diese Anekdote erzählte mir Forster.) Ich gab Theresen in vielen Stücken in Ansehung der Héloise recht und setzte noch hinzu, ich begreife gar nicht, wie ein Mädchen, die wie Julie sich bewußt sei, nicht mehr Mädchen zu sein, sich überhaupt nur entschließen könne, einen andern als ihren Geliebten zu heiraten. Therese antwortete: „Ja freilich; schlimm genug, wenn man muß.“ Dieses M u ß sagte sie mit einem Ton, der unwillkürlich in mir den Gedanken hervorbrachte: Arme Therese!

Den Nachmittag ging ich mit Forster spazieren. Wir gingen sehr weit und sprachen viel miteinander. Ich fragte ihn nach Dalberg. Er sagte mir, er hätte etwas Schlaffes, Welkes, Hängendes in seinem Gesicht, wahrscheinlich die Folge ehemaliger Ausschweifungen. So schiene auch sein Charakter zu sein, gut, aber schwach. Von seinen Schriften urteilte er wie die meisten, daß sie nichts taugen. Seine Eitelkeit soll sehr weit gehen, wie auch seine Schriftstellerei schon zeigt. Gegen sich glaubte Forster eine gewisse Kälte an ihm bemerkt zu haben. Er habe ihm viel Komplimente gemacht, aber das sei leere Höflichkeit. Wir sprachen noch über Freimaurerei; ich sagte, ich hätte Freimaurer werden wollen. Er riet mir sehr

ab, ich würde in keiner Rücksicht Befriedigung finden. Er fragte mich nach meiner Bestimmung und wunderte sich, daß ich nicht ins auswärtige Departement ginge, ich besäße die Kenntnisse dazu und das Exterieur, das man an Höfen und in großen Gesellschaften brauche. Das letztere Urteil freute mich sehr. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich in diesem Punkt seit meiner Entfernung von Berlin gewonnen hätte, und ich schmeichle es mir selbst. Ich sagte ihm meine Gegengründe und er billigte sie. Ich besah darauf den Dom. Er ist schön, doch nicht so prächtig und merkwürdig als der Magdeburgische. Er hat sechs Türme ... Ich ging auf den Turm. Die Treppen sind äußerst breit und bequem. Man hat von oben die herrlichste Aussicht. Man sieht den Main und Rhein wie auf einer Karte und ebenso die ganze übrige herrliche Landschaft. Die Sonne ging eben unter. Es war ein prächtiges Schauspiel. Die Glocken hingen höher. Ich stieg auch da hinauf. Man kann aber nicht heraussehen. Von da geht noch eine Leiter in die oberste Kuppel. Mein Führer versicherte mich, es sei da nicht mehr zu sehen, und ich stieg also nicht hinauf. Aber wie ich unten war, bedauerte ich es. Denn die Galerie, auf der ich stand, war gar nicht sehr hoch und oben muß die Aussicht weit schöner sein. Es war indes Abend geworden, der Mond schien so klar und hell. Ich ging noch einmal nach der Brücke. Es war den ganzen Tag sehr stürmisch gewesen. Jetzt hatte der Wind sich gelegt, aber der Rhein war noch unruhig und von dunkler Farbe. Sein Rauschen, verbunden mit dem heiteren gesternten Himmel und dem hell scheinenden Monde, versetzte mich in eine süße, aber schwermütige Stimmung. Ich setzte mich auf eine Bank und hing lange meinen Träumereien nach. Endlich ging ich zu Forsters. Ich hatte mich darauf gefreut, sie wie gestern allein zu finden. Allein ich betrog mich, nicht allein der Mann war drin, sondern noch die Tochter des ehemaligen Bibliothekars Dieze. Es scheint ein gutes, auch ziemlich vernünftiges Mädchen. Die Hügeln in Koblenz, die eine Mainzerin ist, sagte mir, sie sei sehr gelehrt und wisse viel Griechisch. Wenn das ist, so besitzt sie noch einen großen Vorzug mehr, eine überaus große Bescheidenheit. Denn Gelehrsamkeit bemerkte ich gar nicht an ihr. Bürgers Musenalmanache lagen da. Therese las uns vor: „Darf ich noch ein Wörtchen lallen" [Elegie, als Molly sich losreißen wollte]. Sie liest nicht schlecht, aber auch nicht sehr gut, bei weitem nicht wie Brendel und Jette. Die ganze Idee des Gedichts gefiel ihr nicht. Und sie hat recht. Er wird geliebt und klagt nie und nennt sich unglücklich, bloß weil ihm der physische Genuß nicht auch gewährt wird. Wer kann damit sympathisieren? Überhaupt fehlt es wohl Bürger sehr an Delikatesse. Man sieht seinen Gedichten an, daß er nie mit Delikatesse liebte. Sie las noch mehreres. Vorzüglich von Meyer. Auf die Stelle: ‚Sie hat zu viel mir zu verzeihn!' machte sie mich auf-

merksam. Es ist auch in der Tat einer der feinsten Gedanken. Schlegels Dichtereien tadelte sie im ganzen. Es sei bloß Schall. „An Lyda" gefiel ihr. Uber sein Lesen lachte sie wie wir gewöhnlich. Ubrigens wurde den Abend sehr viel gelacht, über Empfindelei gespöttelt und manche Torheit gemacht. So gingen Therese, die Diezen und ich im kältesten Wetter spazieren und guckten nach den Sternen. Ich spielte mit Theresens kleinem Mädchen. Ich sagte, sie sollte meinen Namen lernen, und da Humboldt so schwer auszusprechen ist, sagte ich ihr Wilhelm. Therese hörte auf einmal sehr aufmerksam zu. ‚Sie haben sehr viel bei mir gewonnen', sagte sie, ‚wenn Sie Wilhelm heißen. Der Name ist mir sehr wert. Meyer heißt so.'"

9. Oktober. „Interessanter brachte ich den Uberrest des Vormittags mit Forster zu. Er erzählte mir allerlei von seinem Wilnaischen Aufenthalt und seinen dortigen Beschäftigungen. Er hat einmal Damen ein Kollegium über Botanik französisch gelesen. Er las mir große Stücke daraus vor; einige Stellen waren vortrefflich und das Ganze sehr schön geschrieben. Er muß in der Tat ein eigenes Genie für Sprachen haben, da er gleich gut französisch, englisch und deutsch schreibt. Er zeigte mir auch den Entwurf eines weitläuftigen Werkes. Die Veranlassung dazu bei ihm ist die projektierte Reise um die Welt auf Kosten der russischen Kaiserin gewesen. Die Idee des Ganzen ist: zu untersuchen, welche Vorteile sich eigentlich für die Wissenschaften noch jetzt . . ."

Hier bricht die Handschrift mitten im Satze ab, und es entgeht uns damit der Bericht über den Schluß des Mainzer Aufenthalts.

Die Reise ging dann weiter den Rhein hinunter, teilweise zu Schiff, und erst in Bonn beginnen wieder die Aufzeichnungen des Tagebuchs. Der Besichtigung dieser Stadt war der 16. Oktober gewidmet. Das Münster des heiligen Cassius mit seinem reichen Silberturm und das Schloß des Kurfürsten, in dem heute die Universität ihren Sitz aufgeschlagen hat, wurden besichtigt, die schöne Aussicht vom alten Zoll bewundert, das Lustschloß Poppelsdorf besucht, das jetzt die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität birgt, wo man damals die lange Reihe der Hirschköpfe mit ihren blechernen Täfelchen bewunderte, die angaben, wann und wo Seine Kurfürstliche Durchlaucht jeden einzelnen Hirsch erlegt hatten. Bei den Studenten der alten kurkölnischen, klerikalen Universität, über die Varrentrapp eine eigene Schrift geschrieben hat, konnte Humboldt einen erschreckenden geistigen Tiefstand beobachten: „Meine Tischgesellschaft waren lauter Studenten. Aber einfältigere Menschen sah ich nie. Ein ewiger schaler Witz, die plumpen Manieren, die völlig ungebildete Sprache gar nicht gerechnet. Der eine hatte einen Ovidius gebracht. Daraus wurden denn einige Verse vorgelesen. Allein sie waren alle einig, daß es ungeheuer

schwer sei, ihn zu lesen. Man müsse die Konstruktion der Wörter und die Mythologie sehr gut verstehen. Als vom Virgil die Rede war, sagte der eine mit triumphierender Miene: ‚Den hab ich zu Hause.‘ Überhaupt sprachen sie von Ovid, Virgil, Horaz wie von Büchern, die man nur alle halbe Jahrhunderte einmal sieht. Ebenso gings ihnen mit neuen Büchern. Von der ‚Pucelle d'Orléans‘ [von Voltaire] und den ‚Lettres de Babet‘ [von Boursault] redete der eine als von Nouveautés du jour. Den Alcibiades, behauptete der eine, habe Wieland geschrieben, und herausgestrichen wurde er so, daß sich Meißner, wenn ers gehört hätte, trotz aller Eitelkeit, die er besitzen mag, vor seinem eigenen Buche nur hätte schämen müssen. Ich fragte den einen, wer hier Logik und Metaphysik läse. Er wußte es nicht und wollte einen andern fragen. Allein von Metaphysik mußte er nie etwas gehört haben. Er fragte ein paarmal, doch immer kam nur heraus: Logik und Me- Me-, mehr nicht. Dieser letzte amüsierte mich vorzüglich. Er bildete sich ein und rühmte sich auch öffentlich damit, sehr schön und zierlich zu sprechen. Leider aber war nur beinahe jedes Wort ein Grammatikale. Ein andrer las eine Zeitung vor, und da der Name Perpignan vorkam, beklagte er sich, daß die Zeitungsschreiber nicht hinzusetzten, wo die Örter lägen, und sein Nachbar antwortete sehr witzig: ‚Das wissen sie selber nicht.‘ So wahr auch diese Beschreibung dieser Studenten ist und so sehr sie auch auf viele andre passen mag, so möchte ich sie doch nicht nun auf die meisten anwenden. Es könnte mir sonst ebenso gehen als Campen mit Göttingen. Denn wer weiß, ob ich nicht in den Sammelplatz aller Einfältigen, wie Campe in den Sammelplatz aller Renommisten geraten war." Die Universität wurde damals von nur etwa 200 Studenten besucht, und zwar wurden alle Vorlesungen publice gehalten, was Humboldt für einen großen Fehler hält, eine Ansicht, die er mit den Worten begründet: „Wie viele Professoren werden nicht durch das Honorar ermuntert, sich Mühe zu geben, um Zuhörer zu erhalten, und wie mancher Student geht nicht mit darum ins Kollegium, weil er doch einmal bezahlt hat!" Mancher akademische Bürger, sei er nun Lehrer oder Schüler, wird sich durch diese Beleuchtung der inneren geheimen Motive seines Fleißes vielleicht sogar etwas getroffen fühlen. Zelebritäten auf wissenschaftlichem Gebiete besaß die kurkölnische Universität Bonn zu Humboldts Zeiten nicht: trotzdem konnten Namen wie Johann Adam Dereser (als Karmeliterpater Thaddäus a Sancto Adamo genannt), der Orientalist, der dann Professor in Heidelberg und Stadtpfarrer in Freiburg wurde und den Humbold. „sehr frei und aufgeklärt", nur leider in der altklassischen Literatur „nicht so ganz bewandert" fand, oder wie Franz Wilhelm Kauhlen, der lange Zeit einzige Professor der Medizin und Direktor des noch sehr unentwickelten botanischen Gartens, immerhin mit einigen Ehren genannt werden.

Auf der Bibliothek fand sich, was damals noch nicht alle Bibliotheken aufzuweisen hatten, ein geräumiges Lesezimmer mit vierzig bis fünfzig Pulten, wo jedem Besucher Licht und Schreibmaterialien auf kurfürstliche Kosten sowie jedes gewünschte Buch geliefert wurde. „Die Schränke, worin die Bücher stehen, sind sehr kostbar. Als der Bibliothekar einmal dem vorigen Kurfürsten vorstellte, daß man statt der Schränke viele nützliche Bücher angeschafft haben würde, antwortete er: ‚Das verstehen Sie nicht. Es ist eine Hofbibliothek, da muß das so sein.‘" Humboldt besuchte dann auch das Lesekabinett, ähnlich wie schon in Mainz, und fand seine Räumlichkeiten größer, die Anzahl der Journale und Bücher aber weit geringer als dort, ebenso die Zahl der Mitglieder, die zudem sehr gemischt waren, so daß auch zum Beispiel der kurfürstliche Hofkoch darunter gehörte. Humboldts Führer in Bonn war ein Göttinger Studiengenosse, Kaspar Anton von Mastiaux, später als Domprediger von Augsburg von reich gesegneter Wirksamkeit, der Sohn eines der bekanntesten Bonner Musikliebhaber und Gönner des jungen Beethoven: „Mastiaux ist gewiß ein vortrefflicher junger Mensch. Er scheint sehr viel Kenntnisse, vorzüglich in Geschichte, Staats- und Kirchenrecht zu haben und ist dabei äußerst bescheiden. Was mir vorzüglich gefiel, ist, daß er einen so großen Eifer hat, nützlich zu sein, und das ohne alle eitle oder eigennützige Nebenabsicht . . . Sein Äußeres ist recht einnehmend. Er hat nicht viel Welt und etwas Schüchternes. Aber er geht auch nicht in große Gesellschaften und wird gewiß einzig für seinen Beruf und die Studien leben. Über Religionsbegriffe denkt er sehr aufgeklärt, ist aber sehr behutsam und vernünftig in seinen Äußerungen und stellte über die Art, Begriffe dieser Art allgemeiner zu machen, sehr richtige Grundsätze auf. Sein Charakter scheint vorzüglich Sanftheit, Ruhe und große Gutherzigkeit zu sein, vielleicht ein bißchen Schwäche." Der Schluß der Bonner Aufzeichnungen lautet: „Die Stadt Bonn ist an sich nicht schön. Enge, finstere Straßen, schmale und nicht schöne Häuser. Aber das Pflaster ist sehr gut. Ich sah es beinah nirgends so gut."

Aus der zweiten Hälfte des Monats Oktober sind keine Tagebuchnotizen vorhanden. Humboldt ging von Bonn zunächst nach Aachen, wo er zehn Tage im Hause seines alten Lehrers Dohm blieb, den er sehr liebte und der uns im nächsten Abschnitt in lebendiger Wiedergabe begegnen wird. Der letzte fünftägige Aufenthalt wurde dann in Pempelfort bei Düsseldorf bei Goethes Jugendfreund Fritz Jacobi gemacht, der zugleich seit langen Jahren ein naher Freund Forsters war. Der schöne Familienkreis von 1774, der die schwärmerischen Tage der Seelenfreundschaft des Dichters und des Philosophen gesehen hatte, war freilich nicht mehr derselbe: schon mehrere Jahre vorher war Jacobis Frau Helene Elisabeth, „eine herrliche

Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte", wie Goethe sie charakterisiert hat, aus dem Kreise der Lebenden viel zu früh geschieden, und das weibliche Element blieb seitdem in dem Hause des Vereinsamten, der dessen so sehr bedurfte, durch seine beiden Halbschwestern Lotte und Lene doch recht unvollkommen vertreten. Humboldt war von der persönlichen Liebenswürdigkeit Jacobis hingenommen, eine Erfahrung, die jeder machte, der die entzückende Gastfreundschaft Pempelforts genießen durfte, und konnte einmal nach Herzenslust in die tiefsten Tiefen der metaphysischen Spekulation und in die ganze Breite und Buntheit der Lebensprobleme diskutierend eingehen. Genß, selbst einer der scharfsinnigen Köpfe der Zeit, hat uns in einigen unübertrefflich lebendigen und tiefgreifenden Briefen an Garve den Humboldt dieser Zeit geschildert, den vollendeten Meister des philosophischen Gesprächs, den furchtbaren Dialektiker, den Wetzstein des Verstandes. Hier war er in seinem Element und fand bei Jacobi begeisterte Gegenliebe. Einen ganzen Abend haben sie damals im Gespräch über Goethe verbracht, wie Jacobi kurz darauf diesem brieflich mitteilt, und sie schieden als Freunde voneinander, die sich nie wieder ganz verlieren konnten. Nur von zwei Tagen dieses Pempelforter Gedankenfestes hat sich Humboldt Aufzeichnungen gemacht, leider ist das Gespräch über Goethe nicht darunter.

1. November. „Kaum war ich aufgestanden, so trat Jacobi in mein Zimmer. Sein Blick, sein Gang, die große Wärme, mit der er mich umarmte, alles bestätigte mir mein gestriges Urteil. Die Fähigkeit zu empfinden ist bei ihm sehr groß und er geht sehr leicht zum Enthusiasmus über. Unser Gespräch war diesmal nicht philosophisch. Er wünscht einen jungen Menschen zu haben, der seinen Kindern einige Stunden geben, seine Bibliothek in Ordnung halten und ihm Gesellschafter sein soll. Er gab mir Auftrag, ihm solchen Menschen zu suchen . . . Den Mittag war das Gespräch sehr gemischt und meist scherzhaft. Der Nachmittag war ein fortwährendes Räsonnement über mehrere, aber doch vorzüglich metaphysische Gegenstände. Unmöglich würd' es mir sein, den ganzen Faden des Gesprächs noch so ganz zu verfolgen und niederzuschreiben. Eine Bemerkung, die ich schon oft machte, ist, daß Gespräche mit Männern, die reich an Ideen sind und viel Interessantes sagen, leicht aus dem Gedächtnis, wenigstens ihrer ganzen Folge nach verschwinden. Der Hörende wird durch jede einzelne Idee frappiert, an jede knüpfen sich andre in ihm an, mit welchen er sie vergleicht, und statt daß sie wie ein bloßes Bild seiner Phantasie vorschweben sollte, geht sie ganz in ihn selbst über. So wird sie freilich mehr sein und hängt fester, ist aber auch veränderter und in anderen Verknüpfungen, so daß das, was bloß Werk des Gedächtnisses

und der Phantasie ist, das Darstellen der ganzen Ideenfolge, dadurch erschwert wird. Ich kann also nur die Jacobischen Ideen, so wie sie mir vorzüglich auffielen, einzeln herstellen. Wir wurden überdies noch am Ende des Gesprächs nicht einig, so daß auch das machte, daß ich sein Räsonnement noch nicht in allen Teilen faßte. „Kein Satz, der nicht auf bloßer Analyse der Begriffe beruht, darf eher für wahr gehalten werden, als bis man ihn in concreto anschaut. Anschauung ist das einzige Mittel, selbst Gewißheit zu erlangen und andre zu überzeugen. Man muß machen, daß auch der andre anschaue. Dies aber ist durch kein andres Mittel möglich, als indem man das Ding von allen Seiten herumwendet und ihm in den rechten Gesichtspunkt zu stellen sucht. Zu diesem Herumwenden bedürfen wir der Dialektik.' ‚Es ist ein großer, wichtiger Unterschied zwischen Perzeption und Sensation, der Wahrnehmung äußerer und dem Gefühl innerer Veränderungen, ein Unterschied, den Kant ableugnet, da nach ihm alles nur Modifikation der Seele selbst, alles nur Sensation ist. Wir nehmen nicht, wie man gewöhnlich sagt, bloß das Bild der äußeren Dinge, wir nehmen diese Dinge selbst wahr (freilich aber modifiziert nach dem Verhältnis unserer Lage zu dem Dinge, das wir wahrnehmen, und zu allen übrigen Dingen in der Welt). Diese Wahrnehmung geschieht, wie Reid sehr richtig sagt, by a sort of revelation, daher kommt es, daß wir, daß Dinge außer uns da sind, nicht demonstrieren, sondern glauben. Dieser Glaube ist keine Annahme nach Gründen der Wahrscheinlichkeit. Er ist größere, unanstößlichere Gewißheit, als je eine Demonstration gewähren kann. Kant nimmt eigentlich keine Substanz an; was er so nennt, das Beharrliche, doch von den Eigenschaften Verschiedene, ist bloß die transzendentale Zeit. Daß Raum und Zeit Ideen a priori sind, war bei Kant nicht ursprüngliche Idee, auf die er das übrige baute, sondern es war Behelf, sein schon gemachtes System zu stützen. Auch sind sie nicht Ideen a priori, sondern Wahrnehmungen des Wirklichen, da mit jedem endlichen Dinge auch der Raum gesetzt wird. Wahr ist es freilich, daß die Sätze, die auf die Idee des Raums gebaut sind, Allgemeinheit und Notwendigkeit haben. Aber dies kommt daher, daß bei ihnen Zeichen und Begriff eins ist, und alles beruht auf Identität.' Diese Ideen waren ohngefähr der Inhalt unseres Gesprächs. Es dauerte mehrere Stunden lang, da ich mit den wenigsten Sätzen einig war, oft erst viel Mühe hatte, ihn zu verstehen, und dann ebensoviel, ihm meine Einwürfe verständlich zu machen. Alles dies ging während eines Spaziergangs vor. Wir waren so vertieft beide und räsonierten so anhaltend, daß mir Jacobi nicht einmal nur ein Wort dazwischen über die irdischen Gegenstände um uns her sagen konnte. So gingen wir an einem Kloster de la Trappe vorbei. Jacobi erzählte mir hernach, er habe es sich vorgenommen, es mir zu sagen,

aber es sei nicht möglich gewesen. Beim Tee und den übrigen Abend waren leichtere, aber nicht weniger interessante Gespräche. Zuerst über den Unterschied des dichterischen und philosophischen Genies. Jacobi sagte selbst, er habe recht oft darüber gedacht, habe aber seine Ideen nicht recht gegenwärtig. Doch sagte er folgendes: „Zum Dichter und Metaphysiker gehört im Grunde dasselbe Genie, dieselbe Anlage des Kopfes, nur mit einiger Verschiedenheit. Wer gar keine Anlage hat, ein Dichter zu sein, ist kein tiefer Metaphysiker. Der Unterschied aber beruht vorzüglich darauf, daß der Dichter mehr sensible, der Metaphysiker mehr perzeptive Fähigkeit besitzen muß. Unter den Dichtern selbst herrscht nun große Verschiedenheit. Jeder Dichter muß, was er darstellt, sinnlich darstellen, aber nun gibt es einige, die bloß das Sinnliche darstellen. So Heinse überhaupt, wie vorzüglich im Ardinghello.' Die Schwestern kamen jetzt zu uns. Ich las einige Lieder von Meyer vor. Sie gefielen wenig und vorzüglich wurde die freilich undelikate Sitte getadelt, Lieder an wirkliche Mädchen drucken zu lassen. Man sprach über den Mißbrauch, den die Dichter überhaupt mit der Liebe trieben, und kam auf die Treue. Helene sprach soviel Gallichtes darüber, daß ich endlich sagte: ‚Aber es ist ja noch gar nicht philosophisch erwiesen, daß man nicht mehr als ein Mädchen zugleich lieben kann.' Jacobi nahm nun das Wort. Er sagte, er hätte einmal einen Aufsatz über die Liebe gemacht. Er sprach sehr schön darüber, aber freilich minder philosophisch genau als tief empfunden und vortrefflich gesagt. Wie er die Liebe definieren wollte, sagte er: ‚Sie ist die stärkste aller Empfindungen, der Sinn aller Sinne' und so fort. Im ganzen vermißte ich, wie schon gesagt, Genauigkeit, im einzelnen waren herrliche, aus der Natur der Empfindung geschöpfte Sachen. Sie schweben mir nur nicht mehr so deutlich vor. So sagte er: ‚Man kann ebensowenig mehr als ein Mädchen lieben, als ein Zirkel mehr als einen Mittelpunkt haben kann.' Meine Ideen über Liebe billigte er, sie wären auch sehr leicht mit den seinigen zu vereinen gewesen. Die Schüchternheit der Liebenden gegeneinander erklärte er, dünkt mich, sehr richtig aus der gegenseitigen Idee von Erhabenheit und Größe, die Scham vor einem Dichter nicht Liebenden aus dem Kontrast unserer Wärme und seiner Kälte. Hier, glaub ich, müßte er hinzusetzen, unserer Schwäche und seiner Stärke, da wir die Stärke immer nach dem Maße berechnen, nach dem wir uns von dem empfundenen Gegenstande unterscheiden, was wir bei der Liebe wie bei jeder starken Empfindung nicht tun. Jacobi zeigte mir pensées détachées von Lavater und las einige vor. Es waren schöne darunter. Jacobi sagte, in solchen einzeln hingeworfenen Gedanken so wie in Briefen sei Lavater herrlich. Überhaupt lobte er seine Fülle von Ideen. Wir unterschieden in allen Köpfen überhaupt Fähigkeit, Ideen hervorzubringen, Materie zu schaffen, und die

Fähigkeit, die Materie zu ordnen, ihr die Form zu geben, die Vernunft. Die erste Fähigkeit schrieb ich Lavater in hohem Grade zu, die letzte sprach ich ihm so gut als ganz ab und Jacobi gab mir recht. Ich sagte, Lavater sei kein Genie. Jacobi gab es zu, doch habe er Genie. Hierbei fällt mir ein, was er den Mittag schon von Kants Genie überhaupt sagte. Er vergesse immer über der Form die Materie. Er habe Scharfsinn, nicht Tiefsinn. Das Gespräch fiel auf religiöse Ideen und das Bedürfnis der Seele, sie zu haben. Ich sagte, Zweifel dieser Art plagten mich nie. Die eigentliche Spekulation kenne kein Bedürfnis, also auch kein Bedürfnis eines Gottes und in den Augenblicken, wo mir diese Ideen wirklich Bedürfnis seien, sei nur mein Herz interessiert und bedürfe ich keiner Spekulation. Überdies aber fühle ich dies Bedürfnis nur dann, wenn mein Herz durch irgend etwas stärker gerührt werde. Er sagte, er fühle das Bedürfnis immer und habe außerordentlichen Hang zu religiösen Ideen. Übrigens aber kamen wir darin überein (und dies ist auch in der Tat wahre Empfindung bei mir), daß uns in der Übersicht des Ganzen etwas zu fehlen scheint ohne eine ordnende Ursach, daß sie allein Einheit in die vor uns liegende Mannigfaltigkeit bringt, daß sie aneinander knüpft, was sonst nur nebeneinander dasteht."

4. November. „Jacobi war noch nicht recht wohl; indes bat er mich doch, den Vormittag mit ihm zuzubringen. Unsre Gespräche nahmen bald die alte Wendung, indes war sein Kopf nicht heiter genug, um eigentlich zu sprechen und zu disputieren. Er las mir also Stücke aus einem Buche, worin er Gedanken, wie sie ihm aufstoßen, aufsetzt. Diese Stücke betrafen mehrere Gegenstände, waren gar nicht systematisch geordnet und voll Wiederholungen. Indes war auch nur seine Absicht, mich mit seinen Ideen vertrauter zu machen, und diese erreichte er ziemlich. Ich setze wieder abgerissene Sätze hierher. ‚Wir schauen die Dinge außer uns an; diese Dinge sind wirkliche Dinge und die Gewißheit, die uns die Anschauung gewährt, nennen wir Glauben. Diese Gewißheit ist für uns so stark und so notwendig, daß daran alle übrige Gewißheit, ja das Selbstbewußtsein selbst hängt. Wir können uns nicht eher unsrer selbst bewußt sein, als wir nicht des Daseins eines Dinges außer uns gewiß sind. Daher fehlt Kant darin, daß er alles auf den Menschen selbst reduziert, alles für Modifikationen der Seele erklärt, äußere Objekte nur den Worten nach annimmt, aber der Sache nach wegleugnet.‘ ‚Es existiert in dem Menschen eine tätige, von allen übrigen Kräften unabhängige Kraft, einem zuverlässigen, aber geheimen Gesetze zufolge auch allen Neigungen entgegen zu handeln. Diese Kraft ist sein freier Wille. Unerklärbar bleiben freilich die Einwürfe der Deterministen; aber ihr System kann dennoch darum nicht angenommen werden, weil 1) Determinismus auch Fatalismus ist und weil 2) unser ganzes Gefühl wider-

spricht, da wir uns bewußt sind, daß das Vermögen, Vorstellungen hervorzubringen, nicht Prinzip der Tätigkeit, des Wirkens sein kann.' ‚Das Dasein der Gottheit erkennt man an dem Dasein der Welt wie an einem Zeichen, wie jener Mathematiker an den mathematischen Figuren, die er auf einer wüsten Insel im Sande fand, die Anwesenheit von Menschen und jener Maler an einem einzigen Pinselstrich den Correggio. Allein dieser Mathematiker und dieser Maler mußten Mathematiker und Maler sein, um so zu urteilen.' (Ebenso schien er nun auch im Menschen ein Gefühl oder irgend etwas andres vorauszusetzen, das erfordert würde, um Gott auf diese Weise zu erkennen.)"

Beide Männer haben, was sie damals füreinander empfanden, dem gemeinschaftlichen Freunde Forster, dem sie ihre Bekanntschaft verdankten, brieflich ausgesprochen. Humboldt schreibt am 10. November: „Jacobi empfing mich mit der größten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm, aber ohne die Vermittlung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engels, Herzens, Biesters und so vieler andrer Antijacobiten so nahe zusammengetreten. Ich bin Ihnen in der Tat herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein und gegen mich war er so gütig und liebreich, daß ich in der Tat nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat." Und Jacobi schrieb am 16. November: „Humboldt ist ein spekulativer Kopf, wie es wenige gibt, und er hat sich bei dem Einsammeln seiner Kenntnisse mit einer Weisheit einzuschränken und zu beraten gewußt, die ich kaum weniger als sein spekulatives Genie selbst bewundere. Seit dem Tode meines Freundes Wizenmann ist es mir nicht begegnet, daß ich so nach Herzenslust hätte philosophieren können, wie diese sechs Tage mit Humboldt."

Am 8. November kam Humboldt in Göttingen wieder an, um die akademische Winterarbeit zu beginnen. In dem regen Briefwechsel, der sich nun mit Forster und Jacobi entspann, lebten die unvergeßlichen Erinnerungen an die vergangene Reise immer von neuem wieder auf, bis im folgenden Jahre eine neue Reise ihn noch weitere Bahnen und auf einen weltgeschichtlichen Schauplatz führen sollte.

Das Femgericht

Erzählung von Alfred Döblin

Ein Mann namens Haslau, der im Württembergischen wohnte, wurde von Diebsgesindel heimgesucht. Haslau hauste, ein Fettwanst, klein, mit stoppligem braunen Haar auf einem kugelrunden Kopf, in seiner Herberge. Zwischen den Bauern, die die breiten Sitzbänke drückten, humpelte er freundlich herum; am Schanktisch stützte er die Arme auf, sah beobachtend in die Stube rechts und links. Hausierer, Wanderburschen tauchten auf; Karren hielten im Hof. Zweimal mußte Haslau auf den Leiterwagen steigen, in die Stadt, sich wegen Hehlerei und Begünstigung zu verantworten. Als er den letzten Diebstahl auf dem Amt meldete und sich halb umdrehte, bevor er die Türe hinter sich anzog, schmunzelten Schulze und Schreiber an ihren Pulten; der langnäsige bebrillte Schreiber flüsterte mit dem Daumen gegen Haslau: „Hacken die Krähen sich also doch die Augen aus? Wie spaßhaft, wie spaßhaft!" Und dann kratzten beide das Papier, preßten dicke Querfalten auf ihre Stirnen, weil Haslau an der Tür stand und sich die Kolbennase rieb.

Im Frühjahr wurde das Schild an der Herberge neu gestrichen; der Name Hitzinger wurde golden auf blauem Grunde über Haslaus gepinselt. Vier verdeckte Rollwagen fuhren an dem Marienkirchlein vorbei aus dem Dorf auf die Landstraße. Den letzten lenkte Haslau selbst. Nickte finster in die Fenster hinein. Am Ende der Straße, wo die Feuerwehr in einer Scheune wohnte, spuckte er aus, schlug den Braunen, schnalzte: „Hüh, hü-äh!"

Vor Eßlingen wurde die Ebene wellig. Pflaumen- und Kirschbäume blühten. Die Pferde in Schweiß. Auf einer Anhöhe ein sauberes Häuschen; lächelnd und knixend kam eine große Frau in blaukariertem Kleid zur Tür hinaus, nahm Haslau die Peitsche ab. Sie hatte stopplige Haare wie er und eine rote Nase; seine Schwester Kathrine.

Haslau züchtete in dem Häuschen zwei Jahre lang belgische Kaninchen und Schweine, pflanzte Kürbisse, war in Eßlingen geehrter Vorstand des Gesangvereins, Mitglied der Männerriege; ab und zu übernachteten stille Besucher in seiner Wohnung, die morgens mit ihrem Päckchen verschwanden. Eines Sonnabends nahm Kathrine ein Küchenbeil, ergriff ein feistes Kaninchen an den Hinterbeinen, erschlug es, häutete es ab. Am Sonntag Morgen suchte sie im Keller nach dem Tier, von der Frühmesse bis Haslau aufstand. Er hinkte ungläubig die Treppe herunter, leuchtete unter Kisten, kratzte sich das Ohr: „Es fehlen sechs Weinflaschen und zwei sind leer." Kathrine machte maulsperrend drei

Kreuze, zitterte „Jesus Maria", latschte nach oben, saß den vollen Vormittag bei der Nachbarin. Ihr Bruder zog sich die grüne Joppe an, horchte im Verein, man steckte die Köpfe zusammen, sprach mit Nachdruck und trank erregt. Der Kolonialwarenhändler hatte einen Sohn, der beim Militär diente; er besuchte Haslau und sagte, er solle die Sache der Polizei melden. Haslau schniefte: „Ich mach mir meine Wasserleitung allein; einen Viehdoktor brauch ich nicht. Und die Polizei: in Ehren, in Ehren, unberufen, aber wozu?"

Er lehnte die Haustür von jetzt ab nur an. Ein dralles Hausmädchen brachte er aus der Stadt mit für Kathrine. Als Kathrine ihn verblüfft anglotzte, strich er ihr über den Rücken, zog ihre steifen Schürzenbänder durch die Finger: „Wegen der Luft ist es, Kathrine, wegen der Luft. Man wird alt." – „Ja warum denn?" – „Sie soll dir helfen. Man will, aber es geht nicht mehr, – so allmählich meine ich. Es kocht bei dir auf der Brust. Knappe Luft." Auf die Spitzen stellte er sich flüsternd, mit dem Daumen zeigend: „Falle, für den Lump, eine Falle!"

Im Hochsommer trug das Mädchen einen versiegelten Brief von Hitzinger und ein graues Paket mit zwei Schinken herauf, und dann drehte sie sich vor Haslau und brachte nichts heraus. Er nahm die Pfeife aus dem Mund, schimpfte bei Seite, was das solle. Sie flennte, sie sei nicht schuld. Die Pfeife ließ Haslau auf die Rutsche poltern, das Mädchen faßte er am Handgelenk, sprang mit ihr auf den Flur, auf die Kellertreppe: „Kathrine, bring Licht." Er fluchte zwischen Kisten, Säcken und Tonnen. Acht leere Flaschen auf dem Holzverschlag unter der Treppe, davon fünf große Weinflaschen. Kathrine traute sich nicht herunter, dann heulte sie um zwei Kartoffelsäcke und ein Beutelchen Korinthen. Er unter der Treppe, dick schwoll sein rundes Gesicht. Nach einer Weile hob er eine Flasche auf, schmetterte sie grimmig auf die Steine, ohne ein Wort zu sagen. „Es war was drin," kreischte Kathrine. Haslau nahm stumm zehn Flaschen unter den Arm, klirrte eine nach der andern auf das Pflaster unter der dunklen Treppe. Als die lange Kathrine dem Besessenen in die Arme fiel, schleuderte er sie bei ihrer Korallenkette herum, so daß sie in die feuchten Scherben stürzte, sitzen blieb und nach Luft rang. Der blumige Wein spritzte über ihre blauweißen Backen. Sie machte ein Bein lang, angelte mit dem nackten Fuß nach dem Pantoffel, der ganz unter dem roten Wasser stand.

Abends kauerte Haslau an seinem Tisch, schrieb mit breiten Ellenbogen: „Lieber Hitzinger, besuch mich mal. Deine Schinken sind schön. Kathrine läßt dich grüßen. Bei Reutberg ist die Brücke wacklig; fahr langsam rüber. Dein treuer Freund Oskar Haslau."

Sie stakelten zwischen den Obstbäumen. Hitzinger im langen Rock

mit der schwarzen Weste und Messingknöpfen kniff ein Auge zu, zählte die Kastanien, die Apfelbäume, die Birnbäume: „Hätt ich doch gedacht, daß es sumpfig ist in Eßlingen. Und so schön fest alles!" Die Schiffermütze zog er schief in die Stirn; aus seinem glatten viereckigen Gesicht blinzelte er zu Haslau herunter, dessen kupferrote Backen und Nasenflügel verdrießlich zuckten. An einer Wegkreuzung setzten sie sich auf einen Stein, verschnauften. Haslau kramte sich Kiesel aus seinen Schuhen: „Der Strolch muß ein strammes Bengelchen sein. Aber mit dem Mädel bändelt er nicht an." Hitzinger spähte um sich, bog sich lang nach vorn über sein Knie, flüsterte ins Gras: „Ein Schuft ist es, ein undankbarer. Meine Flaschen hätt ich zerschmissen, hoho! Vielleicht ist es ein neuer. Müßt ihn erwischen und zu Kleinholz schlagen." – „Möcht schon," brummte Haslau, „aber wer ist es? Minzel Aloys ist in Stuttgart verheiratet, Musikantenfranzele schwimmt auf dem Wasser, Fabian macht Uhren im Zuchthaus." Der Mann mit den Silberknöpfen wiegte sich: „Sollt mir passieren, Haslau Oskar. Mein Vater erzählt: wenn früher einer so was fingerte in der Sippe oder an Kameraden, so haben sie sich zusammengetan die Leute allesamt, haben die Feme gemacht über ihn, so hats geheißen, und ab mit der Kohlrübe. Leg ein Blatt Papier in den Keller, schreib rauf mit dem roten Blei: ‚Bruder' und drei schwarze Kreuze hinterher." Haslau leckte sich die Lippen: „Er gefällt mir, das Bengelchen. Ich denke: Fuchseisen oder Rattengift. Das zieht." – „Erst warnen!" – „Das Vieh liest nicht, säuft nur." – „Egal; muß Ordnung haben; Bruder und drei Kreuze; schwarz, feste Handschrift, Oskar. Weiter scherts dich nicht."

Eine Woche drauf, Mittwoch früh sechs Uhr in der tiefsten Stille, gellten und gellten Schreie durch das Häuschen, überschlagende Frauenschreie, Geheul, Hinklatschen auf der Treppe. Gegen die Schlafstube schlug es; in Schlafrock und Pantinen riegelte Haslau auf, packte das Mädchen, das blökend ins Zimmer fiel, beim Arm: „Hat er dir etwas tun wollen?" Er riß den Ochsenziemer von der Wand, zerrte das unbändige Geschöpf, das immer heiserer brüllte, über den Flur, auf die Kellertreppe: „Schrei nicht, sachte, sachte, sonst kommen die Leute von drüben." Sie patschte in sinnlosem Entsetzen die Hände zusammen, hatte Aufstoßen, spie. „Hast du auch die Tür hinter ihm zugemacht?" Aus dem Keller kam ein schmaler Lichtschein. Krumm, in einer riesigen Lache Erbrochenem lag ein toter Mann neben umgeworfenen Flaschen.

Still zog Haslau den Schlafrock über dem Bauch zusammen, ein verständnisvolles Aufleuchten ging über sein Gesicht; er nickte: „So, so, so, hin!" Das Mädchen sprang über eine Pfütze, kreischte draußen weiter. Von oben trampelten schwere Schritte. Haslau bückte sich kopfschüttelnd

über einen Zettel. Er leuchtete, während die beiden Männer sich herandrängten, dem Toten über den besudelten Bart, den gesperrten Mund: „Fabian, ausgerückt aus dem Kittchen, da sind wir ja wieder." Der eine Rollkutscher, mit dem hängenden zerfaserten Schnurrbart, fragte, was denn hier wäre; nachdenklich blickte Haslau ihn und den Toten an, pfiff: „Wie sind Sie eigentlich hier rein gekommen, meine Herren? – Ja, das ist der Fabian. Was so aus einem Menschen wird. Man möchte an aller Vernunft verzweifeln. Da hab ich diesen Dreideibelskerl erwischt. Das war ein Geriebener aus Stuttgart. Hat der nötig gehabt, bei mir Kartoffeln zu stehlen?" Und er machte sich über die Flaschen her: „Anderthalb Flaschen heute. Der Rest hat nicht geschmeckt."

Die Männer sahen sich an, kletterten flüsternd die Treppe hinauf. Haslau faßte den Toten bei den Beinen, schleifte ihn über die Stufen auf den Hof, packte ihn auf den Buckel, so daß der geschorene Kopf auf das Pflaster knallte und schmiß ihn an den Rand des Gartens hin. Brach ein Stück des Holzgitters heraus, ließ die Leiche auf die Straße rollen. In der Stube wusch er die Hände, rieb sich Weste und Hose ab, schrieb schnaufend an seinen Freund: „Fabian muß in letzter Zeit sehr dick geworden sein; er war sehr schwer. Nun werden wir Ruhe haben und das Mädchen kann ich entlassen."

Der Gendarm riß an der Klingel, der Rollkutscher dabei. Als der mit dem Helm brüllte, fragte Haslau verblüfft, ob er solchen stinkenden Kerl auf seinem Grundstück liegen lassen sollte. Sie packten ihn an. Mit gehässigen Blicken trat er rückwärts dem Kutscher gegen das Schienbein, so daß er jaulte.

Im Gerichtssaale priemte er erregt. Hitzinger lümmelte an der Barriere.

Erst brummte er: „Herr Richter, der Mann ist an das Zyankali für die Wühlmäuse in meinem Keller geraten."

„Es wird behauptet, Sie haben das Gift absichtlich in Weinflaschen aufbewahrt."

„Lassen wir doch die Leute reden, Herr Richter."

Mit einmal verweigerte er die Antwort und suchte auf seiner Bank herum. Dann protestierte er plötzlich mit vortretenden Augen, indem er sich über die Schranke beugte, wegen Freiheitsberaubung.

Als die Richter nach kurzer Zwischenberatung auf das Podium wiederkehrten, beobachtete er sie verbissen, keifte vor sich: „Was die geheim tun! Mit ihren schwarzen Mützen! Die Herren Dokters! Die Herren Dokters! Den Dreck kümmert sie mein Ding mit Fabian."

Der Vorsitzende schlug auf den Tisch. Haslau schniefte herauf: „Wollt ihr mir zeigen, was ich zu tun hab, ich alter Mann? He?"

Prustend schüttelte er die Fäuste, während ihm blaue Ringe vor dem

Gesicht schwammen und er auf den Beinen schaukelte: „Ich verlange, daß ihr Fabian vernehmt und mich rauslaßt. Wenn Fabian nicht recht geschehen ist, so soll er's sagen."

Und da kroch als Zeugin ein krummes Mütterchen heraus: „Ja, ja, wenn ich sprechen dürft, und der Fabian hat gesagt, wenn er das nächste Mal einbrechen tät bei Haslau Oskar, dann würd's eine Geschichte geben."

Der Vorsitzende fauchte über den Tisch gegen sie. Haslau zitterte, brummelte: „Also ihr laßt mich raus, wenn ihr's doch hört! Die Sach ist zwischen mir und Fabian. Ihr laßt mich raus!"

Der Richter donnerte: „Sie haben sich ruhig zu verhalten hier."

Mit unkenntlichem Gesichtsausdruck, fade schielend, die Augen etwas wässerig leer, bewegte sich der Wirt an der Brüstung, setzte sich schwerfällig, während er grunzte, und sein Brustkorb arbeitete. Seine blaurote Unterlippe zuckte pulsierend. Hitzinger flüsterte hetzend; Haslau winkte ab.

Es war nichts zu beweisen. Er wurde zu zehn Tagen Haft wegen Fahrlässigkeit verurteilt.

„Karl," sagte er auf der Straße zu Hitzinger, „die wollten mich umbringen. Wenn ichs nicht hintergeschluckt hätte, saß ich drin."

Der lange Hitzinger beruhigte ihn. Zu Hause beim Anblick der grünen Kognakflasche, die Kathrine hereintrug, weinte Haslau erbittert. Er zog die karierten Vorhänge zu, schwieg erst, trank und gluckste finster: „Karl, ist für die denn ein anständiger Mensch und ein Schwein dasselbe? Wegen des dicken Fabian, des Viehs, der meinen Wein ausgesoffen hat, muß ich ins Kittchen?"

„Wenn er's wüßt, krank lacht er sich."

Haslau schrie: „Krank lachen tät er sich. Schlimmer als Minzel Aloys war er."

Als der andere bekümmert die Flasche an sich heranzog, legte der dicke Wirt den aufgestützten Arm hin, sagte entschieden: „Ich nicht" und pflanzte sich im Zimmer neben Oskar auf, den Hosengurt anziehend.

„Was denn, Oskar?"

„Wirst schon sehen, Karl. Wirst schon sehen."

Nach vierundzwanzig Stunden brannte die Villa des Amtsrichters ab; das Feuer brach im Dachstuhl aus, ein schlafendes Kindermädchen und viele Tauben kamen um.

Haslau war verschwunden.

Erstach Vieh bei Begüterten, zündete Heuschober an. Wütete im Land. Nach anderthalb Jahren ergriffen ihn zwei Gänsetreiber in der Nähe von Hitzingers Gasthaus, als er sich mit einer Strickleiter hinter dem Amtsgebäude des Dorfes zu schaffen machte. Nachdem man ihm mit Riemen Hände und Füße verschnürt hatte, war er taumlig und bei Stimmung,

sah tiefbraun und sehr mager aus. Den gewaltigen Gendarm, der ihn hielt, seinen Feind, grinste er an: „Lebst auch noch, alter Sepp. Gönn's dir, daß du mich gefaßt hast; sollst mal deine Freud haben."

Aus den kleinen Türen polterten die Dorfgenossen in die graue Morgenfrühe; reckten die Arme, stießen den gebundenen Patron in die Weichen, klatschten ihm mit einer Latte meckernd über die Waden. Er bläkte einknickend: „Jetzt machts mit mir, was ihr wollt, ihr Grindköpfe. Jetzt kanns geschehen. Reißt mir die Kaldaunen aus dem Leib. Leckt mir meine Lehmstiebeln ab, da, ihr Borstenvieh, ausgesuchtes."

Der lange Hitzinger war aus dem Bett gekrochen, stand mit sinkenden Hosen auf der Treppe vor dem goldblitzenden Schild. Der Leiterwagen klapperte mit Haslau, der ausgelassen gröhlte und pfiff, aus dem Dorf. Hitzinger zog sich die Hosen stramm, spuckte hinter den springenden, fuchtelnden Bauern aus, bevor er mit einem Fluch über die Schwelle stieg.

Das deutsche Wesen

von Jakob Wassermann

Spreche ich vom Deutschen schlechthin, so postuliere ich eine Gestalt, die aus der Erfahrung gezogen und zur Idee gesteigert ist; als solche schließt sie eine Summe von Eigenschaften in sich, welche sowohl dem Wesen des Volkes als Ganzes zukommen, als auch dem uns überlieferten Bilde repräsentativer Männer entsprechen. Den Maßstab hierzu liefert mir das lebendige und fließende Element der Geschichte. Indem sie mir eine zergliederte, beseelte Nachricht über das Ereignis gibt, wie auch über die Personen, die in ihm eine Rolle gespielt haben, erlaubt sie mir zugleich, Ereignis und Figur zu deuten, in freier Betrachtung zu erweitern und zu verallgemeinern. Das Gesetz begreifen, das Schicksal fühlen, die auf dem von der Menschheit bisher beschrittenen Weg gewaltet haben, ist das einzige Mittel, die Wege ihrer Zukunft wenigstens flüchtig und ahnend zu erleuchten.

In diesem Sinne hat man vom deutschen Charakter zu reden und ihn als ein Umgrenztes und Unterscheidendes zu erklären. Es wäre nicht einmal notwendig, auf Stammeseigentümlichkeiten zu verweisen, auf ausgebildete und in jeder Landschaft anders geartete Merkmale der Sprache, auf die Landschaftsformen selbst, auf die wechselnden Lebensbedingungen das größere oder geringere Maß von Freiheit, von Wohlfahrt, von Begünstigungen, die die Natur gewährt oder die durch vornehmliche Kraft, Tapferkeit, durch Fleiß oder Glück erworben wurden; man kann in einem so reichen, ja unendlich scheinenden Organismus, wie es eine Nation ist, eine unendliche Vielfalt und Variabilität der Lebenskristallisationen feststellen, und doch wird die Nation in ihrer Gesamtheit gegen eine andere, sei es auch benachbarte, sogar verwandte Nation ein völlig verschiedenes Lebens- und Wesensbild zeigen. Es eignet eben jeder Nation, genau wie jedem einzelnen, ihr besonderes Fundament, ihre besondere Begabung, ihre besondere Willenskraft, ihre besonderen Ziele, und in der Zusammenfassung erleidet sie jenes Schicksal, zu dem ihr Charakter den Grund legt.

Der Deutsche ward nicht in einem Garten geboren, die Natur hat ihn nicht verschwenderisch beschenkt. Die Berichte aus der Vorzeit erzählen schon von dem rauhen Klima und der Kargheit des Landes, das seine Bewohner zu unermüdlicher Arbeit aufforderte und durch Überfluß nicht verwöhnte. Seitdem ist die Erde williger geworden, die Atmosphäre milder, aber die Fülle oder nur die unerwartete Gabe hat der Bauer nie erfahren, der Gärtner, der Obstzüchter nie; genau nach dem Maß seines Tuns ward ihm gelohnt.

Das Leben des Urvolks war gewiß dem Kindheitszustand aller andern Völker ähnlich; an den Grenzen finden die Feinde nur wenig natürliche Hindernisse; kriegerische Horden, von Osten und Westen her eindringend, zerstampfen die Saaten, verwüsten die Siedlungen; kann der Aufruf des Fürsten Bewaffnete genug erreichen und sammeln, so zieht er dem Bedroher entgegen und stellt ihn in freier Feldschlacht; ist er zu solchem Unternehmen zu schwach, so verschanzen sich die Massen in ihren festen Plätzen. Immerhin mußte der Deutsche als Bewohner des Herzlands Europas mehr als andre darauf gefaßt sein, daß alles, was er baute und schuf, was er säte und sparte, was er liebte und schmückte, seine Bäume und sein Vieh, sein Heim und seine Kinder, sein Land und alle Werke darin, die Beute von schweifenden Eroberern wurde.

Aber da eine feste politische Grenze nicht vorhanden war, konnte jeder Nachbar jederzeit zum Gegner, der Freund von gestern zum Feind von morgen werden. Die Folge davon, eine immer größere Zerstückelung des Gebiets, eine beständige Lostrennung einzelner Teile, die sich dann zu selbstwilligen und der Gesamtheit trotzig entgegengesetzten Interessensphären entwickeln, trat gar bald ein und enthüllte sich als ein nationales Unglück. Um das Jahr 1200 war ganz Deutschland der Schauplatz aufreibender egoistischer Kämpfe und eines Faustrechts, das jeden Besitz und jede friedliche Arbeit gefährdete. Um ihren Handel zu schützen, auf welchem allein der Wohlstand, ja die Existenz des Bürgertums beruhte, mußten die Städte zu Mitteln greifen, die sie auch als wehrhafte Macht in Achtung setzten, und nach und nach wurde jede Stadt, auch die nicht reichsfreie, zu einer Art von Republik. Da entstand nun die schönste und eigentümlichste Blüte der Volkskraft, ein beständiges inneres Wachstum bis in die Zeit der Reformation. Die großen Schwurgesellschaften übernahmen den Schutz des Privatlebens und ersetzten so den Staat, alle einzelnen traten in Genossenschaften zusammen, und diese wieder standen durch Bünde gegeneinander. Drohende Gefahr macht Wachsamkeit zur ersten Tugend. Ordnung muß die Vielzahl ersetzen, Zucht ist das Gebot, das die Freiheit fördert. Der Mann ist König in seinem Haus, Diener in brüderlichen Verbänden. Nur Arbeit verleiht Würde, nur Bewährung einen Vorrang, und ohne Hingebung an eine Sache wird der Geist für nichts geachtet. Wenn aber der Geist sich zur Sachlichkeit gesellt, entsteht die Idee, die das Individuum formt und das Gemeinwesen entwicklungsfähig macht. Welche Wege auch immer der Ritter, der Junker, der Gutsherr, der Bauer einschlug, die Zukunft der Nation lag in den Händen des Bürgers.

Fast jede Stadt hatte etwas trotzig Ernstes, ja Finsteres; ihre Häuser drängten sich wie Männer, die Achsel an Achsel stehen, so dicht zusammen, daß für ein Blumenbeet der Raum nicht blieb. Die spitzgiebeligen Dächer

erschienen als Wahrzeichen der zur Höhe gedrängten Kraft, die engen Gassen gaben das Gefühl der Umschlossenheit, und alles Schmuckwerk wuchs gleichsam aus der Not: Die Zierlichkeit massiver Gitter, die geschwungenen Steinquadern unerschütterlicher Brücken, die Feinheit und zarte Gliederung erhabener Dome, deren ursprünglich fremde Formen dem deutschen Leben und Wesen immer mehr zu eigen wurden.

Während alle andern abendländischen Völker verhältnismäßig früh zur Bildung eines staatlichen Organismus gelangten, war dies bei den Deutschen erst im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts der Fall. Deutsche Zerrissenheit war das Merkwort, mit dem sich der Deutsche selbst in die Unabänderlichkeit eines Weltzustandes ergab. Dies ist eine Tatsache, deren Grund zu erforschen sich wohl lohnt.

Nach allem, was wir von dem Volk der Germanen wissen, scheint es, als ob ihr religiöses Leben durch den Eintritt in das Christentum eine bedeutende Störung erlitten, als ob eine natürliche Entfaltung ihrer religiösen Anlage ein andres Ergebnis gehabt hätte als das durch die Geschichte hervorgebrachte. Darauf läßt namentlich die immer wieder zutage tretende Abneigung der Deutschen gegen den Klerus, gegen das Papsttum und seine unumschränkte Gewalt schließen. Der Papst strebte nach Weltherrschaft; ein Weltimperium zu schaffen war auch der tiefe Wille der Deutschen; ist es nicht denkbar, daß die eingeborne Macht dieser Idee dadurch gebrochen worden ist, daß die Kaisergeschlechter der Salier, Franken und Schwaben eine Art Kompromiß schlossen, indem sie eine römische Weltherrschaft auf deutschem Boden gründen, die Nation in ein römisches Kaisertum verwandeln wollten? Es war dies eine poetische Idee und nicht eine politische, und darin liegt das Verhängnis, darin der Irrtum, der Stillstand, die Unfruchtbarkeit. Der Zug über die Alpen: das romantische Abenteuer; Italien, die zweite Heimat, Provinz des Lichtes und der Schönheit, der holde Traum, die Lockung der Jahrhunderte.

Immer wieder setzen die Kräfte an diesem Punkte an, immer wieder brechen sie hier. Es lebte im Volk ein unbeirrbarer, bis ins Unbewußte gedrungener Glaube, daß es die Herrenrolle in Europa wieder übernehmen werde, die nach alten Überlieferungen die Ahnen der Vorzeit inne gehabt; aber diese Überzeugung kam stets nur in den Leistungen und Werken einzelner zum Ausdruck und entbehrte dann auch nicht der Schwermut und der Klage; das Staatswesen schien davon unberührt zu bleiben. Während die Reformation, diese deutscheste Bewegung in der deutschen Geschichte, die langersehnte geistige Befreiung schafft, findet der Staat im Kaiserhaus selbst einen Feind, der ihn beständig an Rom und an die Romanen verrät, und die Hoffnung der Freien und Befreiten wird durch den Dreißigjährigen Krieg, das größte Unglück, von welchem je ein Volk getroffen

wurde, erstickt. Langsam sammeln sich die Kräfte wieder; es ist ein erhabenes Zeugnis für die der Nation innewohnende Tüchtigkeit und Kraft, daß sie kaum eines Jahrhunderts bedarf, um zu einer Blüte der Bildung und des geistigen Lebens zu gelangen, wie sie die Geschichte keines andern Volkes kennt, einer Blüte allerdings, die nach Gustav Freytags tiefem Wort die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib ist.

Erst mit dem Heraufkommen des preußischen Staates kündigt sich ein neue und verheißungsvolle Periode des nationalen Lebens an. Ein neues Lebensgesetz wird von den einzelnen ergriffen und bindet sie. Gleichsam gereinigt in der Glut geistiger Erlebnisse, vor einen reinen Spiegel hingestellt durch das Genie der Dichter, das Beispiel großer Feldherrn, großer Fürsten und im wahren Sinn protestantischer Volksfreunde, erkennen die Führer, erkennt das Volk die Notwendigkeit politischer Sammlung und finden den Weg, das Ideal praktisch zu verwirklichen. Alte Instinkte trotziger Selbständigkeit werden niedergezwungen und dem Allgemeinen dienstbar gemacht, schädlich Fremdes wird ausgeschieden, nützlich und tüchtig Fremdes angeschmolzen.

In preußischer Zucht und Schule wächst das neue Deutschland zur Erkenntnis und zur Erfüllung seiner Aufgabe heran. Dort vollzieht sich die Sonderung, die Wandlung, der Zusammenschluß. Ein König, dessen unerschütterliche Energie im Bewahren, Sammeln und Vorbereiten ihn zum Werkzeug des Schicksals und zum wahren Zimmermann der Fundamente macht, gibt aus scheinbar bürgerlicher Enge das ungeheure Wort von der Suveränität, die er als einen rocher de bronce statuiere, und ein Philosoph in ebenso scheinbarer bürgerlicher Enge formuliert den kategorischen Imperativ als Stützpunkt einer die ganze moderne Welt überwölbenden Moral- und Sittenlehre.

Friedrich der Große war dann der Gestalter, wenn auch nicht der Vollender, die Verkörperung wesentlicher politischer und organisatorischer Eigenschaften, mit denen die neue Zeit ihre Arbeit beginnen konnte. Vielleicht war ihm am Ende seiner unvergleichlichen Laufbahn noch nicht einmal bewußt, wie sehr er Bürger war, indem er König war. Und da seine Taten ihn zum Helden machten, schuf er eben dadurch, daß er König und Bürger zugleich war, einen neuen Begriff des Heroischen, der durch seine Einfachheit und Menschlichkeit vorbildlich wurde. In ihm hat das deutsche Gesicht seine krönende Gültigkeit erhalten und seinen beredtesten Ausdruck.

Das deutsche Gesicht! Es schwebt mir Christoph Ambergers Bildnis eines Augsburger Patriziers vor, und Holbeins Bildnis des Bürgermeisters Meyer, und Lucas Cranachs Bildnis eines alten Mannes; ich denke an Luthers Gesicht, an Keplers Gesicht, an Scharnhorsts und Nettelbecks Gesicht, an Sebastian Bachs und an Moltkes Gesicht; es sind

immer dieselben Züge wie die von Brüdern und Gefährten in der Reihe der wechselnden Geschlechter.

Sie wissen den Tod, ohne ihn zu sehen, sie spüren ihn, ohne ihn zu fürchten. Wie der Tod innerstes Gefühl wird, ist in dem Dürerschen Porträt des Patriziers Oswald Grell über alle Beschreibung wahr ausgedrückt, neben einem Antlitz von feierlich ernster Versunkenheit ist eine Landschaft mit zarten Bäumen hingesetzt wie die Vision einer höheren Welt.

Was macht ihr Auge so schön, so merkwürdig? Ist es der traumvolle Blick, der dennoch im Lichte badet, die Güte ohne Weichheit, die Strenge ohne Härte? Oder das Wissen um menschliche Dinge, um die deutsche Not, die Menschennot? Es wohnt ein Horchen in ihm, wie durch Stimmen aus der Überwelt erzeugt, ein ungewisser Schimmer, der auf Vertrautheit mit den letzten Entscheidungen des Schicksals deutet. Im Schluß der Lippen liegt ein bewältigter Zorn, der sich bald in Trauer wenden mag, oder eine Stille, die die Resignation trotzig ablehnt; die Nase ersteht aus Gruben, die von Seelenleiden ausgehöhlt sind, und um die Schläfen zuckt es wie Nachtgewitter von Leidenschaften, die gegen die Mitte der Stirne hin sich in einen See ruhiger und reiner Gedanken auflösen.

Dem Deutschen ward verliehen, die Dinge zu sehen und durch die Dinge hindurch sich in ein Verhältnis zu Gott zu begeben. Zwischen ihm und Gott steht das Ding; das Ding wird sein eigen oder Gott wird sein eigen, er wird Gottes oder auch des Dinges. Symbolisch groß sieht man deshalb auf der Dürerschen Melancholia eine Leiter, eine Sanduhr, einen Zirkel, einen Würfel, ein Winkelmaß und manche andere „Dinge".

In vielen deutschen Märchen ist der schlummernde Königssohn, der Schläfer, Siebenschläfer, Scheinschläfer eine Figur wie aus Selbstanklage und dunkler Verheißung gewebt. Leicht versank der Deutsche in sich selbst, verlor sich, vergaß sich, verspielte sich, versäumte die Stunde, die Gelegenheit, die Tat. Kehrte er aber einmal sein Inwendiges nach außen, so war seine Tat so heftig, wie vorher der Traum von ihr glühend. Es mußte aber ein Unbedingtes sein, ein Höheres, gleichsam nicht mehr das Ding, sondern Gott, was ihn wandelte. Dann bot er sich zum Opfer an, und das Opfer war ihm selbstverständlich, die eigene Person stets der Preis, den er ohne Prahlerei, mit vollkommener Einfachheit des Gemütes einsetzte.

Niemand kann kleiner sein als der Deutsche, wenn ihn die Alltäglichkeit beherrscht, niemand stumpfer, platter und lichtloser; niemand aber auch größer, wenn das Unbedingte an ihn herantritt, das Pathos großer Ereignisse ihn hinaufreißt. In keiner Sprache gibt es ein Wort, das den Zustand unnützer und spielerischer Wehrhaftigkeit so in das Bereich des

Komischen stellte wie das Wort Spießbürger; aber in keiner auch ein Wort, das höchste Tugend so karg und metallen ausdrückte, wie das Wort Held. Spießbürger und Held, das sind die Pole deutschen Lebens, und daß aus einem Spießbürger ein Held werden kann, hat der Deutsche in jeder Stunde der Gefahr bewiesen. Hierzu brauchte er nur den Glauben an die Gerechtigkeit der Sache; es durfte nur der Sache nichts Erschlichenes anhaften, nichts Künstliches, nichts Verfeinertes, nichts Advokatisches; sie mußte sozusagen rauh und urtümlich sein und ihn im Mittelpunkt des Herzens treffen, dann wurde sein Herz zum Mittelpunkt der Welt.

Seine Anteilnahme kann bis zur Unbequemlichkeit lärmen, doch seine Begeisterung ist fast immer von stiller Art. Romanischen Völkern eignet oft eine Begeisterung ohne Tiefe, eine müßige und eitle, der begleitenden Tat ermangelnde; deutsche Begeisterung ist wie Essenfeuer; Hammer und Amboß, Huf und Schwert sind nicht weit davon entfernt. Der still Begeisterte, mehr Erglühte als Entflammte, das ist der Mensch, der des Fanatismus nicht fähig ist, und die Zustände jenseit der Selbstbesinnung finden wir beim Deutschen mehr im Gebiet des Religiösen und rein Geistigen, der Mystik und des Prophetentums, als in dem der Politik und des gemeinen Lebens.

So ist auch das Exzentrische dem deutschen Wesen fremd; seine Anlage ist konzentrisch. Er ist gefaßt; er weiß um seine Grenzen, wenn schon sein Verlangen stets nach dem Grenzenlosen geht. Er ist beschaulich, bleibt aber nicht im Bilde ruhen, sondern verirrt sich gern in die Labyrinthe der Spekulation. Alles muß für ihn Bezug haben, Verbindung, Folge, — insoweit es das Geistige betrifft; daher seine Schwerfälligkeit, seine Pedanterie, sein Respekt vor dem Wissen, sein Zuviel an Schulbildung, sein Mangel an Glätte, an Schmiegsamkeit und an Manier. Insoweit es aber das Gemüthafte betrifft, braucht er keinen Bezug und achtet keine Folge; da wird ihm die Welt zum einheitlichen Gebilde, das Schicksal ein gerechter Herr, und in seiner Seele ist die Menschheit.

Wichtig vor allem ist ihm die Scholle; erstes Gesetz, die Hantierung, die er gelernt, zur Vollkommenheit auszubilden; einem Herrn zu dienen Bedürfnis und Freude; einen großen Gedanken in seiner Brust zu hegen und zu wärmen beinahe Kultus. In den Zeiten seiner politischen Unreife übersah er, daß die Scholle nur ein winziger Teil des Ganzen ist und segensvoller gedeiht, wenn auf der Nachbarscholle nicht der beargwöhnte Gegner, sondern der mitwirkende Freund haust; bedachte er nicht, daß die Hantierung vom Allgemeinen aus- und zum Allgemeinen zurückgehen muß, damit ineinander wachsende Kräfte durch Überlieferung erstarken und erblühen können und nicht das Einzelne vereinzelt mit sich selber stirbt; miß-

kannte er, daß es keinen Herrn gibt, der nicht der Diener seiner Diener ist; versäumte es, sich zum Herrn seiner Herren zu machen und so, im Geflecht von Ordnung und Herrschaft, von Bürgerpflichten und Herrenrechten, von Herrenpflichten und Bürgerrechten das glückliche Glied eines glücklichen Volkes zu werden.

Dies ist anders geworden. Es war ein Prozeß, so schwierig und langwierig, daß die Besten immer wieder an ihrer Hoffnung verzweifelten und das Blut edler Märtyrer vergeblich geopfert schien. Der Prozeß ist gewonnen. Das verflossene Jahrhundert hat die deutsche Nation wiedergeboren, sie aus romantischer Dämmerung an den lichten Tag der Geschichte geführt und ihr, in Pflicht und Liebe, in Neigung und Interesse das Reich der Realität geöffnet. „Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend die Signatur der Gegenwart nennt,“ sagt Gustav Freytag, „ist in Kunst und Wissenschaft, im Glauben wie im Staate nichts als die erste Bildungsstufe einer aufsteigenden Generation, welche das Detail des gegenwärtigen Lebens nach allen Richtungen zu vergeistigen sucht, um dem Gemüt neuen Inhalt zu geben.“

Der Deutsche hat die ihm gemäße Art von Politik gefunden; ich möchte sie die Politik des unbeirrbaren Triebes nennen; die Politik der Entfaltung, der Erkenntnis und der Bestimmung. Sie kann der Winkelzüge, der veralteten Rezepte und geheimen Wege entraten, da sie auf den natürlichen Rechten des Geistes und Herzens ruht, nicht auf willkürlichen Machenschaften, sondern auf einer Notwendigkeit und einer welthistorischen Idee.

Der Siebenschläfer, aufgewacht ist er ja längst, hat sich auf diesem Planeten ein gewaltiges Haus gebaut. Gestern ist es unter Dach gebracht worden. Schon grüßen die Tannenreiser vom First.

Rundschau

Die Londoner City

von Daniel Ricardo

Es ist die Frage entstanden, ob die Londoner City ihre Bedeutung ungeschmälert behalten wird. Um das festzustellen muß man wissen, was die City gewesen ist, und ob sie nicht schon in der Vergangenheit mehr von ihrem Ruf als von ihren Eigenschaften gelebt hat. Die englische Flotte galt bis zum 1. August 1914 für ein Ding, das nur mit scheuer Ehrfurcht betrachtet werden dürfe. Seitdem weiß man, daß sie sterblich ist. Hat die Londoner City eine ähnliche Wandlung durchgemacht?

Im Jahre 1874 erschien in London ein Buch, das bestimmt war, die Bibel des Citymannes und der Glanzpunkt der englischen Bankliteratur zu werden. Der Verfasser war Bankier und zugleich Herausgeber der vornehmsten Finanzzeitschrift seines Landes: Walter Bagehot. Und das Buch trägt den Titel „Lombardstreet", den Namen der Hauptschlagader des Londoner Geldmarktes. Die Arbeit des kundigen Thebaners, als der Bagehot von den besten Kennern seiner Wissenschaft gerühmt wurde, besitzt heute den verlockenden Reiz eines „vergriffenen" Buches. Nur eine einzige deutsche Übersetzung war im Geburtsjahr der englischen Ausgabe, auf Veranlassung des damaligen Münchener Nationalökonomen Professors von Holtzendorff, angefertigt worden, und die ist sehr gesucht. Bagehots Name ist überall zu finden, wo von den englischen Banken gesprochen wird. Er gilt noch heute, nach vierzig Jahren, für eine Quelle von Distinktion; und dieser Umstand fördert eine sehr wichtige Grundlage für unsere Betrachtung zutage: die Pflege der Überlieferung. Was sich an und in der City geändert hat, ist äußerlich geblieben. Im Wesen hat sie keine Jahresringe angesetzt. Und die eisige Unnahbarkeit ihrer Grundsätze hat schon den Bankier und Herausgeber des „Economist" (der auch die Dämpfe des Hasses mit kühlem Blick durchdringt) Walter Bagehot in Sorge versetzt. Liegt es nicht nahe, zu sagen: „Da Bagehots ‚Lombardstreet' die Aktualität nicht verloren hat, so müssen auch seine Anklagen wahr geblieben sein?" Und wenn es so wäre, dann hätte man vielleicht die Macht der City überschätzt?

„Lombardstreet ist die größte Kombination ökonomischer Kraft und ökonomischer Delikatesse, welche die Welt je sah. Geld ist eine wirtschaftliche Macht. Jeder weiß, daß Britannien das größte Geldland der Welt sei. Jeder gibt zu, daß es mehr unmittelbar verfügbares Geld habe, als jedes andere Land." Das ist die positive Anerkennung der Größe von Lombardstreet. Aber am Schluß steht eine Warnung: „Ich bin durchaus kein Lärmmacher. Ich glaube, daß unser System, wiewohl seltsam und eigentümlich, mit Sicherheit gehandhabt werden kann; aber wenn wir dies wollen, müssen wir es studieren. Wir dürfen nicht denken, daß wir eine leichte Aufgabe haben, oder daß wir in einem natürlichen Zustande leben, während wir doch tatsächlich in einem künstlichen leben. Geld will sich nicht selbst verwalten, und Lombardstreet hat eine große Menge Geldes zu verwalten." Die Engländer haben ihr System nicht, wie Bagehot es ihnen vorschlug, studiert; sie haben es mit seinen Fehlern weiterbehalten. Die Bank von England ist die einzige Reserve des Landes geblieben. Was Macaulay von ihr sagte, daß ohne ihre Hilfe die Nationalschuld nicht habe zusammengeborgt werden können, ist die reine Wahrheit bis auf diesen Tag geblieben; denn die große Kriegsanleihe Lloyd Georges, die siebentausend Millionen Mark, wird von der Bank finanziert. Sie streckt das Geld auf drei Jahre vor und verlangt für diesen Dienst nur vier Prozent. Die Anleihe bedeutet nichts anderes wie eine erweiterte Banknotenausgabe. Man kann die Art, wie sie zustande gebracht wird, auch einen Triumph des Einreservesystems nennen. Die Bank von England ist der letzte Stützpunkt für die Depositenbanken und für den Kredit des ganzen Landes. Wird sie in ihrer Sicherheit erschüttert, so geht der Geldmarkt aus den Fugen. Die Krisen, in welche die Bank wiederholt geriet und die sie zwangen, ihre Verfassung vorübergehend aufzuheben, ließen erkennen, wo das Schicksal der Londoner City wurzelt. Und es gibt nur zwei Größen, die überhaupt als solche anerkannt werden: die Bank und Rothschild. Das Haus N. M. Rothschild & Sons hat wiederholt in das Leben des großen Finanzinstituts eingegriffen. Nicht um ihm den Nerv zu zerschneiden, sondern um es zu retten. So in den Tagen der Katastrophen von Overend, Gurney & Co. und Baring Bros. Und Lombardstreet würde sich nicht für den Krieg begeistert haben, wenn Rothschild nein gesagt hätte. Das gilt für London; nicht mehr für den Erdball, wie in den Tagen, da Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt am Main die Kriege machte. Noch vor vierzig Jahren durfte behauptet werden, daß die City die Depositen ganz Europas in Verwahrung habe. Das galt als unumstößliche Lehrmeinung, solange wie die Schwingen des deutschen Wirtschaftsgeistes sich noch nicht gerührt hatten. Damals schien das englische Banksystem ein unerreichbares Vorbild. Die Einrichtungen der berühmten Joint Stock-Banken wurden

gepriesen, als ob es Frevel wäre, zu glauben, daß sie übertroffen werden könnten. Dann kam Deutschland mit seinem Programm, das sich um die Reichsbank gruppierte. Eine neue, lebenskluge Weltanschauung, die nichts von der Verbohrtheit der muffigen Peelsakte an sich hatte, tauchte auf und brachte eine Wirtschaftsepoche von außergewöhnlicher Schlagkraft zustande. England sah sich in seinem Ruhm des größten Kapitalzentrums der Welt bedroht, hat aber trotzdem die Tradition gewahrt, weil ihm der Respekt und die Gewöhnung der anderen Nationen die historische Überlegenheit sicherten. Es versteht sich von selbst, daß auch materielle Eigenschaften vorhanden waren, die den Glauben an Englands gebietenden und unerschöpflichen Reichtum stützten. Die Briten folgten den Holländern als Beherrscher des Goldes. Amsterdam, mit seinen alten Bankhäusern, verblaßte und trat die Zukunft, die eine große Vergangenheit hätte fortführen sollen, an die City ab. Im 19. Jahrhundert legte das Geschlecht der englischen Großbankiers, der sogenannten merchant bankers, den Grund zu seiner Macht. Die Rothschild als die ersten und bedeutendsten, die Baring, Erlanger, Schröder, Speyer, Goschen, Morgan – um nur einige der bekanntesten Namen aufzuzählen – wurden die Beherrscher der internationalen Geldgeschäfte, für die London, seit den napoleonischen Kriegen, der Brennpunkt geworden war. Der wühlende Haß, mit dem England die Größe Bonapartes untergrub, bediente sich des Geldes als wirksamster Waffe. Die Feinde des Korsen wurden mit britischem Gelde ausgerüstet, und die Pfunde wucherten nicht umsonst. Als Napoleon niedergeworfen war, blieben die Spuren der englischen Taktik bestehen. Die Nationen waren genötigt, sich mit Hilfe der Londoner City zu rangieren, und so wurde aus dem politischen Bündnis eine finanzielle Abhängigkeit. Der Beginn der Tragödie von St. Helena war zugleich der Anfang von Englands glorioser Geldära. In London lag das Geld auf der Straße. Wo irgend auf dem Erdball Eisenbahnen, Gaswerke, Straßenbahnen gebaut wurden, konnte man englisches Geld finden. Das kam nicht nur aus dem Lande selbst, sondern wurde auch von draußen herangebracht; denn London stand in dem Rufe, das Kapital mit den üppigsten Zinsen zu versehen. Die Amerikaner sind dem Wege der Briten gefolgt. Sie haben mit ihren Gründungen die Welt in Staunen versetzt, sind aber doch nicht über Lombardstreet hinausgekommen. Wenn die Dollarmänner irgendein bedeutendes Unternehmen in Szene setzen wollten, gingen sie nach England, um sich von der City speisen zu lassen. Das klassische Beispiel für diese Verdoppelung der „Unterlage" liefert die Firma Morgan, die mit dem einen Fuß in Neuyork, mit dem andern in London steht.

Der Reichtum Großbritanniens, wie ihn die Statistik zu erfassen vermag, ist nicht größer als das Nationalvermögen Deutschlands. Woher

kommt also die Übermacht des englischen Geldes? Von der Beherrschung des Welthandels; und die ist das Geschenk der geographischen Lage. Britannien war, als Inselreich, gezwungen, sich eine starke Flotte zu halten. Damit war die Voraussetzung für den überseeischen Handel und die Eroberung von Kolonien geschaffen. So hat sich der Einfluß des Geldes folgerichtig aus den Eigenschaften entwickelt, die das Inselvolk mitbekommen hat. England konnte, durch die Organisation seines Bankwesens, die älter ist als die aller anderen Länder, das vorhandene Geld sammeln und aus den Behältern weitergeben, um jede Möglichkeit der Verwertung wahrzunehmen. Wäre das Geld verstreut geblieben, so hätte es, selbst bei gleich großer Ausdehnung des Reichtums, auch nicht annähernd den Nutzen bringen können, den es, dank seiner Verfassung, für Britanniens Weltmacht gehabt hat. Und dann der nie versagende Blick für den Vorteil. Wann hätte England je ein gutes Geschäft übersehen! Als der Suezkanal gebaut wurde, prophezeiten alle Autoritäten von Lombardstreet, daß er verderben würde. Er könne niemals den Seeweg nach Indien um das Kap ersetzen. Man rechnete allenfalls damit, daß die Südeuropäer den neuen Seeweg benützen würden. Und wer ist sein Herr geworden? England. Dort gab es eine Handelsflotte, die anderswo nur auf dem Papier stand; und für die Erkenntnis des Vorteils sorgte die Geldbereitschaft und die Gabe flinken Kombinierens. Aus falschen Propheten wurden tatkräftige Pioniere.

London ist (oder war) der Mittelpunkt des Gold- und Silberhandels. Ganz natürlich; denn die Goldbergwerke Afrikas und Australiens sind englischer Besitz, und das Silberland Indien ist ein Teil des englischen Imperiums. Der gesamte Edelmetallverkehr pulst durch die Adern der Londoner City, weil der überseeische Warenhandel in England verrechnet wird und die internationalen Zahlungen das Gold mit sich ziehen. Die Goldminen Südafrikas sind die Schöpfer eines Teiles der Londoner Großfinanz. Sie haben dem spekulativen Geist, dem Wagemut und der Gewissenlosigkeit einen kräftigen Schwung gegeben; und das Zusammenwirken dieser drei Kräfte schafft riesige Vermögen. Die Minenhäuser sind Stützen der City geworden, selbst wenn sie um die Festigkeit des eigenen Fundaments bangen mußten. Was Lombardstreet als Hauptbuch der Welt bedeutete, ist ihr durch das Gold gebracht worden. Man nennt London das Clearing-Haus der Erde. Das heißt, daß alle Zahlungen im internationalen Handels- und Geldverkehr durch die City gehen und dort verrechnet werden. Der Wechsel, der auf Pfund Sterling lautet, ist (oder war) das geachtetste Handelspapier der Welt. Der amerikanische Baumwollpflanzer, der brasilianische Kaffeehändler, der chilenische Salpeterexporteur kennt nichts anderes wie den Wechsel, der die Unterschrift eines Londoner Bankhauses trägt und in Pfunden oder Sovereignen ausgezahlt wird. England hat den

größten Umsatz im Welthandelsgeschäft; und es gibt keinen Platz, an dem ein so dichtes Netz von sich kreuzenden Forderungen und Guthaben vorhanden ist, wie London. Die deutschen Hansestädte, Hamburg und Bremen, stehen als Vermittler für die Einfuhr überseeischer Waren (Baumwolle, Kaffee) nicht mehr hinter der Londoner City; und doch bleibt diese der Zielpunkt aller Zahlungen. Das auf London ausgestellte Dreimonatsakzept gilt auch für die Artikel, die von Hamburg oder Bremen dem Binnenlande zugeführt werden. Diese Anomalie sehen die Engländer ebensogut wie der deutsche Kaufmann. Sie erkennen ihre Schwächen und täuschen sich nicht darüber, daß sie gefährdet ist. Der Krieg, den sie gegen das Deutsche Reich führen, gilt der Rettung des Sterlingwechsels, an dessen Unersetzbarkeit der Zweifel nagte. Um einem Zustand, dessen Berechtigung widerlegt ist, die Existenz zu erhalten kämpft England gegen die Wirtschaftsmacht, die ihm die überzeugenden Beweismittel seiner geschäftlichen Vorherrschaft aus den Händen gewunden hat. Nur die überseeischen Länder wissen weniger von der deutschen Reichsmark und den Berliner Banken als vom Pfund Sterling und den Londoner Goldhäusern. Eine natürliche Folge der Verbreitung des britischen Kapitals im Ausland. Südamerika ist von England ebenso finanziert worden wie Ostasien. Die Wirtschaftskrisen in Argentinien, Brasilien, Mexiko haben dem Londoner Geldmarkt ungeheure Verluste zugefügt, die noch ungeheilt waren, als der Krieg ausbrach. In Buenos Aires, Santos, Rio wird mit Tratten auf London gearbeitet, als ob es kein Weltmeer gäbe, das die Wechselpersonen voneinander trennt. Daß diese Resonanz sich nicht verdünne, war die ewige Sorge der Londoner Bankherren. Sie ist ihnen durch das Walten ihrer vornehmsten Repräsentantin, der Notenbank, erleichtert worden. Das Institut vertritt die unbedingte Goldpolitik. Die Bank zahlt nur in Gold. Das gilt für jeden Wechsel, der ein englisches Akzept trägt. Es kann nie ein Zweifel entstehen, daß eine Zahlungsanweisung, die auf London ausgeschrieben ist, in Gold eingelöst wird. Die Bank von England kann sich in der Behandlung der Goldfrage eine gewisse Freiheit leisten, weil sie die stärkste Anziehungskraft auf das im Fluß befindliche Metall ausübt. Der Goldstrom, der sich durch das Meer bewegt, mündet in die Behälter der Bank. In jeder Woche wird über die Goldbewegung berichtet. Man erfährt, welche Summen nach Ägypten, Südamerika, Australien gegangen sind, und wieviel von Neuyork und Montreal hereingekommen ist. Doch die Bank von England hat kein Monopol für den Ankauf des Goldes. Die Länder des Kontinents wetteifern häufig mit der britischen Majestät um das gelbe Metall. Vor dem Krieg tatens Rußland und Frankreich. Nicht, wie man glauben mußte, gegen den Wunsch und Willen der City, sondern mit deren Einverständnis. Die Goldschiffe führten den Kriegswimpel. Daß in London

die Goldzahlung obligatorisch ist, unterscheidet den Sterlingwechsel nicht der Qualität nach von der Mark. Es handelt sich um eine Äußerlichkeit, die den Ausländer blendet. Jeder fremde Lieferant, der ein Guthaben in Deutschland hat, kann, und wird in jedem Fall, ohne weiteres Gold bekommen. Wer mit deutschen Banken gearbeitet hat, weiß das. Für England besteht nur der Vorteil, daß auch die, die noch keine Geschäfte mit London gemacht haben, wissen, wie es um die britische Goldpolitik steht. John Bull brauchte nichts mehr für seinen Ruf zu tun. Die Überlieferung pflanzte sich von selbst fort. Das Deutsche Reich mußte um jeden Schritt auf dem Weltmarkt ringen und fand eine so tief eingewurzelte Vorliebe für alles Englische, daß das eingesetzte Kapital oft nur den Platz gewann, die Rente aber als Kriegsopfer daran gab.

England wollte allein bleiben, um ungestört die Fäden seiner Politik legen zu können. Sein Plan war, die ganze Welt seinem Kapital untertan zu machen, um der einzige Schiedsrichter über Krieg und Frieden zu sein. Mit welchem Erfolg das geschah, lehrt der Völkerkrieg von 1914. Großbritannien trägt den größeren Teil der Kriegskosten. In Petersburg und Lissabon ebenso wie in Paris und Belgrad. Geld und Waffen werden den Freunden geliefert, die dafür Menschenopfer zu bringen haben, um England zu entlasten. Wo sich Begeisterung für die Weltmacht des Union Jack findet, haben die Sovereigne den Acker befruchtet. Was die Amerikaner im groben Stil, die Franzosen mit der Geste des großen Herrn betrieben, hat England mit ausklügelnder Berechnung getan. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika schulden der Londoner City etwa 1000 Millionen Pfund Sterling (20 Milliarden Mark). Nur halb soviel schuldet Rußland der schönen Marianne, und dennoch hat die sich an diesem Kapital ruiniert. Die Dollarrepublik könnte ohne die Geldschränke in der Lombardstreet nicht bestehen. Was an Barmitteln gebraucht wird, ist am schnellsten in London zu haben. Und die Aktien, die Neuyork hervorbringt, sind geborene Engländer. Die amerikanischen Börsenauguren wissen, was die Wertpapierkolonie in London zu bedeuten hat. Marktware, die zum Schub übers Meer bereitgestellt ist, sobald sich drüben die Pforten der Börse aufgetan haben. Ob es die Yankee daraufhin riskieren werden, ist die Frage. Denn ihre Goldadern würden bis zum Weißbluten gebracht werden, wenn London den Heuschreckenschwarm seiner Dollarwerte über den Ozean fliegen ließe. Daraus ergibt sich, daß die Engländer mit den schönen Yankeepapieren festgefahren sind und keine Aussicht haben, loszukommen, solange der Krieg dauert. Ärger noch drückt die Kette der südamerikanischen Geschäfte. In den Republiken trieb England finanzielle Eroberungspolitik im großen. Drei Mitbewerber galt es niederzuringen: Nordamerika, Deutschland, Frankreich. Der große Zug, den John Bull im Geldausgeben hat,

sicherte ihm den Erfolg. Brasilien, Argentinien, Mexiko brachten Staats- und Provinzanleihen nach London, ließen ihre Eisen- und Straßenbahnen durch Engländer bauen und hatten nichts dagegen, daß Elektrizitätswerke, Hafen- und Lagerhausgesellschaften die Namen englischer Firmen trugen. Solange das Geld rollte, herrschte eitel Freude und Wonne. Dann kam die Enttäuschung: es zeigte sich, daß das Format der südamerikanischen Gründungen mit den britischen Pfunden und Schillingen nicht mehr ausgefüllt werden konnte. Eine Stockung trat ein, die dem Kurszettel ans Leben ging. Die City verlor in Monatsfrist am Kurs der südamerikanischen Papiere 2000 Millionen Mark, und dieser Schaden ist seit dem Krieg so sehr in die Breite gewachsen, daß er ein Vielfaches der ersten Einbuße geworden ist.

So sah sich die Weltzentrale fürs Kapital schon vor dem Kriege nicht mehr im Besitz ihrer ungebrochenen Kraft. Bagehot riet vor vierzig Jahren den Größen von Lombardstreet, sie sollten an die Notwendigkeit guter Reserven denken; Sir Edward Holden, der Präsident der London City und Midland Bank, wiederholte den Rat im März des Jahres 1914. Damit war bewiesen, daß sich die Dinge seit 1874 nicht wesentlich geändert hatten und die Anregung zum Studium, die Bagehot gab, nicht befolgt worden war. Die ersten Notmaßregeln nach Ausbruch des Krieges erschienen wie ausgeklügelte Beweise für die Richtigkeit der von englischen Finanzleuten ausgesprochenen Warnungen. Niemand hat die Sprödigkeit des englischen Geldsystems häufiger und lauter verflucht als der Citybankier. Kein Deutscher hat je die englischen Bankverhältnisse so scharf kritisiert wie die Autoritäten des eigenen Landes. Das wurde scheinbar vergessen, als der Strudel des Hasses alles Vergangene durcheinanderwirbelte. Aber es ist notwendig, diese Stimmen aus Lombardstreet wieder zu hören, wenn man erwägen will, was die Londoner City von der Zukunft zu erwarten hat. Kann ihr die Tatsache, daß England mehr als den vierten Teil seines Gesamtvermögens, nämlich 3500 Millionen Pfund Sterling, in ausländischen Papieren und Unternehmungen angelegt hat, das Schicksal für alle Zeit bestimmen? Die Antwort ist, nach den Erfahrungen mit Südamerika, nicht schwer zu finden. Die Londoner Finanz war nicht imstande, aus dem fremdländischen Bezirk Kapital zu schlagen, als die Sturmglocken in der City läuteten. Die Börse wurde zugesperrt. Niemand konnte Papiere verkaufen. Nur eins war gerettet: die riesigen Verpflichtungen der Spekulanten, unter denen der Aktienhandel ächzte. Hätte man die ihrem Schicksal überlassen, statt ihnen eine Gnadenfrist bis „ein Jahr nach dem Frieden" zu geben, so wäre die Londoner Börse ein Trümmerhaufen. Die Bank von England mußte sich mit einem Panzer gegen den Ansturm der Geldsuchenden wappnen und wählte dazu ein solches Kaliber, daß selbst die

feinsten Wechsel nicht durchdrangen. Lombardstreet schien in den ersten Tagen des Schreckens Bankrott gemacht zu haben. Pfundnoten wurden weder eingewechselt noch in Zahlung genommen, und das Haus Rothschild weigerte sich, auf ausgeloste Obligationen der Suezkanal-Gesellschaft Geld zu geben, obwohl es, als Bankstelle des Unternehmens, dazu verpflichtet war. Man kann sagen, daß eine Panik alles Mögliche entschuldigt. Nur nicht bei einer Institution, die mit so ehrgeizigen Ansprüchen auftrat wie die Londoner City. Bei ihr bedeutet das Versagen der Stoßfänger einen moralischen Zusammenbruch. Sie hat in den ersten Tagen gezeigt, daß sie jahrelang von einem unverdienten Ruhm gelebt hat. Die Bank hat das seelische Gleichgewicht wiedergefunden; aber die Peelsakte ist durchlöchert. Neben den offiziellen Banknoten ist Notstandsgeld (Currency Notes) im Umlauf (die Abschnitte lauten auf 1 Pfund Sterling und 10 Schilling), das keine sehr starke Decke hat.

Daß man gezwungen war, einen Aufschub für Zahlungsverpflichtungen einzuführen; und daß der Ankauf von Handelswechseln durch die Notenbank mit einem Stacheldraht von Vorsicht und Erschwerungen umgeben war, ist dem alten Ruf des Londoner Geldmarkts nicht förderlich gewesen. Was man im Ausland davon dachte, ist nicht so wichtig, wie die Auffassung im Britenreich selbst. Die zeigte, daß der Glaube an Lombardstreet ins Wanken geraten sei. Das wortlose Vertrauen in die vermögende Tatkraft und Technik der Londoner Großfinanz ging in die Brüche. Wenn es außer dieser Wunde keine andere gäbe, so würde die City nach dem Kriege nicht mehr der gleiche Sammelbegriff hervorragender materieller Eigenschaften sein, der sie vorher gewesen ist. Auch die unbegrenzte Bereitschaft des Geldes, welche die Verkünder des Cityruhmes hervorheben, kann es später nicht mehr geben, weil die Ruhe der Depositengelder, die das Fundament des Vermögens bildete, gestört worden ist. Die Bank von England belastete sich mit der Finanzierung des größten Teils der Kriegsanleihe, nachdem sie schon vorher für zwölfhundert Millionen Mark Schatzscheine übernommen hatte. Sie verschlechtert damit die Garantien ihrer Banknoten und ist gezwungen, künftig eine weniger liberale Goldpolitik zu treiben als vor dem Kriege. Die Wirkung der neuen Taktik auf die Umwelt wird durch die eingeengte Goldzufuhr vertieft werden. Der Krieg hat die südafrikanischen Goldminen nicht unberührt gelassen. Der Arbeiternot, die eine seit Jahren chronische Erscheinung ist, gesellt sich ein natürliches Nachlassen in der Auffrischung des Betriebskapitals und der technischen Erfordernisse. Die Bergwerke liefern weniger Gold als in den Friedenstagen; und alle Wege des Goldstroms sind verschüttet. Die nordamerikanische Union, die Republiken Lateinamerikas, Australien, Ägypten, Frankreich sind als Goldquellen für London versiegt. England hat, ganz

automatisch, aufgehört, der Sammelpunkt des Goldkreislaufes zu sein. Geblieben ist ihm die Riesensumme seiner Forderungen an den amerikanischen Kontinent und die Abhängigkeit, in die es die ihm verbündeten Nationen durch Gewährung von Kriegsdarlehen gebracht hat. Ob sich aus diesen Voraussetzungen eine neue Epoche des englischen Geldmarktes entwickeln kann, das hängt von Dauer und Umfang der Überwindung aller Kriegslasten ab. Der Schatzkanzler Lloyd George braucht für die letzten vier Monate seines Finanzjahres nicht weniger als 535 Millionen Pfund oder 11000 Millionen Mark. Und er tastet die heiligsten Güter der Nation an, um die Staatskassen füllen zu können. Das Volk und die Einkommen sollen geschröpft werden. England hat die höchste Einkommensteuer, die es gibt. Sie beträgt 1 sh 4 d für 1 Pfund Sterling, also sieben Prozent. Ein Geschenk, das der Burenkrieg zurückließ und dessen man sich nur zu erinnern braucht, um eine Ahnung zu bekommen, wie tief der Große Krieg in den Körper der britischen Nation schneiden wird. Die Kosten des Kampfes in Südafrika, der vom 11. Oktober 1899 bis 31. Mai 1902 dauerte und eine Armee von 250000 Mann beschäftigte, sind mit 4300 Millionen Mark angegeben worden. Und schon diese Summe, die sich neben den elfstelligen Ziffern der neuesten Schöpfung klein ausnimmt, hat die wichtigsten Leistungen des Volkes für mehr als ein Jahrzehnt schwer belastet. Lloyd George will die Einkommensteuer verdoppeln und eine neue Abgabe auf Bier und Tee legen. Außerdem sollen die jährlichen Tilgungen der Staatsschuld, auf die England stolz war, ausgesetzt werden. Durch alle diese Kunststücke wird der Reichs-Säckelmeister 185 Millionen Pfund locker machen. Für die übrigen 350 Millionen muß die berühmte Anleihe aufkommen, deren Schicksal in das gleiche Geheimnis getaucht ist wie das Verschwinden des Dreadnoughts „Audacious".

Kann England in der Verfassung, in die es der Krieg versetzt hat, seine Rolle als Weltschatzmeister weiterspielen? Es ist jedenfalls die Möglichkeit vorhanden, ihm die Rolle streitig zu machen. Die deutsche Reichsmark darf sich nicht mehr, bescheiden, hinter das englische Pfund Sterling zurückziehen. Das ist viel zu lange geschehen, weil die überseeischen Banken, welcher Nationalität auch immer, ihre Verbindung in London hatten, auf die sie ziehen konnten. Da Großbritannien den Welthandel beherrscht, so ist der Sterlingwechsel zu dem verbreitetsten Instrument des internationalen Geschäftsverkehrs geworden. Der überseeische Kaufmann würde vielleicht eine Tratte auf Hamburg oder Berlin nicht für so gut halten wie einen Wechsel auf London. Aber es liegt nur an den Banken, der Markwährung im Ausland Freunde zu werben. England hat durch die üble Behandlung der Neutralen manche Stütze seiner Zukunft gelockert; und wenn ihm der Krieg noch schwerer zusetzt, so gehen immer mehr Bedin-

gungen seines Weltglücks verloren. An die Unüberwindlichkeit der City glaubt heute kein Mensch mehr. Warum sollte also dem Sterlingwechsel der alte Ruf bleiben! Die Filialen der deutschen Banken in London haben für die Wichtigkeit des englischen Geldmarktes mit gesorgt, statt der deutschen Mark vorwärts zu helfen. Der Gewinn war größer, wenn man Wechsel auf London gab, als bei Vergütungen für Tratten auf deutsche Plätze. Das kann in Zukunft nicht mehr passieren. Die deutschen Niederlassungen sind mutwillig zerstört worden. Der Zwangsverwalter, den die Regierung einsetzte, hat die Aufgabe, mit den Geschäften so schnell und so gründlich wie möglich aufzuräumen. Später wird es keine deutschen Vorposten in der Londoner City mehr geben; und Britannien wird die besten Pioniere verloren haben. Der Weg für die Reichsmark ist frei. Der Verlust, den der Sterlingwechsel durch die Vernichtung der deutschen Stützpunkte erlitt, ist nicht wieder gut zu machen. England selbst hat sich diesen herostratischen Ruhm erworben; und kein Schaden greift tiefer als der, den sich der Selbstzerstörer zufügt.

Alte deutsche Kriegslyrik

von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

> Deutschland, du hast gesessen nu
> Im Rosengarten lang mit Ruh;
> Frisch auf, frisch auf!
> Nu wird's einmal gehn anders her,
> Ihr Christenleut, greift zu der Wehr,
> Der Feind frisch widersteht.
>
> Flugblatt, 1620.

Die Enstehung des deutschen Soldatentums reicht bis in die Zeitwende der Reformation zurück, in die Tage des Kaiser Maximilian I., den die Geschichte den „letzten Ritter" genannt hat und der doch gerade durch die Erklärung des Ewigen Landfriedens (1496) und die Schöpfung einer neuen demokratischen Wehrmacht, der Landsknechte, dem morschen Rittertum den letzten Stoß gab.

> Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme
> Maximilian! Bei dem ist aufkummen
> Ein Orden, durchzeucht alle Land
> Mit Pfeifen und mit Trummen,
> Landsknechte sind sie genannt.

So sang 1519 der Landsknecht und Volkssänger Jörg Graff auf die neue Macht, die in der Morgenröte der Neuzeit aufkam und sich als solche

fühlte. In seiner buntscheckigen Tracht mit Schlitzen und Puffen, Keulenärmeln und Pluderhosen, dünkte sich der Landsknecht auch äußerlich dem Rittersmann gleich,

> Zerhauen und zerschnitten
> Nach adelischen Sitten.

Er war im Gegensatz zu den meist zusammengelaufenen Soldaten des siebzehnten Jahrhunderts ein Landskind; daher sein Name, der mit „Lanze" nichts zu tun hat. Seine Waffe war der lange Spieß, zum Teil auch die neuaufgekommene Feuerwaffe (Faustrohr, Hakenbüchse). Er bildete fortan den Kern der Heere; die gepanzerte „Reuterei" und die „Arkelei" (Artillerie) blieben bis heute Hilfswaffen.

> Der in den Krieg wil ziehen,
> Der sol gerüstet sein;
> Was sol er mit im füren?
> Ein schönes Fräuelein,
> Ein langen Spieß, ein kurzen Degen,

singt Jörg Graff um 1510. Eine urgermanische Kampfesfreude, eine Verachtung von Tod und Verstümmelung, aber ohne die Roheit der Soldateska des siebzehnten Jahrhunderts, ohne fremdländisches Kauderwelsch im Ausdruck, bricht aus diesen naiv-köstlichen Landsknechtsliedern hervor.

> Ei wird ichs dann erschoßen
> Erschoßen auf breiter Heid,
> So tregt man mich auf langen Spießen,
> Ein Grab ist mir bereit;
> So schlägt man mir den Bummerleinbum,
> Der ist mir neunmal lieber
> Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Bei Trommel- und Pfeifenklang marschieren die Gewalthaufen durch Dorf und Land. „Hüt dich, Baur, ich komm!" mahnt der Trommelwirbel, und wie von tausend Trommeln dröhnt es durch den Schlachtlärm in den wilden, elementaren Rhythmen des Sängerlieds von Pavia (1525) mit ihren wuchtenden Wiederholungen:

> Lermen, lermen, lermen,
> Lermen, lermen, lermen
> Thät uns die Trummel und die Pfeifen sprechen...
> Jn Blut mußten wir gan,
> Jn Blut mußten wir gan
> Biß über, biß über die Schuch.
> Barmherziger Gott, erkenne die Not,
> Barmherziger Gott, erkenne die Not,
> Wir müßten sonst verderben also.

Aber jubelnd übertönt das Notgeschrei der Siegesruf:
Herr Görg von Frundsberg,
Herr Görg von Frundsberg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen,
Gewunnen hat er die Schlacht vor Pavia,
In neunhalb Stunden gewunnen Land und Leut.

Und mit Spott überschüttet werden die „Faderhansen“, die „Schweizerknaben“, die bisher für unbesieglich geltenden Schweizer, denen die deutschen Landsknechte jenen blutigen Schlag beibrachten.

Wundervoll ist die Bildlichkeit dieser Landsknechts- und Reiterlieder; eine Fülle unmittelbarer poetischer Anschauung entquillt ihnen und wird durch die junge Buchdruckerkunst rasch in das Volk getragen.* Man lebt ganz im Augenblick, man genießt die Gegenwart, ohne Haß, ohne Renommisterei: die Lieder sind einfache, schlichte, aber ehrliche Herzensergüsse, ohne literarische Ansprüche. Ihren höchsten Ausdruck fand diese Poesie vielleicht in dem erst ein Jahrhundert später (1625) aufgezeichneten Schlachtgesang von Jakob Vogel:

Kein selgrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid im freien Feld
Darf nicht hörn groß Wehklagen.
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber findt er Gesellschaft fein,
Falln wie die Kräuter im Maien.

Zarte Liebeslyrik durchtönt die kriegerischen Akkorde. So jenes, als Auftakt zu dem oben zitierten Pavianer Singeslied überlieferte „Gedenken:“

Zart schönes Jungfräuelein,
Laß dir mein junges Herz befohlen sein,
Weil ich im Elend (d. h. in der Fremde) bin!
Dein nimmer zu vergessen,
Ligst mir in meinem Sinn.

Oder jenes Volkslied „Ich weiß mir ein Meidlein hübsch und fein“, wo der Reiter Harnisch und Pferd, Stiefel und Sporen drangeben möchte, um zu seiner Liebsten zu kommen, und das rührende Lied vom Landsknecht, dem seine Liebste auf dem Marsch Zwillinge gebiert und dabei selbst das Leben läßt.

Mit seinem Schwerte macht er das Grab,
Mit seinen braunen Augen das Weihwasser gab.

---

* Reichliches Material sammelte ich in meinen „Deutschen Kriegs- und Soldatenliedern“. Straßburg i. E., Josef Singer.

Mit Weib und Kind zog der Landsknecht zu Felde, wie die alten Germanen, mochte auch seine Ehe nicht geweiht und nicht von ewiger Dauer sein. Wenn es auch nicht an Zuchtlosigkeit und wilden Ausschreitungen fehlte, so waren die Schandtaten des Dreißigjährigen Krieges doch nicht die Regel. Immerhin lockte der große Troß allerlei Gesindel in die Spuren der zusammengetrommelten Gewalthaufen, und sie selbst lebten bei dem völligen Mangel jeder regulären Verpflegung notgedrungen von dem Lande, das sie durchzogen: Raub und Beute waren in Freundes- wie Feindesland ihre Lebensbedingungen. Eine große Plage waren schließlich die vielen abgedankten Landsknechte und die auf eigene Faust abenteuernden Reiter, die in Erwartung neuen „Bescheids" (Solddienstes) auf die „Gart" gingen, das heißt bettelten oder sich dem Straßenraub ergaben, so jener aus dem „Wunderhorn" bekannte „arme Schwartenhals", der in Heine einen beredten Fürsprecher gefunden hat. „Welche Naivität in der Treue, in der Untreue welche Ehrlichkeit. Welch ein ehrlicher Kerl ist der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Dieser arme Schwartenhals ist der deutscheste Charakter, den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrscht in diesem Gedicht!" Oder der herrenlose Reiter, der im Walde ein Mägdlein beim Rosenpflücken überrascht und nur bedauert, daß er sich aufs Stehlen werfen muß, statt in ritterlichem Kampfe eine Lanze für das Jungfräulein zu brechen. Oder das entzückende Winterlied aus dem Ambraser Liederbuch (1582):

> Der Reif und auch der kalte Schnee,
> Der tut uns armen Reutern weh,
> Was sollen wir nun beginnen?

Dabei meldet sich wohl auch die Reue, wie in dem Volkslied „O Reiserei, du harte Speis":

> Bei einem Bürger wär mir paß
> Und hülf der Dirne mähen Gras . . .
> So wär ich aller Sorgen ab,
> Die ich im Reutersleben hab;
> Ich han kein Gelt, wohin ich trab.

So bekennt man sich denn aus Trotz zur ganzen Brutalität des Handwerks in Gedichten, die Lust und Leid dieser Wegelagerer mit unerhörter Frechheit besingen, wie Schenkenbachs Reiterlied (1513):

> Hilf Gott, daß wir bezwingen
> Der Bauren Übermut,
> Die uns ums Leben bringen,
> Vil manchen Reiter gut!
> Ihrn Hochmut soll man brechen,

Sol sie unter die Mähren stechen,
Manchen guten Gesellen rächen,
Bringt ihn groß Ungemach —
Singt uns der Schenkenbach.

Doch erst gegen die Mitte des Jahrhunderts, in den Wirren des Schmalkaldischen Krieges, als fremde Söldnerhorden Deutschland überschwemmten, wird die Verwilderung allgemein. Hier erfolgt auch zuerst der religiöse Einschlag in die Kriegslyrik — eine Vorwegnahme des Elends und des Fanatismus des Dreißigjährigen Krieges.

Nachdem Deutschland noch siebzig Jahre im Rosengarten gesessen hatte, brach schließlich das furchtbare Unwetter los, das alle Blüten nationaler Kultur für anderthalb Jahrhunderte brechen sollte. Zu Beginn des Krieges und vor seinem Ausbruch finden sich zwar noch prächtige Reiter- und Kriegslieder, wie jenes aus dem Liederbuch eines deutschen Studenten von 1612:

Die Sonne scheint auf den harten Frost,
Ins deutsche Land kam neue Post,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf!
Frisch auf, hört man die Trommel schlan,
Es geht an allen Orten an
Zu Wasser und zu Land ...

Nun mag es gehen, wie Gott will,
Mein Leben steht in Gottes Ziel,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf!
Frisch auf, und ist die Welt in Brand,
Für mein Herzlieb und Vaterland
Setz ich mein Leben dran.

Freilich geht es in dem Elend des Krieges auch mit der Poesie rasch bergab. Das Überhandnehmen der zusammengelaufenen fremden Söldner, die namentlich katholischerseits auf Deutschland losgelassen wurden und Freund wie Feind unter unerhörten Greueln gleich aussogen, verwelschte die Kriegslyrik und nahm ihr alle unmittelbare Frische. Wohl schlug Wallensteins dämonische Gestalt, schlug die Heldenerscheinung Gustav Adolfs die Phantasie der Liederdichter noch in Bann, aber mit ihrem Tode verschwand alles Große aus dem Kriege wie aus der Dichtung, die nun in Klage-, Trost- und Kirchenliedern Ersatz suchte. Ein lehrhaft-moralisierendes Element drängte sich ein; von wirklicher Poesie blühte schließlich nur noch das Kirchenlied, oft seltsam kernig und inbrünstig. Erst anderthalb Jahrhunderte später, in der Verklärung von „Wallensteins Lager", die ihre Elemente aber mehr aus dem Siebenjährigen als aus

dem fernliegenden Dreißigjährigen Kriege schöpfte, kommt etwas von der wilden Poesie jener Zeit noch einmal zum Durchbruch und verdichtet sich in dem „Reiterlied" zu einer der tiefsten Offenbarungen des Soldatengeistes.

Deutschland war nach einem Menschenalter des Krieges völlig erschöpft und zugrunde gerichtet, ohnmächtig gegen das Ausland und in ärgste Kleinstaaterei zersplittert. Auf den Trümmern des Gewesenen erhob sich die absolute Fürstenmacht, und damit begann – unter dem Vorgang des allmächtig werdenden Frankreich – eine völlige Umgestaltung des Soldatenstandes. Waren die Grundlagen des Kriegswesens seit 1500 bisher fast die gleichen geblieben – nur der Gebrauch der Feuerwaffen hatte erheblich zugenommen – so entstanden jetzt die stehenden Heere, die durch ihre Massen und ihre Organisation etwas völlig Neues waren. Ludwig XIV. entließ seine einmal aufgebotenen Truppen nicht mehr, da er sie zu seinen ewigen Raubkriegen gegen Deutschland und Holland stets brauchte, und in Deutschland erkannte der Große Kurfürst zur selben Zeit, daß der Bestand seines kleinen, zersplitterten, von mächtigen Feinden bedrohten Landes nur durch ein stets bei der Fahne gehaltenes Heer gewährleistet werden konnte. Andre Fürsten folgten ihrem Beispiel. Aus den nach Bedarf zusammengetrommelten Söldnerscharen wurden nun Berufssoldaten mit langer, später lebenslänglicher Dienstpflicht, die durch die schwersten Strafen, Tod und Gassenlaufen, bei der Fahne gehalten wurden. Den Regimentsinhabern, bisher „Unternehmern" des Kriegshandwerks, wurde ihre Selbstherrlichkeit genommen; die Anstellung der Offiziere wurde Sache des Landesherrn; die Truppen selbst wurden wieder vorwiegend der Heimat entnommen, wenn auch noch ein großer Prozentsatz fremder Offiziere und Mietlinge von Heer zu Heer fluktuierte. Brandenburgische Bauernaufgebote zogen als Landsturm gegen die Schweden, und von neuem flammte deutscher Siegesstolz dem Fremdling gegenüber auf, als die Schlacht von Fehrbellin (1675) Brandenburg von den Schweden erlöste.

Jetzt haben wir wiedergewonnen,
Was eure Räuberhand
Mit Stehlen und Plündern genommen
Im Brandenburger Land.

In der Folge wurden die Heere zum blinden Werkzeug in der Hand der Fürsten und zum eigentlichen Träger ihrer unumschränkten Macht. Durch gewaltsame Werbung wurden die Reihen gefüllt; ja deutsche Landesväter entblödeten sich nicht, mit dieser geknechteten Menschenware schwunghaften Handel zu treiben. Schon 1684 werden Sachsen nach Morea, 1688 Hessen nach Holland verschachert. Franzosen und Türken sorgten dafür, daß das Zeitalter in ewiger Kriegsnot schwebte, und als schließlich

um die Jahrhundertwende Frankreichs unerträgliche Anmaßung ganz Europa in Harnisch rief, wuchsen aus dem großen Kriege wieder populäre Heldengestalten hervor, wie Marlborough und Prinz Eugen, die beide unsterblich im Liede fortlebten. Ja, Rhythmus und Melodie des bekannten Prinz-Eugen-Liedes sind so volkstümlich geblieben, daß sie noch 1870 ein burschikoses Soldatenlied wie „König Wilhelm saß ganz heiter" gebären konnten, wie denn überhaupt in den Liedern jener Zeit (Feldzug gegen die Türken, 1683, Sieg bei Turin, 1706, Marlboroughlied, um 1709) der Rhythmus wertvoller erscheint als die Sprache, der es an Anschauung fehlt. Auch das unterlegene Frankreich bildete noch lange das Muster der Kriegführung und Heeresorganisation, und so blieben Soldatensprache und Kriegspoesie nach wie vor in welschem Banne. Hieran änderte sich auch wenig, als Friedrich Wilhelm I. die Grundlage der preußischen Wehrmacht legte.

Um so wichtiger waren seine Reformen auf politischem Gebiet. Durch das Kantonalsystem und die Schaffung einer vorwiegend nationalen Führerkaste legte Friedrich Wilhelm die Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht. „Alle Einwohner des Landes sind für die Waffen geboren," lautete sein spartanischer Grundsatz. Trotz zahlreicher „Eximierungen" im Interesse von Ackerbau, Handel und Industrie war der Prozentsatz der Wehrpflichtigen doch noch etwas größer als heutzutage; aber die Mehrzahl wurde zehn Monate beurlaubt, um dem Lande die Arbeitskräfte zu erhalten. Die andre Hälfte des Heeres bestand aus größtenteils fremden Söldnern, die stets bei der Fahne blieben. Übersetzten wir diese Wehrverfassung auf die Gegenwart, so ergäbe sich ein höchst seltsames Bild, und wir bekämen einen anschaulichen Begriff von der ungeheuren Rüstung, die auf dem hageren preußischen Staatskörper lastete. Ein so zusammengewürfeltes Heer war nur durch eiserne Disziplin zusammenzuhalten: seine Verpflegung erforderte die Ansammlung großer Vorräte, und in Kriegszeiten war es stets von zwei Gefahren bedroht: dem Desertieren und dem Verlust der Magazine. Es war ein überaus künstliches Gebilde, das bei aller Härte doch sehr geschont werden mußte und stets des Antriebes von oben bedurfte. Seine Überlegenheit verdankte es im wesentlichen der Pflichtstrenge seiner Offiziere und der verbesserten Taktik (eiserner Ladestock, Fortfall der Piken, Feuergeschwindigkeit, Gleichschritt), die der „Kriegsmechanikus" Leopold von Anhalt-Dessau einführte. Erst unter Friedrich dem Großen traten andre, moralische Faktoren hinzu: die Landsknechtsbegeisterung für den siegreichen roi connétable, wie er sich selber nannte, die protestantische Unterströmung, die im Choral von Leuthen zum Ausdruck kam, und das Nationalgefühl, das sich dem Völkerbündel Österreich gegenüber regte. Erst diese Vereinigung von Kriegerstolz und

Patriotismus schweißte das preußische Heer zu einem unlöslichen Ganzen zusammen. In solchem Heere kam von neuem altgermanische Kampfesfreude ohne Roheit zum Durchbruch, wie wir sie in den Kabinettskriegen jener Zeit sonst nirgends finden, und Friedrichs Siege lösten in ganz Deutschland wahre nationale Begeisterung aus. Man muß schon auf die alten Landsknechtslieder zurückgreifen, um Analogien zu dem frischen Liedchen zu finden, mit dem der Beginn des Siebenjährigen Krieges begrüßt wurde (der Vorlage zu Willibald Alexis' genialer Nachdichtung):

Fridericus ruft, unser König,
Allons, frisch ins Gewehr,
Es wollen soviele Feinde
Auf unser Preußen daher.

Östreicher, Russen und Sachsen,
Franzosen, die schwören zum Streit,
Die wollen uns gar auffressen:
Zeigt, daß ihr Kerles seid!

Auch das Siegeslied auf die blutige Schlacht von Prag (1757) und den Tod Schwerins hat kernige Frische, oder das herbe Fliegende Blatt „Husarenbraut" (1758) mit dem resignierten Schluß:

Wer sich in preußischen Dienst will begeben,
Der muß sich sein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen,
Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beständig verbleiben und bleiben geschwind.

Die gelehrten Oden von Klopstock, Ewald von Kleist und Gleim dagegen mit ihren didaktischen Geschraubtheiten muten uns heute papieren an. Selten regt sich in ihnen ein Hauch unmittelbarer Volkspoesie, wie in jener Strophe von Gleims Siegeslied auf die Schlacht von Lobositz:

Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.

Die Not führt auch sie bald genug zu einer Entfremdung. Erst sehr viel später, durch Willibald Alexis (Fridericus Rex) und vor allem Fontane, fand die deutsche Poesie die volkstümlich derben Töne, die die Seele jener Zeit erschlossen. Allerdings fanden die traurigen Seiten des damaligen Soldatenlebens nicht selten ihren ehrlichen Ausdruck. Gerade die nichtfriderizianische Soldatenpoesie des achtzehnten Jahrhunderts offenbart uns vorwiegend die tiefen Schäden des ganzen Systems, so jenes hessische Volkslied:

O Cassel, o Cassel, verdammtes Jammertal,
In dir ist nichts zu finden, als lauter Angst und Qual! . . .
Und nach dem Exerzieren kommt gleich man auf die Wacht;
Kein Teufel thut uns fragen, ob man gefressen hat.
Und tut man auf Parade nur einen falschen Tritt,
So kommt der Adjutante: „Schmeißt den Kerl aus dem Glied!
Die Taschen abgehangen, den Säbel abgelegt,
Und tüchtig draufgeschlagen, bis er sich nicht mehr regt!
O Herr, es ist kein Wunder, daß mancher desertiert,
Wir werden wie die Hunde mit Prügeln abtraktiert.
Bekommen sie mich wieder, sie henken mich nicht auf,
Das Urteil ist gesprochen und Gassen muß ich lauf.
Und wenn wir ausgedienet, wo wenden wir uns hin?
Die Gesundheit ist verloren, die Kräfte sind dahin.
Ei nun, so wird es heißen: „Ein Vogel und kein Nest.
Nun, Bruder, nimm den Bettelsack, Soldat bist du gewest."

Den gleichen Ton schlagen Gedichte an wie Maler Müllers „Soldatenabschied" oder die Volkslieder „Soldatisches Leben, ein harter Entschluß", „O Straßburg, o Straßburg" (vor 1771) und „Zu Straßburg auf der Schanz", das später verfälscht und ins Schweizerische übersetzt ins „Wunderhorn" überging, Schubarts „Bettelsoldat" und „Kaplied" oder schließlich die auch aus dem „Wunderhorn" bekannte schaurige „Revelge", das volkstümliche Seitenstück zu Bürgers dämonischer „Lenore".

Die französische Revolution machte diesen überlebten Zuständen ein Ende. Bezeichnend für den moralischen Zusammenbruch des Systems ist das fränkische Volkslied „Rückzug aus der Champagne" (1792): in den Truppen, die vergeblich den französischen Volksaufstand zu bezwingen gesucht hatten, lebte kein Hauch friderizianischen Geistes mehr — lange bevor die Katastrophe von Jena (1806) es aller Welt kund tat, daß auch ihre Kampfformen überlebt waren.

Erst der Sturm aus der Tiefe des deutschen Volkes, dank den Leiden der Franzosenzeit, die Neuschöpfung aller Einrichtungen und damit auch der Heereseinrichtungen auf demokratischer Grundlage zeitigte die neue Lyrik der Befreiungskriege. Aus dem Zwitterheer von Söldnern und Landeskindern, wie es Friedrich Wilhelm der Erste geschaffen hatte, wurde eine rein nationale Wehrmacht; das Offiziersprivileg des Adels, in den Heeren des achtzehnten Jahrhunderts eine Notwendigkeit, wurde von selbst hinfällig und war bei den gewaltigen Heeresmassen auch gar nicht mehr durchzuführen. Mit einer im achtzehnten Jahrhundert unerhörten Rücksichtslosigkeit konnte der Staat nun von jedem Bürger die höchsten Opfer

fordern, die gern gebracht wurden; Desertion, Magazinverpflegung, Lineartaktik, alles hatte mit einem Schlag ein Ende; nur das Andenken an den alten Ruhm blieb lebendig.

Elementar brach der Sturm los, als die Reste der großen Armee verhungert und verwildert aus Rußland zurückkamen.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen ...
Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer ...
Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Treitschke hat uns gewarnt, rein künstlerische Maßstäbe an die aus Not und Haß geborenen Dichtungen der Freiheitskriege zu legen, und tatsächlich muß bei vielen der gute Wille für die Tat gelten. Merkwürdig: solange das Soldatentum ein Beruf war, keimte Volkslyrik. In dem Augenblick, da der Soldat ein Teil des Volkes wird, tritt die bewußte Kunstlyrik in ihre Rechte. Kleists „Germania an ihre Kinder" predigte zum erstenmal den großen Haß gegen den Feind, den das alte Lied nicht kennt. Das Pathos tritt für das Erleben ein. Aber während die Volkspoesie in diesen Volksheeren fast völlig versiegte, blieb die Kunstpoesie vielfach ohne Schlagkraft und Farbe. Selbst Körners „Leier und Schwert", obwohl mitten aus Kampf und Sieg heraus entstanden, dankt ihr Nachleben im Volke mehr der Pietät für den jung gefallenen Freiheitssänger, dem brausenden Rhythmus oder den fortreißenden Melodien als dem oft nur rhetorischen Inhalt. Immerhin besitzen manche einzelne Strophen und Lieder, wie „Lützows wilde Jagd", dauerndes Leben. Und neben Arndts und Körners Pathos dröhnen die schweren Rhythmen Rückerts, dessen „Landsturmlied" die plumpe Wucht ergrimmter Bauern prachtvoll ausdrückt, klingt das neckische Spiel eines Brentano, der ritterliche Sang Fouqués, die sanfte Begeisterung Schenkendorffs und die romantische Träumerei Eichendorffs zu einer großen Polyphonie zusammen, die jedenfalls zweierlei bekundet: die tiefe Einmütigkeit dieser mannigfachen Elemente (sie sollte im Elend der Reaktionszeit zur schreienden Disharmonie werden) und das Erfassen des großen historischen Augenblicks,

Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund.

Zum Volkston fanden erst künstlich die nachfolgenden Romantiker den Weg zurück (nur Uhlands „Guter Kamerad" datiert von 1809), mit solchem Glück, daß Kunstdichtungen wie Hauffs „Morgenrot", „Steh ich in finstrer Mitternacht" echte Soldatenpoesie geworden sind. Zudem wirkte der Schwung der Befreiungskriege noch tief bis in die Biedermeierzeit nach. Als 1840 eine neue Anmaßung Frankreichs zum Kriege zu führen drohte, sang im Wetteifer mit dem greisen, noch immer glühenden Patrioten Arndt das neue Geschlecht, das „Junge Deutschland", rings um Beckers Rheinlied neue kernige Kriegs- und Vaterlandslieder. Wir dürfen nie vergessen, daß Lieder wie die „Wacht am Rhein" und „Deutschland über alles", die erst 1870/71 ihre Feuertaufe erhielten, eiserner Bestand aus den Jahren 1840/41 sind; auch Herweghs markiges düsteres „Reiterlied" (1841) gehört in diese Zeit.

Das Geschlecht von 1870, dessen Großtaten uns endlich die Erfüllung jahrhundertealten nationalen Sehnens brachten, hat also vielfach von altem poetischen Kapital gezehrt. Wohl schlugen die Kunstdichter, wie Geibel in seinem Preis der ersten deutschen Siege und des Sedantages, Freiligrath in „Hurra Germania" und vor allem in der balladesken „Trompete von Vionville", oder Gerok in den „Rossen von Gravelotte" pathetische Akkorde an, aber an wirklich volkstümlichen Liedern findet man in dem ungeheuren Wust jener Kriegsdichtungen nur wenig, wie jenes Fliegende Blatt auf die Schlacht bei Mars-la-Tour, das den Todesritt der Halberstädtischen Kürassiere im Landsknechtston besingt:

> Doch was ist das? In Frankreich hat
> Es im August geschneit!
> Da liegt das halbe Halberstadt
> Im weißen Waffenkleid.

Das Beste sind Abschiedslieder von rührender Schlichtheit oder Schilderungen von sterbenden Kriegern, die noch einmal an Heimat und Familie zurückdenken und den Kameraden einen letzten Gruß auftragen. Aber es ist Epigonentum, selbst Epigonentum der Romantik, wenn es künstlich das Natürliche nachschafft.

Die spätgeborene Lyrik Liliencrons in ihrer kommandoartigen Kürze steht als Episode einer naturalistischen Schilderung für sich da, sie zeigt uns nur genrehafte, realistische Ausschnitte ohne Erfassen des großen, welthistorischen Moments. Allein in seinem Altersgedicht „Letzter Wunsch" weht der Hauch der alten Landsknechtspoesie; man denkt noch einmal an die „Schlacht von Pavia" mit ihren wild vorstürmenden Massen zurück.

Heute steht es vielleicht umgekehrt als in allen bisherigen Epochen der Kriegsliteratur. Bisher folgte das Lied dem Kriege, heute kam der Krieg

wie eine Erfüllung der Sehnsucht nach Kraft und Willen, nach Schärfe und Heldentum, die in der jüngsten Lyrik gleichsam auf ihren Gegenstand warteten. So ist ein eigentümlicher Kreis in diesem Stückchen Literaturgeschichte geschlossen. Jede Epoche wand ihren eigenen Kranz: das frische Landsknechtslied, das fromme Kirchenlied, das marschierende Preußenlied, das persönliche Heldenlied, das pathetische Kunstlied, die romantische Wiedergeburt, das Genrelied — welches aber wird der Liederkranz dieser Zeit sein? Kam ihre Dichtung aus dem Leben, so wird auch in ihr der Krieg sich bestätigen müssen. Es kann endlich wieder eine gegenseitige Probe werden.

Halbfertiges Leben

von Otto Flake

Der Arzt gibt ein Gutachten ab, wenn jemand gestorben ist, das ist sein Beruf. Aber der Literat sei kein Leichenbeschauer und der Nekrolog keine Pflicht, sondern eine Gedenkseite. Hier ist sie, eher ein Tagebuchblatt als eine „Würdigung". Sie ist Ernst Stadler gewidmet.

Ende Juli war eine Zeit, von der man im biblischen Stil schreiben könnte: und es begab sich, daß ein jeder, wo er auch weilte, eilends nach seinem Heimatsort reiste, denn die Völker drohten einander mit Krieg zu überziehen.

Ich kam gerade in Innsbruck an, mit einem Fahrschein Triest-Konstantinopel in der Tasche, und mein Gepäck lag schon in dem adriatischen Hafen. Aber statt über den Brenner, fuhr ich nun durch Vorarlberg, die Schweiz, das Elsaß hinauf bis Straßburg, der alten Wasserstadt.

Nachdem ich meine Angelegenheiten geordnet hatte, begann ich in der aufgeregten Stadt, diesem gestörten Ameisenhaufen im Festungsgürtel, herumzugehen und, wie man tut, wenn man wieder zu Hause ist, die Freunde aufzusuchen.

Der eine wohnte am Münsterplatz, sein Fenster ging auf die Rose über dem Portal, und ich traf ihn dabei, wie er seine Kubisten in Kisten packte und mit Konserven für ein halbes Jahr in die gewölbten Keller schaffte. Dieser hatte eine fixe Idee und glaubte felsenfest an eine Belagerung. Ein zweiter wohnte am Wall und war Zeuge, wie auf dem Hof der Kasematten Berge von Hosen und Jacken anprobiert wurden; der dritte hauste in Kehl, und schon standen auf der Rheinbrücke Sachsen oder Pommern, die Männer und Frauen behutsam nach Bomben abtasteten. Aber wo wohnte Ernst Stadler?

Im Frühjahr noch hatte ich ihn von Holland aus in Brüssel besuchen wollen, wo er deutscher Lektor an der Freien Universität war, im Herbst sollte er eine Professur für Germanistik in Otronto antreten, das italienisch klingt, aber in Kanada liegt – inzwischen hielt er noch einmal Vorlesungen in Straßburg, um in den Listen als Privatdozent weitergeführt zu werden.

Endlich fand ich an einer Zufallswohnung die Karte mit den drei so gelehrten und ernsten Titeln, über die seine Freunde immer lachen mußten, wenn sie an den Menschen dachten, der sie hatte drucken lassen. Er fertigte gerade einen Studenten ab, der unter Verbeugungen seine Bescheinigung in Empfang nahm und nicht viel jünger als der Lehrer war, dann sagten wir uns guten Tag. Der dreißigjährige Professor war zu seinem Glück kurzsichtig, so daß er a la Franz Blei eine große Hornbrille trug, die ihm etwas Würde gab. Im Privatkreise setzte er ein Monokel auf, durch das sein bartloses Gesicht eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Chamberlain erhielt, dem britischen Imperialisten, nicht dem Houston Stewart.

Überall lagen Bücher und Zeitschriften wie bei anderen Universitätsleuten, aber ein Blick darauf war lehrreich. Da war die Reihenfolge der Cahiers de la Quinzaine seines Lieblings Péguy, der nun auch, auf der andern Seite, ein Opfer des Krieges geworden ist; die schöne weiße Nouvelle Revue française, Werke von Jammes (den er übersetzte), Rolland, Ch. L. Philippe; von deutscher Schickele und Sternheim, für die er sich einsetzte, die Aktion, das Neue Pathos und alles Jüngste, alles was ganz modern und gar nicht akademisch war; lieber literaturhaft als professorenhaft, dachte dieser Professor, und er dachte es ohne den Snobismus gewisser Germanisten, die nur darum übermodern sind, weil sie den Kollegen den Wind abfangen wollen. Dann wieder englische Bücher und der Umbruch einer englischen Arbeit, die er für Oxford schreiben mußte, denn er war Cecil-Rhodes-Stipendiat gewesen und hatte das vorgeschriebene Collegeleben junger vornehmer Gentlemen mitgemacht.

Wenn man das alles zusammennimmt, was war es? Ein Elsässer, ein wahrer Deutscher, der neben seiner eigenen Kultur noch die eines anderen, hier sogar zweier anderer Völker brauchte. Der Ansatz einer großen Universalität, der Beginn eines großen Überblicks und einer fruchtbaren Verschmelzung, die Verheißung einer bewußten Geistigkeit und einer Vermittlung, die nicht da hinten in Kanada versteckt geblieben wäre, sondern ihren Weg nach Berlin gefunden hätte, unter vielen Hindernissen vielleicht, denn trotz der Wertschätzung seines Lehrers Erich Schmidt und gewisser historischer Textrevisionen war es gefährlich, so modern zu sein – aber dieser junge Dozent schrieb einen zu klaren Stil, um nicht durchzudringen.

Er wäre etwas geworden, was wir nicht, aber auch gar nicht haben, ein

moderner Literarhistoriker, ein Kritiker. Wohlverstanden nicht einer, der von vornherein die Produktion den andern überläßt und seine Aufgabe für so suverän hält wie die ihre (und das ist berechtigt, obwohl uns dieser Typus fehlt), sondern ein Mensch, der kritisch arbeitet, um Geröll hinwegzuräumen, einen Standpunkt zu finden, für sich und die Nation Klarheit zu schaffen — ein Kritiker aus produktiver Lebhaftigkeit, der nicht mehr an die Tradition der deutschen Akademien glaubt und deswegen so extreme Lektüre pflegt.

Ungeachtet des Monokels nichts Salonhaftes, eher ein schwerer als ein leichtfüßiger Mensch, aber eben darum mit der ganzen deutschen Liebe für die durchsichtige Periode, den hellen Geist und die tapfere und steile Lebenslinie, wiederum: ein Elsässer, der nicht für die Lüge des elsässischen Pufferstaates eintrat, sondern sich für die wahrere Mission des ausgewählten Importes und des Verständnisses, des vergleichenden und sich ausgleichenden Europäertums zu entscheiden begann.

Er stand nicht mehr im Zentrum der deutschen Auffassung, sondern an ihrer Peripherie, da wo Abstand und Kritik möglich werden und zugleich die Brücken zum Fremden geschlagen werden. Eines hohen Beamten Sohn, dem die Laufbahn geebnet worden wäre und der auch, gut erzogen, die notwendigsten Zugeständnisse machte und dabei doch im Innern selbständig wurde, unter Kämpfen, nicht den revolutionären, denn er war nicht von diesem Temperament, wohl aber mit der Zähigkeit dessen, der sich auferlegt hat, der Wahrheit die Ehre zu geben. Die Zukunft hätte noch manche Loslösung von ihm verlangt; er hätte sie immer mit Anstand und Folgerichtigkeit vollzogen.

Wenn er totgeschossen werde, sei es seine Schuld, meinte er. Er hatte nämlich in Brüssel den schriftlichen Teil des Dolmetscherexamens gemacht und sollte den mündlichen in Straßburg erledigen. Aber sei es aus Zerstreutheit, sei es weil er in einer neuen produktiven Stimmung war und Gedichte schrieb: er versäumte den Termin, und als er sich endlich aufraffte, war es acht Tage zu spät. Er war nicht feige und ging ernst in den Krieg, aber wir, die anderen, hätten gewünscht, daß er in eine Stellung gekommen wäre, die weniger gefährlich ist und in der doch viele seinesgleichen ihre volle Pflicht tun. Er war nicht praktisch, nicht egoistisch genug, und solche Naturen müssen dann die tragische Buße zahlen.

Die letzten Tage des Juli kamen: Freitag, der 31. Juli, kam, an dem die Kriegsgefahr erklärt wurde. Straßburg war an diesem Abend historisch, es siedete, die Vorstädte hatten sich ins Zentrum entleert, die alten Gassen waren überfüllt, Patrouillen brachen Bahnen, die sich gleich wieder schlossen, der Asphalt kochte noch von der Glut des Tages, die ersten Scheinwerfer drehten wie Windmühlenflügel ihre Strahlen über den gestirnten Himmel,

in den Cafés sang man dieselbe Wacht am Rhein, zu der die Wälle entlang die Regimenter marschierten, für Mitternacht war eine Probekanonade auf Feste Mutzig angesagt, man solle nicht erschrecken, und es gab noch viele, die sich der Schicksalswochen vom August 1870 erinnern konnten.

Im Café saßen wir enggedrängt, er, sein Bruder, der einen Kreis in einem halbfranzösischen Bezirk verwaltete, ein paar andere. Alle waren sie Reserveoffiziere, alle studierten sie ihre Beorderung. Die meisten machten ihrer nervösen Spannung, diesem Warten auf die letzte entscheidende Nachricht, dadurch Luft, daß sie Worte aufgriffen, mit einem Witz beantworteten, die Vorstellungen drehten und jonglieren ließen. Stadler widersprach, er nannte diesen Ton falsch und sein Ernst war selber nur Nervosität. Das Caféhaus sang wieder, die Kapelle mußte ein patriotisches Lied nach dem anderen spielen. Dieser Enthusiasmus derer, die zurückblieben, wurde unerträglich, und wir brachen auf.

Auf dem Kleberplatz stand eine Mauer von Menschen vor der Wache und wartete, bis es neun vom Münster schlug und mit schicksalsschweren Tönen der Zapfenstreich geblasen wurde. Am Eisernen Mann vorüber, dem zierlich gewordenen Symbol mittelalterlichen Trotzes, das nun nur noch winzig als Aushängeschild über einer Apotheke thront, bogen wir auf den alten Weinmarkt ein. Da lag Valentin, ein kleines, weißes, feines Restaurant, weit über Straßburg hinaus allen Feinschmeckern bekannt, eine heitere Perle französischer Gastkunst, ein Stück Paris der diskreten, feinen Art.

Warum nicht hier eintreten? Hier war es hell, hier waren nicht viele Menschen, ein paar leuchtende Uniformen, ein paar Abendanzüge und auch hier eine historische Stimmung, eine melancholische Frage an den Lebensgenuß: wer weiß, wann du wieder aufwachen wirst und ob wir dann noch dabei sein werden. In einer Ecke saßen die paar Mitglieder der jeunesse dorée Straßburgs, wahre Hähne im großen Provinzkorb, und tafelten. Es war nichts Verletzendes darin, es trat die Wohltat der guten Form dazu. Zum letztenmal waltete der Kellner seines beratenden und vertraulich respektvollen Amtes – morgen würde er einrücken. Dunkler Burgunder auf weißem Tuche, gewählte Speisen auf silberner Schüssel.

Ein Herr aus dem Ministerium trat unter die Tür, eine leise Nachricht: es ist so gut wie sicher. Welche Wohltat! Und sofort erwachte, was anständige Menschen in solcher Lage tun müssen, Haltung und auf der Grundlage des tiefen Ernstes eine letzte leise Heiterkeit der Seele. Man sprach, man ließ vorbeiziehen, was man gewollt und geschätzt hatte. Ein glückbringender Sieg, auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!

Am nächsten Morgen begleitete ich ihn durch die Geschäfte; er hatte eine große Liste in der Hand, auf der alles stand, was ein Offizier braucht.

Aber selbst gegen gutes Geld war kein Revolver und keine Taschenlampe mehr zu haben. Zur Tischzeit erhielt er ein Telegramm, er fuhr sofort zu seinem Truppenteil nach Kolmar und ich glaube, am Abend marschierte er schon nach der Schlucht. Dann einige Nachrichten von ihm, Zigarettensendungen, die ihn nie erreichten, eine Zeitungsnotiz, daß er das Eiserne Kreuz erhalten habe, dann eine andere, daß er gefallen sei und am gleichen Tag eine Karte seines Hauptmanns.

Nichts bleibt als ein Gedichtband. Und das ist das, was bleiben wird. Man lese den „Aufbruch", er ist im Verlag der Weißen Bücher erschienen, und man wird begreifen, daß hier eine Hoffnung gegeben wurde, die wenigstens das eine Glück hatte, daß sie ihr erstes Denkmal noch selbst setzen durfte.

Eine Natur, die sich nicht in Dramen und Romanen ergoß, sondern in lyrischer Verdichtung selbst suchte. Gerade eben hatte sie begonnen, menschlich zu werden, ihre Formen zu prägen, auf der Schwelle von Abschied und Neuem. Das Menschliche ist so einfach, die Menschwerdung nur in den Wegen schwer. Die Verse sind lang, fast sind sie Prosa, aber immer senkt sich dann am Schlusse der Reim auf sie, das ist die Verschlingung und die Skandierung, die die Form bedeutet, und die Form bedeutet wieder die Auflösung der Konflikte, die demütig erkannte, froh, aber nicht laut betonte Harmonie des Lebens, und die Harmonie des Lebens ist nicht der Optimismus, sondern die Summe und das Nebeneinander, nicht Ethik oder Forderung, sondern Erkenntnis und Sichbeugen.

In einem Gedicht (S. 14) ist der ganze Stadler:

O Gelöbnis der Sünde! All ihr auferlegte Pilgerfahrten in entehrte Betten!
Stationen der Erniedrigung und der Begierde an verdammten Stätten!
Obdach beschmutzter Kammern, Herd in der Stube, wo die Speisereste verderben,
Und die qualmende Öllampe, und über der wackligen Kommode der Spiegel in Scherben!
Ihr zertretnen Leiber! du Lächeln, krampfhaft in gemalte Lippen eingeschnitten!
Armes ungepflegtes Haar! ihr Worte, denen Leben längst entglitten —
Seid ihr wieder um mich, hör ich euch meinen Namen nennen?
Fühl ich aus Scheu und Angst wieder den einen Drang nur mich zerbrennen:
Sicherheit der Frommen, Würde der Gerechten anzuspeien,
Trübem, Ungewissem, schon Verlornem mich zu schenken, mich zu weihen,
Selig singend Schmach und Dumpfheit des Geschlagenen zu fühlen,
Mich ins Mark des Lebens wie in Gruben Erde einzuwühlen.

Das Neue, das Moderne, der Fortschritt über das Alte, das Vorbildliche daran ist die rührende und fast pflichtmäßige Selbstauferlegung, die für notwendig erkannte Pilgerfahrt ins Dunkle und Beschmutzte, die Über-

windung der bourgeoishaften Nachgiebigkeit – „Sicherheit der Frommen Würde der Gerechten anzuspeien."

Ist das nicht Menschlichkeit, wiedergewonnenes und wesentliches Christentum ohne den romantischen Saltomortale, Ernst, der die größte Hochachtung abnötigt, weil er ganz frei von allem Koketten und Sentimentalen ist?

Das Gedicht, das den Titel geliefert hat, erzählt: Schon einmal haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig gerissen. „Dann plötzlich stand Leben stille." Und nun, wieder eines Morgens im Leben erwecken ihn neue Signale:

> Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
> Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,
> Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
> Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
> Würden unsre Augen sich an der Welt und Sonne satt und glühend trinken.

Dieses Gedicht des Vielleicht enthält das ganze Bekenntnis eines lebenden und nie ermattenden Menschen, der weiß, worauf es allein ankommt: etwas gefühlt zu haben, der Ausgang ist gleichgültig.

Und es enthält seinen Tod, es war die Vorahnung, wenigstens scheint es heute so.

Der Zentralpunkt dieser Seele scheint mir die Reinigung zu sein. Reinigung, das ist noch mehr als Demut und Ertragen, es ist das Aufsuchen von Dingen, die am Anfang einer so vornehmen und reinlichen Natur nicht nahe lagen: so lag ihm das Chaos der Boheme, die Unrast der eigenen Erlebnisse gewiß nicht von Hause aus nahe, aber wo der Bürger nur Liederlichkeit sieht, erkannte er das Strenge, das Unerbittliche, die Idee.

Wer weiß, ob sein neues Christentum sich nicht zu etwas gewandelt hätte, das an Buddha erinnerte. Reinigung ist nicht Reinlichkeit, sie ist höchstens wiedergewonnene Reinlichkeit, und dazwischen liegen die Reiche der Welt, der Beschmutzung und der Menschlichkeit, das was wir das Leben nennen. Dann erst ergeben sich so endgültige Gefühle und Verse wie:

> Schon schwemmt die starke Flut dich neu und rein,
> Schon bist du selig in dir selbst allein
> Und wie mit Auferstehungslicht umhangen —
> Hörst du: schon ist die Erde um dich leer und weit
> Und deine Seele atemlose Trunkenheit,
> Die Morgenstimme deines Gottes zu umfangen.

Diagonale Reise

von Karl Fr. Nowak

Nachts drei Uhr: Abreise nach Serbien. Im polnischen Quartier stolpert der Bursch zu unwahrscheinlicher Zeit ins Zimmer, rüttelt und weckt, donnert endlich ins Ohr, daß die Wände krachen: „Abraisen, Pane, abraisen in Schwarmlinie". Nebenan schlummert das Fräulein und murmelt leicht etwas im Schlaf. Vielleicht, was sie all die Tage all den Leutnants, all den Federsoldaten dieses Krieges schon beteuerte, wenn sie erst zwei Stunden bei ihrem Vater, dem Küster und Hostienbäcker, im Quartier waren: ‚Mein Knabbe ist auf Krieg" ... Sie wird's noch hundert Leutnants beruhigend versichern, aber wir werden Natalie nie wiedersehen, so wenig wie Irma, Olga und Paula im Norden, im Süden, im Osten. Wir müssen fort. „In Schwarmlinie." Serbien.

Alles rollt militärisch schnell, rollt militärisch sicher ab. Auf dem Rynek, dem ewig quadratischen Marktplatz galizischer Städte, stampfen die Gäule des ganzen Quartiers. Ein paar Kameraden sind im Augenblick vom Urlaub eingetroffen, der eine kommt aus Wien, der andere aus Tirol. Beiden sitzt die Fahrt von Tagen und Nächten noch in den Knochen. Aber ihnen bleibt zur Besinnung keine Zeit. Noch weniger zu einer Tasse Tee. Das ganze Quartier marschiert. Neue Fahrt von Tagen und Nächten. Durch die todstille Stadt schwirrt ein Kommando. Drei Dutzend Gäule traben.

Drüben auf der Abfahrtstation drängen tausend Leute. Sitzen auf schmutzigen Bündeln, halten hastig verschnürte Pakete. Allen fuhr die Furcht in den Leib: Trains kamen vorbei — niemand wußte, woher, wohin — vielleicht kommen die Russen doch. Jetzt fliehen sie kopflos. Damen um halb vier im Pelz, mit dem Sommerhut, mit Boutons und Brillantbrosche. Sie sprechen halblaut, verängstet sind die Blicke. Und ganz Arme, die überhaupt nichts mitnehmen konnten, denen selbst die Russen nichts nehmen könnten: fort, nur fort ... Ruhig stehen die Soldaten dabei. Die Verwundeten, die weiter sollen, und die Wachen. Manchmal spuckt einer verächtlich aus, manchmal brummt einer: „Blöde Bande ... Warum die eigentlich alle nur laufen" ...

Der Stationschef ist nicht daran schuld, daß der Zug nicht fort kam. Aber der Ansturm ist wirklich zu groß. Man könnte inzwischen Tee im Bahnhofswirtshaus schlucken, denn es ist bitter kalt.

Der Bahnhofswirt spielt passive Resistenz. Seit Wochen schon: nachts, wenn Züge mit Verwundeten, mit Soldaten durchkommen, hält er selbst das Büfett geschlossen ... Aber die Wiener Pflegerinnen, die seit vierundzwanzig Stunden auf den Beinen sind, bieten Tee an.

„Steigt's ein!" ruft der Bahnvorstand, „jetzt geht's los!"

Lebwohl, Galizien: mit Marienbildern, kerzenumflimmert im Steppenwind, Galizien mit weißen Schneemondnächten, mit des Kaisers Soldaten, deren Ruhm und blutende Erzwände jetzt nur die Russen sehen. Bis sie alle — die neuen Thermopylenscharen, die am Tore nach Europa wachen und sterben — von naher Nachwelt ganz erkannt sein müssen ... Galizien, wild verteidigte Martyrstätte, niemals eines Tiroler, Wiener Jungen Herzens wert ... Jenseit der Karpathen, wenn die Blicke wieder frei und lachend sind, wenn die Heiterkeit der Landschaft an sauberen Straßen, hellen Feldern neu erglänzt, jenseit der Karpathen kann man Galizien bald vergessen.

Aber das Waagtal ist ein Schwindscher Reigen. Grün schimmert der Fluß, rauscht eilig zwischen grünen Bergen, versteckt sich und kommt zehnmal wieder. Hell grüßen, auf dunkeln Kuppen, hoch über den Fluß gesetzt, uralte Burgen mit Söllern und Zinnen. Kein Burgfräulein ist heute mehr da, aber „aus alten Märchen winkt es"; von der Prinzeß Erzebet, die dreihundert Jungfrauen töten ließ, damit sie in ihrem Blut sich verjünge... Dann wieder ein Prunkturm reinster Spitzengotik, filigranhaft gegen die Wolken, Machtzeugnisse des Matthias Corvinus, der sich nie genug italienische Baumeister kommen ließ. Von seinen dreißig Burgen stehen heut noch drei oder vier. Das Rakoczylied, das in Oberungarn zu Hause war, wurde der anderen Totenlied: Österreich schoß nach achtundvierzig alles in Brand ...

Das Ganze aber bleibt dennoch Schwind. Jetzt müßte der Postillon vorüberblasen. In den weißen Bauernstuben müßte im weiten Rock ein blondes, liebes Mädel sich auf die Fußspitzen stellen und weit zum Fenster hinausbeugen. Mit blauen Augen, mit blonden Zöpfen. Süß strömt überall hier die Romantik mit Waffen, Festen im Idyllstil. Aber das blonde Mädel fehlt. Und kein Postillon knallt.

Unten donnert — zum elftenmal über die Waag — der Schnellzug. Rakoczy reitet nicht mehr, den heißen Haß gegen Wien in der Brust, zu seinen ungarischen Getreuen: der junge Prinz Karl Franz Joseph saust im Expreß vorbei zu den Ungarn im Norden, die heut für Habsburg sterben.

Gar grimmig zacken die Rebellenschlösser sich in den Himmel, grimmig mit Schwindscher Schönheitslust und gedämpfter Milde. Sie waren uneinnehmbar, als ihre Herren untereinander monatelang, jahrelang sich befehdeten, sich ausraubten und abermals Vergeltung übten. Die schweren Steinkugeln fanden nur schwer den Weg zur Höhe, suchten tausendmal und versagten. Unten wartet jetzt irgendwo auf totem Gleis eine Haubitzenbatterie. Die Verschlüsse, die Stahlmäuler glänzen. Die Spitzengotik, die

ein Treffer zerstäubte, lockt sie nicht. Die Burgen, gegen die sie Feuer speien, gräbt man 1914 in die Erde.

In Budapest nehmen wir das Schiff. Alle Romantik – man müßte sie zur Dämmerung im Gassenwinkelwerk von Ofen suchen, das so ganz altösterreichisch, theresianisch, barock und vormärzlich ist – alle Romantik ist in Budapest verabschiedet. Wenn abends die Lichter die Berge bestecken, klingt trotz der weiten Szenerie mehr Festlichkeit, mehr Naturtheater als Größe auf. Vielleicht wird ein Seil über die Donau gespannt, dann wird ein Tänzer von Ufer zu Ufer schreiten. Vielleicht kommt Reinhardt oder es stünde eine Kahnfahrt mit lachenden Demimondänen bevor. Aber die Demimondänen läßt der Jardin d'hiver nicht frei. Die Logen sind matt besetzt, die Tische um das Tanzkarree leer. Heiß glühen die Lichter, aber es ist eine ausgestorbene Redoute. Die vier Damen im biedermeiernden Phantasiekostüm tanzen Offenbach in Einsamkeit. Ihre Beine wirbeln, ihre Röcke flattern, schimmernd ist ihre Wäsche. Cancan der Gespenster ... Cancan der Pariser Cholerazeit: Irgendwo fern steht doch der Tod ... Eine Aufmunterung, ein Versuch, das Leben gegen das Vernichtungsprinzip mit Wollust durchzutollen. Aber Jardin d'hiver blieb einsam.

Draußen wartete die „Erzherzogin Sofia", die Prunkjacht der magyarischen Donauschiffsherrn. Langsam, langsam gleiten wir. Niedrig gehen die Ufer mit, schilfbestanden und dann von leichten Birken gesäumt. Von den Sandbänken stoßen wilde Reiher hoch. Schwermütig ist das Land, flach, flach und, wenn in der Julihitze die Luft unter der Sonne zittert, muß alle Sehnsucht, müssen alle Träume Fata Morgana werden. Hier sind die traurigen Lieder zu Hause, die voll sind vom Feuer und von Erwartung, die niemals als Erfüllung kommt. Breit rauscht der Urstrom, nimmt die Lieder mit, die Donaumühlen singen sie. Die schwimmenden Häuser dahinter sind blau, sind schwarz, aus den engen Fensterchen lugt ein Bursch: den Strom hinab, hinab ... Die Reiher kommen zurück, wenden, schießen südwärts. Immer schneller eilen die Waldspaliere jetzt hinunter ... Alles hat hier den Willen des Stroms, der zum Süden will, den er nicht kennt. Die Ebene hat die Erwartung geboren, den Traum vom Großen, vom Abenteuer und vom Unerhörten an der Ebene Rändern. Schon Hagen fuhr hier stumm vorbei, den Abenteuern zu: ins Etzelland.

Und dann summt es:

„Prinz Eugen war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein" ...

Nirgends ist Altösterreich, nirgends die Erinnerung an Altösterreichs

Heroenzeit, nirgends der Machtglanz habsburgisch kaiserlicher Herrlichkeit so klar, so soldatisch rein, wie auf dem Türkenvorposten in Ungarland. Und nirgends deutlicher der Schimmer von Wien. Die gleichen Bastionen, die Wälle, die Gräben, die nur mit mehr Anmut um Sankt Stephan liefen. Jenseit der Donau die gleichen, grünen Glacis. Theresianisch gelb — und von der Zeit her schon ein wenig braun — die niedern Häuser, die so manchmal heute noch draußen in Wiener Vorstädten stehen. Und sie stehen so auch in Linz, in Prag, in Graz und Laibach: Steinzeugen des Wienertums, der großen Wiener Durchdringung und Beherrschung über die ganze Monarchie hinweg, trotz aller Stammessonderart. Kleine Gassen klettern mit spitzen Winkeln den Berg hinan. Kasernen mit einfachen, monotonen Lauben, die man vielleicht nur in der Kaiserstadt mit einem Dragonerhelm über den Fenstern zierte. Kurialstil und Kanzleistil auf Schritt und Tritt: die Ferdinande sprachen durch ihn, Karl VI. und Franz, noch Franz Joseph spricht durch ihn. Aber die schwarzen Erzkanonen, die jetzt die Ecksteine ersetzen, die großen Redouten mit den schweren Vasen, die so bescheiden die Muster des Wiener Belvederes kopieren, die Kasematten und die feierlich schreckhaften Schießscharten, die großen Steinkugeln hoch droben im Gärtchen des Ausguckturmes: all das singt die Strophen von Zenta, die Strophen vom Prinzen Eugen. Hier stand der Vorposten, der immerzu gegen Süden spähte. Aus Türkenanfängen hat ihn der kleine Abbé selbst den drei Kaisern, die seine Herren waren, hingebaut. Die winzigen Gärtchen mit den gelben Weinranken, mit den Butterblümchen, mit den bescheidenen Saletteln mitten zwischen den Kanonen, sind das Österreich des Vormärz. Fast das Leierkastenidyll behaglich sich sonnender, bravverdienter Invaliden. Nach Novara, nach Radetzkyschlachten mochten sie hier sitzen im blauen, abgetragenen Rock. Aber die dunklen Tore, die Adler über ihnen, die steinernen Fahnen, die prunkenden Embleme, wie Schatten aus der Residenz, all dies bescheidenste Barock am fernsten Grenzrand, dann noch das Grab des frommen Capistran: der Ruf der Christenheit klingt neu aus ihnen, aus verschlafenen Trompeten hallen die alten Fanfaren . . . Die ganze Christenheit hütete die Wacht an der Donau. Wenig Stunden nur südlich lag „Stadt und Festung Belgerad" . . .

Im Abendglanz steht heute Peterwardein freilich dort oben mehr wie ein altes edles Kupfer. Rostflecken da und dort am Wall. Aber noch immer muß die Wacht an der Donau den Strom überspähen. Wenig Stunden nur südlich liegt auch heute Belgerad.

Und schließlich sind wir auch in Mitrovitza. An der Save lebt der Sinn für Lafontainesche Fabeln. Eine große Schlacht wird durch Enten geschlagen. Die Spione sprachen mit den Brüdern drüben: viel Enten.

auf der Save — viele Österreicher ... Wenig Enten auf der Save — wenig Österreicher. Und gar keine Enten — gar keine Österreicher. Eines Tages fingen die Österreicher alle Enten, sprachen selbst mit den Brüdern, schickten einmal viel, einmal wenig, einmal gar keine Enten mehr hinaus. Und blieben dann doch alle da ... Da kamen die serbischen Brüder, eine ganze Division, aber niemand fand den Weg zurück. Das war die Schlacht bei Mitrovitza: die Schlacht der treulosen Enten.

Ein freundlicher, heiterer Ort ist übrigens Mitrovitza, dreihundert Meter vom Serbenland weit. Mit Straßen, die sauber und breit, mit Häusern, die da und dort tiefe Löcher zeigen und mit einem Prunkhotel im Berliner Stil, dessen Badezimmer und Säulenhalle gar wüst zerschossen sind. Auch jetzt gibts noch Enten, aber keine Spione mehr in Mitrovitza, die Enten blieben alle loyal. Und die Wagen kommen, die uns nach Serbien hinüberbringen. Wir werden einsam wandern dort drüben. Kein Mensch, kein Tier wird uns grüßen. Das Land des großen, toten Schweigens steht offen da. Drüben beim weißen Zollhaus beginnts. Vom breiten Tor riß ein Haubitzenschuß das Wappen.

Politische Chronik/ von Junius

Da nun auch im freien Frankreich Knebel und Maulkorb zu den geheiligtsten demokratischen Einrichtungen erhoben sind, vertreiben sich schriftstellernde Humanisten dort die Zeit damit, einen apokryphen Jaurès herzustellen und den jetzigen Krieg der Dritten Republik in die Erfüllung seiner Sehnsüchte umzufälschen. Und neutrale Seelenfänger reichen dieses Präparat dann von Hand zu Hand. Es gilt, die Stimmung gegen uns noch mehr zu vergiften durch den Beweis, daß der edle Mann, der den Mut hatte, in der Kammer gelegentlich einmal — von deutschen Tugenden und Tüchtigkeiten zu sprechen, Germanien schließlich doch als den Störenfried, England als den Erlöser der Menschheit betrachtete. Glücklicherweise hat Eugen Diederichs in Jena durch die deutsche Ausgabe (1913) der Nouvelle Armée jedermann die Nachprüfung ermöglicht. Jaurès spricht von den Halbheiten und Unzulänglichkeiten der Haldaneschen Heeresreform und fährt dann fort (S. 445 f.):

„Ich bin ganz im Gegenteil zu glauben versucht, daß die Armee des Herrn Haldane nur einen Zwischen- und Übergangszustand darstellt. Entweder wird England der wunderbaren Friedensverkündigung seiner Sozialisten, seiner Arbeiterpartei, der Besten und Mutigsten seiner Radikalen

Folge leisten und so auf Europa und die ganze Welt im Sinne einer friedlichen Politik entscheidenden Einfluß nehmen: dann wird es durch ein ausgedehntes und soziales Entgegenkommen die Aufstände verhindern, von denen es in Ägypten und Indien bedroht ist; es wird selbst im Haag die Unterdrückung jenes Beuterechtes annehmen, ja sogar beantragen, welches aufrecht zu erhalten es bisher den großen Fehler begangen hat, und wird, indem es so dem Seekrieg einen Teil seiner Wirksamkeit nimmt, den wirtschaftlichen Wettbewerb des englischen und des deutschen Volkes von jeder Versuchung zur Gewaltanwendung befreien; es wird eine internationale Schiedsgerichtsbarkeit ermöglichen, die sich aller Streitfälle anzunehmen hätte, und eine Politik der allgemeinen Entspannung, der allmählichen Verminderung der Rüstungen; es würde so den Frieden, die freie und loyale Entwicklung seiner ungeheueren wirtschaftlichen Kräfte, aber gleichzeitig auch derjenigen aller andern Völker sicherstellen; und dann werden die gesetzlichen Bestimmungen, die es dem industriellen und händlerischen Wettbewerb der Nationen unmöglich machen, sich in Übervorteilung und Gewalttätigkeit umzuwandeln, sich ohne Mühe finden lassen. Oder aber: England wird sich dieser vornehmen und großartigen Bewegung verschließen, dieser Politik hoher Weisheit und fruchtbaren Ideenschwunges, und dann werden auch die unzulänglichen und unbestimmten Vorkehrungen des Herrn Haldane den Schreckensvermutungen, die in seinem unruhigen Geist die dunkle Zukunft gebiert, nicht die Stirn zu bieten vermögen: dem nationalen und religiösen Aufstand Ägyptens und Indiens und dem gewaltigen Konflikt mit Deutschland, dessen Kräfte zur See täglich wachsen und so die englischen Küsten, jedenfalls aber die englische Einbildungskraft mit einer übermächtigen Landung von Truppen bedrohen."

Hier ist der Sinn und die tiefste Wurzel des europäischen Krieges bloßgelegt. Die Erschütterung konnte nur vermieden werden, wenn England aus — „Idealismus" auf das Seebeuterecht, gegen das auf der Londoner Konferenz alle unabhängigen Staaten vergebens anrannten, freiwillig verzichtete und für den sogenannten friedlichen Wettbewerb auf den Meeren allen Teilnehmern annähernd gleiche Bedingungen gewährte. Deutsche Romantiker hofften auf dieses Wunder; auch deutsche Politiker, in deren Gehirn ein paar verweste Daten aus der Cobdenzeit, etwa die Aufhebung der Getreidezölle und der Schiffahrtsakte, ein zähes Dasein führten und die Herbert Spencers Verkündigung gläubig nachsprachen: der militärische Typus des Kontinents sei überwunden, der friedliche industrielle Typus Englands versinnbildliche die Zukunft. Sie waren blind gegen die Flämmchen des neuen Merkantilismus, die seit den achtziger Jahren überall im Britenreich aufzüngelten, nur mit anderen Explosivstoffen befrachtet als der Merkantilismus der früheren englischen

Jahrhunderte. Sie ließen ihren Glauben nicht erschüttern, als 1888 und 1889, lange vor der Einleitung der neudeutschen Wasserpolitik, die gewaltige Verstärkung der britischen Seerüstung ins Werk gesetzt wurde. Sie deuteten drohende Zeichen und Wunder in Harmlosigkeiten um und blieben unberührt, als derselbe Herbert Spencer, sterbend, in seinem letzten Buch, den Facts and Comments, unter dem Eindruck des Burenkrieges und der lärmvollen Wehen des neubritischen Imperialismus von den zerbrochenen Idealen seines Lebens Abschied nahm . . . Heute liest man die schleichenden Vorgänge auf der vorjährigen Londoner Seerechtskonferenz wie mit neugeborenen Augen. Frankreichs Vasallität gegen England ließ eine wirksame Unterstützung Deutschlands nicht zu; es blieb nichts andres übrig, als den Versuch zu wagen, Gewalt durch Gewalt zu brechen und den zu den Sternen reichenden imperialen Dünkel der Briten zu demütigen, jenen puritanisch gefirnißten Rassen- und Herrschaftshochmut, der vor keiner Leistung, auch der stärksten nicht, seinen Anspruch herabmindert. Jaurès war gegen die Deutschen mißtrauisch; aber er war es ja auch gegen die Revanchepolitik seines Landes wie gegen die Regierungen aller Großstaaten überhaupt. Und ferner war er zu klug, um nicht zu fühlen, wo die eigentliche Druck- und Schmerzstelle unserer Außenpolitik lag. Die Anführung bestätigt einwandfrei, was von den deutschen Teilnehmern an den interparlamentarischen Friedenskonferenzen in Bern oder Basel, von Frank zum Beispiel und Friedrich Naumann, berichtet wurde. Aber die Sozialisten und Demokraten der Neutralen werden darüber hinweglesen; sie werden, um den Schein aufrecht zu erhalten, Deutschland sei die Heimat der Gewalt, die übrigen Großmächte die des Rechtes, ihren Gemeinden verschweigen, was ihr Heros von der machtvollen Gruppe derer um Lord Curzon und seiner angriffslustigen imperialistischen Freunde sagt: daß der Friede ihre größte Sorge nicht sei und sie zweifellos nicht böse wären, ‚wenn ein machtvoller Ruf an die Energie Englands alle Gemüter und Kräfte anspannen und eine jener schrecklichen Nervenerregungen wahrscheinlicher und vielleicht unausbleiblich machen würde, die plötzlich zum Kriege führen‘ (S. 450); sie werden auch die Stellen schwärzen, an denen Jaurès mit seinen militärischen Gewährsleuten, zum Beispiel dem Major Rossel, für den Fall eines neuen deutsch-französischen Krieges das Eindringen des deutschen Heeres in Belgien (!) für wahrscheinlich und vernünftig erklärt (S. 100). Lassen wir sie. In diesem Kriege gibt es keine Unparteiischen mehr.

Da ist nichts mehr zu vertuschen: die Demokratien des Westens haben die Probe schlecht bestanden. Sie rühmten sich mit der dreistesten Zuversicht, sie hätten das Mittel gefunden, das Verhältnis der

inneren zur äußeren Politik umzukehren, für die Friedenssicherung durch Rüstung die Friedenssicherung durch Vertrag und organisatorische Internationalisierung einzusetzen Mit Vertrauen oft und zuweilen mit Begeisterung, die wir nur schamvoll versteckt hielten, haben wir diesen Klängen gelauscht; alle Vernunft sprach dafür, daß man endlich Menschengeist und Menschenwitz aufrufen werde, neben die viel bestaunte Güterökonomik die heiß ersehnte Menschenökonomik zu setzen und dadurch die keinem der großen Nationalismen zinsende Zerrüttung Europas zu vermeiden. In vielem von dem, was kluge Pazifizisten sagten, Männer, die ohne die Ängstlichkeiten einer phäakischen Selbstliebe Menschendinge erspähten, war Logik und etwas, das wie eine Vernunft der Geschichte aussah: ich denke zum Beispiel an die Schriften Rudolf Goldscheids, des Wiener Soziologen, der seit Jahren mit Erfolg an der Grundlegung der Sozialbiologie arbeitet. Der Vernunftstandpunkt schien sonnenklar. Eine Bündnispolitik, die jeden Staat, auch den kleinsten, über seine Kraft zu rüsten zwingt, ist zum Widerspiel ihres Zweckes geworden, wenn die großen europäischen Nationen nur auf Erhaltung des Bestehenden, Schutz des Bestehenden durch Internationalisierung des Rechts und auf die Entfaltung der inneren Entwicklungskräfte bedacht waren. Waren sie es? Die westlichen Demokraten und Sozialisten, die Nordamerikaner (Wilson) einbegriffen, behaupteten, gegen die Tatsächlichkeiten der letzten Jahrzehnte, während welcher deutscher Machtbesitz so gut wie unverändert blieb: dies sei ihr Ziel. Aber sie ließen zweierlei zu: daß ihre Regierungen das Gewaltnetz weiter über die sogenannten Unkulturstaaten des Planeten warfen; und daß sie zur ‚Erhaltung des Bestehenden‘ mit Raubtierstaaten wie Rußland und Japan Trutzbündnisse eingingen. Hier steckte die Urlüge derer, die vorgaben, der vollendeten Demokratie entgegenzustreben, aber zu schwach oder zu verlogen oder durch die Zweckhaftigkeit ihres politischen Gewerbes zu unfrei geworden waren, um denen entgegenzuarbeiten, bei denen die laut beteuerte Friedenssicherung durch Rüstungssteigerung nur der Mantel war, um die wahren Demokratien (Außenpolitik eine Funktion der Innenpolitik; Gewalt dem Recht unterworfen) zur Auflösung und den Absolutismus der Machtinstinkte zur Herrschaft zu bringen.

Von solchem Trugnetz ist alles eingehüllt, was in den westlichen Demokratien gut und edel und zukunftsverheißend ist. Neben die Bekenner und Bekehrer im Inneren treten, als Sendboten ihrer Völker, die zungengewandtesten, bedenkenlosesten Advokaten und Journalisten, die das „auswärtige Geschäft“ verstehen, denen nahe verwandt, die mit der Scheinlogik der Phrase die Presse beherrschen und mit der Rabulistik des Gerichtssaals die öffentliche Meinung lenken. Ihnen haben wir in den Amtsstuben bisher nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen.

Carl Spitteler, der Dichter des „Olympischen Frühlings", hat es verstanden, in einem Vortrage, in dem er seine Schweizer über die Innen- und Außenseite ihrer Neutralität belehrte, der Neutralität seiner Gefühle gegen Deutschland eine gar artige Wendung zu geben.

Da draußen stehen Millionen Krieger, die seine Sprache sprechen, denen der harte Schwung seines Rhythmus gefühlsverwandt ist und durch deren Adern zum großen Teil das Blut seiner Rasse strömt. Die da bluten und leiden, um deutschen Boden, deutsche Gesittung und das Recht auf deutsche Selbstbestimmung gegen eine Übermacht von Feinden, Neidern und Mißgönnern Schritt um Schritt zu verteidigen; die ein ungeheures Gewimmel von Männern, Frauen, Greisen, Kindern daheim vor der Beschränkung ihres Nahrungs- und Entwicklungsspielraums schützen, vom Schicksal ihres Volkes auf ihren Posten gerufen und zur Treue ohne Murren und Wanken verpflichtet. Vielleicht hielt der deutsch dichtende Schweizer es der Mühe für unwert, objektiv zu erkunden, wie sie ihr Werk verrichten: ohne Hast aber ohne Rast; ohne Pose noch Phrase; mit einem Maximum hingebender Geduld und unerschütterlicher Zuversicht. Hätte ers getan, so würde er schwerlich geglaubt haben, der Augenblick sei da, sein, des Deutschschweizers, Recht auf absolute Neutralität, auf den idealen Standpunkt über den Standpunkten so laut, so nachdrücklich, so ironisch abwehrend, so verletzend kalt und teilnahmlos zu verkünden, daß die nahen und fernen Horcher die frohen Ohren spitzten. Er würde seiner Unparteilichkeit nichts vergeben haben, wenn er seinen Ärger über gewisse aufdringliche, ungeschickte, ja unschickliche professorale Aufklärungsversuche unterdrückt hätte, — und diese Enthaltsamkeit wäre ihm leichter geworden, hätte er einen recht tiefen und recht kritischen Blick in das Schreib- und Redewerk unsrer Gegner getan. Und wollte er den Wahrheitsfanatismus des Unparteiischen auf die Spitze treiben, dann hätte er sich sagen müssen, daß ihm die Kompetenz, die Gewöhnung des Auges und des Urteils fehle, im Tagesdunkel des geschichtlichen Prozesses, dem er zuschaut, die fachnotwendigen Motive des Konflikts zu enträtseln und in der Tiefe die Straße zu erkennen, wo Kräfte — Sittlichkeiten werden, und scheinbares Unrecht (der Einmarsch in Belgien) die Forderung eines höheren Rechts. Keines seiner Worte beweist, daß er auch nur den Zipfel des Geheimnisses gelüftet hat, der über der Vorgeschichte des Krieges ausgebreitet ist. Keines seiner Worte verrät, daß er viel mehr gesehen habe als das ästhetische Unrecht sächsischer Lodenmäntelbummler, die ihre sommerlichen Landschaftsgefühle zuweilen etwas laut in die Schweiz entluden. Keines seiner Worte offenbart, daß er hinter den diplomatisch maskierten Oberflächen des Tages das Schicksalhafte, das Unausweisliche, alles Personalwillens Spottende unsrer Lage

erspäht und für den Rhythmus unsrer Geschichte Empfindung hat. Oder aber, wenn er davon nicht sprach, weil davon zu sprechen nicht seines Amtes war: warum hat er dem Unmut über das schleimige und geschmacklose Gerede, das sich bis vor sein Ohr wälzte, einen Ausdruck gegeben, der über die paar Schreiber hinweg jene Millionen verletzte, die da draußen mit dem Schwerte oder mit ihrer stillen schweren mühseligen Arbeit daheim ihres Volkes Zukunft zu sichern suchen? Das ist es, Herr Spitteler, was uns an Ihren Äußerungen weh getan hat; nicht Ihr freies Wort war es, sondern die pfeilspitze Befangenheit Ihrer Neutralität.

Unter dem sanften Frieden des Burgfriedens fühlen sich die Gegensätzlichkeiten des politischen und sozialen Lebens offenbar nicht mehr so wohl. Bald hier bald dort heben sie das Haupt empor; und sieht man näher hin, so sind sie durchaus nicht entspannt und zu milder Allversöhnlichkeit abgedämpft. So erklingt, zum Beispiel, wieder das Lied von dem nun erwiesenen Segen und der Wünschbarkeit des geschlossenen Handelsstaates. Der strenge alte Fichte wacht wieder auf, neben den politischen tritt der wirtschaftliche Nationalismus, der die ganze Praxis des Volkes entinternationalisiert und im Willen zur Selbstgenügsamkeit gipfelt; nur sind es seltsamerweise imperialistische Großagrarier und Kornmonopolisten, die die Erinnerung an die Utopie eines reinen Bauern-, Handwerker- und Philosophenstaates beleben: mitten im blutigsten Kampfe um fremde Märkte, um die Seegeltung Deutschlands, um die Sicherung der Grundlagen unsrer Exportindustrien. Wenn manche darin die Sehnsucht nach den Herrlichkeiten des Feudal- oder des Ständestaates vermuten und meinen sollten: dieser Krieg bedeute vielmehr den Kampfzustand des Kapitalismus, ehe er in den demokratischen Sozialismus umschlage: sie werden es hinnehmen müssen . . . Geheimrat Helfferich von der Deutschen Bank wird des Reiches Schatzsekretär. Seiner Vorbildung (Dozent für politische Ökonomie) und seinem praktischen Vorleben nach (publizistischer Mitarbeiter der Manchesterliberalen Barth und Bamberger an der „Nation"; Direktor der Anatolischen Bahnen) wird er für das Fichtesche Schwergewicht von Wirtschaft und Weisheit nach innen kein Organ haben können: folgerichtig ist die konservative Presse „nicht vertrauenslos" . . . Graf Berchtold, der Erbe des Aerenthalschen Imperialismus und Mitschöpfer Albaniens, tritt das Auswärtige an einen Vertrauensmann des starken Tisza ab, während die Italiener das Adriatische Meer bei Valona schließen. Die Nachrufe in der Presse der Zentralmächte entschleiern allerhand kritische Stimmungen. Manche wollen offenbar feststellen, was dieser Rücktritt innerhalb des bisherigen Systems der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik bedeute, die bisher immer germanisierend oder — magyarisierend gewesen sei . . . Vorboten des Friedens?

Anmerkungen

Tatsachen und Meinungen

Die zwölf ‚Politischen Briefe über den Weltkrieg' von Leopold von Wiese verdienen wirklich gelesen zu werden (München und Leipzig; bei Duncker und Humblot). Der Leser überwinde die berechtigte Scheu vor der am Mark der Daheimgebliebenen zehrenden Literatur über den Krieg: hier findet er Sachkenntnis, Menschenkenntnis, Völker- und Länderkunde aus eigener viel bereister Anschauung und den mutvollen Versuch, gegen jene peinlich laute Richtung vorzugehen, welche unter dem Kopfnicken so vieler Unkundiger dabei ist, die Ursachen des Krieges aufs sogenannte idealistische Gelände abzuschieben, in die Nebelregion des Kampfes um Weltanschauungen, um die Seelenanteile an Himmel oder Hölle. Der Verfasser ist Professor der Staatswissenschaften; er trägt also auch sein Gepäck an deutscher Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Nachdenklichkeit durchs Leben; aber er scheint von Herzen den Pharisäismus der Tiefe zu hassen, mit dem auf allen Gassen eben sehr billiger Staat gemacht wird. Er zeigt, wie mitten unter den Bemühungen der Deutschen, gute Europäer zu sein und Recht und Wirtschaft zu internationalisieren, und durch Arbeit daheim und draußen den goldenen Boden zu gewinnen, auf dem endlich die Anmut und Schönheit der Lebensgestaltung freier und reicher gedeihen könnten, — wie der Imperialismus aufkam, der deutsche Imperialismus, mit weit eindeutigeren Zielen als zu welchen der englische sich bekannte. Er skizziert seine junge Geschichte, die äußerlich damit beginnt, daß Wilhelm II. ganz bewußt Bismarcks kontinentales Orientierungsschema beiseite schiebt, das Bürgertum marinefromm gemacht, die Leiter der Kolonial-, Übersee- und Weltpolitik in rascher Abfolge erklommen und die Horizonterweiterung des in Beruf und Geschäft und im Genuß einer heroischen Erinnerung dahinlebenden Durchschnittsdeutschen erzwungen wird. Das Kontrastbild des englischen Imperialismus zeigt den Übergang vom freihändlerischen, kosmopolitischen, monopolistisch gesättigten Weltherrschaftsgeist der viktorianischen Zeit zum schutzzöllnerischen Chamberlainismus, der das lockere Gefüge staatsrechtlich straffen will, der den Gegensatz zu allem Nichtbritischen betont, die Diktatur zur See noch stärker als bisher organisiert. Der Zusammenprall der beiden Imperialismen erfolgte, weil der englische den Deutschen für eroberungssüchtig hielt und er diesem seine Bahn vorschreiben oder verbieten will. War der deutsche Imperialismus eroberungssüchtig? Wiese verneint es. Die offene Tür zu den heutigen und morgigen Weltmärkten, Beteiligung an dem Aufteilungsgeschäft, Rohstoff- und Siedlungskolonien: man kennt ja Art, Umfang und Methoden der Forderungen. Hier ist kein Ort für Einzelheiten: im Kapitel über die Diplomatie spricht von Wiese mit besonnener Offenheit. Die Hauptsache ist der Nachweis, daß der neue Merkantilismus, dem die Furie Kapitalismus seine Stahlseele einhaucht, in den Nationen das Bewußtsein des Trennenden schärft, daß er zu Schiffen und Heeren und Handelsflotten und der Ausfuhr von Industrieprodukten Schutzzölle und Kartelle fügt: und daß er es ist, der uns den Krieg gebracht hat mit seinen Bangnissen und

Ungewißheiten. Wenn man beim Agrarstaat und Idealismus hätte stehen bleiben wollen, wäre kein Krieg gekommen, jedenfalls nicht mit England. Hätte der Arbeitswille und die unbezwingbare Diesseitigkeit des tüchtigsten Arbeitsvolkes der Erde die alten Lebens- und Denkformen nicht als Epigonentum, nicht als Verlockung zu Enge und Kleinlichkeit empfunden, dann würde es die Wege nicht beschritten haben, die zu der blutigen Gegenwart geführt haben. Doch heute so tun, als ob man die Wahl gehabt hätte, ist naiv.

Über die Zukunft des Imperialismus (9. Brief) denkt von Wiese klug und bescheiden. Ich lenke lieber die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Epilog. Da wird der Nachweis versucht, daß in der deutschen Geistigkeit ein Element liegt, das, auf die Spitze getrieben, barbarisch werden kann. Der Verfasser nennt ihren neuen Idealismus unduldsam und unausgeglichen. Er haßt ihre abstrakte Inbrunst, mit der die Wirklichkeit als unvollkommen und unerträglich geschmäht wird und der klare Realismus umgebracht werden soll, dessen die Gemeinschaft heute mehr als je bedarf. In diesem Epilog liegt der besondere Wert der Schrift. Ich glaube: in dem neudeutschen Idealismus steckt viel falscher, leerer, über die Menschen- und Dingnatur hinausphilosophierender Idealismus, der die Idee von seiner Heimat trennt und ihm die kalte Seele des rechthaberischen Begriffes gibt. Ehe wir aber die These, wie sie es verdient, erörtern, wollen wir lange und gründlich Atem holen.

S. Saenger

Von Ludwig XIV.

Wenn der feierliche Ritus der ungeheueren Mahlzeiten Ludwigs XIV. zu Ende war und sich die Höflinge in den Nebensälen um ein Gunstwort des Herrschers stritten oder einander das Purgiermittel verrieten, das er nach Tische eingenommen hatte, schlich in den Gobelinzimmern von Versailles oder Marly ein kleiner Herr von Gruppe zu Gruppe, der sein schales Mißvergnügen an Ludwigs Person und System hinter einer meisterhaft beherrschten Etikette verbarg. Er war häßlich, hatte einen Eierkopf, eine weltklug vorgeschobene Unterlippe, und führte, seitdem er die Armee als übergangener Offizier verlassen hatte, ein mißratenes Dasein, zwischen dem avancierten Hofadel, dem er nicht grün war, und den Ministern, die er beneidete. Da er zu keinem Amt zu brauchen war und keine Interessen außerhalb des Hofes hatte, begnügte er sich vorläufig damit, in der Statisterie des königlichen Tageslebens mitzuwirken. Sein Widerwille gegen das offizielle Getriebe konnte aber seine unersättliche Neugier nach allen Einzelheiten nicht ersticken. Wenn er, der galanten Etikette gemäß, eine Kammerfrau grüßte, schlich er ihr auch nach, aber nicht, um sie zu küssen und ins Zimmer zu ziehen, denn er lebte mit seiner Frau unstandesgemäß glücklich, sondern um sie nach hundert Kleinigkeiten der Küchen und Apotheken auszuforschen, von denen auch nur zu sprechen sich heute die letzte Schranze schämen würde. Dann schloß sich der kleine Herr der Gesellschaft an, notierte sich einen Spottvers auf die Betstunden der Maintenon, folgte den Intrigen, die den herrschenden Liebeskämpfen neue Wendungen gaben, und spottete mit dem Hofe darüber, wie sich das Schmeichelkätzchen einer Herzogin von Burgund um den König zu ringeln verstand, bis sie sein erklärter Liebling war. Durch die leichte Portiere, die den Staatsrat von der beim L'hombre schwatzenden Gesellschaft trennte, drangen neue Gerüchte von auszustellenden Dekreten, diplomatischen Bewegungen und Arbeiterunruhen in die Vorsäle. Politische Entschlüsse, die einem Bürgerlichen Adelsmacht gaben, wurden fanatisch kritisiert. Jesuiten, die auf den

besten Beichtstühlen saßen, passierten nicht ungefragt die Säle. Ein Marschall bat den kleinen, recht belesenen Herrn um seine Auslegung eines Hofzeremoniells oder um ein genealogisches Detail. Aus Meudon oder Saint-Cloud kamen Wagen und Kuriere. Feinde grüßten einander ehrerbietig, Freunde hielten es für besser, an einander vorüber zu gehen. Jedes Wort saugte der kleine, kränkliche Herr in sich auf, und da er überall war und nirgends fehlte, entging seinen Luchsohren nichts von Wert. Er sah und verstand jeden Blick. Abends, wenn sich die gute Liselotte schon zu Bett hatte legen lassen, die italienischen Arien im Zimmer der Maintenon verstummt waren und einige Stunden später ein entzückendes Hoffräulein brechend und schwer besoffen von den in Blau und Silber gekleideten Lakaien von der Tafelei eines Herzogs getragen wurde, saß Saint-Simon noch am Schreibtisch, notierte das Erlebte, kombinierte das Erschlichene, und gab seinem Material sofort durch wahrhafte Schilderungen des Tatsächlichen ein ewiges Gepräge. „Er schreibt teufelsmäßig für die Unsterblichkeit," sagte Chateaubriand von ihm, der schon als Kind entschlossen war, Memoiren zu schreiben. Als er mit 65 Jahren die zusammenfassende Niederschrift seiner Tagebücher begann, hatte er nicht wie die herrliche, deutsche Liselotte seine Beobachtungen in tausend Briefen verzettelt,— für ihn begann erst der methodische Ausbau des Werkes, dessen durchgehende Idee die Verurteilung Ludwigs XIV. ist. So entstanden die Memoiren von Saint-Simon, die unentbehrliche Klatschbibel des Rokoko.

Trotzdem Saint-Simon den monumentalen Egoismus des Königs als Vorwand benutzte, seine ganze Persönlichkeit zu verurteilen, verdichten sich seine Memoiren in dem Augenblick, in dem er die Tragik des Verstorbenen fühlt, ohne daß er seine Bedeutung versteht, zu einer Apologie auf ihn. Saint-Simon urteilt viel zu erbittert, um wahr sein zu können, jedoch, und das ist das Phänomenale, auf Grund einer Beobachtung, die allen Klatsch verbündeter Kammerdiener zusammenträgt, aber im wirklich Sachlichen so berückend klar ist, daß wir gerade durch sie sein Urteil revidieren können.

An einem Hof ist der König immer der natürliche Mittelpunkt. Ludwig begnügte sich aber nicht damit, da er der Staat selbst sein und eine autokratische Zentralisation gegen den adeligen und parlamentarischen, fast schon gebrochenen Widerstand durchhalten wollte. Er schuf zu diesem Zweck den erst von der Revolution gestürzten Stil des Hoflebens, der den Adel völlig in Anspruch nahm und sein Dasein mit jedem Blick, jedem Wort, jeder Geste des Königs erfüllte. Um etwas zu werden mußte man am Hof leben, sich im Gefolge des Königs zeigen, eines nichtigen Wortes gewärtig sein, man mußte sein Geld verspielen, um vom König neues erbitten zu können, man mußte verschwenderisch leben, um die Pracht des Ganzen zu verhundertfachen, und im kleinen ein Sonnenkönig sein. Wehe, wer es im Großen werden wollte! Da sich aber auch die leersten Menschen nicht als Individuen vernichten ließen, züchtete der Hof ein teils zweckloses, teils berechnendes erotisches Intrigenspiel und brachte Phänomene dieser Art, Persönlichkeiten der Liebe, des Betrugs und der geistreichen Schmeichelei hervor. Welche Abenteurer sind diese Figuranten eines tiefen Novellenkreises, welche Schicksale tändeln zwischen Schmerz und Lust hinter einem antikisch spielenden Epikureismus! Jeder einzelne hatte an diesem Hofe Adel, Kultur und eine nicht zu überbietende Grazie: alle zusammen bildeten eine entartete, fast monströse Horde gewissenloser Egoisten.

Der König, gegen dessen vererbte Gesinnung wir nach einem Wort Rankes 1870 Krieg geführt haben und daher auch heute führen, ist der Schöpfer und der

Meister seines Stiles. Saint-Simon bereitet sich die billige Genugtuung, die Unbildung des Königs zu beklagen, trotzdem er seine leichte Auffassung, seine Klugheit, seine Schlagfertigkeit, seine allväterliche Sorgfalt rühmen muß und einen Menschen schildert, den wir ruhig eine Persönlichkeit des sinnlichen Lebens nennen können. Ludwigs Tag war öffentlich, er machte vom Erwachen bis zum Schlafengehen keine Bewegung, die nicht der ganze Hof sehen durfte, ja sehen mußte, und verhüllte sich, nie ermüdet, in die anspruchvollsten Formen der Etikette. Jeder Schritt war Würde, jedes Wort Überlegung, jeder Blick überwältigende Majestät. Man soll den König überhaupt nur dreimal ärgerlich gesehen haben, so wenig ließ er sich gehen. Sein ganzes Leben war Haltung, die er bis in den letzten Seufzer der Agonie bewahrte. Und wenn man ihn im Leben nur wie einen Tanzmeister bewundert hatte, merkte auch der verbissenste Feind, als er starb, daß ein König starb. Das Sterben dauerte vom 24. August bis zum 1. September und war, wie das Leben, ein feierlicher Kultus, den Saint-Simon aufs würdigste beschreibt. Der König nahm vom ganzen Hof Abschied und beichtete mehrmals. Er empfing die Herren, die Damen und einzelne Persönlichkeiten und dankte jeder Gruppe in klaren Reden für ihre Dienste. Seine Eleganz erhob sich noch zuletzt metaphysisch und vertiefte nachträglich sein ganzes Sein. Wie er, starben am Hofe viele erhaben, nachdem sie lächerlich gelebt hatten.

Saint-Simon hat diese mit Neid und Grauen gesehene Welt in einem für damals ungewöhnlich impressionsreichen Wort unsterblich gemacht, — aber nicht die objektive, blendende Beschreibung, die rücksichtslos analytischen Porträte bedeutender Gestalten machen die Lektüre der Memoiren zu einer dauernden Lust. Auch ist Saint-Simon immerhin geistig selbständig, man kann ihn wegen seiner Stellung zur Regierung zu den frühesten Erscheinungen der französischen Oppositionsliteratur zählen.

Eine kleine Auswahl der Memoiren, von der Geburt des Autors bis zum Tode des Königs, hat der Inselverlag von Wilhelm Weigand pompös herausgeben lassen, doch bleibt es unbestimmt, ob Weigand sein maßloses Vorwort (170 Seiten) zu Saint-Simon geschrieben hat, oder Saint-Simon ein Nachwort von kurzen 230 Seiten zu Weigand. Emil Schaeffer hat die Bilder geschmackvoll ausgesucht und wissenschaftlich kommentiert. Eine größere, endgültigere Auswahl beginnt bei Georg Müller in schönster Form und reich illustriert zu erscheinen. In beiden lesen wir auch in diesen drückenden Tagen mit Genuß, weil das Werk die Seele des Volkes enthält, mit dem wir jetzt auf Tod und Leben im Kampf liegen.

Felix Stössinger

Volksbühne

Man kann an gewissen Ereignissen auch jetzt nicht vorüber gehen. Daß Anton von Werner gestorben ist, ehe er diesen Frieden malen konnte. Daß eines der leidenschaftlichsten Werke französischer Kunst, „Carmen", in diesen Tagen die 500. Berliner Aufführung feierte, von einem Balten, einem Holländer, einer Amerikanerin in den Hauptrollen dargestellt. Daß mitten im ärgsten Krieg das größte Berliner Schauspielhaus eröffnet wurde, von Arbeitern aus eignen Mitteln für sich selbst gebaut. Und daß dieses Werk Oskar Kaufmanns noch dazu ein außerordentliches Kunstwerk wurde, das das Charlottenburger Opernhaus schamrot werden läßt.

Unter Finanzierung der Stadt und der Baugesellschaft ist es von der Zehnpfennigsteuer gebaut, die seit einiger Zeit als Zuschlag zum Eintrittspreis von einer Mark genommen wurde. Für 4½ Million hat man fertig gebracht, einen höchst soliden Bau aufzuführen, der seine richtigen Maße

erst erhalten wird, wenn Kaufmann die benachbarten Straßen ausführt. Die Fassade liegt, für Berlin unerhört, in einer Perspektive: sie ist mit ihrem fünfachsigen Aufbau, Schweifung, Flächigkeit, einer der glücklichsten Anblicke moderner Kunst. Das Innere vereinigt, was so oft erstrebt wurde: Größe und Intimität. Die Größe wird durch konsequente Durchführung der Rundheit bis in Außengänge, Foyers, Rückfront erreicht, die Intimität durch eine vornehme Verwendung gelber und roter Holzarten, Mahagoni, Zitron, Birnbaum in Rang- und Wandbekleidungen und im Rahmen der Bühne.

Hauptfrage bleibt beim Volkstheater mit Einheitspreis: müßte es nicht amphitheatralisch sein? Wir haben genug Vorproben, nicht nur in Bayreuth. Das System der Gänge und Sondertreppen stände nicht im Wege. Nur die Raumausnutzung spricht dagegen. In jedem Falle bleibt in der Anordnung der Ränge wie in der Verlosung der Plätze, die diese Verschiedenheit wieder auszugleichen hat, ein Rest feudaler Zeit mit dem Eingeständnis ihrer unsozialen Gliederung. Und im letzten Grunde ist Kaufmann so wenig ein unbedingter Baumeister von Volksbühnen, wie Messel von Warenhäusern.

Oskar Bie

Siegfried Krebs †

„Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod", sagt ein orientalisches Sprichwort, so ist es dem in Frankreich gefallenen Dichter Siegfried Krebs recht buchstäblich erfüllt worden. Er war die letzten Jahre Lehrer in Wickersdorf, und eben in diesem Sommer hatte man ihm, dessen Tür seinen Schülern den ganzen Tag über offen stand, zu größerer Ruhe ein eigenes kleines Haus auf den Wiesenplan abseits hingestellt — ein Haus, will sagen: Wand und Dach um eine puritanisch anmutige Junggesellenstube — da brach der Krieg aus. Krebs, so viel ich aus seinen Briefen ersah, kam, als ein immer den Sinn erforschender Mensch, mit dem Ereignis nicht über Nacht ins Reine; aber was er zu tun hatte, war ihm außer Zweifel: er meldete sich sogleich freiwillig, wurde in Meiningen exerziert und Anfang September in die Vogesen zur Front geschickt. „Viertägiger Kampf in Wald und Bergen;" schrieb er mir, „sehr romantisch, etwas anstrengend und leidlich lebensgefährlich, sonst nichts Besonderes. Jetzt ist das Regiment wegen übermäßiger Verluste abgelöst und geht vermutlich per Bahn zum Küstenschutz nach Antwerpen." Es ging statt dessen ohne Unterbrechung in die Kämpfe unsers rechten Flügels; sein Truppenteil erlitt Schwerstes; am 20. September riß ihn eine Granate aus dem Leben dieser Sonne.

Wickersdorf verlor mit ihm das am schmerzlichsten zu Verlierende, etwas Strahlendes, von jedem Geiz befreit sich Schenkendes, von seiner Arbeit nie Beschränktes. Er war kein Pädagoge von Fach und nicht einmal von Talent; ja, seinem Unterricht haftete ein dilettantischer Zug unverkennbar an. Aber trotzdem war er ein echter Lehrer, weil er ein echter Lerner war. Die Schüler, mittelmäßig betreut durch seine Methode, wurden durch sein Beispiel herzhafter vorwärts geführt, als sie es durch die beste Methode gekonnt hätten. Sie brauchten sich nur seinem inneren Gang anzupassen, der klingend jugendlichen Lauterkeit seines Strebens im Gedanken und im Gewissen, so waren sie auf dem rechten Weg. Und das taten sie; ihre spröde Kameradschaftlichkeit zu ihm war voller Liebe, voller Schwingung; sie hatten es im Gefühl, daß sie Leben von ihm empfingen, nicht bloß Lehren; Wesen, nicht bloß Worte.

Denn er war ein Dichter; und was man auf Erden auch sei, man ist es um ein paar Grade besser, wenn man ein Dichter dazu ist. (Das gilt nicht nur für Staatsmänner, Heerführer und sonstige

Könige, sondern auch für Minister und Schulmeister.) Erinnern sich die Leser dieser Zeitschrift einer Novelle von Krebs: „der Tod des Arztes"? Wo nicht, so mögen sie sie, dem Gefallenen zur Ehre und sich zur Erbauung, jetzt hernehmen; sie steht im Maiheft von 1913, und paßt besser in die Stimmung unsrer Zeit, als alles, was diese selbst in trügerischer Unmittelbarkeit aus sich hervorgehen läßt:

In einer kleinen Stadt des Ostens — Krebs stammte aus Westpreußen und war der Sohn eines Arztes — stirbt ein alter Arzt und wird begraben; dieses der ganze Vorgang der Erzählung. Nur geschieht bei dem Begräbnis das Sonderbare, daß die ganze Stadt „von einer tiefen und völlig niederdrückenden Trauer befallen" wird, ja daß alle Teilnehmer, wiewohl sie es nicht verstehen, mit dem Pfarrer in der Erschütterung einig sind, als sei die ganze Welt in diese mysteriöse Trauer bezwungen, um einen einzigen, einfachen, stillen Mann, der sein langes, unbemerktes Leben hindurch nichts weiter Besonderes geleistet hat, als Hingebung, Treue und Helferschaft zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Eine musikhafte Weihe liegt über der Novelle, requiem aeternam dona — und wenn wir uns ihrem Sinne beugen, wen mahnte es nicht, diesen selben Sinn in jedem der vielen tausende Leben, der vielen tausende Tode des Krieges zu suchen, zuerst aber in dem des Dichters selbst? Doch wer hat die Kraft dazu? Und hätte er sie gehabt hiernach? Es bringt ja das ein jeder aus dem Kriege heim, was er hingebracht hat; wenige gibt es, die ich so gern über ihr Erlebnis gehört hätte, wie ihn. Denn er konnte sehen, ohne im Sehen zu ertrinken; konnte Ideen fassen, ohne dem Betrug der Idee zu unterlassen, ein grader, menschhafter Mensch, bescheiden und fest so gegen seinesgleichen wie gegen die Welt. —

An Umfang ist das Werk von Krebs, den sein Amt und seine bewußte Entwicklung hemmten, nicht groß. Ein Roman: „August Daniel von Binzer, oder das Ende der Romantik" erschien 1912 (bei S. Fischer); ein schönes, geistreiches, mehr noch: ein geistiges Buch. Seinen Nachlaß sichtet ein Freund; es finden sich darin ahnungsvoll die Vorstudien zu einer Darstellung des Krieges von 1870/71. Er sucht dafür eine Form, die, obwohl alles Erdichtete und Willkürliche, auch allen Schmuck völlig ausschließend, doch nicht Geschichte sein sollte, sondern Erzählung, Dichtung.

Er war überhaupt ein Formsucher, ein Platoniker, nicht frei vom zerstreuenden Theoretisieren, jedoch zuletzt von seinem künstlerisch-menschlichen Gewissen immer erhoben und nicht etwa bedrückt. Alles, was er schrieb, hat Existenz und Wirklichkeit, und verdankt das der heiteren Wahrheitskraft, die aus Natur nichts anderes zu sagen hat, als was sie weiß, und darum kein Aufhebens macht; er brauchte keine impressionistischen und keine analytischen Mittel. Und so war er einer von denen, leicht in der Öffentlichkeit zu kurz kommenden, die keiner Schule angehören, nicht einmal einer bekämpften — also schon siegreichen. Nur sich selbst nahm er in die Schule und ließ sich nicht gehen. Und darum warf ihn, den Vaterlandsglühenden, dem Soldatischen Zugeneigten, der Krieg nicht aus seiner Natur. Er gehörte zu den vielen Besten, denen das Leben des Geistes durch den Schlachtenkampf nicht verdächtigt wurde. Er wußte, daß das, wofür er gelebt hatte, nicht weniger war als das, wofür er starb.

Moritz Heimann

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Preußische Prägung

von Lucia Dora Frost

Als unsere Gegner ihren Krieg für eine Revolution Europas gegen Preußen erklärten, fanden sie Widerhall in der ganzen Welt. Denn der preußischen Prägung schreibt man es seit langem zu, daß Deutschland wie ein Fremdkörper in der Menschheit von allen gehaßt wird. Schon der Charakter einer knechtischen und diensteifrigen Nation, den es nach dem Dreißigjährigen Kriege angenommen hat, vielleicht vorübergehend hat annehmen müssen, hätte genügt, es zu einem unbeliebten Glied der großen Völkerfamilie zu machen. Aber es hat sich dazu auch nach ganz anderer Richtung gebildet als alle übrigen Nationen; es ist nicht mit jedem Jahrhundert demokratischer, sondern militärischer geworden. Und das verdankt es Preußen.

Dieser Staat, so behauptet man mit Recht, hat den natürlichen Entwicklungsgang unterbrochen. Ein Preußenkönig war es, der zuerst die Uniform seiner Soldaten zum ausschließlichen Königskleid erhob; und wie dieser symbolische Brauch bei fast allen Monarchen Nachahmung gefunden hat, so ist auch sonst Preußen das Vorbild der Reaktion und des Widerstandes gegen die Verbürgerlichung, die „Zivilisation" der Menschheit, geworden. Während sich einst mit einer natürlichen Notwendigkeit der Übergang von Ritter- zu Volksheeren vollzog, kehrte Preußen zur Organisation des adligen Berufsheeres mit offensiver Bestimmung zurück, zur Nachahmung des alten Militärstaates der deutschen Ordensritter in Preußen. Die Siege des Volkes über Fürsten und Ritter, Tannenberg und Murten, die Sporen- und die Hanseschlachten, die Zeichen einer neuen Zeit, waren ausgelöscht, als der preußische Militarismus seine Siege begann. Die große liberale demokratische Bewegung, die Revolution, ist letzten Endes immer an Preußen zerschellt. Wem sich die Geschichte so darstellt, kann auch in dem neusten Kriege nichts weiter sehen als ein Zeichen dafür, daß die Spannung zwischen dem nach preußischem System gebildeten Deutschland und der Lebensform der übrigen Welt unerträglich geworden ist, daß also Deutschland sich einordnen müsse, da die Menschheit keine Lust habe, ihm auf dem Wege zu folgen, den Preußen es geführt hat.

Damit wiederholt das Ausland nur Anklagen, die in Deutschland selbst gegen Preußen unermüdlich verbreitet oder gutgeheißen worden sind und die nach dem Kriege wiedererstehen könnten. So wäre es wohl zu wünschen, daß die deutsche Bildung sich um ein gesundes und festes Verhältnis zum Preußentum bemühte.

Preußen ist etwas Besonderes, ohne etwas Eigentümliches zu sein. Es ist nicht der Ausdruck einer eigenen Menschenart; ihm liegt weder eine Volkseigentümlichkeit zugrunde wie dem Deutschtum, noch eine Stammeseigentümlichkeit mit besonderem Gemütsaufbau wie dem Bayern, dem Westfalen, dem Rheinländer; denn Preußen besteht aus soviel Stämmen, wie es Provinzen hat, und zwar sind sie von beträchtlicher Verschiedenheit. Einen natürlichen Boden hat es also nicht. Die preußische Prägung ist etwas Künstliches; nichts Gewachsenes, sondern Gemachtes; sie gibt ihren Anhängern eine Physiognomie, aber sie bestätigt niemanden in seinem natürlichen Gesicht. Aber Preußen ist auch mehr als ein Staat, der Verschiedenartiges notdürftig zusammenhält; Preußen ist ein System und ein Stil.

Als System ist es die vorbildliche Form für eine Zusammenfassung aller Volks- und Landeskräfte zu einer dynamischen Maschine, und deren Richtung auf Kolonisation; ist das größte Beispiel für die Art, wie man eine Aufgabe erfüllt, die über die Kraft, über die naturgemäße Leistungsfähigkeit geht. Denn das Schicksal Preußens war, daß es auf zu schwachem Grunde stand für die Aufgabe, die es erfüllen wollte und mußte: einen norddeutschen Großstaat zu bilden. Seine Macht war von zu kleinem Kaliber, es mußte die nötige Wucht durch erhöhte Geschwindigkeit erreichen, was ihm an Schwergewicht fehlte, durch Nachdruck ausgleichen. Ebenso wie an breiter Basis fehlte es dem preußischen Staat an Alter; er hatte kein begründetes Ansehen; er saß nicht fest im Bewußtsein und Gedächtnis der europäischen Menschheit. Auch diese Notwendigkeit, sich im Gehirn der Mitmenschen angenehm und anerkannt zu plazieren, war nur durch übermäßige Taten zu erfüllen. Außerdem kam es mit seinem Anspruch zu spät; der deutsche Norden hatte sich im ganzen zu spät erhoben und muß nun jeden Tag früher aufstehen. Schließlich fehlte es den Bewohnern dieses Staates an Zusammenhangsgefühl, an staatlicher Zuverlässigkeit. Die preußischen Völker mußten erst zusammengeschmolzen werden; es fehlte ihnen an gemeinsamen Interessen. Niemand brauchte so dringend die Hilfe seiner Völker wie der König von Preußen, und niemand glaubte sich weniger auf sie verlassen zu können. Deshalb herrscht auch in der Rücksichtslosigkeit seiner Organisation eine forzierte Energie, eine bewußte Gruppierung der menschlichen Kräfte mit der Absicht auf ein Werk.

Der Stil, der sich aus dieser notgedrungenen Dynamik ergibt, war der einer erzwungenen Tüchtigkeit. Preußisch handeln heißt immer etwas

schneller laufen als natürlich ist, immer noch tapferer als tapfer zu sein, noch stoßen, was fallen will, und allemal zuerst attackieren. Und wenn Wille und Geist die Kräfte sind, die die Spannung zwischen Geburt und Geschick regulieren, so würden sie durch die preußische Situation am kräftigsten und anhaltend aufgerufen. Zu diesem Stil gehört als wesentlich das Mißtrauen gegen die natürlichen Begabungen und Talente, gegen das Unzuverlässige, Launische, Periodische, das jedem Stück Natur eigen ist. Preußisch ist nicht der Mut aus Leidenschaft und Begeisterung, sondern der Mut als unbeirrbarer Zustand, nicht das Wohltun aus Güte und Neigung, sondern das Wohltun aus Pflicht. Die preußische Disziplin ist vor allem Nervendisziplin, absolute Beherrschung und Unterdrückung natürlicher Regungen, Schwankungen, Verdunkelungen des Willens und Verstandes. Subordination ist das allergeringste daran. Niemandem war passive faule Subordination mehr verhaßt als Friedrich dem Großen. Zieten ist durch lauter Insubordinationen avanciert. Und daß die erste Tat der Freiheitskriege eine echt preußische, ruhmvolle Eigenmächtigkeit war, ist weltbekannt. Der preußische Gehorsam war der Gehorsam des Hörenkönnens, nicht der einer unterwürfigen Dienstwilligkeit; er war eine schwierige Fähigkeit, die im Verstand, nicht im Blut ihren Sitz hat. Daß dumme Auffässigkeit zu den strafbaren natürlichen Regungen gerechnet wurde, ist keine spezifisch preußische Handhabung der Disziplin; schmählich disziplinlos im preußischen Sinne aber war zum Beispiel Mansteins Verhalten bei Kolin, der keine Verluste aushalten konnte, ohne zum Angriff vorzugehen, und damit die ganze Front verdarb. Gegen solche Möglichkeiten war die preußische Nervenschulung gerichtet; ihr Ziel war ein Feuer, das von der Erhitzung der Nerven frei bleibt, das rein aus dem Willen und dem Ehrgefühl brennt, ein Feuer, das den Körper nicht verbraucht und auch nicht nach dem Gesetz der Reizkurven erlischt: ein entnervtes Feuer.

Charakteristisch für den preußischen Stil ist, daß in diese virtuose Wirkungstechnik sich am besten die arglosen Menschen gefunden haben. Die preußischen Helden, von Schwerin bis zu Bismarck, sind von Natur formlose, in ihrem Wesen schwer faßbare Menschen, keineswegs die deutlichen knorrigen Charaktere, die Treitschke so liebte und die die Geschichtsschreibung so sehr erleichtern, vielmehr höchst erschlossene, jedes Adjektivs spottende, von Charakter freie, oft monströse und deshalb unverstandene Gestalten. Aber auch die mittleren Grade des preußischen Stils sind von geringer Zugänglichkeit, ihre disziplinierte Lebensart wenig anwendbar auf die Natur des Volkes und des Bürgertums, das auf behagliche Natürlichkeit angelegt ist. Deshalb gehört es zum Schicksal Preußens, daß es die Masse seiner Bürger vom eigentlich preußischen Stil ausschließt. Man kann von preußischem Adel, von preußischen Offizieren und von preußischen

Beamten sprechen, aber unterhalb dessen gibt es eigentlich keine Preußen. Niemandem fällt es ein, sich schlechthin als Preußen vorzustellen, wie ein Bayer oder Sachse es tut, sondern er bezeichnet sich als Deutscher oder aber als Märker, Pommer, Schlesier. Und das Lied „Ich bin ein Preuße" wird höchst selten, fast nie spontan gesungen. Friedrich der Große hat einen Adel, ein Heer und ein Beamtentum und sicherlich eine Monarchie geschaffen, aber zweifelhaft ist schon, ob er einen Staat, und gewiß, daß er kein Volk geschaffen hat. Das Gefühl der Nichtzugehörigkeit des Volkes und Bürgertums, ja geradezu das Gefühl der Heimatlosigkeit gehört deshalb, wenn nicht zum Charakter des Preußentums, so doch zu den preußischen Tatsachen. Die Versuche, die Heimatlosigkeit zu überwinden, sich die innere Zugehörigkeit zu diesem Staate, den es eigentlich nicht versteht, zu erkämpfen, oder ihn nach seinem Sinne zu ändern, diese bald rührenden, bald abstoßenden Versuche bilden den größten Teil der preußischen Geschichte. Gelungen sind diese Versuche nicht und schienen beendet, als ihnen Bismarck dadurch eine geniale Lösung entgegensetzte, daß er dem preußischen Volk in Deutschland eine Heimat gab, ohne das eigentliche Preußentum, dessen Dasein und Wirkung zu gefährden.

Man sollte meinen, daß mit dieser Lösung nun alle zufrieden gestellt wären. Der preußische Staat hat sein Sonderdasein aufgegeben, sein Geist ist in seine Grenzen gebannt, auf Adel, Heer und Beamtentum beschränkt, und die politischen Bedürfnisse des Volkes sind auf Deutschtum und auf das Deutsche Reich gewiesen. Wenn trotzdem der preußische Geist das Ziel konzentrischer Angriffe geworden ist, so muß das Preußische, das noch mit gebundener Suveränität und da sogar noch stärker als vorher wirkt, mehr sein als ein Staat. Man empört sich gegen das innerste Wesen des preußischen Geistes, als das man seine Verachtung des Menschlichen und Natürlichen erkannt hat.

Historisch setzt sich die Behauptung von der Abseitigkeit des Preußentums in die Vorstellung um, es sei ein festgehaltener Zufall aus dem 18. Jahrhundert. Von denen, die preußisches Wesen auf den „Potsdamer Soldatenkönig", Friedrich Wilhelm I., zurückführen, darf man absehen. Daß aber Friedrichs des Großen Geist, der Preußen sein eigentümliches Leben gegeben hat, in der philosophischen Menschenverachtung seines Jahrhunderts wurzelte, läßt sich nicht leugnen. Nur war diese Skepsis keineswegs die Grundstimmung des 18. Jahrhunderts, sondern gerade die Antwort der tieferen und helleren Geister auf den Gemeinlärm eines schrankenlosen Optimismus; so daß man sagen kann, Friedrich ist nicht im Geist seines Jahrhunderts aufgewachsen, sondern in dem Geist, der der Gegner aller Jahrhunderte ist. In seinen allgemeinen Erscheinungen war das 18. Jahrhundert so optimistisch wie alle anderen, vielleicht etwas mehr, denn man litt schon etwas bitterer unter den natürlichen Beschränkungen

als vorher und hatte noch einige Träume mehr als die Nachkommen und Enkel. Die Arbeit gedachte man durch Automaten aus der Welt zu schaffen, die Armut durch Papiergeld, den Tod durch das „Zwischenreich", und das Allerlästigste, die Ungleichheit der Menschenrassen, durch Sozialismus, durch „Natur" oder Guillotine. Vaucanson, Law, Cagliostro und Rousseau wirkten auf die gleiche Stimmung. Und die nicht einfach das Glück erfinden wollten, gedachten es doch wenigstens zu konstruieren. Demgegenüber begriff der Preußenkönig das Grundgesetz der Konstruktion: daß man nur eins konstruieren könne, nicht Glück, sondern Bewegung. Er begnügte sich damit, eine Maschine zu konstruieren, die wirklich lief. Wehe dem, für den in diesen Zeiten nicht Glück Bewegung ist. Das hatte schon Gustav Adolf erkannt, und Napoleon hatte es wiederholt. „Glück?", meinte er, „glücklich ist, wer sich weit hinten in der Provinz vor mir verbirgt." Zwischen beiden steht mit gleicher Überzeugung der friderizianische Geist, mit gleicher Triebkraft, aber mit höherer konstruktiver Begabung; denn sein Staat hat seinen Schöpfer bei weitem überlebt.

Optimistisch war das 18. Jahrhundert auch in dem Glauben, wie sehr es das Glück verdiene, also auch in seinen psychologischen Gewohnheiten. Auch dagegen hatte sich der eigentliche europäische Geist mit größter Entschiedenheit gewandt und auch damit eine Richtung gegen den Menschen angenommen. Alle, die sich in jenen Jahrhunderten von Luther bis Voltaire um die Physiognomie des Menschen bemüht haben, waren überzeugt, daß der Mensch ein so lautes, selbstgerechtes Gesicht, wie sie es bei ihren Zeitgenossen mit nie versiegendem Widerwillen feststellten, nicht haben dürfe. Sie wiesen nach, daß kein Grund für den Menschen vorläge, so unverschämt mit sich zufrieden zu sein; in psychologischen Sentenzen und Maximen, die in jeder Tat den bösen Kern nachwiesen und im einzelnen klarlegten, was einst die Reformatoren von Grund auf und riesengroß festgestellt hatten; oder in Darstellungen von mitleidloser Schärfe, in denen die enthüllten Greuel des Daseins keine Lücke ließen für den Glauben an Güte, Größe und Glück. Gegen die moralischen Ansprüche des Menschen, gegen ihre selbstgefällige Unerschütterlichkeit, als gegen die Ursache vieler moralischer und physischer Leiden hatte der Geist mobilisiert, und in dieser Gegnerschaft gegen den Optimismus hatte das 18. Jahrhundert einen Gipfel der Deutlichkeit und Schlagkraft erreicht, der das Vorhergehende übertraf, wie etwa der „Candide" den in gleicher Absicht geschriebenen „Simplicius Simplicissimus".

Friedrich fand den Anschluß an diese Geistesart durch Voltaire. Daß ihm die Skepsis gegenüber dem Menschen nicht angeboren war, beweist die leidenschaftliche Parteinahme für Güte und Tugend in seiner Jünglingsschrift gegen Macchiavell. Wahrscheinlich hatte er von Voltaire Bewunderung seiner hohen Gesinnung erhofft, aber diese Geißel der Mensch-

heit war in die Welt gesandt, um den Großen auf dem Nacken zu sitzen, die Menschen zu drücken und ihren Übermut zu kürzen. Wo er bewunderte (hinreichend Verstorbene beispielsweise), geschah es, um Lebende zu kränken. So konnte es nicht fehlen, daß bei persönlicher Berührung Voltaire ihm in seiner schönen Frucht den Wurm zeigte, daß die Rührung über die eigene Tugend und Schönseligkeit im „Antimacchiavell" eine Voltairische Beleuchtung durch Schräglicht erfuhr und unerfreulich plastisch wurde. Er war in das Fegefeuer der großen Literatur geraten, die zuerst verlockt durch ihren Glanz und ihre heiße leichte Luft, dann aber zehrt, reinigt, härtet. Die Träume wurden beigesetzt; die durch Frühreife erzeugte, hochgespannte Erwartung vom Leben war frei geworden, der naive Blick auf das Dasein wich dem suchenden Spott. Im übrigen ist der Schritt von Naivität zum Zynismus nicht sehr groß. Und so blieb lebenslang der Hintergrund sichtbar: wenn er spottet, so geschieht es, um in sich den Schmerz zu übertäuben, daß das Leben nicht freundlicher, harmloser, paradiesischer ist, oder, wie er selbst es später einmal ausgedrückt hat, „damit das Kind in ihm nicht schreie".

Diese in der Jugend mit Begier aufgesogene grundsätzliche Menschenverachtung, die in ihrer vollendeten philosophisch-überschauenden Ausbildung Voltaire eine so berückende Leichtigkeit gab und in ihm selbst das Gefühl plötzlicher Reife hervorrief, bleibt eine der wesentlichen Vorbedingungen für den preußischen Stil. Aber das unterschied Friedrich für immer von selbstischen Menschenverächtern, daß er sich selbst nicht ausschloß und lächelnd oder achselzuckend sich gelassen die schlimmsten Motive unterlegte, wenn sie nur kräftig aussahen. Aus dem Schöngeist war ein esprit fort geworden.

Das hätte allein eine etwas luftige Geistesverfassung ergeben. Er war in Gefahr, voltairisch zu enden, ohne Voltaire zu sein. Dessen Gedankengänge endeten in einer Zwerg-Resignation: il faut finir par cultiver son jardin. Seiner ungeheuren Wachheit entsprach keine gleich starke Gegenständlichkeit, er träumte schließlich von dem Glück zu leben, ohne das Leben zu sehen. Das aber war gerade ihm versagt. Bei ihm war alles Funktion, nichts Tatsache. Woran es ihm fehlte, hat Flaubert einmal hübsch getroffen: er spricht von dem berühmten Besuch beim Prokurante im „Candide", wo alle natürlichen und kulturellen Werte vernichtet, Glück, Größe, Schönheit geleugnet werden; Flaubert bewundert diese wenigen Seiten erstaunlich verdichteter Prosa außerordentlich; „aber," fügt er hinzu, „ich hätte gern Voltaire aufgefordert, mir von einem einzigen der Raffaelschen Bilder, über die er sich so lustig machte, eine Beschreibung zu geben." Diese Gefahr, an seinem eigenen Feuer zu verbrennen und auch, ohne wärmen zu können, alles andere zu verzehren, war auch für Friedrich vorhanden. Aber jetzt, wo er abgelenkt war von sich und seinen inneren

Zuständen, ganz Spannung ohne Inhalt, rettete ihn die Aufgabe, die der liebevolle Materialismus seines Vaters ihm zugedacht hatte.

Friedrich Wilhelm, der als derbe Soldatennatur recht ungenügend gekennzeichnet ist, vielmehr sentimental war und Szenen liebte, doch bei aller ungesunden, umständlichen Theatralik auch praktisch und tüchtig (was keine seltene Mischung ist), kann am leichtesten als Besitzernatur verstanden werden. Wie sein Eigentum liebte er seine Untertanen, starrköpfig und mit empfindsamer Zudringlichkeit, unbeholfen und unbeirrbar; Besitzerfreude spricht aus allen Bemühungen um einen gefüllten und leibhaftigen Zustand seines Landes, aus seiner Rüstungs- und Vorratsfreudigkeit. Auch seine politische Systematik, die alles in Ordnung und übersehbar haben wollte, ist nicht die Systematik einer starken Vernunft, sondern die der Besitzfreude. Dieses einzige vollblütige Gefühl speiste ihm all seine Tätigkeit mit Leben. Selbst seine Mängel erklärt sie. Die Unfähigkeit, von seinen Waffen Gebrauch zu machen, war nicht Friedensliebe, sondern die Sorge, seinen Besitz zu vermindern, die schöne Fülle seiner Kasernen, Arsenale und Kammern aufs Spiel zu setzen; dazu freilich die Scheu einer Natur, die auf Sicherheit eingerichtet war und sich dem rasch wechselnden Horizont eines bewegten Lebens nicht gewachsen fühlte.

Hier lag also für den jungen Friedrich ein großes Stück gut zugänglicher Wirklichkeit bereit. Er war reif geworden für die Bemühungen seines Vaters. Nach seiner Ernüchterung war die Spannung, die auf den Menschen gerichtet gewesen war, bereit, die Dinge zu erfassen; nachdem er es als nicht lohnend erkannt hatte, sich mit seinen eigenen Vorzügen zu beschäftigen und eine Welt auf ihnen aufzubauen, war er geneigt, die Dinge außer sich zu bemerken. Diese Wandlung ist dem voltairischen Skeptizismus zu danken, der den Bemühungen Friedrich Wilhelms in die Hände arbeitete, ohne es zu wollen. Aber als Friedrich bereit war, die aufgestaute Schuld an seinen Vater abzutragen, war er auch von Voltaires Geist befreit. Vor diesem hatte er nun die Gegenständlichkeit voraus; und von seinem Vater trennte ihn, daß er sich nur der Dinge bemächtigte, ohne selbst von ihnen besessen zu werden. Er hatte nicht seine Heimat in der Gegenständlichkeit. So war er aufgewachsen zwischen zwei Männern, die als Menschenbedrücker zu den ärgsten in ihrer Art gehörten; der eine war es, weil er die Menschen besitzen wollte, und der andere aus einer Art göttlichen Neides auf jedes Übermaß. Zwischen diesen beiden Gewalten gewann er durch den Entschluß zu einer geschickten Kombination seine Selbständigkeit und seine diamantene Härte, in der er sich mühelos gegen seine beiden Bedränger behauptete, aber auch selbst eine Bedrückungsfähigkeit erlangte, in der die seiner Erzieher potenziert war zu einer schöpferischen Kraft.

Gegenständlichkeit aus Skepsis, Menschenkenntnis aus Enttäuschung,

Selbständigkeit, die in zwei schlimmen Feuern erworben war: das war eine sehr anwendungsfähige Geistesart, deren Elemente in der Aktion vollends zusammenschmolzen. Das Ergebnis war eine absolute Dynamik, in der nicht nur jede seiner erworbenen Fähigkeiten ihre Bestätigung, in der seine Unrast auch ihre Erlösung fand. Wer für die Wirklichkeit nicht geboren ist, findet sie am erträglichsten in der Bewegung. Es war nichts in ihm, was sich in einem unbewegten Zustand hätte Genüge tun können. Er strahlte den rastlosen Angriffs- und Veränderungsgeist aus, der nicht auf Zerstörung, sondern auf Mehrung gerichtet ist und der nun in Preußen eine besondere Atmosphäre schuf. Das Bedürfnis nach Initiative breitete sich zum herrschenden Trieb in ihm und seiner Schöpfung aus. Anfangen, die Schuld und die Verantwortung des Anfangs auf sich nehmen: diese Regel zieht sich als erste durch alle Reglements und Instruktionen, beherrscht die preußische Taktik, Strategie und Politik. So leidenschaftlich ist der Wille zum befehlenden Wirken, daß er auch die Handlungen des Feindes grundsätzlich zu bestimmen wagt. Im Kopf des Gegners Bescheid zu wissen, seiner Lage ein liebevolles Studium zu widmen, um ihn dann auf eine Weise zu kommandieren, die ihm schädlich ist, das hat er zum erstenmal zum System erhoben. Er wollte nicht seine Truppen kommandieren, sondern die Schlacht, den Feldzug, nicht als Heerführer, sondern als Kriegsherr.

Aber diese Dynamik wäre nicht epochemachend und im historischen Sinne groß gewesen, wenn nicht das Land sie dringend benötigt hätte. Kein europäischer Staat konnte so wenig ein statisches System brauchen, wie das Deutschland der Neuzeit, weil keiner so von neuem hat anfangen müssen. Nirgends war Tradition und Konservatismus weniger ausreichend, nirgends mehr Triebkraft und Fortschritt notwendig. Von Natur fehlt es aber den Deutschen daran. Und Preußen war zweimal zur Bewegung gezwungen, einmal als Teil des zugrunde gerichteten und entvölkerten Deutschlands überhaupt und überdies als sein am meisten geschädigter und zerrissener Teil. Preußens ursprüngliches Gebiet war die ärmste Region des deutschen Landes; von dürftiger Natur und mit wenig begabter Bevölkerung. Verglichen mit Holland, Süddeutschland, mit England, Frankreich, Italien war es ein wirklich trostloses Land, ein unmögliches Land. Städtearm, fast industrielos, mit endlosen Heiden, Brüchen, Wäldern belastet. Niedergehalten durch die Unregsamkeit seiner Bewohner, die zerstreut, abgelegen, oft wie verschollen hausten; auf deren Willen sich die horizontlose Schwere des Landes legte und ihn warm, aber auch dumpf machte; deren Sinnen die Monotonie des Landes die Spitze und die Genauigkeit nahm; deren beste Tugend war, Notwendigkeiten herzhaft zu erleiden. Wenn hier etwas entstehen sollte, ein eben-

bürtiges Land und ein selbständiger Staat, wohlhabend und unabhängig, so konnte das nur geschehen, wenn jeder mehr leistete, als seine Natur ihn zu leisten aufforderte. Hier genügte nicht der natürliche Wille, hier war ein Überwille nötig, ein Wille mit Weitsicht, mit heftigem Bezug auf die Wirklichkeit, mit peinlichem Realismus. Diesen, dem physischen Fatum des Landes entgegengesetzten und angepaßten Überwillen organisierte Friedrich im Staat. Der Staat war in Preußen nicht ein glänzendes Unternehmen über dem Lande, über dem Volke, sondern der Staat war in Preußen der Notsinn des Landes. Langsam durcharbeitete und durchdachte der Staat dieses Land, er bezwang die Trägheit seiner Ebenen, die Langsamkeit seiner Bewohner. Und die Sorge um die Grenzen saß in seinem innersten Herzen.

Eins war zur späteren Ernte nötig: den Willen, die Autorität dieses Überwillens zu stabilisieren wie einen rocher de bronce und ihn mit der ganzen beweglichen Energie des Geistes, des strahlend tätigen, auszurüsten. Man brauchte dazu einen Rückhalt an Fremdem, Vollendetem, um nicht durch den Augenschein und die Gegenwart erdrückt zu werden. Wie ein Abenteurer in wilden Ländern wohl etwas Hocheuropäisches mit sich führt, damit ihn die Wildnis nicht überwältige, ein Amulett, ein Buch, von dem man drei Jahre leben kann, so hielt sich Friedrich an der trockenen, glänzenden Dynamik und Ordnung antiker und französischer Literatur, schleppte seinen Voltaire leibhaftig mit sich auf Inspektionsreisen, um nicht ganz aufzugehen und zu versinken in der Unfertigkeit des Landes, um nicht das Herz seines Landes zu werden, da er doch sein Wille bleiben mußte. Und diese kostbare Radioaktivität, auf der allein das Geschick des Landes bestand, zu erhalten, um sie nicht ausstrahlen zu lassen in die Leere, ziellos und ungelenkt, dazu glaubte sein psychologisches Urteil nur den für die Krone Geborenen fähig. Der monarchische Wille, absolut, also losgelöst vom Augenblickswillen des Landes, aber auch unumschränkt und nicht gelähmt von der Sorge um Gehorsam und Zustimmung, schien ihm für alle Zeit unentbehrlich.

Ein ähnlicher Absolutismus wurde aber jedem Bürger auf seinem Gebiet zugestanden, ein Leben an der Grenze des Willens von jedem vorausgesetzt. Deshalb wurde in Preußen geurteilt nach Gelingen oder Nichtgelingen, nach Erfolg oder Niederlage; Ehre hing an dem Verdienst und am Können, Fahrlässigkeit brachte Schande, und Unfähigkeit wurde mit einem fast metaphysischen Grauen betrachtet. Das suchte Friedrich nicht nur im Militär, sondern auch im intellektuellen Bürgerleben durchzusetzen. Jedes Können war willkommen, wurde gefördert, wer nichts gelernt hatte, wurde rechtlos. Wer aber etwas konnte, der mußte es auch ausüben. Auf Können und Müssen war alles gestellt, nicht mehr auf Sollen und Wollen. Der gute Wille und die Gesinnung, die Frömmigkeit entschuldigte nirgends mehr die schlechte Ausführung, und jede natürliche Fähigkeit und Kraft

mußte noch diszipliniert, zum Nachdruck, zur Virtuosität, zur Beschleunigung gebracht werden, zur letzten Zuverlässigkeit.

Das Wesen des friderizianischen Staates ist also die psychologische Konstruktion. Er ließ jeden Stand in seiner Art und erhob ihn zur Reinheit seiner Art. Er verfuhr wie ein Züchter, der Arten, die er vorfindet, zu Rassen raffiniert. Das Wesen des Adels hatte er in seiner Neigung, leicht und entschieden zu leben, erkannt, in der erstaunlichen Fähigkeit, mit dem halben Geist auszukommen, die Situation mit einem Auge zu erfassen und dann heiter alles Mögliche zu riskieren; so züchtete er aus dem norddeutschen Edelmann den preußischen Junker, in ihm das Vorbild des preußischen Offiziers. Entscheidenden Einfluß auf den Staat dagegen räumte er dem Adel nicht ein. Zur Staatsleitung hatte der Adel denn doch zuviel naives Zutrauen zum Leben, zuviel vom Leichtsinn des Korpsgeistes, zu wenig eingeborenes Mißtrauen gegen Glück. Auch zu wenig Einsamkeit in der Seele. Mit einer aristokratischen Staatsverfassung, ähnlich der in Polen, hätte er gemeint, den Staat auf den Spieltisch zu werfen und zugleich der Schönheit des Adels Abbruch zu tun, seine Züge durch unzuträgliche Belastung zu verwischen. Im Staat hatte der Adel die Rolle des Gehorchenden. Die Verantwortung behielt er der Krone vor, dem König und seinen erwählten Ratgebern. Von Priestern würde er wahrscheinlich Jesuiten bevorzugt haben, wenn er sie nicht für überflüssig gehalten hätte. In allem hat er auf die höchste Anspannung gedrängt, aber keinem Stand zugemutet, was gegen seine natürliche Anlage war.

Hat dieses System Fehler? Der Haupteinwand ist, ihm fehle vor lauter ständischen Vorstellungen der Begriff des Menschen. Und die Gültigkeit seines Tempos für das zu spät gekommene Deutschland lasse sich nicht mit der allgemeinen Gültigkeit für die Menschheit, die gar kein Bedürfnis nach Bewegung habe, vereinen. Deshalb fehle dem preußischen System die menschliche Größe. Gewiß ist Zustand tiefer als Bewegung, wie das Mythische und Ewig-Gestrige tiefere Wurzeln hat als das Historische. Bewegung ist auch kälter als Sein, und schließlich macht sie auch eher müde. Das ewige preußische Tageslicht, die friderizianische Wachheit, fast Schlaflosigkeit scheint unerträglich, einseitig und flach. Und sicher ist auch, daß nirgends das Bedürfnis nach Schlaf nach jeder Art Reaktion heftiger ist als im überwachen Preußen. „Überspannt und eng,“ so kennzeichnete schon der junge Körner das preußische Wesen bei Gelegenheit von Kleists Abschied aus dieser Welt. So kann man auch Friedrich Größe im menschlichen Sinne mit einigem Recht abstreiten. Das Tiefquellende, das zum Wesen der Größe gehört, scheint ihm zu fehlen; hatte er doch nicht einmal Verständnis für die großen Geister, die tief natürlichen, die „erstgeborenen Söhne Gottes“, für Homer, Shakespeare, Goethe,

denen er stets und unbeirrt die Dichter zweiten Ranges, die rhetorischen, traumlosen, trocken bewegten, die „Büsten" vorzog. Er hat es schließlich selbst gefühlt. Über seinem Lebenslauf liegt der Schimmer einer ewigen, wenn auch edlen Virginität; wie ein Bedauern, die rechte Frucht doch nicht gebracht zu haben. Dann stockte plötzlich der rasche Schritt: wem nützt es? – Solche Anwandlungen warf er in seinen Mannesjahren leicht hinter sich; später überwand er schwerer verzweifelte Anwandlungen von Milde. Er denkt an „Glück", und in seinem Testament verspricht er, sich als letzten Gedanken einige Superlative zu gönnen, zu denen gehört, der preußische Staat möge stets nach seinen milden Gesetzen der glücklichste sein (was sehr merkwürdig ist für einen Staat, der in der Welt der einzige gewesen ist, in dem auf Fahrlässigkeit die Prügelstrafe gestanden hat). Er kehrt zu Jugendträumen zurück; aber es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß im Alter die Stimmen derer, mit denen man ganz jung gelebt, unvermutet hell wieder erklingen, und bedeutet nur, daß der Ring sich schließt.

Aber es führt zu nichts, die großen Gestalten der Geschichte am Absoluten zu messen. Historische Größe fordert andere Beurteilung als menschliche Größe. Goethes oder Tolstois Größe war menschlich und reichte zu den Müttern hinab, aber Zar Peters und Friedrichs Größe war historisch, die Welt bewegend, nicht erlösend. Alle, die für ihr Land oder ihr Gebiet den Anschluß an das neue, erst eigentlich historische Jahrtausend, das um 1500 begann, durchsetzten und imstande waren, ein tragendes Skelett in gestaltloses Dasein hineinzudenken, sind vor der Geschichte groß. Und für Deutschland hat Friedrich und das friderizianische Preußen diesen Dienst geleistet. Beweglichkeit, Schnelligkeit, Leichtigkeit, Knappheit, Zielbeschränkung: diese Eigenschaften hätte vorher niemand für Kennzeichen der Größe gehalten. Sie sind es erst, seitdem der Menschheit bestimmt ist, wie vorher in der Antike, wieder an ihr Werk zu denken, und auch nur so lange, als diese Epoche dauert. Deren Ende aber werden nicht einmal unsere Urenkel herannahen sehen. Beginnt man doch erst jetzt zu bemerken, welche Aufgabe vor uns liegt.

Aber hatte dieser Staat nicht wenigstens Konstruktionsfehler? Das scheinen die beiden Daten Jena und Leipzig, die die Geburtszeit des „neuen Preußens" umrahmen, zu beweisen. Der friderizianische Staat erlag und das Volksheer siegte. Es muß ihm also doch etwas gefehlt haben. Friedrich, so könnte man diesen Einwand gegen seinen Staat formulieren, hatte bei aller Tiefe seiner Organisationsgabe doch ein Gesetz der Organisation übersehen, vielleicht nicht gekannt: das Gesetz von der Stellvertretung der Organe, die Fähigkeit der Körperorgane, im Fall der Not einander beizustehen und zu vertreten, die Funktion eines verletzten, erkrankten, außer Tätigkeit gesetzten Organs zu übernehmen. Diese Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung aller Zellen, dieser innige Beweis der Einheit des

Organismus fehlte in Friedrichs Werk. Diese natürliche Sicherung für den Notfall, die eben ohne Einheitsgefühl nicht denkbar ist, war in dem preußischen Staat, wo der Adel adlig, das Bürgertum bürgerlich, die Armee militärisch war, wo jeder Stand bis zur Einseitigkeit ins Spezifische und Absolute entwickelt wurde, nicht möglich, und deshalb fiel bei der großen Probe der ganze Staat auseinander, sowie nur ein Teil außer Kraft gesetzt war. Es zeigte sich, daß der friderizianische Staat doch nur eine Konstruktion und keine Schöpfung war. Und dieser Mangel, behauptet man hartnäckig, sei niemals, bis heute nicht, gründlich behoben worden; deshalb könnten auch unsere scharfsinnigen Feinde hoffen: wenn man nur erst Preußen isoliert habe, dann werde es schon von selbst zerfallen; was ihm eine Seele einhauche, sei Deutschland, für sich könne es überhaupt nicht bestehen.

Aber es trifft nicht zu, daß Friedrich das Gesetz der Stellvertretung vernachlässigt habe. Zum mindesten hat er mit dem Versagen des Hauptfaktors, des Königs, gerechnet. In diesem Fall sollte der Adel eingreifen, der deshalb auf „staatserhaltende Gesinnung" gezüchtet und erzogen wurde. Ein völlig unabhängiges Selbstgefühl wurde durch die Adelsrechte und Pflichten bezweckt, durch das Verbot, daß ein Edelmann niemals in ein persönliches Untertänigkeitsverhältnis treten oder in der vielfältigen Abhängigkeit eines bürgerlichen Gewerbes leben dürfe. Von diesem Netz der Interessen und Handelsbeziehungen, das ja über die Landesgrenzen hinweggeht, sollte der Adel frei bleiben und zugleich mit seiner Herrenfreiheit das Unabhängigkeitsbewußtsein des Staates repräsentieren. Die preußischen Adelsvorrechte waren psychologische Konstruktionen, nicht lediglich der schönen Rasse wegen, sondern als Mittel zum Zweck der Staatserhaltung erdacht, wurden so dargestellt, zum Beispiel noch im preußischen Landrecht; sie sollten Ehre und Interessen des Adels an die Existenz des Staates fesseln und dieses Band vor jeder Schwäche und Zerfaserung schützen. Und dieses Selbstbewußtsein des Adels hat sich doch, als die Krone gegen Napoleon versagte, bewährt. Als die preußischen Junker die Abhängigkeit von fremden Herren nicht ertragen konnten und im Kampf gegen die Fremdherrschaft unterzugehen beschlossen, da zeigte sich, daß der große König richtig gerechnet und richtig konstruiert hatte. Und deshalb kann man wohl sagen, daß auch bei Leipzig sein Geist noch gesiegt hat. Selbst die Erhaltung einer leichteren und entschiedeneren Lebensart beim Adel bewährte sich nun. „Leichter leben!" forderte Blücher vom König, und der König konnte dem Adel nur raten, gewissenhafter zu leben und nicht zwischen zwei Schlachten zu lange am Spieltisch zu sitzen. Man tauschte seine Tugenden aus.

Sehr weit war also das Prinzip der Stellvertretung in der friderizianischen Organisation zwar nicht ausgebildet, aber es war doch beachtet und ein Anfang dazu gemacht. Es fragt sich, ob Friedrich nicht selbst seine

Erweiterung gewünscht hat, ob das Charakteristische der Freiheitskriege, die Übernahme kriegerischer Funktionen durch das Bürgertum, die allgemeine Betätigung staatserhaltender Gesinnung durch das Volk, nicht die Erfüllung des friderizianischen Ideals ist, oder ob sie nur vorübergehend zu wünschen, auf die Dauer aber als schwächendes Element zu fürchten ist. Diese Frage hat in dem seit den Freiheitskriegen geführten Kampf zwischen Demokratie und Militarismus Gestalt angenommen.

Was bedeuten diese beiden Begriffe in konstruktiver Hinsicht? Demokratische Verfassung sichert den Staat, militaristische Verfassung erlaubt dagegen offensive Politik und Angriffskriege, sie gefährdet also auch das Land, weil sie ihm erbitterte Gegner schafft. Legt man nur Wert auf Staatserhaltung, so sind die Vorteile der Demokratie unermeßlich und wiegen eine militaristische Verfassung überreichlich auf. Denn etwas Sicheres als Demokratie gibt es nicht; sie leistet die denkbar größte Gewähr für den Bestand des Landes. Eine demokratische Regierung sammelt im Frieden ein Kapital von Zutrauen und ist im Kriege der hingebendsten und völligen Unterstützung sicher, weil sie nur die allernotwendigsten Verteidigungskriege führt, den Kampf um die Existenz. Auf die Parole Verteidigung springt ihr noch der friedlichste Mann zu Hilfe; in der Verteidigung fällt Staat und Land zusammen, die ganzen Hilfsmittel des Landes können in den Dienst der Staatserhaltung gestellt werden. Aber der Nachteil ist, daß eine demokratische Politik ihre Offensivkraft verliert. Sie kann nicht angreifen, sie muß warten, bis sie angegriffen wird. Sie setzt sich der Gefahr aus, ausgeschaltet zu werden. Die Demokratie verliert alle Vorteile der Initiative, die Wahl des Zeitpunktes, damit die Wahl des Schauplatzes; aber sie verzichtet auch auf das, was der Nerv aller Politik ist, Veränderungen in den Rechtsverhältnissen auf der Erde vorzunehmen oder sich wenigstens daran zu beteiligen.

Aber an mehr dachten die Preußen nach dem Schrecken und der Erschöpfung der Freiheitskriege auch nicht. Man war froh, mit dem Dasein davongekommen zu sein, den Staat erhalten zu haben. Staatserhaltung schien schon ein so beträchtlicher Wert, daß man darüber hinaus kaum noch zu wünschen Kraft hatte. Alle Militärsysteme konnten deshalb eine demokratische Kriegführung, einen Volkskrieg aus defensiver Politik, wenn auch mit offensiver Strategie voraussetzen. Offensive Politik war durch den endlich niedergerungenen Napoleon so in Verruf gekommen wie das Böse selbst. „Verflucht sei, wer als Deutscher tut, was der Franko-Korse tat," schrieb Goethe, und das war die allgemeine Stimmung. In Preußen schämte man sich seiner Vergangenheit, der friderizianischen politischen Initiative, und Clausewitz, der theoretische Anwalt des Vernichtungskrieges, rettete den großen König durch die kühne Behauptung, seine Offensive sei im Grunde

immer Defensive gewesen, Angriff als beste Form einer notgedrungenen Verteidigung. Ja der Vernichtungskrieg, der absolute Krieg in Clausewitzens Theorie, hat als unausgesprochene Voraussetzung einen Störer des europäischen Friedens, einen offensiv geborenen Feind der Erhaltung der Staaten.

Das eigentlich Preußische, das in Friedrichs Kronprinzenjahren geboren wurde, als er sich entschloß, der Vernunft Voltaires mit den Bataillonen seines Vaters zu Hilfe zu kommen, mit dem Schwert einige Grenzregulierungen vorzunehmen, das Reich des Verfalls auf der Erde einzuschränken und der Stärke und Klarheit Raum zu schaffen, das ist in Preußen erst wieder mit Bismarck in Erscheinung getreten. Er erst hat den Beruf Preußens zum zweitenmal zu Ehren gebracht. Er hat erkannt, daß Preußen berufen war, die Veränderungen der Geschichte, die geschehen sollen und doch nur durch Gewalt geschehen können, zu vollziehen. Preußens Militarismus ist ein Schwert, und ein Schwert hat dem Schicksal gefehlt, nach ihm hat es gesucht, seit das Mittelalter verurteilt worden ist. Weil es keins fand, hat sich ein Krieg dreißig Jahre lang hingeschleppt; weil es in die Hand eines nicht genügend schweren Volkes fiel, zogen sich die Napoleonischen Kriege ohne Ergebnis hin und endeten sinnlos. In Preußen allein fand sich alles leidlich beisammen, Geist, Schärfe und Rückhalt; deshalb mußte es werden, was es ungern ist, der Vollstrecker der Geschichte in Europa. Und sein Beruf scheint an das Reich übergegangen zu sein, in das es aufgegangen ist, das damit sein Erbe angetreten hat. Wo Rückstände, Hindernisse der Entwicklung und Erdkolonisationen wegzuräumen sind, wo unerträgliche Aspirationen, denen längst keine Leistung mehr entspricht, abzubrechen sind, wo Mächte, die eine günstige Zufallslage mißbräuchlich ausnutzen, in die Schranken zu weisen sind, überall wird eine geistgelenkte Gewalt gebraucht. Diese Aufgabe ist da, und es ist nicht sehr tief zu glauben, man könne bei dieser Lage der Dinge ein Schwert haben, ohne daß das Schicksal es requiriert mitsamt dem Manne, der es führt. Man stelle sich vor: keine Nation kann untergehen, ohne zu versuchen, ganz Europa in den Wirbel ihres Verfalls hineinzuziehen, keine kann freiwillig vom ersten Rang herabsteigen, auch wenn sie ihn innerlich längst verloren hat, keine kleine Nation kann ihren Größentraum aufgeben, wenn sie ihn eine gewisse Zeit gehegt hat, kein Zufallsstaat wird sich freiwillig seiner Souveränität begeben, keiner ein Land herausgeben, nur weil er es schlecht verwaltet oder verkommen läßt, keiner sich beschränken, weil er zu groß ist. Das alles und vieles andere ist vollauf und ganz gegen die menschliche Natur und muß doch geordnet werden; kann aber nur geschehen durch Verletzung bestehender Ordnung, durch Gewalt (Gewalt ist, was Macht überwinden kann, definierte Kant). Und diese Bestimmung hat Preußen nun einmal übernommen.

Nach diesem Beruf Preußens, Geschichte zu machen, muß man seine Konstruktion beurteilen; sie ist gut, wenn sie Freiheit läßt und Kraft gibt, diesen Beruf zu erfüllen, also Geist und Gewalt nicht bindet; sie wäre genial, wenn sie den politischen Geist, die Begabung für angewandte Geschichte, so sicher einpflanzen könnte, wie den mehr passiven der Staatserhaltung.

Beurteilt man nach diesem Kriterium die einzelnen Organe des preußischen Staates, so findet man zunächst, daß die absolute Monarchie keine Gewähr für Erfüllung des preußischen Berufes geboten hat und auch nicht bieten kann. Worin beruht denn der Absolutismus des Königs? In der Fähigkeit, auf die Liebe des Volkes zu verzichten. Dazu ist aber ein König in den seltensten Fällen imstande. In Preußen haben deshalb nur zwei Stimmen absolut geherrscht, Friedrich und Bismarck; sie allein haben dem Beruf Preußens zuliebe im Kalten gelebt und auf die Liebe des Volkes verzichten können. Bismarck, zu dessen Grundüberzeugungen es gehörte, daß die Popularität das Ende der Suveränität ist, versuchte die Beziehungen zwischen König und Volk feierlich und unpersönlich zu gestalten. Einmal ist es ihm gelungen, aber schließlich ist er darüber gestürzt; denn das ist doch der letzte Grund seines Scheiterns, daß er sich zugunsten der Unabhängigkeit der Krone zwischen König und Volk stellte. Die Begabung für Popularität ist in der preußischen Dynastie zu stark; sie ist eine Erbtugend. Die preußischen Könige können dem Volk nichts versagen, und die feierliche Beziehungslosigkeit zwischen Volk und König scheint für Preußen unnatürlich zu sein und jedenfalls nicht durchführbar. Dazu sind nicht nur die Hohenzollern zu volksliebend, sondern auch das Volk zu königstreu, zu persönlich in seinem Empfinden für das Königtum. Auch hat es schon zu gut begriffen, welches Machtmittel in der Volksliebe liegt. Mit Liebe umarmt und umspinnt es den Herrscher und macht ihn gegen sich wehrlos. Hat es doch immer die Möglichkeit, diese Liebe zu entziehen. Es scheint aber nicht möglich, daß jemand, der an diesen ungeheuren Zustrom von Kraft und Sicherheit gewöhnt ist, sein plötzliches Aufhören ertragen könnte. Wilhelm I. hat es für das schwerste Opfer seines Lebens erklärt, daß er in der Konfliktszeit auf die Einigkeit mit dem Volke verzichtete. Er hätte noch lieber abgedankt, als das zu ertragen, wenn ihn nicht Bismarck auf diesem Gang gehalten hätte. Und die meisten preußischen Könige sind in ihrer Lebensstimmung durchaus volkstümlich und volksnah gewesen, geduldig und defensiv in der Politik, das Recht oft bis zur Schwäche liebend. Die Möglichkeit, neues Recht zu schaffen, im Aufräumen und Richtigstellen gewaltsam fortzufahren, was der Sinn der Suveränität ist, wird durch ihre Volkstümlichkeit, durch die fest organisierte Einigkeit zwischen Volk und Krone aufgehoben.

Sehr empfindlich gegen Volksliebe sind in Preußen dagegen die Junker.

Ihr Unabhängigkeitssinn weiß zu gut, daß es schwächt und verweichlicht, geliebt zu werden, und daß es immer vergolten werden muß. Die Popularität ist ihnen zu teuer. Aus Furcht vor Effeminierung wollen sie nicht einmal von ihren Frauen, geschweige vom Volke geliebt werden. Sie haben deshalb auch immer in viel höherem Maße eine vom Volke unabhängige Politik betrieben als die preußischen Könige, aber, ähnlich wie die Engländer, für sich, nicht für Preußen, nicht für Preußens Idee, da haben sie immer nur Gefolgschaft geleistet. Sie haben wohl eine königliche Unabhängigkeit, aber nicht den königlich-preußischen Veränderungstrieb des Friderizianismus; nicht in der äußeren Politik und nicht in der inneren. „Wir wollen das Volk vorwärts peitschen," beteuerte einmal im Reichstag ein Sozialist, und ein preußischer Graf rief dazwischen: „So grausam sind wir nicht." Warum eigentlich nicht? Der dem Beruf Preußens widersprechende, ausschließliche Konservatismus hindert sie, in Preußen zu herrschen, wie Bismarck und Friedrich geherrscht haben. Und was haben sie in den letzten Jahrzehnten, wo die Welt verteilt wurde, andere Nationen sich halbe Erdteile angegliedert haben, für unsern auswärtigen Beruf getan? Ein Protest gegen eine anmaßende Herausforderung Winston Churchills ist das einzige Preußische, woran man sich erinnern könnte. Es hat sich gezeigt, daß der Adel seine alte, ihm von Friedrich gesetzte Aufgabe der Erhaltung und Verteidigung des Staates immer treu bewahrt, daß Staatserhaltung sogar zur festen Idee bei ihm geworden ist, daß er aber seiner Veranlagung nach für den bewegenden Beruf Preußens weniger in Betracht kommt.

Das Heerwesen ist bewußt unpolitisch; auch hier handelt es sich nur darum, ob man eine Organisation für defensive Politik für ausreichend hält oder darüber hinausgeht. In den Freiheitskriegen zeigte sich, daß für eine Entwicklung des preußischen Heerwesens zwei Wege möglich waren: entweder Demokratisierung des Heerwesens oder Militarisierung des Volkes. Und man hat sich in Preußen bewußt gegen das erste und für das zweite entschieden, also gegen eine Identifizierung von Volk und Heer. Man war 1813 in der Demokratisierung des Krieges schon sehr weit gegangen. Unter Volkskrieg verstand man damals mehr als heute: die Volksbewaffnung, die dem Feind den Aufenthalt im Lande unmöglich machen sollte, die Mitwirkung der nicht zum Heere gehörenden Bevölkerung. Scharnhorst schuf im Landsturm eine Waffe, deren Bestimmung sich vom französischen Franktireurwesen wenig unterschied. „Nach unserer Vorstellung vom Volkskriege muß er wie ein Nebel und wolkenartiges Wesen sich nirgends zu einem kompakten Körper verdichten," schrieb Clausewitz, der im übrigen die Frage nach den politischen Folgen des Volkskrieges „den Philosophen" überwies und der sich über die beschränkte Macht des Volkskrieges keinen Illusionen hingab, über die „Allmacht, die unwider-

stehliche Naturkraft" mit leichter Ironie sprach. Scharnhorst, dem Bauernsohn, lag die Angelegenheit mehr am Herzen, aber darum wird er ja auch in Preußen nicht ohne Bedenklichkeit angesehen. Daß man ihn verleugne, ist Übertreibung, hat man doch einen Panzerkreuzer auf seinen Namen getauft, aber daß er wenig gefeiert wird, läßt sich nicht bestreiten. Man hat diese Richtung in Preußen nicht gewollt. Wir haben niemals einen Volkskrieg geführt wie die Franzosen 1813, 1870, und im Verein mit den wallonischen Belgiern 1914. Das mag daran liegen, daß wir meistens seit Bestehen der Volkskriegidee (also seit der Revolution) den Krieg nicht im eigenen Lande geführt haben; denn der Volkskrieg ist natürlich nur eine Verteidigung gegen einen eingedrungenen Feind, er ist deshalb auch immer einseitig; im Volkskrieg kämpfen immer irreguläre Bevölkerung gegen reguläres Heer, ein Volk gegen einen Staat. Aber immerhin haben wir diese Gelegenheit auch gehabt, 1813, und 1914 in Ostpreußen. Aber nicht nur die Regierung will ihn nicht; er liegt auch der preußischen Bevölkerung nicht; solche regellose, listenreiche, hinterhältige, phantastische, abenteuerliche Kriegführung mit Verkleidungen und Verstecken widerspricht dem deutschen Volkscharakter; das Volk ist auch zu friedlich, als daß es nicht der Uniform durchaus bedürfte, um in die Stimmung des Kriegs zu kommen. Es ist undenkbar, im Alltagskleid oder sonntäglichen Kirchenrock Dinge zu tun, die nur in Uniform und auf Befehl einer tausendfach als gewissenhaft bewiesenen Autorität nicht Verbrechen sind.

Es ist sehr wichtig, daß Preußen grundsätzlich diese Trennung zwischen Heer und Volk beibehalten und auf den Volkskrieg, der in allen demokratischen Ländern eine so große Rolle als letztes Mittel spielt, verzichtet hat. Daß es niemals auf diesen ungewissen, unabschätzbaren Rückhalt rechnete, hat seinem Militärwesen einen besonderen Zug gegeben, seiner Militärpolitik den scharf rechnenden, seiner Strategie den offensiven Charakter erhalten. Es hat verhindert, daß wir in der Vorstellung unbegrenzter Macht, in der mysteriösen Schätzung der Gemütskräfte schwelgten und uns mit dem Gedanken, den Krieg am besten im eigenen Lande zu führen, befreunden konnten. Frankreich, das den Volkskrieg erfunden, mit ihm zur Zeit der Revolution gesiegt zu haben glaubt, ist zu seinem Schaden nie wieder von dieser Idee losgekommen. „Der Kaiser kennt uns noch nicht, wenn er glaubt, mit dem Niederwerfen unseres Heeres sei es getan," schrieb Clemenceau nach den ersten Kriegswochen. Genaue Verantwortlichkeit, keine Schatzgräberei, kein Rechnen mit unbekannten Größen; der Drang, den Kriegsschauplatz in Feindesland zu verlegen; möglichste Verstärkung des stehenden Heeres und seines Ersatzes als des alleinigen Kampfkörpers, also statt Demokratisierung des Heeres eine allmähliche Militarisierung des Volkes; und schließlich das gute Gewissen bei Unterdrückung und Verurteilung des

Volkskrieges in fremden Ländern: das verdankt man in Preußen dem schließlichen Festhalten an der ursprünglichen friderizianischen Anlage eines spezifischen Heerwesens und einer militärischen Kriegführung. Gerechtfertigt ist ein solches System aber nur durch den Glauben an das Recht offensiver Politik. Ohne ihn ist der absolute Militärgeist und der absolute Krieg wirklich nur eine Barbarei, weshalb zum Beispiel Clausewitz immer nur radikal wirkt, wo Friedrich (und auch Napoleon) groß. Nicht ein militärischer, sondern ein politischer Militarismus ist preußisch. Und den kann natürlich das Heer selbst nicht erhalten.

Dann bleibt also die Frage übrig, ob das Bürgertum der Träger der preußischen Idee werden kann. Man muß zugeben, daß ihm dazu alle Tradition fehlt, daß seine Vergangenheit dem zu widersprechen scheint. Friedrich hatte das Verhältnis von Staat und Bürgertum als ein nüchternes Interessenverhältnis begründet, ohne Gemütsbeteiligung, selbst ohne Verständnis von seiten der Bürger vorauszusetzen für die Macht des Staates, geschweige denn für das, was er den Ruhm des preußischen Staates nannte. Ihnen wollte er mit seinem Staate nicht eine besondere Art, sondern nur gute Qualität bieten. Er sollte für sie schlechthin der beste Staat sein. Als ein Ansiedler mit den Leistungen des Staates nicht zufrieden war und murrte, er würde anderswohin ziehen, antwortete der König nur: „Daran tut Er recht, ich würde auch auswandern, wenn ich ein besseres Land wüßte." Er traute ihnen nicht zu, daß ein Bürger Preußen so schön fände, daß er es lieben könnte, daß irgend jemand ihm zuliebe tun könnte, was er nicht seines Interesses wegen täte. Vaterlandsliebe war so wenig wie Begeisterung ein Posten in der preußischen Rechnung. Der König suchte seinen Staat nur so einzurichten, daß er der Meistbietende bleibt, daß über ihm die Einsicht und die Nüchternheit waltet, die für ein Maximum von Wohlergehen, Freiheit, Schutz, Förderung, Ehre Gewähr leistet. Der Staat ist nach innen eine nüchterne und eine ganz irdische Einrichtung. Nur nach außen hat er eine darüber hinausgehende Größe und Aufgabe, die aber auch nur irdisch ist. Den Schlachtruf, den man in Norddeutschland von Gustav Adolf übernommen hatte: „Gott mit uns"! hat Friedrich als vermessen abgelehnt. Stärkere Kader, die beste Justiz und die einsichtigste politische Ökonomie, mehr sei nicht nötig und weniger nicht zureichend. Aber das Volk begreift nicht, daß es nicht darauf ankommt, Wärme ins Leben zu tragen, sondern sich an seine Kälte zu gewöhnen. Man kann nicht kalt genug sein; denn merkwürdig (diese Entdeckung machte Kant nach ihm), das Kalte, das Formale, das Ungütige ist gut. Das Kalte leuchtet und schenkt. Das Herz stört, ist vielleicht verächtlich, für den Schaffenden wie für den Sittlichen gilt es, den Nullpunkt zu erreichen. Und wie man von Kants Imperativ scheinbar sagen kann,

er sei ganz kalt, wenn man eben nicht die ungeheure Willensausstrahlung in ihm spürt, was nur möglich ist, wenn man sich auf seine Seite stellt, so mußte auch der preußische Staat den Bürger in seiner Nüchternheit kalt und fremd anmuten, wenn er nicht an seinem Willen beteiligt war.

Friedrichs Absicht war gewesen, das Bürgertum vom Staat möglichst zu entlasten, es den Staat möglichst wenig fühlen zu lassen. Jede Art Wirtschaft sollte in gerader Linie, mit wechselnden Mitteln, in ihren Erträgen und Umsätzen gesteigert, ihr Wachstum durch die Armee geschützt werden. Das Land sollte an Umfang wachsen nur durch dynastische Mittel, Heiraten und Erbverträge, durch Schutzverträge mit Freistädten, durch kriegerische Eroberung solcher deutscher Regionen, die, gegen die Natur, noch im Besitz ausländischer Mächte, Schwedens, Englands, Frankreichs waren, mit Hilfe von Söldnern und des Geldes von Bundesgenossen, die seine Politik erwarb. Von alledem hätte das Bürgertum wenig Unruhe und keine Last gehabt. Die Steuern hätten sich reichlich bezahlt gemacht, Opfer an Gut und Blut waren, nachdem Preußen aus dem Gröbsten heraus war und eine Anerkennung seiner Großmacht erkämpft hatte, nicht mehr zu erwarten. Vom Heeresdienst war das Bürgertum befreit, vom Offizierkorps zum Teil abgeschlossen, teils des Heeres wegen, das durch die Lebenslust und Lebensüppigkeit und Weichheit des Bürgertums nicht betroffen werden sollte, weil es Todes- und Gefahrverachtung brauchte, teils des Bürgertums wegen, dem eine forzierte Lebensauffassung nicht zugemutet werden konnte. Alles war auf Glück und Gedeihen, auf Entlastung der Zivilisation angelegt in diesem Militärstaate. Der Staat wollte dem Bürgertum nur geben und, wo er nahm, das Genommene zu seinen Gunsten anlegen und reichlich vergelten. Da brachten die Freiheitskriege die Versöhnung von Krieg und Bürgertum.

Das war die neue Erfahrung, die man damals machte: Bildung und kriegerische Leidenschaft schließen sich nicht aus; im Gegenteil die Intellektuellen sind die erbittertsten Draufgänger, die am leichtesten Entflammten, zum Haß Bereiten. Die Gebildeten kamen zuerst, als der König zu rufen zögerte, sie kamen freiwillig, begeistert, vollzählig und brachten die äußerste Entschlossenheit mit. Sie dachten vielleicht weniger daran zu siegen oder zu sterben, als unbedingt zu siegen. Es brach wie ein zurückgestauter Strom von Kriegs- und Opferlust, aber auch von Zukunftsfreudigkeit aus der Brust dieser Intellektuellen. Ihr Atem gab dem Freiheitskrieg eine bisher unbekannte singende Wildheit und Helle. Diese lebendige psychische Teilnahme beschränkte sich zunächst lediglich auf das Bürgertum. Daß das Volk sich damals wie ein Mann erhob, ist eher eine literarische Legende, was man wohl heute, wo wir Größeres erlebt haben, eingestehen darf. Glaubwürdig klingen die Berichte, daß das niedere Volk sich anfangs wenig teilnehmend zeigte und schwer

in Schwung kam. Das Volk ist in Deutschland nicht heroisch und kriegslustig veranlagt. Und gerade das Begeisterte und Forzierte ist ihm zuwider. Noch 1870 meinte verdrießlich ein märkischer Bauer: „Nun geht das alte Siegen wieder los!" Natürlich ist ihnen nicht die Landesverteidigung mit aller Not, Mühe und Opfern zuwider, sondern gerade das Aufgeregte des Sieges, die Affekte des Krieges, das heftig und dramatisch Bewegte, also gerade das, was die städtische und bürgerliche Bevölkerung fortreißt und als Stimmung der Freiheitskriege in der gebildeten Welt fortlebt. Diese Zeit war ein erstes Zusammenschlagen von preußischem Militarismus und deutschem Intellektualismus.

Das hat sich nun wiederholt und zwar in größtem Umfang, da auch das ganze Volk bewußt und ohne Ausnahme mit ganzer Seele am Kriege beteiligt ist. Nun könnte sich wiederholen, was nach den Freiheitskriegen geschehen ist. Das Volk faßt den Krieg nicht auf als eine offensive Politik, es bemächtigt sich nicht der alten preußischen Idee, es fühlt den Krieg nur als Landesbefreiung, als Verteidigung, nicht als Geschichte-Machen, es kämpft nicht eigentlich für den Staat, sondern für die Hoffnung, den Staat nach dem Kriege gründlich umzugestalten, und käme schließlich wieder, wie im vorigen Jahrhundert, in militärfeindliche Stimmung – aber da es gelungen ist, den Geist der Verteidigung und der Staatserhaltung im ganzen Volke aufs lebendigste zu erwecken, trotzdem er keineswegs von Anfang an vorhanden war, so kann es nicht unmöglich sein, ihm auch den Sinn für den offensiven Beruf Preußens zu erschließen. Erst dann würde der preußisch-deutsche Militarismus, den unsere Feinde uns so eindringlich in die Ohren rufen, der aber jetzt eine Antezipation ist, Wirklichkeit sein, dann wäre die preußische Prägung des großen Königs erst vollendet. Bei dem Kampf um neue Rechte in Preußen sollte man nie vergessen, daß das Recht auf Politik königliche Gesinnung voraussetzt.

Welche Gefahr in dem preußischen Glauben an seinen politischen Beruf liegt, zeigt uns England, dessen Charakter dem preußischen verwandt ist in seiner Geringschätzung papierner Rechte und dem Respekt vor lebensstarken Tatsachen, das aber seine Gewalt zu einer englischen Interessenpolitik mißbraucht und die politische Idee so völlig verkehrt hat, daß es gerade ein Schützer alles Verfalls und ein Feind alles zukunftstarken Lebens geworden ist. Preußen, dessen Ehre es immer gewesen ist, jede Tüchtigkeit anzuerkennen, wo es sie traf, kann nur eine Politik der Förderung, nicht der Hemmung führen, zur Freude der Aufblühenden, zum Schrecken der Untauglichen. Daß es an eine eigensüchtige Politik nicht denken will, hat es wohl damals am stärksten bewiesen, als es in Deutschland aufging, ohne Furcht, daß seine Idee verloren gehe.

Die Häuser an der Dzamija

Roman von Robert Michel

(Fortsetzung)

Nun sollte Muzir nebenan in das Haus Boro gehn, um Bozkos Ankunft anzukünden. Aber Muzir sah schon sein Vaterhaus, und vor dem Haus an der Bachrinne sah er seine Mutter Wäsche waschen. Er trat näher. Die kleine Hatka, die auf der Türschwelle spielte, erblickte ihn zuerst und erschrak heftig vor diesem großen fremden Mann. Sie streifte hastig einen Pantoffel ab und klopfte mit dem Absatzholz auf einen Stein. Da wurde die alte Habibija aufmerksam, und weil sie kein Tuch zum Verhüllen bei sich hatte, wandte sie das Gesicht ab und lief, die nassen Hände von sich haltend, in den Hof. Die kleine Hatka lief ihr so eilig nach, daß ihr auch der zweite Pantoffel von den Füßen fiel. Muzir stand bewegt im Tor und überblickte tränenden Auges das Bild. Hassan war darüber ungehalten, daß der fremde Mann nicht weiter seiner Wege ging, und ließ seinen ersten Ärger an der kleinen Hatka aus. Er stieß sie in den Rücken: „Kannst du nicht besser achtgeben, du dummer Balg? Warum klopfst du so spät!" Habibija hatte mittlerweile ihren Sohn Muzir erkannt und stand da, ihm voll zugewendet, Staunen und Freude im Antlitz über diese liebe stattliche Erscheinung. Da fuhr sie Hassan gleich gehässig an: „So weit bist du schon mit den fremden Männern? Ich werde dir . . ." Weiter kam er nicht, denn eine kräftige Ohrfeige Muzirs hatte ihm das Reden plötzlich verschlagen. Muzir schloß seine Mutter in die Arme und drückte sie lange an sich. Dann löste er die Arme langsam von ihr: „Und wo ist der Vater?" „Auf dem Felde." „Und Lejla und Zahida?" „Drin, im Haus." Habibija wollte die Mädchen gleich rufen, aber Muzir wehrte ab: „Später, später. Ich muß noch zu den Eltern Boro, ihnen Nachricht von Bozko bringen. Dann komme ich bald wieder."

Schon vor Muzirs Ankunft war in das Haus Boro die Nachricht von der Rückkehr der jungen Auswanderer gedrungen. Der alte Mitar, sein Sohn Jwan und Fila, dessen Braut, waren eben von der Feldarbeit gekommen, und nun wollten sie zusammen die Milchsuppe essen, die ihnen die alte Milja vorgesetzt hatte. Heute gingen aber die Löffel nicht so geläufig von der Schüssel zum Mund. Besonders Fila hatte so manches zu reden und hielt den vollgeschöpften Löffel jedesmal so lange vor sich in der Luft, daß sich darunter auf die Tischplatte viele weiße zerplatzte Tropfen zeichneten. Sie gab sich nicht die geringste Mühe, sich zu verstellen: „In so einer Hütte ist doch nicht Platz genug für zwei erwachsene Söhne. Er hätte bleiben sollen, wo er war." Sie stieß beim Sprechen erregt mit dem Ellbogen des freien Armes umher und traf wiederholt Jwan, so daß er

alle Mühe hatte, die Suppe aus seinem Löffel nicht zu verschütten. Er widersprach ihr aber nicht, sondern blieb gleichmütig. Nur der Vater suchte sie zu beschwichtigen: „Zwei arbeitsame Hände mehr kann man immer brauchen." „Wenn die Hände nur nicht die Feldarbeit verlernt haben. Weißt du es sicher, daß er zu Hause auch arbeiten will?" „Vielleicht bringt er ein wenig Erspartes." „Einen hungrigen Magen wird er bringen, sonst nichts. Und seine Arbeit? . . ." Sie schlürfte rasch den Löffel aus und schwenkte dann verächtlich mit ihm vor Mitars Gesicht herum.

Die alte Milja saß neben dem Herd auf dem Lehmboden und schien die Reden der zanksüchtigen Fila nicht zu beachten. Sie lächelte manchmal ein wenig vor sich hin, und wenn der gewohnte Husten aus ihrer Brust hervorbrach, erstickte sie ihn rasch mit der hohlen Hand am Mund. Da wurde draußen an der Hoftüre geklopft. Alle reckten erwartungsvoll die Köpfe empor. Fila machte den letzten nutzlosen Versuch, den unerwünschten Gast vom Hause fernzuhalten. Sie erklärte aufgeregt, fast schreiend: „Ich, ich öffne ihm nicht die Tür." Jwan wollte aufstehen, sie zog ihn aber heftig am Ärmel nieder und zwickte ihn dabei in die Haut. Mittlerweile hatte sich die Mutter Boro mühsam erhoben und war schwankenden Schrittes hinausgegangen. Das Klopfen an der Türe hatte in ihrer Brust eine plötzliche Freude geweckt, die aber von einem heftigen Hustensturm niedergehalten wurde.

Als die Alte die Hoftür geöffnet hatte und anstatt Bozkos den heimgekehrten Nachbarssohn erblickte, verschlug ihr der Schreck den Atem, so daß auch der Husten verstummte. Sie wollte nach ihrem Sohne fragen, brachte aber kein Wort hervor, und auch Muzir vermochte in seiner Bewegtheit nicht zu reden. Er reichte Milja die Hand und ging dann vor ihr ins Haus hinein. Auch da streckte er jedem zuerst stumm die Hand entgegen, auch Fila, die er gar nicht kannte. Erst als er sich neben den Vater Boro auf die Bank hinsetzte, war er imstande, nachträglich die Grußworte zu sagen, und das löste ihm die Zunge. Umständlicher, als er es beabsichtigt hatte, klärte er sie nun über Bozkos Schicksal auf. Mitar und Jwan hörten Muzirs Bericht schweigend an, nur Fila sprach manchmal einige Worte dazwischen, aber bloß für sich, und ohne dadurch Muzirs Rede zu unterbrechen. Sie wurde bei der Nachricht von Bozkos Mißgeschick milder gegen ihn gestimmt; denn es schien ihr gewiß, daß Bozko als Stummer nicht das Regiment im Hause führen werde. Milja kauerte wieder neben dem Herde. Auf sie wirkte die Botschaft von dem Unglück ihres Sohnes wie vernichtend. Sie konnte den heftigen Hustenanfällen kaum mehr Widerstand leisten, und die Trostesworte, die sie laut sprechen wollte, wurden immer wieder vom Husten zerrissen: „Wenn er nur wieder hier ist . . ." Schließlich fühlte sie sich so entkräftet, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Sie schleppte sich in die Nebenkammer und legte sich auf ihr Lager.

Nachdem Muzir seinen Gefährten unterhalb des Dorfes verlassen hatte, blickte ihm Bozko wehmütig nach, bis Muzir zwischen den Häusern des unteren Dorfes verschwand. Er heftete nun seine Blicke nach jenem Stück des Weges zu den Häusern an der Dzamija, wohin er von da aus sah und wo Muzir wieder auftauchen mußte. Er erinnerte sich, wie er als junger Bursch oft auch so zwischen den Steinen stundenlang liegen oder sitzen konnte, den Blick auf eine bestimmte Stelle gerichtet, wo er ein Tier erwartete, dem er eine Falle gestellt hatte. Heute aber kannte er keine Geduld. Die Zeit, bevor Muzir wieder sichtbar wurde, dehnte sich unerträglich in die Länge. Schon wollte Bozko aufspringen und ihm nacheilen, als gerade eine Bäuerin den Weg herab kam. Bozko legte sich ganz flach hin zwischen die großen Steine, um von ihr nicht entdeckt zu werden. Er hatte dabei ein Ohr bis an den Boden gedrückt und hörte nur leise und dumpf die weichen Tritte der Opanken, und nur wenn der Fuß der Bäuerin mit lockerem Gestein rührte, klang es heller durch den Boden. Als es unter seinem Ohr ganz still geworden war, richtete er sich auf und schaute wieder nach Muzir aus. Nur noch einige Augenblicke hielt seine Geduld an, dann sprang er auf und ging über den steinigen Abhang, den Weg meidend und dem Dorfe in weitem Bogen ausweichend, bergwärts den Häusern an der Dzamija zu. Auch oben ging er nicht auf dem Weg, sondern kletterte auf den steilen Felsen empor, einen Pfad, den er von den Bubenjahren her wußte; so kam er endlich bis an die Hofmauer von seinem Vaterhaus und kletterte hinüber. Dann überquerte er hastig den Hof, und ohne anzuklopfen trat er rasch in die väterliche Hütte. Pochenden Herzens blieb er in der offenen Türe stehen, als müßte er da die Willkommgrüße abwarten. Muzir unterbrach sofort seine Rede, und alle schauten einigermaßen erschrocken auf Bozko hin, der gleichsam wie ein Geist, ohne durch Pochen an der verschlossenen Hoftür den Einlaß erwirkt zu haben, erschienen war. Alle blieben sitzen und nicht ein Wort kam ihm entgegen, denn jeder scheute sich, den Stummen mit gesprochenen Worten zu begrüßen. Diese allgemeine Befangenheit hielt eine ganze Weile an, und Bozko ließ seine Blicke beklommen von einem zum andern gehen, und seine Augen suchten auch in der Stube umher. Da ließ sich Miljas Stimme aus der benachbarten Stube vernehmen: „Warum sprecht ihr nicht mehr? Ist Muzir weggegangen? ... He! Warum sprecht ihr nicht?" Nach diesen Fragen kam sie selbst hervor, und beim Anblick des Sohnes blieb sie wie versteinert stehen. Da rang etwas in Bozkos Brust, daß sie wehvoll auf und nieder ging, und seine Hände ballten sich zusammen wie bei einer allzuschweren Arbeit. Dann riß er den Mund weit auf, als wollte er schreien, schloß ihn wieder, öffnete ihn schmerzlich verzerrt noch einmal, und da kam es gurgelnd und heulend

hervor: „Mutter!" und gleich noch einmal heller und geschmeidiger: „Mutter!" Er stürzte hin zu ihr, und als zwänge ihm ein Herzschlag nach dem anderen jedesmal dieses eine Wort ab, wiederholte er es unter Tränen, beseligt von der unerwartet wiedergewonnenen Fähigkeit der Sprache, freudig noch einige Male. Mutter Boro nahm Bozkos Kopf verlegen zwischen die Hände und wendete ihn unschlüssig hin und her wie ein Ding, mit dem sie nichts anzufangen wüßte; dann zog sie ihn schließlich an ihr Gesicht und stammelte: „Und sie sagen, du kannst nicht sprechen."

Bei den Häusern an der Dzamija bereitete sich ein Fest vor. Niemand hatte vorher darüber gesprochen, aber die Rückkehr des Muzir und des Bozko aus Amerika mußte doch wohl gefeiert werden. An allen Bewohnern des obern Dorfteiles war das Vorgefühl des Festes zu erkennen, und selbst in die unteren Häuser hatte sich die angenehme Hoffnung auf eine allgemeine Feier eingeschlichen. Ahmet Kaladzic, der unten im Dorf eine Rasierstube hatte, in der er auch schwarzen Kaffee ausschenkte, kam schon am frühen Nachmittag an den Häusern bei der Dzamija wie von ungefähr vorbei und begrüßte den Vater Muzirs im Hoftor. Ahmet war der beste Koch des Ortes. Niemand im Dorfe verstand es so gut wie er, ein Lamm auf dem Spieß zu braten; und niemandem gelang die süße Paluza aus Mehl und Zucker besser als ihm. Sein bloßes Kommen wäre schon eine deutliche Anspielung gewesen; aber nach der umständlichen Begrüßung wurde Ahmet noch deutlicher: „Schön ist es heute, kein Wind ... es wäre eine Lust, im Freien ein Feuer anzumachen. Der Rauch müßte wie eine Lerche zum Himmel steigen." Dann wandte er sich zum Gehen: „Wenn du mich einmal brauchen solltest, Ibro ..." Vater Skeho unterbrach ihn verständnisvoll: „Gut, gut, Ahmet; ich weiß genau, wo dein Haus steht." Ibro Skeho hätte nicht erst dieser Anregung bedurft. Er hatte schon früh das fetteste Lamm aus der Herde ausgesucht und es nicht mehr mit auf die Weide treiben lassen. Ahmet mag sein Blöken aus dem Stall gehört haben und hatte wohl deshalb die Unterredung so abgekürzt.

Auch Bozkos Vater, der alte Mitar Boro, verschloß sich nicht der Einsicht, daß die glückliche Rückkehr seines Sohnes gefeiert werden müsse, aber da er ein armer Kmet war, gab er von dem Seinen nicht so leicht wie sein Nachbar Ibro. Er hatte schon zeitlich früh, ehe Fila die Herde hinaustrieb, allen jungen Lämmern prüfend unter die Wolle gegriffen, ohne sich für ein bestimmtes entscheiden zu können; denn bei den fetten war ihm leid, und bei jedem mageren sagte er sich: „Wenn man ihm auch noch das Fell abzieht, dann erkennen es alle mit dem bloßen Auge, wie mager es ist, und ich müßte mich schämen." Später ging er in den

Garten, zog junge Zwiebeln aus der Erde und legte sich dabei zurecht: „Wenn Ibro ein Lamm zum besten gibt, werde ich dazu reichlich Zwiebel geben.“ So wollte er sich noch eine Zeitlang über die Notwendigkeit hinwegtäuschen, daß auch aus seiner Herde ein Lamm werde fallen müssen.

Adem Jazvin ließ heute die Kinder aus seiner Schule früher frei, und der ernste Nurija Sekirija hieb freudiger auf den Grabstein los und wurde rascher fertig mit seiner Tagesarbeit. Auch jene, die das Tagewerk von den Häusern weit weggeführt hatte, verrichteten ihre Arbeit hurtiger, um früher heimzukehren. So waren auch Iwan und Fila, die mit den zwei kleinen Kühen auf Boros Feld hinausgezogen waren, schon zur Rückkehr bereit, als noch die Sonne hoch am Himmel stand. Iwan eggte und glättete den Acker. Er stand auf dem groben Holzrechen mit dem breiten flachen Besen von langen Ruten weit zurückgeneigt und trieb die Kühe vor sich mit der Weidenrute eifrig an, denn es war nur mehr der letzte Streifen der Feldfläche zu bewältigen. Als er am Ende ankam, wo Fila saß, sprang er rasch ab, und Fila legte die Handspindel weg und half ihm das Feldgerät auf die Kühe aufladen. Die eine Kuh bekam das Joch und die Deichsel auf den Rücken und die zweite die Egge mit dem Besen. So wurden sie auf dem schmalen Karststeig hintereinander heimgetrieben. Fila nahm die Vorratstasche über die Schulter, steckte noch die Kürbisflasche und die Handspindel hinein und beeilte sich nun, mit der Schafherde nachzukommen.

Noch stand die Sonne hoch über dem jenseitigen Berg, als schon fast alle Bewohner des Dorfes auf dem vorspringenden flachen Platz bei den Häusern an der Dzamija versammelt waren. Der Rauch des Feuers, das Ahmet hier angemacht hatte, stieg steil und licht empor und war noch weiter zu sehen als die Minarettspitze. Wer nicht von selbst zum Feste kam, den mußte dieses freundliche Zeichen heranlocken. Ahmet war geschäftig an der Arbeit. Schon hatte er beiden Lämmern das Fell abgezogen und sie ausgeweidet. Nun stieß er dem einen den Spieß der Länge nach durch den Leib unb bald drehte es sich über dem knisternden Feuer. Ein kleiner Junge wurde zur Aushilfe mit dem Drehen betraut, und Ahmet machte daneben das zweite Feuer und das zweite Lamm zurecht.

Während die Lämmer sich unter leisem Prasseln zu bräunen begannen und einen leckeren Duft verbreiteten, wurde ein drittes Feuer angemacht, über dem die wassergefüllten Kannen zum Bereiten des schwarzen Kaffees aufgestellt wurden. Die Ankommenden setzten sich nahe um die Feuer herum und schauten untätig zu. In diesem geschlossenen Kreis saßen nur Männer. Die christlichen Frauen und Mädchen, die ihren Männern und Vätern schüchtern nachgefolgt waren, hielten sich in kleinen Gruppen bescheiden weiter entfernt. Noch weiter, bloß als unbeteiligte Zuschauerinnen,

ließen sich da und dort verhüllte Mohammedanerinnen nieder. Manchmal erklang ein scherzhaftes Wort und erweckte einige Heiterkeit. Lange sollte indessen die Untätigkeit der Harrenden nicht anhalten, denn schon wurde manches zu der festlichen Bewirtung bereit. Adem Jazvin hatte einen vollen Topf Honig gespendet. Der wurde in einigen großen Ibriks mit Wasser gemengt, und dann gingen diese zierlichen Kannen von Hand zu Hand, und jeder trank nach Belieben aus dem feingeschwungenen Auslaufrohr. Dieses süße Getränk fand besonders bei den Frauen Zuspruch. Die Männer warteten lieber auf den schwarzen Kaffee, und für die christlichen waren überdies einige Kannen mit Wein da. Die hatte Ahmet mitgebracht und hatte sich durch stumme Zeichen mit Ibro verständigt, daß er sie auf seine Rechnung der Runde übergeben dürfe. Auch Hairo Jasarbegovic saß in dem Kreis der Männer und dadurch, daß dieser reichste und mächtigste Mann der ganzen Gegend anwesend war, gewann das Fest an Würde und Bedeutung. Ihm wurde eine Satteldecke in der Nähe des Feuers hingebreitet, und auf diese setzte er sich mit untergeschlagenen Füßen, das Gesicht gegen sein Haus gewendet. Denn er wollte das Fenster des Harems im Auge behalten, hinter dessen dichtem Holzgitter seine Tochter Aisa dem Dorffest zuschaute. Manchmal nahm er wahr, wie sich hinter den Gitterstäben der Vorhang rührte oder ein helles Antlitz sich bewegte, und konnte sich um so zufriedener der Geselligkeit hingeben.

Wie Nachtfalter aus weiter Ferne von einem Licht angezogen werden, so wurden auch fremde Gäste von dem Fest herbeigelockt. Von fröhlichen Zurufen begrüßt, kam vom Tale her keuchend der alte Dzafo aus Ljubuski, weit und breit im Lande der bekannteste Sänger. Ein verkrüppelter Knabe, dessen Alter man schwer erraten hätte, zog hinter ihm einher, ein Bündel auf dem Rücken und unter jedem Arm ein Musikinstrument, eine Bugarija und eine Gusla. Als er auf Hörweite nahegekommen war, rief ihm eine junge Hirtin schallend entgegen: „Da schau, der weiße Dzafo. Wie hast du es erfahren, daß es heute bei uns lustig wird?" Der Alte blieb stehn, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne und schaute das junge Mädchen an. Dann verzog sich sein Mund unter dem weißen Bart zum Lachen und er rief zur Hirtin zurück: „Eine hübsche Taube ist geflogen gekommen und hat es mir verraten. Hätte sie nicht Federn gehabt, so müßte ich bei Gott glauben, daß du es warst." Von allen Seiten wurde er unter Lachen begrüßt, und auf jeden Scherz fand er eine schlagfertige Antwort. Jasarbegovic lud Dzafo ein, den Platz an seiner Linken einzunehmen, den die anderen ehrerbietig freigelassen hatten; zu seiner Rechten hatte Hairo schon früher den Hodza Adem Jazvin geladen.

Dann kam noch ein Fremder, der aber nicht so wohl bekannt war wie

der Sänger Dzafo und daher auch bei seiner Ankunft kaum beachtet wurde. Es war Risto Musa, der Soldatenadvokat. Dieser Advokat war allerdings nicht aus einer Hochschule hervorgegangen; er hatte sich die notwendigen Kenntnisse für sein fliegendes Amt während seiner dreijährigen Dienstzeit als Offiziersbursche eines Ergänzungsbezirksoffiziers in Mostar erworben. Musa zog in der ganzen Herzegowina umher und hatte für alle Hirten und Bauern in ihren Militärangelegenheiten Ratschläge feil. Er schrieb allerlei Gesuche und Eingaben, wie zum Beispiel für Reservisten, die ihre Waffenübung verschieben wollen, und ähnliche. Aber sein Hauptgeschäft bestand im Vermitteln der Stellvertretung im militärischen Dienst. Er suchte für die, die sich vom Militärdienst loskaufen wollten, geeignete Stellvertreter, also junge Männer, die zwar tauglich, aber infolge ihrer hohen Losnummer von der Dienstpflicht freigeblieben waren. Aber gerade dieser Haupterwerb war für die Zukunft gefährdet, denn schon war das neue Wehrgesetz im Anzug, und Musa fürchtete mit Recht, daß darin die Stellvertretung im Militärdienst ausgeschaltet sein würde; daher betrieb er dieses Geschäft, solange es noch ging, um so eifriger. Er hatte eben für die Söhne zweier reicher Begs aus Mostar Ersatz zu suchen und konnte für jeden viertausend Kronen anbieten. Die Rückkehr zweier Militärfreier aus Amerika mußte also auch ihn heranlocken. Musa hatte es nicht schwer, die beiden abseits zu ziehen, um mit ihnen zu verhandeln. Wohl hatte die Rückkehr der Auswanderer den Anlaß zum Feste gegeben; trotzdem wurde ihnen nicht die allgemeine Beachtung zugewendet, denn sie waren doch einigermaßen entfremdet. Nur manchmal wurde die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt, etwa da, als man ihnen den ersten Trunk darbrachte oder als Muzir ein amerikanisches Geldstück hervorzog und es von Hand zu Hand gehen ließ. Der Soldatenadvokat mit dem sommersprossigen Eulengesicht, in dem die hellen Haarbüschel über den Augen lebhaft auf und nieder gingen, sprach mit all seiner Gewandtheit auf die zwei jungen Burschen ein. Bei Muzir war Musa sofort im klaren, daß es nicht gelingen werde, ihn zum Militärdienst zu bewegen. Muzirs Ablehnung war unzweideutig; denn nach der ersten Begegnung mit Aisa hatte er sich schon entschieden: entweder ich gewinne sie oder ich gehe zurück nach Amerika. Bei Bozko hatte Musa bessere Aussicht. Er rechnete ihm vor, daß es ihm mit der angebotenen Summe möglich wäre, seinen Vater aus der Kmetschaft des Jasarbegovic loszukaufen; und Bozko könnte dann ein lastenfreies Anwesen als freien Besitz erben. Aber Bozko verschob die Entscheidung trotzdem, bis Musa auf dem Rückweg von den Bergdörfern wieder hier vorbeikäme.

Als sich Musa von den zweien abwandte, kam Muharrem zu ihnen. Die anderen jungen Burschen wichen den Weitgereisten scheu aus, weil

sie nicht wußten, was sie mit ihnen reden sollten. Nur Muharrem, der doch viel mit Fremden zu sprechen gewohnt war, freundete sich mit Muzir und Bozko bald an. Er fragte sie über Amerika aus. Dorthin war ja einstens, als Muharrem noch ein kleines Kind war, auch sein Vater ausgewandert, und seither hatte Muharrem nie mehr etwas von ihm gehört. Er entschuldigte seine Frage: „Ich weiß ja, daß Amerika unzähligemal größer ist als unser Land, aber doch wird es wohl geschehn sein, daß, wenn ihr beide zusammen spracht, daß einer aufhorchte und sich dann zu euch setzte, um die Sprache der Heimat zu hören. Und einmal hätte dieser eine mein Vater sein können." „Wie sah dein Vater aus?" fragte Muzir. „Das weiß ich nicht. Gesehen hab ich ihn nie. Ich war noch ganz klein, als meine Mutter starb, und vor dem Tode hatte sie mir gesagt, daß mein Vater in Amerika sei." „Freilich trafen wir dort viele, die unsere Sprache kannten; auch Leute von der Küste und von Serbien waren darunter und Leute aus den Savegegenden. Wie hieß dein Vater?" „Wie ich, Mandic." Muharrem wurde beim Nennen dieses Namens über und über rot, weil er seinen Familiennamen, der auch christlichen Familien eigen sein konnte, hier nicht gerne aussprach. Er fügte rasch bei: „Seinen Vornamen hab ich nie gewußt."

Mittlerweile hatte Dzafo sein erstes Lied angestimmt. Er wußte wohl, nach welchem seine Zuhörer am begierigsten waren. Hier hörte man am liebsten die lange Ballade von der Herzogstochter Milica, aus welcher Teile in dieser Gegend, in der Umgebung der alten Herzogsburg, als Volkslieder gesungen wurden; die ganze Ballade mit den zahllosen Strophen kannte aber nur der alte Guslar Dzafo auswendig. Vom Orte des Festes sah man die Ruinen der alten Feste Stjepangrad, wo einst die Herzöge des Landes gehaust hatten, und den senkrecht abfallenden Felsen des Vranjevici Brdo, dessen schwindlichte Höhen sich im Spiegel der Bunaquelle ins Bodenlose verdoppeln. Oft richteten sich die Blicke dorthin, während Dzafo von der schönen Herzogstochter Milica sang. In den Höhlen des Felsens hauste ein Drache, dem alljährlich eine Jungfrau geopfert werden mußte. Nun traf das Los einmal die Herzogstochter, und sie wurde von der Burg durch die unterirdischen Gänge auf den Felsvorsprung hinausgeführt, wo Jahr um Jahr der Drache eine holde Jungfrau als Tribut empfing. Unten an der Quelle drängte sich das Volk; aber Milica hörte das Weinen und Klagen nicht hinauf und wartete ergeben, denn sie dachte an nichts anderes, als daß sie dem Volke ein Jahr der Ruhe vor den Nachstellungen des bösen Ungeheuers erkaufe, indem sie sich aufopferte. Sie hatte nicht mit Gewalt hingebracht werden müssen wie alle ihre Vorgängerinnen; als sie das traurige Los traf, nahm sie das schwere Schicksal tapfer und demütig auf sich, wie es sich für die Tochter des ersten

Mannes im Lande ziemte. Es war wie ein Sinnbild für die Erhabenheit ihrer Tat, daß sie dem Volke in den letzten Augenblicken so hoch entrückt war auf dem jähen Felsvorsprung. Sie sahen ihren nackten Leib ganz klein wie eine helle schimmernde Blüte. Nur einer in der Volksmenge hatte einen begnadeten Blick, der Weites und Nahes mit gleicher Schärfe aufnahm, denn er hatte seine Sinne in fernen Landen durch strenge heilige Übung vervollkommnet wie kaum ein zweiter vor ihm. Es war der fromme Derwisch Sarih Saltik, der eben aus Indien angekommen war. Als er die Herzogstochter, die er nie vorher im Leben gesehen hatte, hoch oben in den Felsen erschaute, entzündete dieser Anblick so heiße Liebe in seinem Herzen, daß er alsbald entschlossen war, entweder Milica zu retten oder sein Leben mit dem ihren zu opfern. Er zog den Ledergurt, in dem sein kurzes Schwert hing, fester, steckte noch eine wuchtige Keule dazu, und rasch begann er den Felsen emporzuklimmen. Mit Bangen und mit Jubel sah ihm das Volk nach, wie er Griff um Griff und Tritt um Tritt dem fürchterlichen Orte näher kam, auf einem Wege, dessen Bewältigung allein keine geringere Tat war als der siegreiche Kampf mit einem Drachen. Sarih Saltik aber erstarkte mit jedem neuen Griff in das Gestein noch mehr, und der Anblick der nackten schönen Jungfrau gab ihm solchen Mut ein, daß er, oben angelangt, an Kraft und Wagnis einem Riesen gleich den Kampf beginnen konnte. Schon hatte ihn der Drache gewittert, und nun wollte den Kühnen der fürchterliche Rachen, aus dem Feuer und Gift spie, verschlingen. Aber Sarih schwang sein Schwert so übermächtig, daß seine Hiebe wie ein wundertätiger Wasserstrahl das Feuer löschten und den unheilvollen Rachen schlossen. Dann fiel die Keule Schlag um Schlag auf den Nacken des Ungeheuers, das im Verenden mit den bekrallten Tatzen große Blöcke aus dem Felsen riß, bis es im letzten Todeszucken vom Felsenrand in die jähe Tiefe sank. Die Steinblöcke hatten im Niederfallen den Spiegel des Bunawassers zerschlagen, und nun stürzte ihnen der Drachenleib nach, und das Volk, das erschreckt davonlief, vernahm ein Zischen und Brausen, als ob glühendes Erz ins Wasser gefallen wäre. Die Buna beruhigte sich aber bald, und in ihrem Bett waren die abgerissenen Felsblöcke zu finden, vom Drachen indessen war nicht einmal eine kleinste Schuppe zurückgeblieben; das klare kühle Wasser hatte seinen Leichnam hinweggetilgt wie Feuer. Der Herzog gab dem mutigen Derwisch seine Tochter zur Frau und erbaute neben dem Bunaursprung ein großes Kloster, als dessen Scheich er den frommen Derwisch einsetzte.

Gegen das Ende des Liedes zu wurde Dzafo immer heiserer, und es wirkte sonderbar aufreizend, wie seine rauhe Stimme von dem Schicksal der schönen Milica berichtete. Alle hörten mit atemloser Ruhe zu, als fürch-

teten sie, Dzafos Stimme würde vor der glücklichen Schlußwendung versagen. Wie ein einziger großer Seufzer der Erleichterung klang das Aufatmen der Zuhörer, als der Sänger nach der letzten Strophe mit zwei kräftigen Strichen auf der Gusla endigte. Sadik, der kleine Krüppel, hatte Dzafo gegen den Schluß hin auch auf der Bugarija begleitet und ließ nun die Saiten hell weiter erklingen. Mit einem heiteren schmetternden Lied, bei dem sich seine Stimme einige Male freudig in die Fistel überschlug, durchbrach er die düstere Stimmung, die trotz des guten Ausgangs der Ballade nicht so rasch gewichen wäre. Als der Junge mit der zweiten Strophe begann, geschah etwas ganz Unerwartetes. Der Steinmetz Nurija Sekirija setzte gleichzeitig mit Sadik ein und sang so kraftvoll und wohlklingend, daß alle ringsum erstaunt aufhorchten; denn niemand erinnerte sich, Nurija jemals singen gehört zu haben. Er hatte dabei einen Stein ergriffen und schlug im Rhythmus auf einen zweiten Stein, so als müßte er ihn bearbeiten. Bei der dritten Strophe fielen, mitgerissen von Nurijas Sangesfreude, viele Stimmen mit ein. Der alte Dzafo strich die Gusla und wiegte sich befriedigt in den Hüften. Einige junge Burschen sprangen auf und schlossen sich im Koloschritt zu einem Kreis, in den sich alsbald auch einige junge Mädchen einfügten.

Während Nurija Sekirija sang, klopfte ihm Adem Jazvin wiederholt freudig bewegt auf die Schultern und blickte dabei immer wieder zum Minarett empor, weil er sich diese kraftvolle Stimme als Gebetruf des Muezzins vorstellen wollte. Als Nurija aufhörte, sagte Jazvin bewundernd: „Wie du singen kannst, Nurija, wie du singen kannst.“ Der Steinmetz entschuldigte sich verlegen: „Ich wollte nur einmal versuchen, ob ich es noch vermag.“

Der tanzende und singende Kreis wurde immer größer und schloß in der Mitte die Feuer ein und die Alten, die nicht tanzen mochten. Auch Muharrem mischte sich ein, obwohl er beim Anblick der jungen Mädchen nur an Katica dachte, die nicht hier war. Selbst Muzir und Bozko kamen in den Kreis. Muzir führte seine verschleierte Schwester, die rothaarige Zahida herbei und ermunterte sie zum Tanze, und bald folgten noch andere Verhüllte dem Beispiel. Freilich machte sich Muzir selbst bald wieder los und trachtete, in der allgemeinen Festeslust unbeachtet sich davonzuschleichen und auf Umwegen zu Aisas Fenstern zu kommen. Bozko schob sich in den Reigen neben Fila ein, die ihm nicht mehr gram zu sein schien, sondern im Gegenteil ihm Blicke zuwarf, als gefalle er ihr. Sie hatte sich zurechtgelegt, daß es günstig wäre, mit dem älteren Bruder Iwans auch gut zu sein, wenn es sich nicht gar machen ließe, an Stelle Iwans Bozko selbst zum Bräutigam zu gewinnen. Für jeden Fall wollte sie es gleich bei diesem Feste versuchen, Bozko an sich zu locken. Seinem Bruder Iwan hatte sie

sich auch mehr aus Berechnung als aus Neigung hingegeben. Nun lag aber für sie die Befürchtung nahe, Bozko würde nicht mehr nach Amerika zurückkehren, sondern hier seine Rechte als ältester Sohn geltend machen; ja, es war sehr wahrscheinlich, daß er sich drüben Geld genug erspart hatte, um den väterlichen Besitz freikaufen zu können. Die Hoffnung, eine freie Bäuerin zu werden, machte Fila für andere Erwägungen unempfindlich. Als Fila müde wurde, trat Bozko mit ihr aus dem Kreis, und sie setzten sich zusammen abseits. Wie Bozko sie halb im Scherze fragte: „Möchtest du mit mir nach Amerika gehen?" antwortete Fila gleich, indem sie seine Hand preßte: „Wir könnten doch auch hier bleiben." Bozko war von dieser Bereitwilligkeit erschreckt, da ihm aber das Mädchen gefiel und sein Blut in Bewegung war, wies er sie nicht gleich zurück. Er antwortete: „Hier bist du doch die Braut meines Bruders; ich dachte, dort weit in der Ferne . . ." Fila schmiegte sich an ihn: „Vielleicht ginge ich auch nach Amerika." Bozko drückte sich fester gegen das junge Mädchen und sprach doch abwehrend: „Das läßt sich schwer machen." Fila drängte noch mehr heran: „Gewiß ließe es sich machen; nur eines müßtest du mit in Kauf nehmen." Bozko, der seit lange keinem Mädchen in die Nähe gekommen war, wurde völlig verwirrt, und der Kopf wurde ihm ganz heiß. Fila spielte noch eine Weile mit seiner Hand, und dann sagte sie leise: „Nur das müßtest du hinnehmen, daß ich nach Amerika etwas unter dem Herzen mitbrächte." Da rückte Bozko von ihr weg, und gleich darauf stand er ernüchtert auf und ging weg von ihr. Er suchte seine Mutter auf, setzte sich zu ihr und blieb lange schweigend an ihrer Seite. Als sich später ein leiser Wind erhob und den Rauch der Feuer zu ihnen trug, so daß Milja in Husten ausbrach, suchten sie sich einen neuen Platz, indem sie in weitem Bogen auf die entgegengesetzte Seite gingen.

Ahmet teilte schon das eine Lamm. Da keine Teller und keine Bestecke zur Hand waren, machte er die Stücke so zurecht, daß jeder seinen Teil an einem Knochen zwischen den Fingern halten konnte. Das beste Stück bekam als Erster Jasarbegovic. Diese Aufmerksamkeit schmeichelte ihm und er ließ sie nicht unerwidert. Er rief dem Sohn seines Kmeten zu: „Ho, Iwan, bring auch aus meinem Stall ein Lamm; such das fetteste heraus!" Und zu Ahmet gewandt fügte er leise hinzu: „Von dem mußt du dann das beste Stück in mein Haus schicken." Er meinte für seine Tochter, aber er sprach vor anderen nicht ihren Namen aus. Schon früher hatte Jasarbegovic sein Nargileh bringen lassen, aus dem er behaglich rauchte, und dazu reichlich Tabak, von dem er allen zum Drehen von Zigaretten anbot.

Auf der Seite, wo jenseit der Berge das Meer liegt, stieg langsam eine dunkle Wolke auf, die sich wie ein zweites festgegründetes Gebirge auf den Horizont auffetzte.

Als Muzir sich vorsichtig entfernt hatte, um auf Umwegen zu Aisa zu gelangen, hielt er auf dem Hange noch eine Weile auf einer Stelle, von der aus er nur mehr die Köpfe der Tanzenden sah und, wenn er sich auf die Fußspitzen stellte, auch noch jenen des Jasarbegovic. Nachdem er sicher zu sein glaubte, daß sein Weggehen unbeachtet geblieben sei, sprang er noch einige Schritte tiefer und reckte sich freudig einige Male hoch auf, so wie er oft getan hatte, wenn er in Amerika aus dem Bergwerk ans Tageslicht gekommen war. Dann beeilte er sich, zum Fenster der Aisa zu kommen. Als Muzir leisen Schrittes an den Häusern vorbei beim Ansitz des Jasarbegovic angekommen war, fand er Aisa, ihn erwartend, schon im offenen Fenster; sie rief ihm freudig und ängstlich zugleich entgegen: „Ich hab es gewußt, daß du kommen wirst, Muzir. Ich hab aus dem Fenster drüben dem Fest zugeschaut. Wie du dich davongeschlichen hast, wollte mir das Herz vor Angst zerspringen." „Sie wollen weiter tanzen, ich bleibe bei dir, Aisa." „Die Dienerin steht drüben am Fenster; wenn sie meldet, daß der Vater sich erhebt, mußt du rasch weg. Versprichst du es, Muzir?" Muzir stand dicht an der Mauer und streckte die Hände hoch, um das Mädchen so zu begrüßen wie am vorigen Tag. Er flüsterte ihr zärtlich zu: „Alles verspreche ich dir, kleine Aisa, alles." Aisa neigte sich schon ganz tief zu ihm, aber kaum daß ihn ihre Fingerspitzen erreicht hatten, schnellte sie rasch wieder empor: „Lauf, Muzir, jemand kommt!" In der Tat war ein Geräusch zu hören, als käme jemand des Weges und müßte gleich um die Ecke einbiegen. Muzir überlegte einen kurzen Augenblick, dann nahm er einen scharfen Anlauf, arbeitete sich an der Mauer und am Fenstersims hoch, und gleich darauf schwang er sich in das Zimmer hinein. Aisa, aufs äußerste erschreckt, wich vor ihm zurück und beschwor ihn: „Muzir, geh wieder. Wenn es der Vater ist, sind wir beide verloren." Muzir faßte sie rasch bei den Händen und flüsterte ihr beruhigend zu: „Bevor einer hinter sich die Hoftür schließt, bin ich längst draußen und weit weg." Sie standen in der Nähe des Fensters, das in den Hof ging, und sahen nun durch den Vorhang, daß Iwan hereinkam. Aisa lief in ihrer Angst in die Zimmer, wo die Dienerin war. Nach einer Weile kam sie zurück und an ihrem Gesicht war zu erkennen, daß sie die Angst besiegt hatte. Sie flüsterte: „Der Vater sitzt ganz ruhig und raucht sein Nargileh, und der Kolo dreht sich weiter." Muzir nahm sie wieder bei der Hand und zog sie langsam zu sich: „Siehst du, teure Aisa, wozu diese Angst?" Sie standen hinter dem Vorhang und sahen zu, was im Hofe vorging. Iwan war in den Schafstall gegangen und hatte ein Lamm hervorgeholt, das sich laut blökend wehrte. Aus der offenen Stalltür antworteten der aufgeregten Stimme des Jungen tiefere Stimmen, begleitet vom unregelmäßigen Anschlag der Halsglocken. Während Muzirs und

Aisas Blicke so gebunden waren, zog der junge Bursch das Mädchen immer näher an sich und schlang leise einen Arm um sie. Jwan trug das zappelnde Lamm bis in die Hofmitte unter dem Weichselbaum, dort stellte er das Tier nieder, es weiterhin an der langen Wolle festhaltend. Dann zog er aus dem Gürtel ein Messer, und während er es an einem Stein wetzte, nahm er das Lamm zwischen die Knie und bog ihm den Kopf weit zurück, daß sich die Haut an der Kehle straffte. Muzir und Aisa schauten mit angehaltenem Atem zu. Sie preßten ihre Körper bebend aneinander, und in ihren Kehlen war ein Bangen, als ginge es an ihr eigenes Leben. Mit einem raschen Schnitt durchteilte Jwan den Hals des Tieres, daß durch die klaffende Öffnung alsbald ein roter Strahl hervorspritzte. Da schloß Aisa entsetzt die Augen, und Muzir umschlang sie mit seinen starken Armen. Wie dort sich mit dem Blutstrahl die Sinne eines Lebens ins Dunkle verloren, so schwanden auch den Liebenden die Sinne in dieser ersten Umarmung.

Als Muzir seine Arme von Aisa löste, blickten sie beide wieder durch das Fenster in den Hof. Dort hing das Lamm schon schlank und rot, seiner Haut entkleidet, auf einem Aststumpf, und unten lag seine warme Hülle als ein Häuflein blutiger Wolle. Jwan hatte einen Zipfel seines roten Tuchgürtels losgemacht und trocknete daran die Hände. Während Muzir und Aisa die Blicke wandten, um einander in die Augen zu sehen, vernahmen sie aus dem Nebenraum die Stimme der Dienerin. „Es wird gleich regnen, die Leute gehen auseinander." Muzir machte sich gleich los, um rechtzeitig zu entkommen. Aisa drückte sich aber nochmals an ihn und flehte: „Du darfst nicht wiederkommen, Muzir. Der Vater ..." Er aber küßte sie rasch noch ein letztesmal, dann riß er sich los, und schon war er zum Fenster hinaus. Aisa eilte angstvoll nach, um zu sehen, ob er nicht unglücklich gesprungen wäre. Muzir kehrte sich noch einmal zu ihr und flüsterte: „Ich werde wiederkommen und dich holen; und wenn es mit Gewalt sein müßte." Vor Angst und Glück schlug Aisa die Hände vors Gesicht. Als sie wieder aufschaute, war der Geliebte verschwunden.

Draußen war es mittlerweile rasch dunkel geworden. Nicht nur, daß die Sonne untergegangen war; der Himmel war jetzt von einer drohenden Wetterwolke bedeckt, die geschwängert war von Finsternis und von Blitz und Donner. Muzir war erst einige Schritte weit gegangen, als er den ersten flüchtenden Frauen begegnete. Es waren zwei verhüllte, die aus Grausen vor den künftigen krachenden Schlägen aus der Gewitterwolke schon jetzt ihre Finger in die Ohrmuscheln steckten und nach Hause eilten. Das Lamm des Jafarbegovic wurde nicht mehr auf den Spieß gesteckt. Die Hoffnung, das Fest unter dem Sternenhimmel und bei flackernden Feuern fortzusetzen, mußte aufgegeben werden. Selbst die weniger Angst=

lichen wandten sich zum Nachhausegehen, da in jedem Augenblick der Regen einsetzen konnte.

Musa, der Soldatenadvokat, war schon früher aufgebrochen, um vor Nacht noch das nächste Dorf zu erreichen. Der alte Guslar mit dem kleinen Krüppel sollten für die Nacht bei Ahmet aufgenommen werden; und alle anderen suchten das eigene Heim auf. Nur einem im Dorfe stand der Sinn noch nach anderem. Das war Muharrem. Er hatte die ganze Zeit über fröhlich im Kolo mitgetanzt und hatte mit vielen Mädchen gescherzt. Dennoch hatte er dabei nie das Bild der jungen Katica aus dem Gedächtnis verloren, ja die Festesfreude hatte in ihm immer mehr das Verlangen angefacht, an diesem Abend noch zu versuchen, Katica vor Augen zu bekommen. Bei dem allgemeinen Aufbruch wich er deshalb seinem Herrn Nurija Sekirija aus und auch den neuen Freunden Muzir und Bozko. Er ging dem untern Dorf zu, um talwärts bis zur Mühle hinabzusteigen. Ehe er noch zu den unteren Häusern kam, schlürfte sich eiligen Schrittes die alte Hatidza bis an seine Fersen. Sie begann ihm zu erzählen, daß er jung und stattlich sei und daß er gewiß vielen Mädchen gefalle. Er müsse aber das Glück, so geschaffen zu sein, ausnützen und eine glückliche Zukunft vorbereiten. Wenn er sich ihr anvertraute, wüßte sie eine Braut für ihn, um die ihn alle beneiden müßten. Sie begann Aisa zu schildern, ohne ihren Namen zu nennen, und trachtete in ihm die Vorstellung zu entfachen, wie es wäre, mit einem so hübschen jungen Ding allein zu sein. Muharrem lieh ihr willig das Ohr, weil er bei den Versprechungen der Alten immer Katica im Sinne hatte und so an Hatidzas Reden Gefallen fand. Erst als die Alte deutlicher wurde und sagte: „Hi, hi, die Schönste und Reichste des Dorfes kannst du zur Frau bekommen," da blieb Muharrem stehen und blickte ihr in die Raubvogelaugen; dann sagte er gequält: „Ich bitte dich, geh, ich ertrag deine Reden nicht." Damit wandte er sich wieder ab und ging so eilig, daß ihm Hatidza nicht mehr folgen konnte. Als Muharrem den steilen Weg unterhalb des Dorfes zum Tal hinunterstieg, war es schon so finster, daß er schwerlich einen schwarzen Faden von einem weißen unterschieden hätte. Trotzdem konnte er voll ausschreiten, da ihm die Blitze den Weg von Stück zu Stück genugsam erhellten. Bald ging auch ein strömender Regen nieder, und Muharrem duckte sich unter der kleinen Wolldecke, die er über Kopf und Schultern geworfen hatte, und schritt um so eiliger aus. In dem steinigen Einriß zur Seite des Weges, der kurz vorher noch völlig trocken gewesen war, entstand ein heulender Windbach, der aufschwellenden schmutzigen Schaum von Stein zu Stein warf, dem Tale zu. Wenn ein Blitz aufleuchtete, erglänzte das wilde Wasser so metallisch, wie Erze, die man im Feuer schmilzt, wenn man Schmuck oder Gerät herstellen will.

Als Muharrem unten ankam, ließ der Regen ein wenig nach. Die letzten Blitze aber zeigten ihm, daß die kleine Mühle von dem Bergwasser ganz überschüttet war. Muharrem begann in das Lärmen des Gewitterbaches ein Lied zu singen, um Katica aufmerksam zu machen. In der Tat sah er bald darauf, daß die Tür der Hütte aufging und Katica hinausschlüpfte. Da dämpfte er seine Stimme und sang nur so laut, daß ihn Katica finden konnte.

Er reichte dem Mädchen seine regennasse Hand hin: „Guten Abend, Katica; ich habe gefürchtet, du schliefest schon." „Was geht es dich an, ob ich schlafe. Ich wollte nur ein Schaf holen, das sich verlaufen hat." Muharrem zog sie an der Hand abseits auf einen Stein: „Komm, Katica, setz dich ein wenig zu mir." Katica weigerte sich zwar: „Ich werde nicht so dumm sein und im Regen draußen sitzen," aber sie setzte sich doch neben ihn. Muharrem zog die Wolldecke auch über ihren Kopf, und so mußten sie dicht beisammen bleiben, um sich ein wenig vor dem Regen zu schützen. Muharrem begann gleich von dem Dorffest zu erzählen und Katica war begierig von allem zu erfahren und blieb trotz des Regens bei ihm. Als die alte Jelena die Hüttentür öffnete und rief: „He, Katica, wo steckst du?" antwortete das Mädchen hell rufend: „Ein Schaf hat nicht nach Hause gefunden; ich muß es suchen." Darauf fiel die Tür wieder zu.

Trotz der schützenden Decke wurden auch der Katica die Kleider von allen Seiten naß. Muharrem drückte sich immer fester an sie und seine Hände konnten keine Ruhe finden. Er unterbrach seine Erzählung: „Du Arme bist auch schon ganz naß; nicht einmal für die Hände findet man eine trockene Stelle." Dabei suchte er mit bebenden Händen, wo sie am Leibe noch trocken wäre. Gerade hatte Katica die eine Hand aufgefangen, als unten in der Hütte wieder eine Tür aufging und Jelenas Stimme erschallte: „Katica, he! ich hab auch gezählt, es fehlt keines." Da sprang das junge Mädchen erschreckt auf, um heimzulaufen. Muharrem wollte sie noch einmal an sich ziehen, aber sie entwand sich, und mit eiligen Sprüngen gelangte sie in die mütterliche Hütte.

Muzir, Bozko und Muharrem kamen von nun an jeden Tag zusammen. Muzir hatte sich vor allem zurechtzulegen, auf welche Art er um Aisa anhalten wollte. Bozko war am meisten mit der Sorge um seine alte kranke Mutter beschäftigt und mit der Überlegung, ob er den väterlichen Hof aus der Kmetschaft freikaufen sollte. Keiner von ihnen hatte bis jetzt begonnen zu arbeiten, so hatten sie hinlänglich Zeit; jeder überließ sich aber schweigend dem eigenen Nachdenken, und nur das bloße Bewußtsein, einen Freund an der Seite zu haben, erleichterte ihnen die Last der Gedanken. Muharrem hatte zwar in diesen Tagen vollauf zu tun und doch versäumte er es nie, sich für eine Stunde des Tages zu seinen neuen Freunden zu gesellen. Aber auch er besprach nicht mit ihnen, was ihn

am meisten beschäftigte: wie er es denen, die ihm seit Jahren die Nächsten waren, eingestehen sollte, daß er von seiner Kindheit an nur unrechtmäßig zu Allah gebetet habe; und wie er Katica für sich gewinnen könne.

Muzir wäre am liebsten selbst zu Hairo Jafarbegovic hingegangen und hätte ihn um die Hand seiner Tochter gebeten. Aber einesteils wollte er doch nicht den heimatlichen Brauch umgehen, anderenteils befürchtete er nach den Andeutungen der Aisa, daß der Vater nicht leicht in eine Verbindung der Tochter mit ihm einwilligen werde, und er erhoffte sich von einer umständlicheren Werbung einen besseren Erfolg. Lange überdachte er, wem er die Werbung anvertrauen sollte; schließlich entschied er sich für seine Mutter. Habibija war von der Aufgabe, die sie auf sich nehmen mußte, aufs äußerste erregt. Anfangs wollte sie sich erst mit anderen Frauen besprechen, hauptsächlich mit der erfahrenen Hatidza. Aber Muzir erlaubte ihr nicht, sein Geheimnis zu verraten. Noch mußte Muzir zweimal nach Mostar gehen, wo er einen Verlobungsring für Aisa bestellt hatte und wo er einige alte türkische Goldmünzen als erstes Geschenk für seine Braut einkaufte. Aisa selbst bekam er aber seit jenem Tag des Festes nicht mehr zu sehn. Wohl ging er einigemal am Tage an ihrem Fenster vorbei, und nach Sonnenuntergang kauerte er oft einige Stunden zwischen den Steinen des Hanges und beobachtete das Fenster. Aisa aber hielt sich vollkommen verborgen.

Als endlich der Tag kam, an dem alle Vorbereitungen zur Werbung getroffen waren, erspähte Muzir die Gelegenheit, da Hairo von seinem Ritt heimkam. Er eilte ins Haus und kündigte seiner Mutter an, daß sie nun ans Werk gehen möge. Habibija hatte schon vorher ihr bestes Kleid angelegt, eine Pluderhose von schwarzem Brokat und eine rote seidene Bluse, über die sie noch ein kurzes, reich gesticktes und mit Pelz verbrämtes Jäckchen angezogen hatte. Auch hatte sie allen ihren Schmuck genommen, der schon seit Jahren auf dem Grunde der Truhe unbenützt aufgehoben war, und auf das Haar setzte sie einen niedrigen Fes, der mit kleinen Goldmünzen geschmückt war. Diese festliche Kleidung gab ihr einige Sicherheit. Um den Nachbarn nicht aufzufallen hüllte sie sich in ihre gewöhnliche Feredza, einen abgetragenen, vielfach geflickten Mantel.

Im Hause Jafarbegovic war ein Besuch eine völlig ungewohnte Erscheinung. Als Habibija am Hoftor anpochte, kam ihr die Dienerin öffnen und fragte sie, verlegen, ängstliche Blicke zu den Fenstern des Selamluks sendend, was sie begehre. Im Haremluk ging ein Fenster auf, aus dem Aisa den Kopf vorsteckte. Ehe aber Habibija sie grüßen konnte, war Aisa schon wieder verschwunden. Habibija sagte der Dienerin, daß sie die Absicht hätte, mit ihrem Herrn zu sprechen. Die Dienerin wurde der Verlegenheit, den Besuch anzukündigen, enthoben, denn schon trat Hairo selbst aus dem Selamluk und begrüßte die Frau des Nachbars.

Als er hörte, daß der Besuch ihm, nicht aber seiner Tochter gelte, war er sehr freundlich, um so mehr da er annahm, daß Habibija nur irgendeine Bitte im Sinne habe, die er leicht erfüllen könnte. Er lud sie ein, ihm in den Harem zu folgen. Freilich ging er voran, um Aisa zurückzuweisen, wenn es ihr einfallen sollte, den Besuch auch begrüßen zu wollen. Während sie über die Treppe in das erste Stockwerk stiegen, wandte er sich an die Dienerin. „Geh gleich hinüber und mach den schwarzen Kaffee fertig, den du mir bringen solltest; Mutter Habibija wird eine Schale mit mir trinken." Habibija hielt sich beim Ersteigen der Stiege am Geländer an, und unter der offenen Feredza wurde ihre festliche Kleidung sichtbar. Da sagte Hairo: „So feierlich hab ich dich ja schon lange nicht gesehen; das ehrt mich wirklich, daß du zu einer Zwiesprache mit mir so viel Mühe aufwendest." Gleich im ersten Zimmer nahm er Habibija den Mantel ab und lud sie ein, sich auf den Bodenteppich zu setzen. Während sie sich niederließ, legte er den Mantel auf eine Truhe und schob dann unauffällig den Riegel der Tür vor, die zu Aisas Zimmer führte. Sie begannen vorerst von abseits liegenden Dingen zu sprechen, und als auch das vergangene Fest erwähnt wurde, trachtete Habibija das Gespräch in das richtige Geleise zu lenken: „Es war eine große Auszeichnung für uns und unseren Sohn, daß du zu dem Fest gekommen bist; ich danke dir für uns alle." „Jetzt hast du Freuden mit deinem Sohn erlebt. Er ist als ein stattlicher Mann von drüben heimgekehrt. Wie man sagt, will er wieder zurück. Wirst du ihn so leicht ziehen lassen?" Habibijas Zunge war jetzt gelöst. Sie begann ihren Sohn so überschwenglich zu loben und pries ihn so lange, daß Hairo ungeduldig wurde. Er rechnete aber immer noch damit, Habibija werde schließlich ein belangloses Anliegen vorbringen: „Es ist nur recht, wenn du deinen Sohn so lobst; ich hab es gerne angehört. Nun wirst du mir aber sagen müssen, ob ich dir in etwas helfen kann." Habibija schien die Aufforderung überhört zu haben. Sie sprach weiter von Muzir und gab zu verstehen, ihr Sohn habe in Amerika so viel erspart, daß er sich davon ein eigenes Heim gründen könne. Mit unsicherer Hand zog sie die Goldmünzen hervor, die als erstes Geschenk der Aisa zugedacht waren, und legte sie neben sich auf den Teppich: „Das da hat er erst gestern von Mostar gebracht. Er braucht jetzt nicht ängstlich zu rechnen."

Da wurde dem Jasarbegovic der Zweck des Besuches klar. Das Blut wich ihm aus dem Gesicht, und seine Augen blickten voll Zorn auf die Frau. Habibija begann unter diesen Blicken zu zittern, und da sie fürchtete, den Mut zum Vorbringen der Werbung gänzlich zu verlieren, stammelte sie rasch die wohlvorbereitete Formel: „Nach dem Gebote Gottes und dem Brauch, wie ihn unser Prophet eingesetzt hat – mein Sohn hat Gefallen an deiner Tochter Aisa und hat mich hergesandt, für ihn um

sie zu werben." Hairo preßte durch die Zähne hervor: „Meine Tochter ist nicht heiratsfähig; sie ist ja erst unlängst auf die Welt gekommen." Dann schwieg er wieder, weil gerade die Dienerin mit dem schwarzen Kaffee eintrat. Diese stellte eine Schale vor Habibija und eine vor Hairo. Dann beeilte sie sich, dem Gast Zucker anzubieten. Da Habibija noch zögerte, wollte sie schon selbst in die Schale ein Zuckerstück geben; aber Hairo schlug ihr plötzlich so heftig auf die Hand, daß der Zucker weit weg flog. Mit dieser Verweigerung des Zuckers für den bitteren Kaffee war nach altem Brauch die Ablehnung der Werbung deutlich ausgedrückt. Die Dienerin flüchtete sich aus dem Zimmer; Habibija blieb wie gelähmt sitzen. Hairo war aber mittlerweile aufgestanden und trat ganz nahe zu der Frau hin. Sie verging vor Angst, während sie in das wutverzerrte Antlitz blickte, das sich über sie neigte: „Wann hat dein Sohn meine Tochter gesehen? Wann hat er Aisa gesehn?" Habibija wehrte mit beiden Händen ab. Hairos Stimme wurde noch drohender: „Wann hat dein Sohn Aisa gesehn?" Habibija fand nun die Sprache wieder: „Gewiß hat er sie nicht gesehn . . . nur als kleines Kind hat er sie gekannt . . . ich hab es nur so gesagt, wie es üblich ist." An diesen Worten gewann sie soviel Kraft, daß sie sich erheben konnte. Eilig schlug sie die Feredza um die Schultern, und unter fortgesetzten Beteuerungen ging sie hinaus. Hairo folgte ihr und sprach kein Wort mehr, auch nicht einen Gruß, als Habibija schon aus dem Hof trat. Auch sie hatte keinen Gruß gesprochen, sondern immer nur gestammelt: „Wie wäre es möglich, daß er sie gesehen hätte . . . gewiß hat er sie nie gesehn."

Als Habibija in den eigenen Hof kam, wo Muzir wartete, war sie noch ganz verstört. Sie zog den Ring und die Goldmünzen hervor und reichte sie dem Sohne hin, wobei ihr die Tränen über die Wangen liefen. Muzir schob ihre Hand beiseite, wandte sich ab, ballte die Fäuste, und mit einem Fluch ging er hinaus. Er ging am Hause des Jasarbegovic vorbei und wollte dabei ein Lied pfeifen oder singen. Aber zu beidem versagten ihm die Lippen, weil sie ihm zuckten, so als hätte ihm jemand in jeden Mundwinkel einen Finger gesteckt und wollte ihm den Mund zerreißen.

Nachdem Muzir noch ein Stück Weges gegangen war und sich einigermaßen beherrscht hatte, traf er auf Bozko und Muharrem, die stumm nebeneinander saßen und Zigaretten rauchten. Keiner von ihnen hatte von Muzirs Werbung gewußt. Beiden war sogleich seine Erregung aufgefallen. Ehe sie aber zu einer Frage kamen, sagte schon Muzir: „Der Jasarbeg hat mir seine Tochter verweigert." Seine Freunde schauten ihn verblüfft an und wußten lange nichts zu erwidern, denn anfangs mußte sich jeder erst recht besinnen, daß Jasarbegovic eine Tochter hatte. Endlich sagte Bozko: „Wer könnte dir eine Braut verweigern?" Muharrem

nickte mit dem Kopf und fügte bei: „Du wirst nicht ein zweites Mal fragen." Muzir ließ sich nieder, legte den Kopf in die Hände und begann nachzudenken. Die Freunde störten ihn nicht. Sie begannen mit gedämpften Stimmen miteinander zu sprechen. So als hätte Muzir durch das plötzliche Anvertrauen seines Geheimnisses die Siegel auch von ihren Herzen gelöst, sprachen sie zueinander ohne Scheu von allen den Dingen, die jeder bisher so sorglich für sich behütet hatte. Gerade war Muharrem daran, dem Freunde auch seine Kümmernis wegen seines Glaubens mitzuteilen, als Muzir den Kopf hob und einen lauten Fluch ausstieß. Er streckte jedem eine Hand hin: „Darf ich auf eure Hilfe rechnen?" Sie schlugen ein. Bevor sich die drei Freunde erhoben, hatten sie den Plan zur Entführung der Tochter des Jasarbegovic entworfen.

(Schluß folgt)

Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft

von Franz Oppenheimer

Anpassung

Es gibt eine gewisse Schule von Pseudo-Malthusianern, die die schwersten Erscheinungen einer „Übervölkerung" für den Fall befürchten, daß ein großes Industrieland plötzlich infolge politischer Verwicklungen einen bedeutenden Teil seines Außenhandels einbüßt. Als ich mein Buch über die verschiedenen Bevölkerungstheorien schrieb, hatte ich mich auch mit dieser Abart abzufinden und versuchte, sie durch ein Gedankenexperiment zu widerlegen. Ich wählte dasjenige Land aus, das durch ein solches Ereignis am schwersten betroffen werden müßte: Großbritannien, ein Land, das nicht nur in der industriellen Entwicklung am weitesten vorgeschritten ist, sondern das sich überdies viel waghalsiger auf die Basis des Export-Industrialismus gestellt hat als irgendein anderes. Es hat bekanntlich von allen Westländern die böseste Agrarverfassung, ein Großgrundeigentum von verderblicher Ausdehnung im ganzen und Massenhaftigkeit im einzelnen, hat ihm zuliebe seine Landwirtschaft schwer verfallen lassen und ist infolgedessen gezwungen, fast alles Brotkorn und den größten Teil der Fleischnahrung einzuführen, die seine Bevölkerung verzehrt, — in sehr ungünstigem Gegensatz zu unserem Deutschland, das, dank einer besseren Agrarverfassung mit überwiegendem Bauernbesitz, seine Landwirtschaft fast ebenso schnell entfaltet hat wie sein Gewerbe und darum heute noch imstande ist, seine Bevölkerung, wenn auch nur notdürftig, ohne Importe von Nahrungsmitteln zu ernähren.

Diese in verderblicher Einseitigkeit entwickelte Volkswirtschaft untersuchte ich in dem Gedankenexperiment eines extremen Grenzfalls. Ich nahm an, eine Phäakenmauer erhebe sich auf das Geheiß des erzürnten Poseidon aus dem Meere und sperre das Inselreich hermetisch von aller Welt ab, so daß es in einer einzigen Nacht und noch dazu zur ungünstigsten Zeit des Jahres, kurz vor der Ernte, seinen gesamten Außenhandel, Export wie Import, alle seine Außenstände im Auslande und seine gesamte Vermittelungstätigkeit im Waren-, Fracht-, Geld- und Kapitalhandel unwiederbringlich verliere.

Trotzdem würde, so versuchte ich zu zeigen, selbst eine so ungeheuere Katastrophe nicht notwendig eine Hungersnot und das Aussterben großer Teile der Bevölkerung nach sich ziehen müssen. Die Anpassung des Wirtschaftskörpers an die neue Lage werde sofort einsetzen. Plötzlich aus seiner Stellung als Organ, und zwar als „Stadt" des Weltwirtschaftskreises herausgeschleudert, werde das Land sich sofort zu einer „autarkischen", sich selbst genügenden Volkswirtschaft umwandeln. Zunächst werde das Volk

von seinen großen Reserven an Fleisch (Pferde, Rinder, Wild usw.) und Fischen leben können, und die öffentliche Gewalt werde selbstverständlich gegenüber einer solchen allgemeinen Notlage dafür sorgen, daß die vorhandenen Rationen gleichmäßig genug verteilt würden, um alle über Wasser zu halten. Und dann werde binnen kürzester Zeit die gewaltige „Selbststeuerung der Wirtschaft", der Preis, dafür sorgen, daß die Produktion von Lebensmitteln ungeheuer wächst. Denn diese ständen hoch im Preise und versprächen, lange Zeit hoch zu stehen, während Gewerbsprodukte tief ständen oder unverkäuflich seien: unter solchen Umständen werde sich Arbeit und Kapital auf die Urproduktion stürzen, sie mit allen Hilfsmitteln der Technik befruchten, und nach kurzer Zeit schon werde das neue Gleichgewicht erreicht sein.

Als ich das schrieb, glaubte ich nicht, jemals meine theoretische Rechnung durch die Erfahrung bestätigt zu sehen. Und doch haben wir ganz das Gleiche in den letzten Monaten erlebt. Deutschland, ein Industrie- und Exportgebiet allerersten Ranges, ist tatsächlich in einer einzigen Nacht völlig vom Seehandel und fast völlig vom Außenhandel abgesperrt worden; es ist tatsächlich gezwungen gewesen, sich ruckhaft aus der „Stadt" einer Weltwirtschaft in eine autarkische Volkswirtschaft umzuwandeln: und es hat diese Anpassung in kürzester Zeit vollzogen.

Allerdings befand es sich dabei nicht ganz in der schlimmen Situation wie Großbritannien in jenem Gedankenexperiment, weil es sich eben um ein Land mit zum Glück hoch entfalteter Landwirtschaft handelt, dessen Bedarf an Brotkorn und Fleisch noch zu zirka 95 Prozent durch seine eigene heimische Erzeugung gedeckt war, freilich die Fleischerzeugung in diesem Umfang nur unter der Voraussetzung eines kolossalen Importes von Futtermitteln (1913 belief er sich auf fast eine Milliarde Mark); aber selbst dieses Defizit ist offenbar leichter durch Mehrerzeugung zu decken als das riesenhafte britische Defizit des Gedankenexperiments.

Dafür liegen die Dinge aber für die deutsche Volkswirtschaft der Wirklichkeit von 1914 aus zwei Gründen ungünstiger als für die britische Volkswirtschaft der theoretischen Rechnung von 1900. Erstens hat Deutschland außer der Anpassung an seine Isolierung auch noch die Anpassung an den Kriegszustand zu leisten. Das heißt: es hat nicht nur seine gesamte Produktion und Distribution so umzudisponieren, daß alle durch den Verlust der Exportgewerbe, des Exporthandels und der Luxusgewerbe freigesetzten Arbeitskräfte und Kapitale in solchen Zweigen beschäftigt werden, die die jetzt fehlenden Güter des früheren Imports erzeugen oder ersetzen, sondern es hat auch noch außerdem eine ungeheure Zahl von Männern für die unmittelbaren Kriegszwecke als Soldaten und Hilfspersonal, — und kaum weniger Arbeitskräfte für mittelbare Kriegszwecke, für den Bedarf

des Heeres an Waffen, Munition, Kleidung usw. abzukommandieren, hat also die Anpassung an den neuen Zustand mit stark vermindertem Bestande an Menschen und Produktionsmitteln zu vollziehen.

Der zweite Grund, warum das Deutschland der Wirklichkeit es schwerer hat als das Großbritannien der Phantasie, ist der, daß hier der Zustand als ein dauernder unwiderruflicher angenommen wurde, während es sich bei uns um einen Ausnahmezustand handelt, dessen Dauer unbestimmbar ist, aber unmöglich sehr hoch geschätzt werden kann. Dieser an sich glückliche und hoffnungsvolle Umstand lähmt natürlich mehr oder weniger den Faktor, auf den jene Selbststeuerung der Marktwirtschaft, der Preis, zunächst einwirken muß, um die Umlagerung der Produktion zu erreichen. Solche Umlagerung im großen Stil fordert starke Kapital-Investitionen. Aber auf der einen Seite können sich die Exportinteressenten und ihre Schicksalsgenossen nicht entschließen, ihr Kapital aus ihrem bisherigen Verwendungsgebiet herauszuziehen, weil sie von jedem Augenblick die Lösung der Sperre erwarten – und auf der anderen Seite können sich die heute durch sehr hohe Preise begünstigten Produzenten, zum Beispiel die Landwirte, nicht entschließen, große Kapitalanlagen zu wagen, weil sie fürchten müssen, daß mit dem Friedensschlusse der Import wieder einsetzt und die Preise wieder sinken, ehe das neue Kapital Zeit gehabt hat, sich lohnend zu verzinsen und gleichzeitig zu amortisieren.

Hierin, weil alle privatwirtschaftliche Aktion in der Unsicherheit der politischen und strategischen Lage dieser Zeit ein Element waghalsiger Spekulation einschließt, erblicke ich die Hauptursache dafür, daß die Anpassung noch nicht vollkommen geglückt ist und wohl auch nicht vollkommen glücken wird.

Trotzdem ist in kürzester Zeit Erstaunliches geleistet worden, jedenfalls so viel, daß die Volkswirtschaft ihre neuen Aufgaben leidlich erfüllen wird, solange der Krieg auch dauern möge. Niemand wird hungern müssen; die öffentliche Wohltätigkeit wird sich vor keiner unerfüllbaren Aufgabe sehen – natürlich immer unter der Voraussetzung, daß der Krieg nicht große Teile unseres eigenen Landes ergreift. Aber diese Voraussetzung ist uns heute ja wohl erlaubt.

Die Anpassung hat sich vollzogen erstens unter dem Einfluß der Selbststeuerung durch den Preis. Wo der Preis sank, wurde die Produktion nach Möglichkeit eingeengt – soweit nicht die Hoffnung auf baldige Wiederbelebung gegenwirkte –, wo der Preis stieg oder sich auch nur hielt, wurde die Produktion aufrecht erhalten und nach Möglichkeit ausgedehnt.

Wirkt hier der gesellschaftliche Kollektivwille sozusagen automatisch, durch Druck auf die wirtschaftliche Entschließung aller Einzelnen, so geht nebenher die wirtschaftliche Handlung durch den organisierten Kollektivwillen; und zwar konkurrieren hier der „Staat", das heißt bei uns Reich, Einzel-

staaten, Provinzen, Kreise, Amts- und Gutsbezirke und Gemeinden, die öffentlich-rechtlichen Organisationen des gemeinen Nutzens, mit den privaten Organisationen aller Art, mit den Kapitalverbänden, Kapitalistenvereinigungen, Gewerkschaften und Genossenschaften und den unmittelbar dem gemeinen Nutzen dienenden privaten Organisationen, vom Roten Kreuz bis zum Vaterländischen Frauenverein, von den Vereinen für private Fürsorge bis zu den Vereinen gegen Verarmung und Bettelei. Der „Staat" hat sehr kräftig, vielleicht hier und da zu kräftig, und hier und da nicht kräftig genug, in das Getriebe der automatischen Selbststeuerung eingegriffen, mit Gesetzen und Verordnungen aller Art, mit Aufträgen und Unterstützungen; und was die privaten Organisationen geleistet haben, wird einmal in der geschichtlichen Darstellung dieses Riesenkrieges ein besonders reizvolles und glorreiches Kapitel ausmachen. Ohne unsere Unternehmerverbände, die ihre Mitglieder durch Rat und Tat zu schnellster Umdisposition und Anpassung veranlaßt haben, ohne unsere Gewerkschaften mit ihren stattlichen Reserven, die im Moment der Krisis die ärgsten Spitzen der Arbeitslosigkeit abstumpfen konnten, ohne unsere soziale Fürsorge sähe es schlimmer aus im Lande.

Machen wir uns nun klar, welche Aufgaben der deutschen Volkswirtschaft während des Krieges gestellt sind, wie sie sie schon gelöst hat und weiterhin lösen wird. Um uns nicht durch den Majaschleier blicken zu lassen, die Geldausdrücke, die alle Täusche begleiten, werden wir uns wieder überall der „Naturalbetrachtung" der Wirtschaft bedienen.

Zwei Aufgaben hat jede Volkswirtschaft, die der Produktion und die der Distribution. Sie hat die Güter und Dienste herzustellen, deren alle Einzelnen bedürfen, und hat diesen Vorrat so zu verteilen, daß jeder entsprechend seiner Leistung Gegenleistung erhält, und zwar in denjenigen Wertdingen, deren er bedarf, um seine Bedürfnisse möglichst vollkommen zu bedecken.

Die Aufgabe der Produktion erschöpft sich in zwei großen Teilaufgaben: es müssen erstens alle „letzten" Güter und Dienste produziert werden, die dem wirklichen Verzehr verfallen, und zweitens alle diejenigen Produkte, die der Herstellung dieser letzten Güter dienen, die Werkgüter: Rohstoffe, Hilfsstoffe und Werkzeuge (Maschinen), das sogenannte „volkswirtschaftliche Kapital". Und zwar muß eine Volkswirtschaft grundsätzlich so funktionieren, daß ihre Vorräte an Werkgütern aller Art immer mindestens durch Ersatz allen Verschleißes auf ihrem Bestande erhalten werden; sonst treibt sie Raubbau, lebt vom Kapital und muß das zuletzt an der Versorgung mit letzten Gütern büßen. In schweren Kriegszeiten liegen hier sehr starke Reserven. Im allerschlimmsten Falle kann eine Nation auch einmal vom Kapital leben — einige Zeit lang.

Was die Güter und Dienste des letzten Verzehrs anlangt, so braucht

die Anpassung im Notfall nicht weiter zu gehen, als bis zur Sicherung der Befriedigungsmittel der Notdurft, während die des Komforts und gar des Luxus stark eingeschränkt werden können, ohne daß anderer Schaden geschieht, als daß die Produzenten dieser Produkte leiden. Man muß sie auf anderen Erwerb abschieben oder schlimmstenfalls ernähren.

Von den drei Hauptbedürfnissen der Notdurft: Nahrung, Kleidung und Behausung samt Beleuchtung und Beheizung ist nur das erste ernsthaftes Problem. Unser Volk ist durchschnittlich so ausreichend mit Kleidung, Wäsche und Schuhzeug versorgt, daß es einige Zeit hindurch auch ohne viel Beschaffung von neuen Stücken auslangen kann. Auch die Behausung ist ausreichend – wir sprechen hier nur von Gütern der Notdurft, nicht des Behagens, und es steht hier nicht in Frage, ob nicht vom Standpunkt des Behagens aus eine beträchtliche Besserung der durchschnittlichen Versorgung mit Wohnung und Kleidung sehr wünschenswert ist. Heizmaterial produziert Deutschland in Fülle, Holz, Torf, Braun- und Steinkohlen; in der Beleuchtungsfrage leiden wir in unerfreulicher Weise an dem Petroleummangel: aber die Anpassung durch Einführung von Gas, elektrischem Licht usw. schreitet schnell voran und würde keinerlei Schwierigkeiten machen, wenn nicht alle Welt auf die Wiedereinfuhr von Petroleum wartete. Spiritus als Ersatzmittel kann vorläufig, so lange Kartoffeln sehr teuer und als Nahrung kaum entbehrlich sind, kaum in Betracht kommen.

Was nun die Nahrung anlangt, so hat Deutschland, wie bereits erwähnt, in dem letzten Jahre zirka 95 Prozent sowohl des von ihm verbrauchten Brotkorns, wie auch seiner Fleischnahrung selbst erzeugt. Aber ein Teil dieser Produktion war „Veredelungsgewerbe", vor allem unsere enorme Schweinezucht; ein Viertel bis ein Drittel unseres Schweinefleisches ist aus importierten Futtermitteln angemästet. Ferner beruht ein kolossaler Teil unserer Erzeugnisse an Milch und Milchprodukten auf der Zufuhr fremdländischer, namentlich fetthaltiger Futterstoffe, unter denen das Baumwollsaatmehl eine große Rolle spielt. Veredelungsgewerbe ist auch ein Teil unseres Ackerbaues; unsere Durchschnittsernte an Körnerfrüchten, Kartoffeln usw. wäre wesentlich geringer ohne die reichliche Verwendung auswärtiger Düngestoffe, vor allem des Chilisalpeters, aber auch gewisser Phosphate. Ferner importieren wir sehr große Mengen von Fetten für menschliche Nahrung (Schweineschmalz, Butter und Butterschmalz usw.), von Eiern, Geflügel und Obst und tropischen Produkten: Reis, Kaffee, Tee, Kakao usw.

Wenn wir ohne alle diese Importe und ohne Veränderung unserer Wirtschaftsrichtung längere Zeit sollten auslangen müssen, würden wir in Verlegenheit kommen können. Das wird nicht, sicher nicht in bedrohlichem Maße nötig sein. Davon sofort. Aber jedenfalls sind wir gezwungen, sofort eine Anpassung in unseren Verzehrsgewohnheiten vorzunehmen. Wir

haben ein starkes Defizit an Weizen, einen beträchtlichen Ausfuhrüberschuß von Roggen. Wir müssen daher auf einen Teil des Weizenbrotes, namentlich des ganz feinen, aus Auszugmehl hergestellten, verzichten und dafür mehr Mischbrot und reines Roggenbrot essen. Die Selbststeuerung durch die Preisbildung hätte wahrscheinlich schnell und kräftig genug die notwendige Anpassung vollzogen; aber die Behörden haben leider, allzu nachgiebig gegen eine populäre Strömung, durch die Einführung von Höchstpreisen die Selbststeuerung gelähmt, trotz aller Erfahrungen der Wirtschaftsgeschichte und aller Warnungen der Theorie seit Adam Smith. Man hat zwar versucht, durch eindringende Aufklärung die Bevölkerung zu allgemeiner Sparsamkeit zu bewegen, und hat durch viele Befehle und Verbote diese Sparsamkeit zu erzwingen versucht: Befehle über das Mindestmaß der Ausmahlung von Brotkorn, über die „Streckung" von Weizenmehl durch Roggenmehl, und von Roggenmehl durch Kartoffelmehl, Verbote, Roggenschrot an das Vieh zu verfüttern, Weizenbrötchen nachts zu backen usw. Aber alle diese halben Maßregeln haben keinen durchgreifenden Erfolg gehabt und hätten ihn auch dann nicht gehabt, wenn sie im einzelnen zweckmäßiger gewesen wären, als sie vielfach in der Tat waren.

Hier waren nur ganze Maßnahmen gestattet, und deren gab es nur zwei: entweder völlige Freigabe der Preisbildung, um „durch die Teuerung der Hungersnot vorzubeugen", oder das Getreide- und Mehlmonopol. Die erste Alternative hätte leicht spekulative Ausschreitungen und starke Erregung bringen können, und so ist es nur zu billigen, daß die Regierung sich zur zweiten Alternative entschloß, obgleich auch diese nur ein kleineres Übel ist, das große technische Schwierigkeiten und ökonomische Unzuträglichkeiten mit sich bringt. Die Verordnung kam reichlich spät. Das deutsche Volk hat während des ersten Kriegshalbjahres wie ein reicher Mann sorglos gelebt und wird daher im zweiten den Schmachtriemen etwas enger schnallen müssen. Aber sie kam doch noch nicht zu spät! Wir werden auslangen, wenn auch die Ernte an Brotkorn und Kartoffeln bedeutend geringer sein sollte als die des Vorjahres. Wir werden weniger Brot und mehr Kartoffeln verzehren, werden mehr Gerste in Gestalt von Gerstenmehl und Graupen essen als sonst, werden weniger Gerste in Bier und weniger Korn und Kartoffeln in Branntwein verwandeln*, und vor allem haben wir in unserem bisherigen Zuckerüberschuß eine gewaltige Reserve. Wir haben etwa fünf Viertelmillionen Tonnen Reinzucker jährlich exportiert, das Äquivalent an Nährwert von 625000 Tonnen (12 1/2 Millionen Zentner!) guter Butter.

* Wir haben 1912 rund eine Million Tonnen Gerste verbraut, und 1912/1913 rund 2730000 Tonnen Kartoffeln und 360000 Tonnen Getreide zu Branntwein verbrannt.

Dauert der Krieg nicht allzulange, so haben wir eine zweite kolossale Reserve in unserem Vieh, namentlich in unserem Schweinebestande, der sich seit dem Vorjahr um nicht weniger als ein Sechstel vermehrt hat. Da wir das Defizit an Futtermitteln unmöglich so schnell decken können, müssen wir denjenigen Teil einschlachten, der das Erzeugnis jenes „Veredelungsgewerbes" ist. Das würde uns ein Mehr an Fleisch von 550000 bis 700000 Tonnen liefern, außer den für menschliche Ernährung geeigneten Eingeweiden und großen Mengen von Fett, das wir ganz besonders gut gebrauchen können. Die Reduktion des Schweinebestandes um ein Viertel bis ein Drittel würde einen Minderverbrauch an Futter von zweieinhalb bis dreieinhalb Millionen Tonnen Korn-Äquivalent ermöglichen, und damit wäre das Futterdefizit zum allergrößten Teile beseitigt. Da das Rind im Gegensatz zu dem mit Kartoffeln und Schrot gemästeten Schwein im allgemeinen nur solche Pflanzen erhält, die für menschliche Ernährung nicht in Betracht kommen, könnten wir unseren Rinderbestand einigermaßen durchhalten, freilich unter sehr empfindlichem Rückgang der Milchproduktion mangels fetthaltiger Futtermittel. Da der Konsum von Frischmilch kaum stark eingeschränkt werden kann, werden wir mit einer Butternot zu rechnen haben – wenn uns nicht dänische und holländische Einfuhr zu Hilfe kommen.

Wenn wir den Übervorrat an Schweinefleisch zum großen Teile in Dauerware verwandeln, sind wir nicht nur für das laufende, sondern auch für das nächste Jahr mit Fleisch ausreichend versorgt – übrigens ist eine Herabminderung dieses Konsums, der in Deutschland sehr stark ist, physiologisch unbedenklich, vielleicht sogar wünschenswert. Sollte der Krieg und die Absperrung freilich länger als zwei Jahre dauern, dann würden wir vom dritten Jahre an mit einer Verminderung unserer Fleischversorgung um ein Viertel bis ein Drittel zu rechnen haben – unter der Voraussetzung, daß bis dahin die Anpassung nicht so weit gediehen wäre, um unsere eigene Futtererzeugung entsprechend zu vermehren, was durchaus und unschwer möglich ist. Selbst in jenem schlimmsten Falle wäre aber das Ergebnis für die Volksernährung durchaus nicht so schlimm wie es aussieht. Es gehen nämlich bei der Umwandlung von Pflanzen in Schweinefleisch wenigstens fünfzig Prozent der Nährwerteinheiten verloren: diese enorme Masse wird uns jedenfalls gerettet sein.

Nun ist aber erstens nicht zu erwarten, daß der Krieg in dieser Ausdehnung viele Jahre lang dauern wird. Die Staaten würden sich derart mit Schulden belasten, daß sie nicht mehr aufrecht stehen könnten. Ferner ist es selbst in diesem Falle sehr unwahrscheinlich, daß man Deutschland auf die Dauer von allen Zufuhren absperren kann. Man müßte auch die an uns grenzenden Neutralen absperren, und das ruiniert auf die Dauer unsere Gegner selbst – Ägypten zum Beispiel geht zugrunde,

wenn es seine Baumwolle und sein Baumwollensaatmehl nicht verkaufen kann, und Rußland wird sein Korn verkaufen müssen, wenn es Waffen und Verbandstoffe soll kaufen können —; und ferner werden es sich die Neutralen nicht lange gefallen lassen. Man darf nicht vergessen, daß zu ihnen die Vereinigten Staaten gehören, die furchtbar leiden, wenn sie ihre Baumwolle und Saatmehle, ihr Kupfer und Schmalz, ihren Mais und Weizen nicht loswerden können. Selbst billige Massenprodukte werden wieder zu uns gelangen, wenn auch auf verteuernden Umwegen — und keineswegs wird man uns die hochwertigen Produkte wie Kupfer, Zinn, Kautschuk usw. lange sperren können. Die Lockung hoher Preise ist stärker als jede Blockade. Vor allem aber sind Anpassungen von größter Wirkung nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich.

Zunächst wird die Selbststeuerung durch den Preis vieles erreichen. Da Weizen an sich teurer ist als Roggen und durch die Festsetzung der behördlichen Höchstpreise stark bevorzugt ist, wird sich das Weizenareal auf Kosten des Roggengebietes beträchtlich ausdehnen. Wahrscheinlich wird das mit Zuckerrüben bebaute Feld einigermaßen einschrumpfen, und dafür werden Futterrüben und Kartoffeln angebaut werden; das Kartoffelland wird im ganzen auf Kosten des Kornlandes wachsen, weil es höher rentiert, und das wird für die Volksernährung sehr günstig sein, weil selbst bei der vorsichtigsten Schätzung Kartoffelland um zirka ein Viertel mehr Nährwerteinheiten liefert als Kornland. Ferner wird ganz im allgemeinen unter der Lockung hoher Preise die Intensität des Anbaues stark zunehmen. Dazu steht die Handarbeit sicher zur Verfügung. Hat nämlich auch die Mobilmachung die jungen Männer gerade der Landwirtschaft massenhaft entzogen, so haben wir doch die ganze große Schar russischer Landarbeiter, die wir sonst gegen Ende des Jahres in die Heimat zu entlassen pflegen, im Lande behalten, angeblich zirka 450 000 Köpfe, Männer und Frauen; und haben schon jetzt über eine halbe Million Kriegsgefangene, offenbar größtenteils Bauern und Landarbeiter, die uns helfen müssen. Außerdem wird bei der doch immerhin nicht glänzenden Lage des städtischen Arbeitsmarktes sicherlich die sonst ungeheuer starke binnenländische Abwanderung vom Plattlande in die Städte sich wenigstens stark vermindern.

Ist somit eine höhere Arbeitsintensität der Landwirtschaft wahrscheinlich gesichert, so ist die höhere Kapitalsintensität wohl möglich, aber durch zwei Dinge gefährdet. Erstens durch den Mangel an stickstoffhaltigem Dünger, da dessen Hauptrepräsentant, der Chilisalpeter, nicht hereinkommt. Daß es möglich ist, dieses Defizit technisch abzudecken, ist sicher und zwar durch Ammoniaksalze, die aus den Gaswässern gewonnen werden, durch Kalkstickstoff und vielleicht Luftstickstoff nach einem, wie behauptet wird, jetzt gerade reif gewordenen neuen Verfahren: aber ob diese technische Möglich-

keit auch eine ökonomische Möglichkeit ist, das heißt ob die Ersatzmittel in genügender Menge und vor allem zu genügend niederem Preise produziert werden können, steht heute noch dahin.

Wäre es absolut sicher, daß kein Chilisalpeter während mehrerer Jahre ins Land kommen kann, dann ist nicht daran zu zweifeln, daß der Mangel sehr bald durch neue Düngerfabriken behoben werden würde. Aber das ist die zweite Schwierigkeit, die Unsicherheit der wirtschaftspolitischen Situation. Das Kapital hält sich mit neuen Anlagen zurück, und die Landwirtschaft wagt es nicht, mit der vollen Kraft größerer Ausgaben an die Intensivierung der Betriebe heranzugehen. Dennoch kann sehr viel erreicht werden. Zweckmäßige Gründüngung, für die wir keines importierten Materials bedürfen, kann gerade den Stickstoffdünger weithin ersetzen; ferner leistet eine besonders zweckmäßige Behandlung der Ackerkrume, die durch fortwährende Zerstörung ihrer Kapillarität das Wasser im Untergrunde vor Verdunstung bewahrt und auffspart, Ungeahntes für den Aufschluß armer, auch stickstoffhaltiger Pflanzennährstoffe; behaupten doch die Anhänger des in den Halbsteppenländern Amerikas ausgebildeten Dry farming, daß man bei geeigneter Bearbeitung des Bodens überhaupt ohne Düngung auskommen könne; statt die Statik des Bodens nach Liebig in kostspieligem Verfahren zu erhalten, solle man seine Dynamik in Gang setzen; er sei keine Retorte voller fertiger Chemikalien, sondern ein Laboratorium, das fortwährend neue Nährstoffe aus dem toten Mineral bilden könne. Mag das übertrieben sein, jedenfalls läßt sich einige Jahre hindurch auch ohne so viel künstlichen Stickstoffdünger durch Gründüngung und gute Bearbeitung der Ertrag der Felder auf dem bisherigen Stande erhalten, ja, durchschnittlich sogar wahrscheinlich steigern. Denn das bleibt wahr, trotz der sehr bedeutenden und hoch erfreulichen Steigerung der deutschen Durchschnittsernten in dem letzten Jahrzehnt bleibt selbst dieser vermehrte Durchschnitt noch beschämend tief hinter dem Ertrage der besten Güter auf Mittelboden zurück.

Wenn hier überall die Anpassung sich durch die Preisbildung mit Unterstützung der privaten Organisationen vollziehen wird, der Landwirtschaftskammern und der landwirtschaftlichen Vereine, die ihre Mitglieder und Wähler durch Rat und Tat und sanften Zwang dahin bringen werden, das gleichzeitig allgemein Notwendige und privatwirtschaftlich Nützliche zu tun, so hat der Staat zu helfen, damit die letzte große Anpassung sich schnell genug vollziehe, die Gewinnung neuen Nutzlandes im großen Stile.

Es sind in Deutschland noch ganze Provinzen im Frieden zu erobern. Fast genau zehn Prozent der Gesamtfläche, mehr als ein Sechstel der Nutzfläche wird bei uns von Unland eingenommen. Davon ist ein ungeheuerer Teil der Kultur zu gewinnen. Heideland kann durch Rajolen und

Düngung in kürzester Zeit in das beste Obst- und Gemüseland verwandelt werden; davon sind wenigstens zweieinhalb Millionen Hektar vorhanden. Und von den dreieinhalb Millionen Hektar umfassenden deutschen Mooren sind zweieinhalb Millionen Hektar kultivierbar; sie ergeben Wiesländereien von sehr hohem Ertrage: da Heu das beste, nährwertigste Futtermittel ist und da auf einem Hektar in guten Jahren fünf Tonnen Heu geerntet werden, läßt sich ermessen, was hier bei gutem Willen und gehöriger Energie in kürzester Zeit für die Versorgung des deutschen Viehstandes und dadurch der Bevölkerung mit Fleisch geschehen kann.

Auch durch Ausdehnung der Fischzucht und des Obstbaues (Beerenobst trägt schon im ersten Jahr) läßt sich sehr Großes schnell erreichen.

Der Ernährung wegen brauchen wir mithin keine ernsten Sorgen zu haben. Wie steht es mit den Werkgütern?

Die wichtigsten Rohstoffe und Hilfsstoffe erzeugen wir in jeder erwünschten Menge im eigenen Lande: Holz, Steine und Ziegel, Eisen und Kohle. Von den übrigen Metallen erzeugen wir Zink im größten Maßstabe, auch Blei genügend, sind dagegen auf die Einfuhr von Kupfer und Zinn angewiesen. Kupfer könnten wir allerdings im Notfall durch Verhüttung der armen Mansfelder Kupferschiefer in beliebigem Quantum erlangen. Außerdem sind nach neuern Untersuchungen sehr große Mengen von Kupfer in Gestalt von Leitungsdrähten, Kesseln und anderen Geräten vorhanden, genug, um unseren Bedarf für mindestens ein Jahr zu decken. Zinn erhalten wir fast ganz über See aus Bolivien und Hinterindien (Banka-Zinn). Von wichtigen Hilfsstoffen führen wir der Regel nach sehr starke Mengen von Schmieröl ein (1913 Mehreinfuhr mineralischer Schmieröle 211000 Tonnen gegenüber einer Eigenproduktion von 136500 Tonnen; ferner importierten wir Tran und Fischfette ungefähr 48000 Tonnen). Das Defizit muß im Notfall durch tierische Fette ersetzt werden: allerdings gegenüber unserem Manko an diesen Nahrungsmitteln recht schmerzlich!

Von dem Defizit an Chilisalpeter und Viehfuttermitteln und ihrer Ersatzmöglichkeit haben wir ausführlich gehandelt.

Von weiteren wichtigen Rohstoffen fehlen uns namentlich diejenigen der Textilindustrie. Wir haben im letzten Jahre für über eine Milliarde Mark Baumwolle und Wolle importiert. Wenn wir auch in Antwerpen, Verviers und Lodz große Vorräte namentlich von Wolle gefunden haben, können sie doch das Defizit nicht decken. Vielleicht stellt uns ein Sieg der türkischen Waffen am Nil in absehbarer Zeit ägyptische Baumwolle in größerer Menge zur Verfügung; vielleicht setzen die Vereinigten Staaten, die im letzten Jahre für fast zweieinhalb Milliarden Mark Baumwolle exportiert haben, die Freiheit ihres Baumwollhandels mit unseren neutralen Grenznachbarn durch, so daß wir auf dem Umwege hereinbekommen, was

wir brauchen, – um so mehr, da Baumwolle auch nicht einmal relative Kriegskonterbande ist: im schlimmsten Falle müssen wir uns mit geringen Mengen behelfen. Das dadurch entstehende Problem ist allerdings mehr ein solches der Distribution als der Produktion. Denn wir können wohl eine Zeitlang mit unserem Vorrat an Kleidung und Wäsche auslangen: aber es ist nicht leicht, für die ungeheuere Bevölkerung unserer Textilindustrie, Spinnerei, Weberei, Schneiderei und Wäschekonfektion, andere lohnende Arbeitsgelegenheit zu beschaffen, um so mehr als auch Seide, Flachs und Jute vorwiegend oder ganz zu uns eingeführt wurden.

Was nun schließlich die Werkzeuge anlangt, so ist unsere gewaltige Maschinenindustrie jedem Anspruch gewachsen; hier können wir uns, solange die Materialien ausreichen, und die Arbeitskräfte vorhanden sind, von ausländischen Zufuhren völlig emanzipieren. Was wir bisher, dank der internationalen Arbeitsteilung, vom Auslande erhielten, weil es dort aus irgend welchen Gründen vorteilhafter hergestellt werden konnte, können wir ohne Schwierigkeit selbst erzeugen.

Alles in allem dürfte die Frage der Produktion kaum allzu große Schwierigkeiten bereiten. Die Güterversorgung des Volks braucht nicht allzusehr herabzugehen; wenn die vorhandenen produktiven Kräfte, Menschen und Maschinen, zu ihrer vollen Leistungsfähigkeit ausgenutzt werden und die Maschinerie vielleicht noch verstärkt werden kann, kann die technisch hoch entfaltete und darum besonders anpassungsfähige Nation neben dem Kriegsbedarf doch ungefähr die alte Menge von Gütern und Diensten des letzten Verzehrs herstellen; einige Einschränkung und einige Unbequemlichkeiten infolge erzwungener Bedarfsverschiebung werden ja unvermeidlich sein.

Die Voraussetzung einer so glücklichen Entwicklung ist aber, daß für diese gesteigerte Produktion auch Absatz, Kaufkraft vorhanden ist. Damit gelangen wir zu dem Problem der Distribution.

Wir können die erzeugten Wertdinge nicht unmittelbar, von Behörden wegen, an die Bedürftigen verteilen, wenigstens nicht über den engen Rahmen der öffentlichen Fürsorge hinaus. Sondern wir müssen das Problem der Verteilung mittelbar, auf dem Wege der Arbeitsbeschaffung, das heißt der Beschaffung von entlohnter Arbeit, lösen.

Das ist die Hauptaufgabe. Die Besitzlosen haben weiter kein Angebot, das als wirksame Nachfrage nach Gütern auf den Markt gelangen kann, als das ihrer „Dienste". Es muß dafür gesorgt werden, daß diese Ware flotten, augenblicklichen und regelmäßigen Absatz findet: denn sie verschwindet mit jedem Tage unwiederbringlich, und jeder verlorene Arbeitstag des A bedeutet entgehenden Absatz und verlorene Arbeitszeit für B–Z.

Neben dieser Hauptaufgabe besteht die geringere Aufgabe, die Kaufkraft

der Besitzenden liquid zu machen, das heißt ihnen dazu zu helfen, daß sie ihre Vermögensstücke ohne viel Beschwerde und Verluste „zu Geld machen können". Das ist – nach einem schon 1870 erprobten Verfahren – sehr glücklich durch die Darlehnskassen und ähnliche Einrichtungen geleistet worden, die Effekten und Waren aller Art beliehen und den Darlehnsbetrag in ihren Noten ausbezahlt haben. Die Sparkassen haben durch Erleichterung ihrer Auszahlungsbedingungen – vielfach gleichfalls auf Grund von Verpfändungen bei den Darlehnskassen – in gleichem Sinne gewirkt, und auch die privaten Banken haben das Mögliche getan, wenigstens nach Überwindung des ersten Schrecks, um die Liquidität und Kaufkraft ihrer Kunden und Klienten zu fördern. Unterstützt, ja wohl hier und da gedrängt von der Reichsbank, die ihrerseits sie selbst wieder gestützt hat, haben sie nicht nur als Schuldner mehr als ihre strikte Verpflichtung erfüllt – während zum Beispiel die französischen Banken die Guthaben ihrer Kontokorrentgläubiger nur zögernd und nur zum Teil ausgezahlt haben – sondern haben auch als Gläubiger die einmal gewährten Kredite nach Kräften durchgehalten. Dadurch konnte die Produktion und der Kreditgeldverkehr weithin aufrecht erhalten werden, und die Arbeitslosigkeit der Massen erreichte keinen bedrohlichen Grad.

Damit sind wir bereits auf die eine Methode gekommen, durch die den Arbeitern Gelegenheit zum Lohnverdienst zugeführt wurde, die Kredithilfe für die Unternehmer mit ihrem „produktiven Konsum"; daneben verschwindet die durch die Darlehnskassen usw. vermittelte Kredithilfe für den eigentlichen Konsum der letzten Konsumenten. Denn bisher hat die deutsche Bevölkerung augenscheinlich nur in Ausnahmefällen von ihrem Vermögen zehren müssen.

Die zweite Methode haben wir im ersten Abschnitt ausführlich behandelt, die Arbeitsbeschaffung durch den Staat, nicht nur für militärische, sondern auch für Friedenszwecke. Darüber ist nichts mehr zu sagen, sondern nur der Wunsch auszusprechen, daß der Staat sich dieser Methode so entschlossen wie möglich mit der Absicht bediene, womöglich für alle Arbeitslosen lohnende Arbeitsgelegenheit zu erschließen. Die Möglichkeit dazu ist gegeben.

Wo diese beiden Mittel versagen, hat die unmittelbare unentgoltene Versorgung, die Caritas, einzusetzen. Reich und Kommune haben in bezug auf die Familien der Kriegsteilnehmer die öffentliche Verpflichtung dazu anerkannt und zahlen ihnen Unterstützungen, mit denen sie ihre notwendigen Bedürfnisbefriedigungsmittel erwerben können. Diese Verpflichtung sollte auch den übrigen Arbeitslosen gegenüber anerkannt werden; die Solidarität aller hat in einer solchen Katastrophe für jeden einzustehen, der ihr Opfer wurde, einer Katastrophe, die nicht weniger elementar ist als ein Erdbeben

oder eine Feuersbrunst. Meiner Empfindung nach hätte in solchem Falle der Staat der privaten Caritas nicht mehr zu überlassen als die Füllung der in Staatsaktionen unvermeidlichen Lücken; da wir nicht so weit sind, sollte er wenigstens ohne Knauserei überall da einspringen, wo die unabhängige Organisation, zum Beispiel der Gewerkschaften und der privaten Liebestätigkeit, versagt. Aber ungleich wichtiger als Almosen ist Arbeitsgelegenheit, nicht nur, weil Almosen erniedrigt und Arbeit adelt, sondern auch weil der Almosenempfänger zu dem Gütervorrat der Nation, dem er täglich entnimmt, nichts beisteuert.

Als eine Maßnahme zur Regelung der Verteilung waren auch die in einem anderen Zusammenhang bereits gewürdigten Höchstpreise gedacht. Sie waren namentlich dazu bestimmt, den gegebenen „Nominallohn" der Arbeiter zu einem möglichst hohen „Reallohn" auszurecken, das heißt dem Arbeiter die Möglichkeit zu geben, mit seinem Lohngeld möglichst viel von jenen unentbehrlichen Waren zu kaufen.

Diese ihre Zweckbestimmung haben die Höchstpreise bisher ja auch erfüllt — aber leider auf Kosten des Reallohnes der künftigen Monate bis zur Ernte, der empfindlich hätte sinken müssen — vielleicht trotz dem Getreidemonopol empfindlich sinken wird — wenn der Preis stark gestiegen wäre, — oder heraufgesetzt werden muß —, um Vorrat und Bedarf einander anzupassen. Das wird nun getragen werden müssen und kann wahrscheinlich dadurch stark gemildert werden, daß die „Kriegs-Getreide-Gesellschaft" und die Kommunalverbände ihren „Gewinn", die Spannung zwischen dem Einkaufspreise zum behördlichen Höchstpreise und dem höheren Verkaufspreise, unter die bedürftige Bevölkerung verteilen: jedenfalls aber sollte die Regierung nicht nur dem Reallohn, sondern vor allem dem Nominallohn ihre volle Aufmerksamkeit schenken; sie könnte überall dort, wo sie unmittelbar oder mittelbar als Arbeitgeber oder — bei Ämtern — als Aufsichtsbehörde Einfluß auf die Arbeitsbedingungen hat, und das ist ja heute in noch nicht dagewesenem Maße der Fall, dafür Sorge tragen, daß im Interesse nicht nur der Arbeiter, sondern ebenso der Gesamtheit, die von der Kaufkraft der gleichen Arbeiter abhängig ist, die „anständigen Löhne" der Gewerkschaftsbedingungen gezahlt werden. Wir gönnen den Kriegslieferanten schließlich selbst hohe Gewinne: aber dann sollen sie von der Marktlage, die sie begünstigt, nicht auch noch nach unten hin, gegen die Arbeiter, mißbräuchlichen Vorteil ziehen dürfen. Das kann und soll der Staat verhindern, soweit sein Einfluß reicht. Und auch die öffentliche Meinung täte gut, einmal diese Seite der Dinge, die niederen Preise der Lohnarbeit, mit ebensoviel Aufmerksamkeit zu betrachten, wie die hohen Preise der Nahrungsmittel.

Wenn alle diese Wege mit der nötigen Energie beschritten werden, wenn also die Verwaltung eines so großen Gebietes wie Deutschland nicht fatalerweise zu schwerfällig sein muß, um trotz der Reibungen der Ressorts aneinander die Umlagerung und Anpassung schnell genug zu vollziehen und wenigstens dort nicht zu hindern, wo die Selbststeuerung des Marktes wirken will, – dann ist es durchaus möglich, daß die deutsche Volkswirtschaft auch unter einer langen Kriegszeit durchaus genügend funktioniert, das heißt daß eine eigentliche Kriegsnot weder aus Gründen der Produktion auftritt, weil ein Mangel an Unterhalts- oder Produktionsmitteln sich einstellt, noch aus Gründen der Distribution, weil mehr Volksgenossen, als die öffentliche und private Hilfstätigkeit versorgen kann, ohne Existenzmittel sind. All das natürlich immer unter der Voraussetzung, daß uns auch in Zukunft schwere strategische Rückschläge erspart bleiben.

Wenn aber auch die Volkswirtschaft gut genug gesichert scheint, so gilt nicht das gleiche für die Staatswirtschaft. Hier bestehen sehr ernste Bedenken. Bisher hat das Reich die Kriegsausgaben vorwiegend auf dem Wege der Anleihe aufgebracht. Fährt es auf diesem Wege fort, und kommt es vielleicht doch nicht zum vollen Ersatz der aufgewendeten Kosten durch die Kriegsentschädigungen, dann bleibt eine furchtbare Verschuldung zurück. Da der Krieg täglich etwa 30–40 Millionen Mark unmittelbare Kosten verursachen soll, ist der Jahresbedarf mit wenigstens zehn Milliarden zu veranschlagen. Wir würden daher unter Einrechnung der jetzt schon bestehenden Reichsschulden nach nur zweijähriger Kriegsdauer mit einer Reichsschuld von 25–30 Milliarden Mark und einem Zinsendienst von, je nach dem Zinsfuß, jährlich einer bis anderthalb Milliarden zu rechnen haben. Schon das wäre enorm, wenn auch nicht gerade unmöglich. Aber bei noch längerer Dauer des Krieges kämen wir in der Tat zu unmöglichen Verhältnissen, unter denen die Kulturaufgaben der endlich eintretenden Friedenszeit sehr schwer leiden müßten.

Nun konnte das Reich bis jetzt kaum anders vorgehen. Während der Panik der ersten Wochen und der Unsicherheit der ersten Monate war fast alles Einkommen so sehr geschrumpft und das meiste Vermögen so tief entwertet, daß eine neue Steuerbelastung unter Umständen das eine Reiskorn hätte sein können, das das überlastete Kamel der Volkswirtschaft niedergeworfen hätte. Jetzt aber, nachdem die Anpassung an den neuen Zustand sich doch einigermaßen durchgesetzt hat, sollte das Reich mit Entschlossenheit daran gehen, anstatt der Zukunft so weit wie möglich die Gegenwart für die Bedürfnisse der Gegenwart zu belasten, und das heißt: die Kriegskosten so viel wie möglich aus Steuern, statt aus Anleihen zu bestreiten.

Daß das möglich ist, kann, glaube ich, nicht wohl bestritten werden.

Man hat den Betrag der jährlichen Ersparnis des deutschen Volkes schon vor Jahren auf fünf bis sechs Milliarden Mark jährlich geschätzt. Diese Ersparnis kann, das kann man in so schwerer Zeit fordern, durch eine allgemeine Einschränkung der Lebenshaltung noch bedeutend gesteigert werden; und wenn alle produktiven Kräfte voll entfesselt werden, kann auch das Gesamtprodukt noch gesteigert werden, so daß auch von dieser Seite her die Ersparnis wächst. Und einen sehr großen Teil dieser Ersparnis kann das Reich in seiner Not für sich anfordern, ohne daß ein Bürger sich beschweren dürfte: wo jeder sein Blut bedingungslos einzusetzen hat, hat er auch sein Gut herzugeben, und nun gar eine Bereicherung in solcher Zeit darf niemand fordern.

Darum sollte das Reich rücksichtslos mit einer stark progressiven Einkommensteuer vorangehen, um die Lebenshaltung vor allem derjenigen Kreise einzuschränken, die solche Einschränkung am besten vertragen können, und sollte noch viel rücksichtsloser eine sehr starke progressive Wertzuwachssteuer eintreiben. Wessen Geschäft heute blüht, der dankt es unmittelbar als Kriegslieferant oder mittelbar als Produzent des Privatbedarfs der durch Kriegslieferungen Beschäftigten dem Reiche; und jeder von uns dankt es dem Heere des Reiches, daß er nicht alles oder das meiste verloren hat. Stünden die feindlichen Heere heute auf deutschem Boden, so wäre die „richesse fictive“ des deutschen Kapitalvermögens heute um schätzungsweise 100 bis 150 Milliarden Mark weniger wert, und es bestände keine Sicherheit, daß es jemals wieder den alten Wert erreichen würde. Für solche Leistungen kann das Reich jede Gegenleistung verlangen und darf namentlich in Form einer Wertzuwachssteuer einen großen Teil der Gewinne zurücknehmen, die zu machen es seinen Bürgern ermöglicht hat.

Auf diese Weise läßt sich erreichen, daß die Verschuldung des Reiches keinen allzu gefährlichen Grad ersteigt.

Wir müssen uns ein für alle Male klar machen, daß ein Kriegszustand von jeher eine mehr oder weniger kommunistische Wirtschaft bedingt hat — wie denn auch fast aller praktische Kommunismus der Geschichte immer nur die Ordnung eines Kriegslagers gewesen ist. Wir haben auch hier eine Anpassung, diesesmal seelischer Art, zu vollziehen, indem wir den uns in Friedenszeiten beherrschenden Individualismus und Egoismus zum Teil wenigstens aufgeben. Das berauschende Gemeinschaftsgefühl, das wir in uns und um uns erleben und das alle die Traurigkeiten dieses Weltbrandes und Weltgemetzels weit überwiegt, muß uns wieder lehren, daß auch in wirtschaftlichen Dingen das „Einer für Alle und Alle für Einen“ zu gelten hat. Derart vorbereitet, brauchen wir die ganze Welt nicht zu fürchten.

Der Liebste

Novelle von Hans Reisiger

Der schöne Jünger Merkurs, Herr Heinrich Valentin, hatte ein liebliches Wild gefangen. Wonniger blonder Glanz war plötzlich um seine Sinne gehuscht, als er eilig-eleganten Schrittes und nervös-achtlosen Blickes durch den warmen Staub der Mittagstraßen der Restauration zustrebte, um sich vom Getriebe des Geschäftes durch ein Glas Bier und eine Kotelette zu erholen.

In seiner Seele tönte noch der Nachhall der befehlenden und imponierenden Stimme, mit der er das Wirrsal des Packens, Schnürens und Verladens überwacht und die plumpere Wesenheit der Arbeiter belebt und geleitet hatte. Die Wollust des Hervorrufens von Aktion in fremden Körpern zitterte noch in ihm. Insbesondere wenn Herr Valentin der schürzenumhüllten, meist ein wenig bleichsüchtigen Handelsnymphen gedachte, die, nachlässig oder eifrig, gleichgültig oder mit Leidenschaft, seinen Anordnungen folgten, um seinen Rat fragten, auch wohl gegen ihn schmollten oder frech wurden, so hatte er das Gefühl, als rumorte das Wesen all dieser gelinde mißbrauchten Weiblichkeit unbestimmt in seinem eigenen Innern.

Andrerseits bedeutete es einen Genuß für ihn, in die ergebene, aufmerksame Stellung hineinzugleiten, die seinen Chefs gegenüber vonnöten war. Er fühlte dann in seiner wohlerzogenen Bescheidenheit und bereitwilligen Lebhaftigkeit die Keime zukünftiger Gleichberechtigung; und das Wohlgefühl des Wachsens in günstiger Temperatur durchströmte ihn von den glänzenden Schuhen bis zu den glatten blonden Scheitelflächen. Solche kräftigen Gegenschwingungen waren Herrn Valentin unversehens von einem ganz anderen, warmen und leuchtenden Wellenschlage durchflutet worden.

Gleichwie ein Sonnenstrahl unsichtbar durch trübes Wasser fällt und auf dem Grunde an einem hellen Stein seine leuchtende Kraft erweist, so glitt durch Trubel und Dunst des Mittags an Herrn Valentins Herz der Schein blonden, unbedeckten Mädchenhaares. Er sah es plötzlich, und ein tiefes Dunkelblau ihn anschauender Augen drang in sein innerstes Wesen.

Ritterlicher Eifer und ratlose Erregung erfüllten ihn blitzschnell. Seine Züge wurden sogleich lebhaft, gespannt, bewundernd, begehrend. Er fuhr mit der Hand leicht an das blonde Bärtchen seiner Oberlippe. Lautlose, dringliche Worte, abgerissene, leidenschaftliche Anreden der Verehrung stürmten in seinem Kopfe.

Mit der Empfindung nie gekosteter Süßigkeit sah Herr Valentin den verlockenden Glanz zu sich zurückgewandt. Er machte besinnungslos in seinem Restaurationsmarsche halt und kehrt und folgte dem hellen, unbedeckten Haar.

„Was soll ich zu ihr sagen?" dachte er. Alle erprobten Liebesformeln und Augenblicksserenaden erklangen hastig in ihm und verschwanden wieder. Plötzlich aber, indem er dem hellen Wesen ganz nahe war, stürzte er sich, wie einer, der nach vielem Zögern köpflings ins Wasser springt, in eine leibhaftig hörbare Konversation. Warmes Entgegenkommen empfing ihn sogleich mit Leben und Freundlichkeit. Er sah die rosa Bluse ihm zur Seite wie einen schwellenden Blütenglanz, und die Dunkelheit des darunter befindlichen schwarzen Rockes wie etwas rührend Schlichtes, Mitleid Erregendes, und die in zärtlicher Zugehörigkeit bescheidenen Schuhe, die mit silbernen Schnallen geschmückt waren. Herr Valentin erkundigte sich leidenschaftlich nach Namen, Beschäftigung und Neigungen der lieblichen Kameradin.

Sie hieß Erna, mit Zunamen Thienemann. Sie arbeitete in einem kleinen Kurzwarengeschäft, dessen Inhaberin eine Witwe, Frau Blöndel, war. Sie erzählte, daß sie ein wenig verwandt mit Frau Blöndel sei. Außer ihr war nur noch ein älteres Mädchen, Johanna, in dem Geschäft angestellt. Herr Valentin konnte nur wenig erfahren, da seine Begleiterin bei aller Freundlichkeit nicht sehr gesprächig war, vielmehr nur durch ihr Lächeln, ihren Blick und durch die Glut ihrer Wangen ihre lebhafte Anteilnahme an der Begegnung verriet. Alle die ihm mitgeteilten Umstände verblieben für Herrn Valentin in einem dunklen Untergrund der Vorstellung, gleichwie in einem tiefen Wasser, das mit Blütenblättern überdeckt ist. „Wo bin ich?" dachte er.

Der Weg war kurz; man gab sich die Hände, man verabredete ein Wiedersehen für morgen abend.

Herr Valentin fühlte sich hingerissen und doch Besitz ergreifend. Sein Händedruck war voll und warm und lang. All das Treiben um ihn, die Geschäfte und Restaurants voll Menschen, die wimmelnden Karossen, die donnernden, menschenbepackten Straßenbahnen waren ihm ein summendes Spielwerk. Der Dunst und Staub war ein erwartungsvoll brauender Nebel des Glücks, der in die Sonne quoll. Er fühlte seine Glieder leicht und jugendlich unter seinem gutsitzenden hellen Anzug, er dachte mit Genuß an das Schreiten seiner Füße, sein Spazierstock war wie ein tanzender Zauberstab des Mutes, des Erfolges, der Liebe.

War er nicht um eines halben Hauptes Höhe größer denn die meisten der Menschen um ihn? Waren die Farben seines Gesichtes nicht gesünder, röter, reiner, der Glanz seines Haares und seines Bärtchens nicht heller als die seiner Mitbrüder? Trug er nicht ein besser gefülltes Portemonnaie in der Tasche, als die Mehrzahl von ihnen? War nicht glänzendes Gold darin, in holden, runden, klingenden Stücken? Gold, das er über alles liebte, das auch an seinem Finger als breiter Ring, monogrammgeschmückt,

glänzte, das über seine schlanke Weste sich als schwere Kette spannte? Gold, das ihm wie magische Meilensteine aus dem Dunkel der Zukunft am Rande seines Weges funkelte und das ihm nun auch beschert wurde in dem lichtgesponnenen Haar dieses süßen Kindes? –

Er hatte ihr einige Sekunden lang nachgeblickt. Wie leicht sie schritt! Wie zierlich sie den Kopf trug! Welch eine Frische und Strenge in ihrem Gange war und doch welch leise zögernde Weichheit, welch ein Traum! Sie gehörte ihm. Gehörte ihm schon jetzt!

Als Herr Valentin in seinem Restaurant am gewohnten Tisch in der Ecke saß, bemächtigte sich seiner ein gewaltiger Appetit. Wein mußte er haben! Eine feinste Marke! Und das Menü zu fünf Mark! Die Havannas schwellten schon in wohlgefülltem Etui seine Brusttasche, bereit, sich für ihren Besitzer in Rauch und Wohlgefühl aufzulösen. Zwei ganze Stunden hatte er für sich. Er winkte dem Geschäft einen wohlwollenden Gruß zu; es war nur noch ein unbedeutender Trubel, am Randgebiete seiner Seele, mit einem Augenzwinkern von ihm beherrscht.

Lockte nicht fern und unbestimmt etwas, woran er lange nicht gedacht? Öffnete sich nicht eine Landschaft vor seinem Geiste? Eine Wiese? Wald, Bäume, ein See? Klang nicht ein Lied? Kam es aus alten vergilbten Saiten, aus dem Dunkel seiner Knabenjahre her? aus dem kleinen Garten, in dem er aufgewachsen? – Der holde Rebensaft rollte Heinrich Valentin warm durch die Seele. Inmitten der Fülle von Speise und Trank fühlte er sich von Schauern der Erwartung durchzogen und bedrängt. Der leichte Sprung ins Grüne erlahmte süß zu einer Rast bei dem Bilde seiner neuen Freundin. Wie lieblich würden ihre Küsse sein. Wie wonnevoll würde es sein, ihr Haar aufzuflechten! ihr Mieder zu lösen! – Sie war es wert, ihr Opfer zu bringen, sie reich zu beschenken, soweit das Monatsgehalt es gestattete.

Ja, war sie nicht noch viel größerer und edlerer Tat würdig? Würde er sie nicht vielleicht am Ende heiraten können? Mit steigender Einnahme würde er imstande sein, sie elegant zu kleiden, so daß sie ganz zu seinem eigenen Äußern passen würde.

Herrn Valentin stieg die Besitzerlust heiß und stark in seine Brust. Der Wein war getrunken. Die Zigarre war geraucht. Der Kaffee war auf der Neige. Mit zwei vollen Schlägen rief die Uhr. Viele andere klangen von draußen mit, brummend, dunkel, hell, pinkend. Eins, zwei. Herr Heinrich Valentin zahlte, erhob sich mit Trinkgeldspenderstolz, zog seine schimmernde Weste herab, setzte den Hut auf und verließ schlenkernden Stabes das Lokal.

Fräulein Erna Thienemann stieg langsam die Treppe zu der hochgelegenen elterlichen Wohnung empor. Es roch leise nach Bratkartoffeln.

Wie schön er war. Wie seine Zähne unter dem blonden Bärtchen leuch=

teten, wenn er lachte, und wie vornehm seine Nase geschnitten war. Der goldene Ring am kleinen Finger der rechten Hand ließ ihm ausgezeichnet; und wie echt sah auch die Kette aus, die über der schönen Weste mit Perlmutterknöpfen hing. Die gelben Schuhe waren echt amerikanisch geschnitten, vorn rund. Fräulein Erna fühlte noch den Reiz dieses Anblicks mit voller Stärke; in ihrem eigenen zierlichen Schritt lag seltsam wohltuend die Gegenwirkung zu jenem männlich-eleganten Trott. Die Füße Herrn Valentins waren für die ihren wie endlich gefundene Kameraden, denen sie zwar noch nicht ebenbürtig war, aber mit denen sie wohl zu wetteifern vermochte. Wie würde sie neben ihm gehen, wenn sie ihre neuen Lackschuhe anhaben würde? Das würde schon morgen abend sein. Sie müßte heute nach Schluß des Geschäftes noch schnell in das Schuhhaus springen. Man kannte sie dort. Sie würde die Hälfte oder drei Viertel des Preises anzahlen und das übrige später begleichen.

Die letzten Stufen sprang Fräulein Erna leichtfüßig hinauf. „Morgen abend," sang sie. „Morgen abend."

An der Tür der Wohnung stand auf weißem Schilde geschrieben: Leberecht Thienemann. Fräulein Erna dachte seit jeher bei dem Namen ihres Vaters undeutlich an „Leber". Und das paßte auf ihn.

Herr Thienemann war bereits heimgekehrt, als seine Tochter in die Stube trat. Der Phorkys gleich, die aus Menelaus Gemach Helenen entgegentritt, erhob sich Herr Thienemann aus dem Halbdunkel der Sofaecke, wo er das Mittagsmahl erwartete.

Herr Thienemann kam seiner Tochter mit Liebe und Gram entgegen. Die Lider seiner großen Augen waren halbgesenkt. In seinem dünnen Vollbart nistete die Schwermut. Herr Thienemann litt seit seiner frühen Jugend an einer schweren inneren Krankheit. Diese hatte ihn gezwungen, seinen ursprünglichen Beruf aufzugeben und eine Stellung halb militärischer Art anzunehmen. Es handelte sich um einen Posten, der gewöhnlich an ausgediente Feldwebel vergeben wurde und ihm durch besonderen Fürspruch eines martialischen Gönners eingeräumt worden war.

Frau Thienemann litt an einer Nervosität, die sich aller Erscheinungen um sie her bemächtigte.

Das Äußere dieser dürftigen Hüterin des Herdes ließ vermuten, daß sie nur noch von schwachen Lebensgeistern bewohnt wäre; gleichwohl entströmte ihr, wenn sie ihren Mund auftat, eine solche Fülle von leidender Energie, daß niemand sich dagegen wehren konnte.

Die Ihrigen hatten sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, diesem Bedürfnis bereitwillig entgegenzukommen, indem sie jedes geringfügige Ereignis ihr als eine Lockspeise des Leidens darboten. Hinter jedem Krach eines fallenden Topfes, hinter jedem Knacken eines alten Stuhles entstand ein

kleines Intervall, das ihren Dissonanzen Gelegenheit gab, sich zu sammeln, um alsdann mit Lust und Gier hervorzustürzen. Jeder abgerissene Knopf, jedes Loch in einer Decke oder einem Kleidungsstücke war für ihre Seele wie die mutwillige Störung, die die dünne Oberfläche eines Ameisenhaufens öffnet und das darin hausende, entsetzte Gewimmel dem Tageslicht preisgibt.

Von dem heißen Glanz des Mittagslichtes fiel nur ein schwacher Widerschein in das enge Wohnzimmer. Die dicke Suppe kam dampfend auf den Tisch. Frau Thienemann trug sie selbst. Denn sie wachte eifersüchtig über ihre Unersetzlichkeit als Hausfrau. Laut und lebensvoll erhob sich das Geschrei des Stammhalters, des kleinen Waldemar; in seinem fast weißen Flachshaar fing sich das geringe Licht, und seine Hände griffen resolut nach dem, was er begehrte. Als er etwas von der Suppe verschüttete, ergoß sich eine der abgeleierten Zornesmelodien Frau Thienemanns über Fräulein Erna, die sie wie immer schweigend über sich ergehen ließ. –

Als Herr Valentin an dem Abend, an dem er seine neue Freundin treffen sollte, das gewaltige steinerne Geschäftshaus verließ, brach unter dem wolkenerfüllten Himmel aus dem Horizont am Ende der Straße ein schwefeliges Licht über die dröhnenden Trambahnen, die blassen Bogenlampen, die tausend bunten Anschläge und verworrenen Drähte, über trottende Pferde und hastende Menschen hervor. Die vielerlei lauten Geräusche, in der Nähe betäubend, vereinigten sich in der Entfernung für Sekunden zu seltsamen Klängen, die von einer abgerissenen Musik zu kommen schienen.

Es lag eine Einladung in der Luft, den Abend nicht ungenützt vergehen zu lassen. Die Temperatur hatte sich ein wenig abgekühlt, und aus den niederen Regionen des Lebens stieg Staub, Hitze, Unlust und Hast langsam in reinere Höhen hinweg. Die Straßenbahnen und Omnibusse, die zu den im Grünen liegenden Restaurants und zum Park der Stadt führten, waren mit Menschen überfüllt.

Herr Valentin stand unruhig an der Straßenecke, die als Stelldichein bestimmt worden war. Er hatte noch Zeit gehabt, sich ein wenig zu säubern, sich die Hände zu waschen, den goldenen Ring blank zu putzen, den Hut abzubürsten. Seine amerikanischen Schuhe hatte er auf der Straße von einem schwärzlichen Knaben reinigen lassen. Er hatte sich eine lange, mit buntem Papierbändchen verzierte Zigarre angezündet, die er mit übermäßiger Geschwindigkeit rauchte. Ein Paar neue rötliche Glacéhandschuhe lagen flach in seiner linken Hand.

Er wußte nicht genau, von welcher Seite her er Fräulein Erna zu erwarten hatte. Während er daher noch nach links schaute, sah er sie plötzlich zur Rechten in seiner Nähe. Ein Trupp vergnügter junger Herren versperrte ihr den Weg. Herr Valentin ging rasch auf sie zu, und unter den Blicken der zurückweichenden Jünglinge gab er ihr die Hand. Sie

erschien ihm größer als zuvor. Sie trug dieselbe rosa Bluse, aber einen neuen, fast eleganten Rock; ihre Füße steckten in zierlichen Lackschuhen, die mit großen Schleifen zugebunden waren. Ihr helles Haar war unter einem großen Strohhute verborgen, der mit einem einfachen Seidenbande verziert war.

Herr Valentin, der den ganzen Tag über ihre Züge nur noch undeutlich vor sich gesehen hatte, verschleiert durch einen blonden und rosigen Glanz, gewahrte mit tiefer Erregung die ihm erst seit so kurzer Zeit bekannten und doch schon so vertrauten Eigentümlichkeiten ihres Gesichtes: die ein wenig eng zusammenstehenden Augen, die Fräulein Erna von ihrem Vater ererbt hatte und die ihr ein leicht fremdartiges Ansehen gaben; die zierlich und hoch geschwungenen Augenbrauen und die leicht in die Stirn fallenden, kurzen, gleichmäßigen Löckchen.

Fräulein Erna empfing ihn mit einer anmutigen Bewegung und offenem Blick. Sie trug ihre zwirnenen Handschuhe leicht zusammengeknüllt in der linken Hand, und Herr Valentin steckte die seinigen sogleich in die Rocktasche. Wie im Besitze eines endgültig errungenen Schatzes, vor allem Mißgeschick gesichert, am Ziele allen Ehrgeizes, wandelte er durch die gedrängte Straßenwelt. Der Glanz der Bogenlampen wurde silberner und intensiver und der Abend dunkler und mächtiger. Das Vorgefühl der materiellen Genüsse, der Speisen und Getränke, die man einzunehmen gedachte, stand wie ein Bild ungetrübter irdischer Freuden vor seinem Sinn. Die Empfindung, um die alle Menschen zeit ihres Lebens sich bemühen: etwas vor sich zu haben, was des Lebens wert sei, was einen ganz in Anspruch nähme und einem Heimatsrecht in der nächsten Zukunft gäbe: diese Empfindung war Herrn Valentin in dieser Stunde ganz zu eigen. Die Szenerie der Zukunft schloß mit goldenen Kulissen ab.

Fräulein Erna fühlte die Bewegung ihres Schreitens mit dem Wohlgefühle eines Tanzes. Zwar waren ihr die neuen Schuhe etwas unbequem und die ungewohnte Höhe der Absätze ein wenig störend. Aber zugleich genoß sie die etwas preziöse Haltung, zu der sie durch dieses Ungemach genötigt wurde; sie sah keinen der Vorübergehenden an, fühlte jedoch die bewundernden Blicke passierender junger Herren über sich gleiten, und in ihrem ganzen, nur Herrn Valentin zugewandten Wesen war dennoch eine Hingabe an all das, was irgend Liebe zu ihr fühlen möchte.

Man nahte sich freieren Regionen. Der Geruch des weiten Parkes kündigte sich an. Die Stimmen von vielen Menschen, die gleichen Weges zogen, wurden lauter und zwangloser; Kinderstimmen und Hundegebell mischten sich vielfach darein, und von ferne wurden die vergnüglichen Mißtöne mehrerer Gartenorchester vernehmlich. Jeder, der hier mitpromenierte, schien um keinen Preis stumm bleiben zu können, sondern summte, lachte,

sprach oder pfiff irgend etwas; keiner schien einsam, jeder hatte ein Glück gefunden oder war voll freudiger Hoffnung auf der Suche danach.

Die Wipfel der Bäume wölbten sich ruhevoll und leuchtend über diesem Trubel; stumme Marmorbilder von Fürsten und Generalen leuchteten zwischen dem Laube.

Die allbekannten und allgeliebten Melodien liebenswürdig-töricher Operetten ließen sich deutlicher unterscheiden. Fräulein Erna begann, gleich ihren mitwandernden Alters- und Lebensgenossinnen, sie mitzusingen und mitzusummen. Die gefälschte Anmaßlichkeit und Freiheit, die in ihnen klang, die unwahre Eleganz ihrer Wendungen bemächtigte sich leicht all dieser Herzen, denen sie mächtiger und bedeutungsvoller erschienen als irgendeine andere menschliche Gefühlsäußerung. Die Sterne entzündeten sich unversehens und unbemerkt mit smaragdenem Glanz.

Man richtete sich in dem gepferchten Bereich der Gartentische mit bester Laune ein, da man sich ringsumher liebend und geliebt wußte. Die Stühle waren dünn und wacklig, aus Metall, die Tische klein, die Lampen grell und die Musik schreiend. Leicht geschürzte Amoretten schwebten in der Luft und führten ihren Reigen um die Laternen. Die pomadisierten Scheitel der bedienenden Kellner waren wechselnd beglänzt. Die Gleichgültigkeit und Müdigkeit ihrer professionellen Mienen schien nur manchmal in unbewachten Momenten hervorzugrinsen. Angehörige südländischer Nationen, meist männlichen Geschlechtes: lärmende, dunkle Gestalten machten sich breit mit der ganzen Rücksichtslosigkeit derer, die gekommen sind, um die Situation auszunutzen.

Die Speisen kamen und gingen, Getränke kamen und gingen, verschwanden in den Mündern und Mägen oder blieben als duftende Reste eine Zeitlang auf den Tischen stehen. Die Dunkelheit nahm zu.

Für Fräulein Erna war der Zustand leichter Bewußtlosigkeit etwas ganz Ungewohntes. Sie fühlte mit nie gespürtem Behagen das Wesen in sich aufsteigen, das sonst in der Einsamkeit sich hervorgewagt hatte, das vielleicht beim Lesen eines rührenden Romanes oder manchmal vor dem Einschlafen oder halb im Traume geweckt worden war. Halb träumend und einem dunkeln Wesensdrange folgend erhob man sich schließlich, verließ im Gedränge den Biergarten und trat, vom dem Schwall der Musik, der Stimmen und des Lichtes hinweggeschwemmt, in den Park ein.

Die näheren Bäume waren hell beleuchtet und wölbten sich zur Pforte vor dem dunkleren Innern. Die Stimmen dämpften sich bald. Ringsum war ein Flüstern und unsichtbare Regung, ein formloses Schattenspiel der Liebe.

Herr Valentin hatte seinen Arm innig um Fräulein Erna geschlungen und fühlte sich durch seinen Spazierstab behindert. Er hatte ihn, um mit

beiden Händen das nahe Glück fassen zu können, über seinen linken Arm gehängt und fühlte ihn irritierend gegen seine Beine schlenkern. Auch den Hut hätte er am liebsten ins Dunkel fortgeworfen, wenn er sich nicht bewußt gewesen wäre, daß das unmöglich sei, und wie schön und neu der Hut war. Nur die glatten unbenutzten Handschuhe hatte er rücksichtslos noch tiefer in die Tasche gestopft.

Fräulein Erna ging an seine Seite geneigt, sich leicht in seinen Arm lehnend, den Kopf ein wenig erhoben, so daß wiederum die Bewegung eines Tanzschrittes halb unbewußt in ihr war. Sie fühlte sich gewachsen, schlanker und halb lässig, halb befreit. Fast ohne selbst darauf zu achten, vertrieb sie durch erneutes Summen oder leises Singen der eben wieder gehörten Melodien feine Empfindungen der Fremdheit und Scham, und etwas in ihr blickte die Dunkelheit an, lautlos zu ihr redend: ich fürchte dich nicht. Sieh mich an, ich fürchte dich gar nicht.

Auch Herrn Valentin war es absonderlich zumute; wohin führte dieser Weg, wo blieb die Stadt, das Geschäft zurück? Konnte man hier nicht Schritt für Schritt ins Freie gelangen, in die Gebiete, die man zuvor wohl in Ahnung oder Traum gesehen, am Gleiten eines Flusses entlang, an rauschenden Gebüschen entlang, am Rande einer Wiese dem Walde zu?

Oder aber lockte nicht zur Linken vom heller beleuchteten Grunde des geraden, wohl asphaltierten Weges die Nähe eines anderen, gut eingerichteten und intimen Restaurants, zu dem, von fern her tutend, rastlose elegante Kraftvehikel vom Innern der Stadt her rollten? Wo man Herren und Damen in Zylindern und wogenden Federhüten, in tadelloser Gewandung und mit mehr oder weniger sichtbarer verschwenderischer Leibwäsche versehen, sich nahe fühlte: Erscheinungen, denen zu gleichen höchster Wunsch war?

Nach dem unbeschreiblichen Wohlgefühl des ersten Kusses auf Fräulein Ernas leicht geöffnete Lippen schlich sich in Herrn Valentin bei der immer erneuten Wiederholung solchen Glückes und bei dem Ertasten der lebendigen Schätze, die ihm dargeboten wurden, die Unruhe, daß in irgendeiner Weise noch mehr getan werden müsse, daß noch irgendeine neue Anregung, ein neues Zurschaustellen, ein Eintreten in neue Umgebung in dieser Nacht geschehen müsse: daß irgendein materieller Ersatz für die noch ausstehende letzte Befriedigung seiner Sinne gefunden werden müsse.

Plötzlich aber, im Hin- und Wiedergleiten solcher Gefühle, sah er einen grauen Glanz über den Bäumen stehen. Er dachte an den Mond, suchte ihn flüchtigen Blickes und sagte zu Fräulein Erna: „Jetzt kommt der Mond.“ Aber in demselben Augenblick sahen beide, daß es das Tageslicht war, das unversehens heraufgestiegen war.

In erlöschendem Schauer wich die Fülle und Nähe der Nacht ins Un-

wirkliche hinab, indes Herr Valentin seinen Arm sinken ließ, aus dem Fräulein Erna sich mit leiser Bewegung löste. Sie sahen sich beide an, und mit einer nüchternen Süße wurde in ihnen das Gefühl des Beisammenseins wach. Zugleich kam ihnen beiden das Bewußtsein der Zeit, die Nummer der Stunde, die unter den vierundzwanzig flüchtigen Schwestern auserwählt war, sie beide mit unerbittlicher Hand in den Gang des Alltags und in den Raum ihrer Pflichten zurückzuführen.

„Du mußt noch etwas schlafen," sagte er zu Fräulein Erna, und obwohl sie erwiderte, daß sie nicht müde sei, kehrte man beschleunigten Schrittes zu den bekannteren Gegenden des Parkes zurück, erstaunt darüber, wie weit man sich davon entfernt hatte. Die Vögel begannen zu singen.

Als Fräulein Erna an der heimatlichen Tür anlangte und den Schlüssel mit gewohnten Händen im Schloß herumdrehte, vernahm sie bereits den sorglosen Lebensgesang des kleinen Waldemar. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sie hätte den Kaffee besorgen sollen, daß der Spirituskocher nicht zurechtgestellt war und daß auch eine neue Schachtel Streichhölzer hätte hingelegt werden müssen. Als sie noch im Hut in die Stube trat, stand Herr Thienemann in Hemdsärmeln beim Fenster und bürstete den Kragen seines Rockes. Sein Hut lag bereits auf der Kommode. Der Kaffee war bereits getrunken. Für sie selbst stand keine Tasse auf dem Tisch. Fräulein Erna sagte zögernd guten Morgen, halb innehaltend, wie um ihrem Vater die Hand zu geben.

In diesem Augenblick erschien Frau Thienemann in der Tür, den kleinen Waldemar auf dem Arm tragend, auf dessen Dünne er in unverhältnismäßiger Gedeihlichkeit und Frische saß. Noch ehe Fräulein Erna etwas sagen konnte, war sie bereits ganz und gar von der mütterlichen Leidensgewalt überschwemmt. Herr Thienemann, durch diese morgendlichen Klagen seiner Ehegattin aufgereizt, wandte sich seiner Tochter zu mit bedrohlichen Fragen nach ihrem Verbleiben. Zugleich erhob er seine geöffnete Hand, um sie ins Gesicht zu schlagen. Auf halbem Wege jedoch krümmten sich die braunen Knochenfinger, und Fräulein Erna erhielt nur einen etwas unsanften Stoß an die Schulter.

Sie wäre schnell hinausgegangen, wenn nicht Frau Thienemann in der Tür gestanden hätte. Diese war nicht gesinnt, eine so herrliche Gelegenheit zu Jammer und Gram schon am frühen Tage vorübergehen zu lassen. Und so mußte Fräulein Erna wohl oder übel in diesem nüchternen Inferno verharren. Sie nahm ihren Hut ab und ihr Gesicht erschien doppelt blaß, worauf Frau Thienemann mit Begier hinwies. Die Stunde des Geschäftsbeginnes stand ihr wie eine Erlösung vor der Seele. „Nimm dich in acht," sagte Herr Thienemann, „nimm dich in acht!" Danach rüstete er sich zum Fortgang, küßte seine vor Erregung zitternde Ehehälfte

auf die Stirn, den kleinen Waldemar auf den Scheitel und gab Fräulein Erna in beruhigter Gleichgültigkeit und nicht ohne einen leichten Seitenblick auf ihr Gesicht die Hand. –

Herr Valentin gelangte ermüdet in seine Behausung. Er fand, daß er noch eine halbe Stunde Zeit hatte sich auszuruhen, warf Hut und Rock und Halskragen beiseite und legte sich halb angekleidet zu Bett. Er fühlte sich unbefriedigt und unruhig und hatte Sehnsucht danach, daß es wieder Abend sein möchte. Er träumte hastig allerhand durcheinander, stand alsdann ein wenig erfrischt auf, wusch sich, kleidete sich um und ging ins Geschäft. Und als er am Mittag wieder herauskam und erneutes Sonnenlicht mit nährender Wärme allenthalben glänzte, fühlte auch Herr Valentin sich zu neuen Taten angeregt. Er überschlug die Barschaft in seiner Tasche und arrangierte im Geist für den morgigen Sonntag einen luxuriösen Landausflug mit Fräulein Erna.

Er dachte auch an die Möglichkeit, vielleicht ganz und gar mit ihr zusammenzuziehen, aber dies nur flüchtig und sorglos.

Er ging alsdann in einen Spitzenladen, kaufte nach sorgfältigem Aussuchen einen schönen Halskragen für seine Freundin und blickte die jugendliche Verkäuferin mit Kennermiene an, während sie die verschiedenen Schachteln aus den Regalen herunterlangte.

Während er beim Mittagessen saß, überdachte er die Liebesgelegenheiten, die seine Behausung ihm bot. Da er möbliert bei einer hoch achtbaren Matrone wohnte, so war der Gedanke, Fräulein Erna gegebenenfalls zu sich einzuladen, etwas zweifelhaft. Zwar dachte er daran, daß zu wahrer Liebe eine gewisse abenteuerliche Rücksichtslosigkeit von Natur gehörte. Dennoch war der Widerwille gegen eventuelle Unannehmlichkeiten stärker bei ihm.

Er sagte sich zwar, daß er ja das holde Wesen spät in der Nacht ohne Aufsehen in sein Zimmer bringen könnte und nach vollbrachter Tat, etwa nach Verlauf von zwei bis drei Stunden, sie ebenso lautlos durch Tür und Treppe wieder hinausgeleiten könnte. Aber im Grunde war Rechtmäßigkeit und Ordentlichkeit für ihn mit der Vorstellung einer Liebesnacht untrennbar verknüpft: Sorgsam in den Schrank gehängte Kleider, pflichtgemäß vor die Tür gestellte Stiefel, genügende Beleuchtung und die unsichtbar ringsumher ruhende, beifällige Meinung der andern Menschen.

Herr Valentin wußte daher nicht recht, was er in diesem Falle tun sollte. Er erwog allerhand Möglichkeiten. Aber keine wollte ihm recht behagen, teils aus den angeführten Gründen, teils wegen Kostspieligkeit. –

Der erwartete Sonntag erfüllte alle Hoffnungen in reichem Maße. In der Nacht war ein Gewitter niedergegangen und am Morgen erschien die Sonne mit siegreicher Frische. Schon ganz früh waren viele Tausende

reinlich gekleideter Menschen auf der Straße zu sehen, deren Schaufenster und Ladentüren säuberlich geschlossen waren. Von der frühen Luft fröhlich angeregt, eilten Männlein und Weiblein zu den verräucherten Bahnstationen, um alsbald ins Freie hinauszufahren.

Herr Valentin und Fräulein Erna fanden unter einigem Gedränge zwei Eckplätze in einem Abteil und saßen da im Vollgenusse der leichten Überlegenheit, die ihnen ihr gutes Aussehen und insbesondere die Hübschheit von Fräulein Erna gab. Die grimassenhafte Architektur der Vorstadt glitt an ihnen vorüber, und die vergoldete Kuppel eines wohlbekannten Haupt- und Staatsgebäudes glänzte über das schwärzliche Gewirr herüber. Jubel schien in der Luft zu liegen.

Als man sich dem Walde näherte, war der Himmel ganz rein und blau. Das Vorgelände war mit schönen, vornehmen Häusern geschmückt, hinter deren spiegelnden Fenstern man wohlhabende Leute vermutete und in deren Gärten man schöne Kinder hie und da spielen sah und lachen hörte. Einige Reiter zeigten sich. Von Zeit zu Zeit rollte ein Automobil auf der Chaussee vorüber, an der man entlang fuhr. Man hatte die Fenster des Abteils geöffnet, so daß man die Gewaltsmusik dieser Kraftvehikel hören konnte. Herr Valentin empfand sie wie einen Zuruf moderner Rücksichtslosigkeit und Genießerfreude!

Die Mitreisenden zeigten sich aufs fröhlichste interessiert für die kleinen Erlebnisse dieser Ausfahrt. Eine ganze Anzahl Kinder war mit hereingequetscht, und die mannhaften Erläuterungen der Väter, die sich auf die vorübergleitenden Erscheinungen der Welt und der Natur bezogen, mischten sich mit den etwas schärfer klingenden häuslichen Reminiszenzen der Mütter, während von den zwei jüngeren Mädchen, die da waren, das eine stumm und lächelnd dasaß, während das andere, seines frisch zurechtgemachten Äußeren froh, mit einer gewissen Geläufigkeit allerhand Meinungen und Späße zum besten gab, bei denen das männliche Geschlecht eine große Rolle spielte. Die Namen, mit denen man sich gelegentlich anredete, hatten einen typischen Klang und trugen viel zu der Stimmung eines allgemeinen Bekanntseins und einer bürgerlichen Großstadtfamiliarität bei.

Herrn Valentins Augen streiften viele Male mit Wohlgefallen den Spitzenkragen, der den rosa Blusenausschnitt Fräulein Ernas abschloß und sich lieblich an ihren zarten Hals fügte. Sie hatte wegen der Enge des Raumes und auch um die frischere Luft zu genießen, ihren großen Hut abgenommen und hielt ihn auf ihrem Schoß. Allem, was Herr Valentin sagte, kam eine trauliche Antwort in einem Nicken oder Aufblicken oder einem Wort von ihr.

Ein gewaltiger See öffnete sich in der Ferne am Horizont. Etwas Berauschendes und froh Erregendes ging davon aus. Gleich als ob die Natur

hier ihr erstes starkes Wort spräche. Die Unterhaltung im Kupee wurde unpersönlicher; Sonne und Luft und die Nähe des Wassers, die man durch das Lärmen der Räder und den Geruch von Holz und Metall fühlte, schienen immer beherrschender zu werden.

Als der Zug hielt und die vielen Türen sich öffneten, quoll und lärmte die bunte Menge wie ein verblaßter Schwarm in den großen Glanz. Ein Teil verlor sich alsbald auf die Wege zu Land, während der andere Teil in geschlossener Eile der Dampferstation zustrebte; denn die einleitenden Takte dieser sonntäglichen Vergnügungssymphonie mußten sich Schlag auf Schlag folgen.

Die meisten der Mitfahrenden trugen kleine Körbe mit Nahrungsmitteln, an deren Transport insbesondere die Kinder sich mit größtem Eifer beteiligten. Es vermehrte die besondere Stimmung von Herrn Valentin und Fräulein Erna, daß sie ohne derartige Belastung einhergingen. Nur in der Rocktasche Herrn Valentins befand sich ein elegantes kleines Paket mit köstlicher Schokolade.

Am Eingang der Dampferstation staute sich der Zug, und Herr Valentin sah dicht neben sich ein recht appetitliches dunkles Mädchen, das ihn von der Seite ansah. Er nahm mit Wohlgefühl die Miene des begehrenswerten Ritters an, der seine Dienste bereits vergeben hat und sie mit Deutlichkeit ausschließlich der einmal erwählten Dame widmet.

Der Dampfer stand zitternd, weiß glänzend an der Landungsstelle. Die großen Windfänger leuchteten rötlich golden in der Sonne. Am Bug zeigte er in goldenen Lettern, daß er „Germania" hieß. Eine diesem Umstande entsprechende weibliche Figur bäumte sich stolz als Gallione. Als alle über die schwankende Brücke geschritten waren, begannen die Räder zu schäumen, das Schiff wendete sich der freien Fläche zu und trug seine vielfältige Last der freundschaftlichen Weite der Natur entgegen.

Die Fahrt dauerte mehrere Stunden lang, und obwohl nichts geschah, man vielmehr nur ruhig beieinander hockte oder einmal ein wenig mehr nach vorne, das andere Mal ein wenig mehr nach hinten auf dem Deck wanderte, so schien doch etwas um die Menschen her die Zeit zu verschlingen, und eine einfache, gesunde Erregung schien die Wünsche nach Abwechslung und Beschäftigung, die sonst in ihnen allen so vordringlich waren, vertrieben zu haben.

Auch Herr Valentin empfand in der Nähe Fräulein Ernas keinerlei Unruhe mehr, sondern genoß nur ihr anmutiges Dasein wie eine schöne und selbstverständliche Gabe der Natur. Er hielt lange ihre Hand in der seinen oder hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt oder stand neben ihr über das Geländer geneigt, in das schäumende, schnelle Wasser blickend, das aus blauer Tiefe durch das rastlose Schiff grün aufgewühlt war.

Breite rote Dächer grüßten von ferne; ein liebenswürdiges Türmchen erhob sich, und tiefer im Laub zeigte sich leise wogend eine große schwarz-weiß-rote Fahne.

Das Verlangen nach geselliger Umgebung, nach einer von erfahrener Gastwirtshand geordneten Gemütlichkeit, sowie auch einer belebenden Musik, meldete sich nach der Fahrt durch die Weite von neuem und erzeugte in Mägen und Sinnen ein angenehmes Kribbeln. Fräulein Erna hatte ihren Hut wieder aufgesetzt und freute sich der Dinge, die da kommen sollten.

Der Tag ging in leuchtender Vielfältigkeit vorüber. Im Wechsel von Sonne und Schatten, von Trubel und Einsamkeit amüsierte man sich köstlich. Bei einem kleinen Spaziergang nach dem Mittagessen war man ziemlich weit in den grünen Wald hineingeraten und hatte sich an dem warmen Rande einer Lichtung im Moose niedergelassen. Vom dunkleren Arme der Waldung umfangen, breitete sich die flache helle Wiese hin. Die Sonne, die sich wieder zum Niedersteigen wandte, goß ihr volles Licht herab.

Herr Valentin und Fräulein Erna hielten sich innig umschlungen unter allerhand Gesprächen und bei vielen Küssen. Von Zeit zu Zeit standen sie auf, pflückten Blumen und sprangen hin und her. Die Stimmen von Vögeln, deren Namen ihnen unbekannt waren, erklangen melodisch über ihnen. Ein Specht klopfte und ein Kuckuck rief von ferne. Obwohl mit der Natur nicht vertraut, hatte Herr Valentin doch das Gefühl, als sei hier alles da, was eben zur „Natur" gehörte.

Ehe man sich von dem lieblichen Platze trennte, saß man noch einmal eine kleine Weile ganz still beieinander. Ein großes Brausen kam leise über den Wald her und grüßte den dunkleren Glanz der Sonne. Und Herr Valentin hielt in warmer Wonne seinen Mund auf Fräulein Ernas Lippen gepreßt.

Nicht lange danach fand man sich in dem hell erleuchteten, von tanzenden Paaren dicht erfüllten Saale der Wirtschaft. Man hatte einen Tisch in der Ecke erobert, von dem man sich in den kreisenden Trubel hinweg stürzte und zu dem man hoch atmend und mit geröteten Wangen, die Taschentücher leidenschaftlich gebrauchend, immer wieder zurückkam.

Ein anderes Paar setzte sich an denselben Tisch, aber Herr Valentin und Fräulein Erna waren schöner, besser gekleidet und sprachen lebhafter miteinander als jene.

Fräulein Erna tanzte vorzüglich. Herr Valentin fühlte in seinem Arme die Anmut, die sie in den dürftigen Tanz brachte.

Die Paare drängten sich, traten sich auf die Füße, stießen sich mit den Ellenbogen, und im Vorbeigleiten sah man die wiegenden und sich schmiegenden Posen der Damen, sowie das stürmische Nachdrängen der Herren.

Jedesmal in der Mitte der Tanzfreuden erschallte die familiär beherr-

schende Stimme des wachsamen Direktors, der sich im Zentrum des Saales aufhielt und die Paare behufs Zahlung des vorgeschriebenen Tanzgeldes zum Halten brachte. Man stand wenige Minuten in der Stellung des „Rührt euch" beieinander, während der Direktor mit einer Dauerverbeugung sich zwischen den Paaren durchwand und den Tribut für die irdischen Freuden mit geübter Hand in Empfang nahm. Dies getan, richtete er sich alsbald in der wieder erreichten Saalesmitte zu beherrschender Größe empor und rief, wie ein Magier über den Kreisen der Gestirne, sein dröhnendes „Wei-ter!", worauf sogleich die liebewarmen Massen wiederum in Drehung gerieten.

Allmählich wurden die Bewegungen immer inniger und zärtlicher, die Posen immer eindeutiger, der Saal voller und die Zahl derer, die an ihren Plätzen hocken blieben, immer größer. Hinter den kleinen Schanzen der Tische und im Schutze des allgemeinen Sauses und Brauses gewährte man einander die Vorgenüsse höchster Wonne.

Die Finsternis des Waldes nahm den Ausklang solcher Lust in sich auf und drängte mit gleichmütigem Rauschen gemach dem Bahnhofe und der Heimat zu.

In der erhellten Enge des Eisenbahnzuges lebte das Gemeinsamkeitsgefühl noch einmal auf, von Eros angefeuert, der mit seiner Fackel die fahlen Gasflammen des Abteils angesteckt zu haben schien. Die Landschaft glitt finster und ungesehen an den spiegelnden Fenstern vorbei, und in dem rasselnden Gleiten des Zuges schien der Wunsch nach Leidenschaft, nach Sich-Ausleben, nach Genuß, der in allen drängte, in gewisser Weise verleiblicht zu sein.

Als aber das Ziel erreicht war, nahm sogleich die noch viel stärkere, lichterfunkelnde Vielfältigkeit der Stadt diese zusammengewürfelte Einheit in tausend ziellosen und zerstiebenden Fetzen in sich auf.

Während man die breite Bahnhoftreppe hinabstieg, sah man noch hie und da Gesichter und Gestalten, die man am Nebentische oder im Kreisen des Tanzes bemerkt oder denen man vergnügte Worte zugerufen hatte. Dann fanden sich Herr Valentin und Fräulein Erna zwischen von allen Seiten her lockenden Lichtern und Einladungen an der Ecke zweier glänzenden Straßen allein. Die Stunde nahte, da Fräulein Erna heimkehren mußte. „Komm mit mir!" sagte Herr Valentin leise. Aber dies geschah ohne sonderliche Kraft und Leidenschaft, so daß es bei einigem leisen Nichtgewähren Fräulein Ernas verblieb. –

Für den nächsten Sonntag, der am Ende der Woche mit dem Erinnerungsglanz jenes ersten vor ihnen leuchtete, hatte man eine neue ländliche Unternehmung geplant. Als er jedoch erschien, war er vom frühen Morgen an grau und trübe, und seine Wolken verhängten die Waldesfreuden. Alle

die im Laufe der Woche in den tausend Vielbeschäftigten angestauten Liebesgefühle verblieben auf das Bereich der Stadt beschränkt, und die zahllosen Wirtschaften und Vergnügungslokale schienen mit besonders innigem Glanze zu locken. Die Herzensmelodien der in tausend Sälen und Sälchen installierten Orchester schienen ein wärmeres und schmachtenderes Echo innerhalb der steinernen Umgebung zu haben.

Herr Valentin und Fräulein Erna fanden sich ebenfalls durch diesen Zwang des Verbleibens in der Stadt einander angenähert. Ein Vorgefühl von Alleinsein und Liebe wurde süß in ihnen wach. Während man in warmer, beleuchteter Ecke saß und den Regen an die großen, buntbemalten Scheiben des Restaurants schlagen hörte und die Menschen kommen und gehen sah, vereinigte man sich lautlos immer mehr in solcher hochzeitlichen Innigkeit. Ein leises, kaum bewußtes Verwechseln von „ich" und „du", ein Gleichfühlen äußerlicher Züge und Bewegungen, ein unsichtbares Liebkosen des andern, das man wie Zärtlichkeit auch gegen sich selbst empfand, waltete zwischen ihnen.

Im Anschauen der eleganteren Welt, die sich ziemlich zahlreich in derselben Lokalität aufhielt, fühlte auch Herr Valentin sich stärker zu Ritterlichkeit und dienender Aufmerksamkeit gegenüber seiner Erwählten angeregt. In der Art, wie er zum Kellner sprach, wie er Fräulein Erna die Speisen zuschob und anbot, wie er ihr Wein einschenkte und von einer vorüberwandelnden Fee Blumen für sie kaufte, war er minniger als je.

Fräulein Erna nahm ihrerseits all die Ritterlichkeit als Erfüllung mädchenhaften Ideals entgegen.

Ein wohlgekleideter Kollege Herrn Valentins, ein schön frisierter Herr, der den fruchtbaren Höhen des Geschäftes bereits um ein beträchtliches Stück näher stand, ging an dem Tische vorbei. Die beiden Bekannten begrüßten sich, indem Herr Valentin aufstand und nach einigen Worten auch Fräulein Erna vorstellte, die in anmutiger Bescheidenheit sich leicht verbeugte. Nach einigen mannhaften und sicheren Worten entfernte sich der angenehme Gast wieder. Man hatte zuvor geglaubt, daß er allein anwesend wäre, nun sah man jedoch, wie er sich zwei inzwischen erschienenen federumwallten und sammetumflossenen Damen an einem entfernteren Tische zuwandte.

Als man sich ein wenig später erhob und im Weggehen noch einmal zu ihnen hinübergrüßte, war sich Herr Valentin der zwar geringeren Eleganz, aber der größeren Frische und Jugend seiner Begleiterin bewußt.

Die Luft draußen war kühl und durchnäßt. Die Straßen glänzten dunkel, voller leisen Rieselns und Sprühens.

Herr Valentin wollte in seiner unbegrenzten Spendelust ein Automobil herbei befehlen, aber Fräulein Erna wies darauf hin, daß es ja nicht mehr regnete und daß die frische Luft jetzt so wohltuend sei.

So ging man zu Fuß langsam, aber beschwingt der Straße zu, in der Herr Valentin wohnte. Sie war mit Bäumen bestanden, und als man in sie einbog, atmete man lebendigen Duft nassen Laubes. In einer fast traumhaften Ruhe und Erregtheit ertastete Herr Valentin mit seiner linken Hand — mit der Rechten hielt er Fräulein Erna umschlungen — den Hausschlüssel in seiner Tasche. Er zog ihn heraus und öffnete, während Erna sich dicht an ihn schmiegte, die Haustür mit großer Vorsicht, und beide verschwanden in das dunkle Innere.

„Dies ist Wirklichkeit!" rief Herr Heinrich Valentin sich zu, indem er sich seines schönen Sonntagsanzuges, ein wenig abseits im Finstern, entledigte. „Dies ist Wirklichkeit! Nun bleibt nichts mehr zu wünschen übrig!" — Aber das erschien ihm bei aller Anstrengung so selbstverständlich und seit so langer Zeit vorausgesehen, daß er es trotz großer Mühe nicht so voll und ganz genießen und auskosten konnte, wie es seiner Erwartung entsprochen hätte. „Was ist der Besitz?" fragte sich Herr Valentin. „Ein Traum! Noch flüchtiger als der Wunsch!"

Seine Erregung bezog sich teilweise auf die Veränderung, die mit seiner wohlrenommierten Junggesellenbehausung vor sich ging und auf die Gefahr, von der Wirtin überrascht oder belauscht zu werden und am nächsten Tage die größten Unannehmlichkeiten zu haben.

Dann aber, als er zu dem Bette schlich, verging ihm alles ehrliche Gruseln, und die dunkle Umgebung wurde ihm das Gehäuse einer gewaltigen Zaubermuschel, deren zarten, frischen Kern er nun umfaßte. O so blond, so jung, so liebevoll war noch keine Tochter Evas gewesen, die er je besessen! —

In den auf diese Ereignisse folgenden Wochen und Monaten blieb die Zuneigung Herrn Valentins zu Fräulein Thienemann zunächst unverändert bestehen. Die Pläne zur Verschönerung ihrer äußeren Erscheinung durch elegantere Kleidungsstücke, die in Herrn Valentin gleich zu Beginn aufgetaucht waren, wurden allerdings nur teilweise verwirklicht, weil die Kosten allzu bedeutende gewesen wären, um eine wirklich durchgreifende Umgestaltung auszuführen. Aber Fräulein Erna nahm auch das wenige mit Stolz und Freude hin, und sie wußte seinen Gaben jedesmal durch die Art, wie sie ihm dankte und wie sie die Sachen verwendete und trug, einen unerwarteten Glanz zu geben. So brachte sie immer in ihrer Erscheinung ihre Erkenntlichkeit gegen ihren Geliebten zu einem Ausdruck, den er zuerst als außerordentlich rührend und verpflichtend empfand, an den er sich jedoch bald gewöhnte und der ihm schließlich ein wenig bedrückend wurde.

Überhaupt meldete sich in Herrn Valentin die lang verdrängte mannhafte Strebsamkeit von neuem, und der Sinn für das, was denn doch

im Leben das Wichtigste war, erwachte aus jener idyllischen Gleichgültigkeit zu um so bewußterer Kraft.

Herr Valentin erinnerte sich, daß ihm einst der Gedanke an eine eheliche Verbindung mit Fräulein Erna als etwas nicht ganz Unmögliches erschienen war. Er begriff nicht, wie das jemals hatte der Fall sein können; denn welchen Gewinn hatte er sich davon versprechen können? Es wäre eine Treulosigkeit gegen seine eigene Zukunft gewesen; es würde das Schöne, das in seinem Verhältnis zu ihr lag, verdorben und vernichtet haben. Sollte man Freuden, die man in aller Freiheit mit Vergnügen und, bei einiger Vorsicht, auch gefahrlos und ohne Furcht vor bösen Folgen genießen konnte, in einen lästigen Zwang verwandeln? Wozu dies? –

Der Wunsch und die Gewißheit, daß ihr Geliebter sie zu seiner Frau machen würde, war in Fräulein Erna ebenso natürlich und ruhig aufgewacht, wie er langsam entschwand. Davon wurde ihr Wesen nur leise dunkler und schwerer.

Frau Thienemann, die unersättliche Leidensmutter, fühlte mit weiblichem Instinkt die Veränderung an ihrer Tochter und stürzte sich mit Begier darauf. Sie zerrte das Wesen ihrer Tochter auch dem gleichmütigen Vater vor die Nase und stieß ihn so in Empfindungen, denen gegenüber er sich ratlos und höchst unbehaglich befand.

Fräulein Erna befand sich auch im Geschäft nicht viel besser wie daheim. Frau Blöndel trug sich mit neuen Heiratsgedanken und zeigte einen mannbaren Zug in ihrem verbrauchten Wesen. Sie war freundlich zu Fräulein Erna, aber in einer unaufmerksamen, sachlichen Art. Johanna war mürrischer denn je. Sie schien unter der immer mehr wachsenden Fülle ihrer Körperlichkeit täglich nervöser und innerlich abgezehrter zu werden.

Eines Tages geschah es, daß Erna umsonst an der gewohnten Straßenecke auf Herrn Valentin wartete. Der Herbst war gekommen und die mageren Straßenbäume hatten ihr Laub fast ganz verloren. Ein scharfer Wind fuhr kreuz und quer zwischen den Häusern umher, die Wolken trieben stückweise über den Himmel.

Fräulein Erna fühlte sich eigentlich frisch und munter. Die bewegte Luft tat ihr sehr wohl, und als sie allmählich dessen gewiß wurde, daß Heinrich ausblieb, war es ihr zuerst fast gleichgültig. Ja mit einem fast befriedigten Gefühl verließ sie ihren Platz und ging die Straße wieder zurück, die sie gekommen war.

Sie blieb hie und da an den Schaufenstern stehen, dachte sich aus, wie schön es wäre, wenn sie dies oder jenes besäße; aber dann, mechanisch, wandte sie sich doch wieder um, ging die Straße noch einmal hinauf, blieb an der Ecke noch einmal stehen, bog in eine andere Straße ein Stück

ein und spähte sorgfältig überall hin, ob sie nicht die wohlgewachsene Gestalt ihres Freundes sähe. Er hatte zuletzt in diesen stürmischen Herbsttagen immer einen kleinen grünlichen Filzhut getragen, der ihr sehr gut gefallen hatte; denn er gab ihm ein forstliches oder militärisches Ansehen, so daß man ihn für einen Offizier in Zivil hätte halten können.

Als etwa eine Stunde vergangen war, gab Fräulein Erna endgültig ihr Warten auf; es war zu spät, um noch zum Mittagessen nach Hause zu gehen, und sie selbst hatte nur wenig Geld bei sich. Sie ließ sich schließlich in einer Bierhalle ein Brötchen geben und trank ein Glas Bier. Davon wurde sie etwas müde und ging langsam durch die mittäglichen Straßen der Promenade zu, wo sie sich in dem fliegenden Sonnenlicht inmitten der treibenden Blätter auf eine Bank setzte. Alte Männer gingen hier an Stöcken in der letzten spärlichen Sonnenwärme spazieren, Arbeiter und Arbeiterinnen gingen vorüber, und die Glocken sagten von ferne eine Viertelstunde nach der anderen an.

Nachdem Fräulein Erna eine Weile gesessen hatte, stand sie auf und ging an dem Teich vorüber, in dem rötliche kleine Fische umherhuschten; ein schönes, reichverziertes Denkmal stand dabei, und ein Reitweg, dessen Boden von den Hufen der Pferde zerwühlt war, lief hier vorüber.

Die kleinen Fische kamen herangeschwommen, schnappten mit den runden Mäulern an die Oberfläche des Wassers, und Fräulein Erna bedauerte, daß sie nichts bei sich hatte, um sie zu füttern. Sie stand, bis die enttäuschten Wasserbewohner sich wieder zerstreuten und ihr rotgoldenes Kleid in der grünlich-grauen Tiefe erlosch. Die Uhren schlugen die volle Stunde, und Fräulein Erna ging rascher wieder ins Geschäft zurück. –

Wenige Tage darauf traf sie Herrn Valentin am Abend auf der Straße. Er entschuldigte sich wegen seines Ausbleibens; Fräulein Erna zürnte ihm ein wenig, aber alsdann blieb man für diesen Abend beisammen, und Herr Valentin mußte in seiner Freundin seltsame neue Innigkeit empfinden, die ihm in der Tat das Herz bedrängte.

In der Finsternis der Nacht war es ihm erneut zumute, als ob er sich von diesem Mädchen nie trennen könnte und als ob, wenn er es täte, eine dunkle Schuld ihn bedrücken würde.

Aber im nächsten Tageslichte war ihm wieder wohler und natürlicher zumute, und die dunkle Schuld war nur noch als ein leichtes seelisches Unwohlsein in ihm. Er glaubte sich gleichsam von Kopf bis zu Fuß in das Bad der Freiheit stürzen zu müssen, die wie ein stärkendes und reinigendes Element ihm Leib und Seele von der allzugroßen Nähe und Vertrautheit dieser Evastochter, von dem schmeichelnden Hauch ihres Lebens befreien würde. Denn ähnlich wie wenn man in einem Zimmer schläft, wo Blumen stehen, deren sonst so angenehmer Duft einem schließlich unerträg-

lich wird, so fühlte sich Herr Valentin durch das Zusammensein mit Fräulein Erna beunruhigt und belästigt. –

Der Winter kam, und Fräulein Erna trug die Erinnerung an ihre letzte Liebesnacht halb gleichgültig, halb ahnungsvoll in sich.

Sie beschäftigte sich, soweit es die Eifersucht der Mutter zuließ, mit ihrem kleinen Bruder; wenn sie aus dem Geschäfte kam, nahm sie ihn jetzt jedesmal in die Arme und küßte ihn, und es tat ihr wohl, seine kleinen rücksichtslosen Hände sich ins Gesicht und ins Haar greifen zu lassen.

Einige Monate später, als man schon mitten im Winter war, hatte Fräulein Erna eine erneute zufällige Begegnung mit dem Achtbar-Treulosen. Ein wildes, kaltes Wetter tobte in den Straßen mit Schneegestöber herum. In einem hastigen Aufblicken sahen sich die beiden. Fräulein Erna hielt ihren Hut mit der Hand fest und ging gegen den Wind gebückt. Herr Valentin trug das graugrüne Filzhütchen tief in die Stirn gezogen. Zuerst wollte man aneinander vorbeigehen, dann aber machte man unwillkürlich halt und begrüßte sich, indes Wind und Wetter die leichte Verlegenheit Herrn Valentins davontrugen.

Er sah die kleinen, gleichmäßigen Löckchen, die unter dem ihm noch unbekannten weichen, schwarzen Hut hervorkamen, und die etwas eng stehenden Augen und die Lippen, die er so oft geküßt hatte. Und er begriff in diesem Augenblick nicht, wie er sich so lange von diesem Mädchen hatte fernhalten können. Erna blieb in süßer Gleichgültigkeit ohne jeden Stolz auch an diesem Abend und in dieser Nacht bei ihm. –

Als das Ende des Winters herannahte und das Tauwasser in warmen Rinnsalen durch die Straßen lief und von den Dächern triefte und schwere laue Winde von draußen über die Stadt herfuhren und die Äste ihrer kahlen Bäume mit rauhen Cellotönen brausten, begann Fräulein Erna eine Veränderung ihres Wesens zu fühlen.

Es war ihr zuerst zumute wie vor dem Nahen einer schweren Krankheit; aber nach wenigen Tagen schon hatte sie die Entdeckung gemacht, die schon so tausendfältigen Schrecken in die Herzen der Töchter Evas gebracht hat. Die Woge der Angst, die schon so viele vor ihr überwältigt hatte, verschlang auch sie für einige Zeit ganz und gar. Sie ließ sich ohne Widerstand darin gehen, ganz von dem schweren Gefühl dieses Neuen, dieses Unbegreiflich-Wirklichen gelähmt, und in ihrem Innern und in ihren Nächten war das Heulen und Zähneklappen der armen Seelen.

Sie lauschte und tastete an diese furchtbare Werdekraft, die da an ihr, der ganz Wehrlosen, der geängstigten Zuschauerin sich vollzog.

Aber auch schon während dieses erbärmlichen Zustandes verweilte mit noch wunderbarerer Ruhe ein dumpfes Gefühl der Gleichgültigkeit tief in ihr. Etwas, das ihr wortlos zusprach: „Fürchte dich nicht, alles ist gleich-

gültig; etwas Mächtigeres ist in der Welt, das dich über all dieses hinwegtragen und vor all diesen Sorgen hinwegbetten wird!"

Allmählich wurde diese Empfindung so stark in ihr, daß sie an jene Veränderungen ihres körperlichen Lebens nur noch wie an etwas ganz Zufälliges und Vergängliches dachte.

Ja indes die Zeit hinging, wurde das Bewußtsein jenes großen Schutzes, der ihrer wartete, so stark in ihr, daß sie für das Werdende in sich fast ein sorgloses und freudiges Interesse empfand.

Was war dieser Schutz? War es eine schwere Krankheit, die über sie kommen und ihr das Mitleid und die Pflege aller Menschen bringen würde? War es die Liebe ihres Freundes, die aufs neue zu ihr kommen, sie in ihre Arme nehmen und zu einem sonnigen Platze des Lebens führen würde? Oder war es ein Vergehen und Verschwinden, war es ein Blitz, der auf sie herniederfahren und sie ins Dunkle mitreißen würde, oder ein Meer, das mit dunkler Todesmacht sie verschlingen würde? Oder Gott und gütige Engel, zu denen sie entführt werden sollte? – In ihrer Seele war kein Ahnungsbild, das ihr ihr eigenes Ich als Mutter zeigte. So vermochte sie in dunkler Freiheit mit dem noch nicht vollendeten Schattenhaften zu spielen, wie ein Mädchen mit ihrer Puppe, und ihren Drang zu Fürsorge und Zärtlichkeit auf dieses noch Ungeborene halb unbewußt und wie in holder Getrübtheit ihres Geistes zu verschwenden. Sie erfand sich Namen und Bild und Wesen dafür; bis es dann wieder als ein Nichts in ihrer Einsamkeit verschwand, und nur der körperliche Zwang in ihr verblieb.

Eine Fremdheit gegenüber dem Alltäglichen nahm in ihr überhand, indes sie sich äußerlich sanfter als je all den nüchternen Notwendigkeiten fügte. Sie wußte die leisen Veränderungen ihrer Erscheinung sorgfältig zu verbergen, und gerade in dieser Rücksichtslosigkeit gegen das, was unter ein wenig veränderten Lebensverhältnissen ihr Schönstes, Blühendstes und Stolzestes gewesen wäre, lag wieder die Lust jener dunklen Befreiung, die ihrer harrte.

Herr Thienemann war auf ein kleines Familienjournal abonniert, das allwöchentlich am Samstag Abend ins Haus kam. Als Fräulein Erna in einer der Nummern blätterte, sah sie die Abbildung eines großen aus Marmor gefertigten Grabmonumentes, das eine hohe, glatte Wand darstellte, in der sich eine dunkle Pforte befand. Von beiden Seiten schlich und drängte sich ein langsamer, gebeugter Zug armer, nackter Menschen an diese Tür, und die Gestalt eines jungen Mädchens stand, der Finsternis drinnen zugewandt, gebeugten Hauptes und zögernden Fußes am Eingang. Dieses Bild rief in Fräulein Erna eine süße Sentimentalität wach, und als es ihr am Abend im Bette wieder einfiel, brach sie, ihre Hände an ihr Gesicht pressend, in heiße Tränen aus. –

Der Frühling kam in diesem Jahre verfrüht, mit schwerer Gewaltsamkeit, mit vielen Wolken und blendendem Licht und mit einer Drohung vielleicht noch nachfolgenden Verderbens für die tausend Knospen und Keime, die sich überall hervorwagten. Ein lebendig unruhiges Teilnehmen der ganzen lastenden Erde war wie mit unhörbarem Dröhnen in dieser Wandlung zu spüren.

Die Abgeschlossenheit, das Innere der großen Stadt war aufgerissen und diesem Andrange geöffnet, und als Fräulein Erna an einem Sonntag allein mit ihrem kleinen Bruder, den sie zumeist auf dem Arm trug, einen Spaziergang machte, fühlte sie sich die ganze Zeit über wie erstickt und als ob sie hätte schreien oder sich ganz vernichten mögen, und ihre Augen wurden dunkler und leuchtender und beschatteter.

An einem dieser vollen, brausenden Tage öffnete sich die schmale Tür des Kurzwarengeschäftes von Frau Blöndel, und ein eleganter junger Mann in hellem Überzieher und Hut mit roten, gesunden Wangen erschien. Die stattliche Johanna, die der Tür zunächst stand, fragte ihn mit wohlgefälligen Blicken, was sein Begehren sei, während Fräulein Erna mehr im Hintergrunde damit beschäftigt war, allerhand Schachteln zu ordnen.

Herr Heinrich Valentin – denn dies war der ungewohnte Besucher – erbat sich einige der kleinen Ketten, die man als Aufhänger an Mäntel näht. Gleichzeitig glitt sein Blick unter den blonden Brauen zu der vernachlässigten Freundin hinüber, indes seine Finger unruhig an seinem Bärtchen zupften. Als auch sie ihn, tief errötend, ansah, verweilte er einige Sekunden lang wie in einem Flammenbade, aus dem er verlegen und eifrig zu der eindringlich offerierenden Johanna entwich.

Während diese ihm, nachdem er einige Kettchen gewählt hatte, zwanzig Mark wechselte, sah er noch einmal, an seinem Hut rückend, zu der lieblicheren Verwalterin dieses Detailbereiches hinüber und sagte mit halb forscher, halb hilfloser Stimme: „Jetzt wird es Frühling, Fräulein!“ und lachte dabei auch zu Johanna hinüber, und noch wie zögernd, ging er mit höflichem Gruße hinaus.

„Ein netter Mensch,“ sagte Johanna und blickte aus ihren violetten Augenringen graugrünlich hervor. Fräulein Erna verblieb halb gebückt; das stürmische Licht des Tages brach blendend über die vielen weißen Kartone in den Regalen, die bis zur Decke emporreichten, und ließ sie wie Himmelsglanz und Engelsschwingen leuchten.

In der Mittagspause traf sie ihn an der altvertrauten Ecke. Volles Glück der Erinnerung und des Wiedersehens erfüllte Herrn Valentin. Dies war der Frühling! Nichts anderes! Da mußte alles keimen und knospen!

Die Lust, einmal das, was er besessen, von neuem zu umfassen und

ganz und gar zu Ende zu fühlen, was da noch unverbraucht und ungekostet war, berauschte ihn. Vielerlei Bilder der Liebe waren seither durch seine Träume gegangen oder hatten sich ihm verwirklicht. Wieviel Süßes und Glühendes war ihm von diesem blonden Kinde noch nicht gespendet worden! welche Leidenschaften und Genüsse hatte man noch nicht erprobt! wie simpel und schnellbefriedigt hatte er sich in jenen Stunden gezeigt! Deshalb ließ ihn ihr Bild auch noch immer nicht ganz in Ruhe! Deshalb lag eine seltsame Trauer über dem, was sie ihm bisher gegeben und gewesen, und deshalb kam sie auch so ohne Stolz und Groll, in rührender Gefälligkeit und Anhänglichkeit nach so langen Zwischenzeiten immer wieder zu ihm! Es waren Reste in ihrer Liebe, unverbrauchte, neu keimende Reste, die aufgebraucht, zu Ende genossen werden müßten: jetzt, in dieser anregenden, lebhaften Jahreszeit! –

Er wollte heute rücksichtslos gegen seine Pflichten sein: er telephonierte an einen seiner Chefs, daß ein plötzliches Unwohlsein ihn nach Tisch befallen habe und ihn verhindere, am Nachmittag ins Geschäft zu kommen. Er überredete Fräulein Erna, ebenfalls von dem Blöndelkram fern zu bleiben, es komme was wolle! Dies sollte ein berauschter Nachmittag werden, ein jubelnder Abend und eine selige, in Tiefen der Liebe versunkene Nacht!

Hier! Was kostete die Welt?! – Herr Valentin warf seinen Hundertmarkschein – einen ganz glatten, neuen – auf den Tisch vor den Oberkellner, daß sein Ring auf das Holz schlug mit millionärhaftem Klang. – So jung und schon so viel Geld! So jung und schon so imposant! Herr über seine Zeit, Herr über Weiberherzen und vielleicht über Schicksale! –

Fräulein Erna, von süßem Weine leicht berauscht, genoß taumlig die Veränderung, die mit dem Tageslicht, mit den Stunden und aller gewohnten Einteilung des Lebens vorgegangen zu sein schien. Ein trüber Spiegel zeigte ihr ihr Bild. Sie strich ihre Haare zurecht. Sie sah, daß sie blaß war und daß ihre Augen übermäßig glänzten. Zugleich hob sie ihren Arm, legte ihn um Herrn Valentins Hals und küßte ihn, während der Kellner abwesend war.

Man fuhr hinaus aus der Stadt. Man roch und atmete die zerfahrene Frühlingsluft, man trank Kaffee und aß Kuchen und lief umher und trank ein wenig später wieder Wein. Herr Valentin fühlte etwas Zappelndes, Begehrliches in sich, etwas Lustiges und Komisches und schreiend Gieriges. Fräulein Erna ließ sich von ihm tausendmal umfassen und küssen und drücken.

Die rasselnden Wagen trugen sie in die Stadt zurück. Sie zogen durch Schein und Schall der erleuchteten Straßen. Sie schlichen heim und

sanken stumm und aneinandergeschlungen in die Nacht, Puppen der „Liebe“. Über das Haus und die tausend Häuser hoben und rangen sich die lau getriebenen Wolken empor. „Ob die Wirtin auch nichts gehört hat?“ dachte Herr Valentin noch im Fieber der Finsternis. —

Fräulein Erna erwachte aus traumlosem Schlafe, als der Tag grau an den Vorhängen schien. Sie fand sich halb zugedeckt und bloß. Herr Valentin schlief neben ihr und schnarchte leise. Sein Haar war verwirrt und sah in dem hellen Licht dunkel aus. Ein paarmal zuckten seine Augenlider, als ob er sie im Traume öffnen wollte.

Fräulein Erna stand lautlos auf. Ihr Hemd und ihre Kleider lagen wirr mit Herrn Valentins Sachen auf und unter dem Stuhl, und die Schuhe waren unter das Bett gefahren. Sie zog sich eilends an, tippte mit den Fingern in das Waschbecken, benetzte einen Zipfel des Handtuches und rieb sich damit das Gesicht ab. Auf dem Schreibtisch standen Photographien, Briefe und einige Bücher mit verlockenden Titelbildern lagen umher. Auch Handschuhe, Halskragen, der graugrüne Filzhut waren da.

Fräulein Erna schob ein wenig die dicken Vorhänge beiseite. Die Straße war ganz hell, voll des dünnen, klaren Morgenlichtes. Ein Milchwagen fuhr vorbei, von fern war eine Stimme zu hören, und das Piepsen von Spatzen drang bis durch die Scheiben.

Fräulein Erna fühlte einen kühlen Schwindel in sich. Ihr Mund war trocken und durstig. Sie trank ein wenig Wasser, aber es rann ohne Erfrischung über ihre Zunge und war ihr zuwider.

Mit einem Mal schlugen die Glocken an: sie zählte, fünf Schläge, und eine furchtbare körperliche Angst befiel sie jäh. Durch diese metallenen Stimmen fühlte sie sich wie in die atembeklemmenden Vorgründe des Lebens gejagt; alle diese Dinge, all diese bekannten Formen: Tisch, Bett, Stühle, Gläser, Fenster, Häuser bekamen etwas Schwindendes, Halbes, Angedeutetes — sie wurden von rückwärts her gierig von dem wirklichen, warmen, ach dem Leben angezogen, darin auch sie einst geblüht — darin auch ihre Füße einst geschritten, in Lackschuhen, die dereinst noch viel eleganter und glänzender hatten sein sollen — in Hüten, die ihr helles, leuchtendes Haar beschattet: o, war dies alles geborgt, angemaßt gewesen? war sie ein Schein und Trug gewesen? wo war das Selbst, das zu diesem Bilde gehörte? Hier? — in diesem Herzen hier, in diesem Schatten, der hinwegglitt? War diese Einsamkeit, diese Angst, dieses Unwohlsein die Wahrhaftigkeit? Träumte sie noch? Konnte sie sich nicht wachschütteln? Wo wohnte sie? Wo war Herr Leberecht Thienemann, ihr Vater, und ihre leidende Mutter und der muntere kleine Waldemar? Wollte sie nicht heute nachmittag mit ihm spazieren gehen?

Heute nachmittag? Ein fremdes, unmögliches Licht, eine nicht mehr zu

begreifende Wandlung lag darin. „Nachmittag, nachmittag. Heute nachmittag," sagte sie zu sich.

Sollte sie nicht schreien und diesen dort wachrufen? Diesen Freund, diesen Geliebten? – Eine sinnlose Zärtlichkeit, ein sinnloser Wunsch zuckte in ihr, sich zu seinen Füßen niederzuwerfen, sich treten und schlagen zu lassen, aber zu fühlen, zu fühlen, gleichviel ob Glück oder Weh.

All dies ging nur wie ein schattenhaftes Gellen, kaum gehört, kaum begriffen, durch sie.

Sie stahl sich hinaus. Die Treppe hinab. Die Haustür war schon geöffnet. Die Portiersfrau wischte an der Schwelle herum, sah Fräulein Erna mit erstaunter Miene an und schimpfte etwas sehr Eindeutiges hinter ihr her.

Was tat sie nur? Warum tat sie so wahnsinnige Dinge? Wer hatte sie hierher in diesen furchtbaren blassen Morgen gebracht?

Oder war es nicht eigentlich etwas ganz Gewöhnliches, Gleichgültiges? Was war denn so Besonderes daran? War sie nicht eigentlich ganz ruhig? – Sie würde jetzt nach Hause gehen, ihre Eltern würden schelten, wie damals, als sie zum ersten Male mit Heinrich Valentin zusammengewesen war; und dann würde alles erledigt sein, sie würde ins Geschäft gehen. Das war alles ganz natürlich und einfach. Sie sah sich die enge Treppe hinaufsteigen und vor der Tür stehen. „Leberecht Thienemann" stand darauf. Fräulein Erna dachte leise an Leber, wie immer, dabei. Aber dann kam ihr der Sinn dieses Namens plötzlich zum Bewußtsein. Lebe recht. Sie sprach es schattenhaft zu sich. „Lebe recht."

Dabei war sie weit in fremden Straßen, Brücken erschienen. Die Bilder der Türme stiegen dunstig empor. Der Fluß zog hier breiter, ganz glatt und regelmäßig, dahin.

Ein kolossaler Lastwagen mit einem dicken, ledernen Kutscher und zwei strotzenden, klobigen Riesengäulen donnerte vorbei. Die Hufe schlugen wie Schmiedehämmer auf das ebenmäßige Pflaster. Dann war weit und breit kein Gefährt, kein Mensch zu sehen. Drüben auf der Brücke krochen zwei oder drei Pünktchen.

Der Wind war mit lauem Ton wieder erwacht. Er nahm das Vogelpiepsen weich und still in sich.

Hier war eine kleine eiserne Tür in dem Geländer des Ufers. Dahinter fiel der hohe Steinwall ins Wasser ab. Es trieb schnell und dunkel hier vorbei.

Wie still und friedlich dies war. Hier hinab. Hier war sie ganz allein.

Zögerten ihre Füße? Wer hatte ihr erzählt, wie schön es sei, zu ertrinken? Alle Erinnerungen kamen dann, wie Märchen. Sie gingen in einer Sekunde vorüber, und man liebte noch einmal ganz innig alle, alles was gewesen war. Alles war nur Liebe und Glück.

War ihr Fuß gelöst? – O zurück! zurück! Stürzte sie wirklich? Wer schraubte ihr das Herz aus dem Leibe? Jetzt laut, laut, laut schreien! Jetzt blieb nichts als schreien, gellend, über die ganze lautlose Stadt, über diese emporschießende, quillende, begrabende, flutende Stadt, zu den Brücken empor, zu Gott empor, ein Boot, eine Stange, einen Halt, nur einen winzigen Halt, nur hinauf, nur mit dem Kopf ein einziges Mal hinauf, einen einzigen Atemzug. War dies Erlösung? Wovon denn? Wer hielt sie denn hier hinab? Wer zwang sie hier, wer zog sie hier, was hing sich an ihre Beine und zerrte an ihrer Brust? Hörte denn niemand, wie sie schrie? Schliefen denn alle noch? waren nicht die Punkte auf der Brücke da? Was zerrte an ihrer Brust? Schrie sie denn nicht, daß ihr Herz zersprang? Ihr Vater – wo war ihr Vater? War er denn tot oder taub? War er nicht hier, kam er da nicht? war dies nicht sein Bart, seine Stimme? O an seine Brust, warum schrie sie fort, warum schrie sie noch immer fort? – O war nun endlich diese Stimme zur Ruhe gebracht? –

Der Wind wurde stärker über dem eilenden Wasser. Neue Wolken kamen im Atem des Frühlings herauf. Das Licht wurde lebendiger und erregter, wie Tag um Tag.

Die Leiche von Fräulein Erna Thienemann wurde einige Stunden später gegen die Stangen eines Lastbootes angetrieben.

Wilhelm von Humboldt, Reisetagebücher 1788/89

mitgeteilt von Albert Leitzmann

3

Am 14. Juli 1789 war die Bastille gefallen. Unmittelbar darauf erhielt der in Göttingen mit dem Abschluß seiner juristischen und kameralistischen Studien mit Hochdruck beschäftigte Humboldt von seinem alten Lehrer Campe aus Braunschweig die Aufforderung, ihn auf einer Reise nach dem revolutionären Paris zu begleiten, um dort der „Leichenfeier des Despotismus" beizuwohnen. Während seiner pädagogischen Wanderjahre war der noch sehr jugendliche Joachim Heinrich Campe im Jahre 1769, als Wilhelm von Humboldt zwei Jahre und Alexander eben geboren war, als Erzieher eines Stiefsohns der Mutter der Brüder in das Haus des Majors von Humboldt gekommen, dem er bis 1773 verbunden blieb, ging dann als Feldprediger nach Potsdam, kehrte 1775 von da nochmals für ein Jahr nach Tegel in seine Hofmeisterstellung zurück, folgte darauf einem Rufe als Schulrat an das berühmte Dessauer Philanthropin und vertauschte endlich diese Stellung mit einer ähnlichen in Braunschweig, nachdem er vorher zwei Versuche zu Landerziehungsheimen mit schwankendem Erfolge unternommen hatte. Humboldt berichtete später Charlotte Diede, als er einmal brieflich Campes gedachte: „Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt und so fort. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen." Wenn nun auch eine innere Kongenialität zwischen Lehrer und Schüler, zwischen dem Pädagogen der rationalistischen Aufklärung mit seiner stark nüchternen, nur auf das Nützliche gerichteten Sinnesart und dem Schüler Kants und Freunde Forsters und Jacobis, bald auch Schillers und Goethes, trotz aller Wärme des Älteren und aller Pietät des Jüngeren naturgemäß nicht bestand und nicht bestehen konnte, so blieben doch zeitlebens freundliche persönliche Beziehungen zwischen beiden, und Humboldt nahm die Aufforderung des berühmten Mannes, mit ihm, der dort allerhand literarische Beziehungen hatte, nach Paris zu gehen und die nächsten Folgen der großen politischen Umwälzung inmitten der französischen Nation aus der Nähe zu beobachten, mit der größten Freude und Bereitwilligkeit an. Campe war von naiver und tiefgefühlter Begeisterung erfüllt, wie er sich ausdrückte, „Augenzeuge von dem rührenden Siege der Menschheit über die Zwangsherrschaft zu sein"; er wollte die Geburtswehen der neuen französischen Freiheit lernend und fühlend miterleben, wie er anderthalb Jahre darauf

das ebenso begeistert erfaßte Projekt einer Reise nach Amerika pflegte, um die Verfassung des nordamerikanischen Freistaats an der Quelle zu studieren, wohin er Humboldts Bruder Alexander mitgenommen hätte, wenn es so leicht sich hätte ausführen lassen wie die Fahrt nach Paris. Wie seine 1790 erschienenen „Briefe aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben" beweisen, sah Campe die großen Ereignisse dort als schwärmender deutscher Schulmeister, an dem man in typischer Weise sehen kann, wie die suggestive Macht der revolutionären und demagogischen Phrase auch einen intelligenten und gebildeten Deutschen zu blindem Glauben hinreißen und zu manchem recht unbesonnenen Urteil verführen konnte. Campes Art mit ihren Vorzügen und Schwächen stellt sich in den folgenden Aufzeichnungen seines Schülers und Freundes Humboldt aufs lebendigste dar, dessen Hauptbestreben es ja immer war, fremder Eigenart verstehend gerecht zu werden.

Das ungefähr gleich weit von Braunschweig und Göttingen entfernt liegende Weserstädtchen Holzminden, wo eine Schwester von ihm als Witwe eines Kaufmanns lebte, hatte Campe zum Treffpunkt bestimmt, von dem aus die gemeinsame Reise über Krefeld, Aachen, Lüttich und Brüssel nach Frankreich angetreten werden sollte. Als Dritter nahm noch ein Kaufmann Wiesel, ein Bekannter Campes, an der Reise teil. Für den Verlauf dieser Fahrt bis nach Belgien hinein besitzen wir Humboldts ausführliche Tagebuchaufzeichnungen, die mit einigen kleineren Auslassungen folgendes berichten:

18. Juli. Holzminden. „Nur allenfalls merkwürdig der Abendtisch. Campens Schwester sprach von ihrem Sohn, und daß er Theologie studieren sollte. Campe mißriet dies, schlug eine Profession vor und ließ sich durch den Einwand der Mama: ‚Aber der Junge hat von Kindheit an gesagt: ich will Pastor werden!' nicht abweisen. Man schlug nun Professionen vor. Campe: Tischler und Gärtner. Andre andre. Einer, der Stadthauptmann, riet zum Lohgerber oder Färber. Besonders war bei allem, was er sagte, der Refrain: ‚Aber vorzüglich würd' ich zum Lohgerber raten'. Man setzte ihm den Gestank entgegen, und Campe fügte pädagogisch hinzu, der physische Schmerz bringe moralischen hervor. Indes der Stadthauptmann ließ sich nicht abbringen und versicherte, Lohgerber gekannt zu haben, die überaus feine Leute gewesen wären. Was mich am meisten an Campe drückt, ist die oratorische Ausführung der trivialsten Dinge. So hielt er heute drei Reden: 1) daß Künstler eitler wären als solche, die solide Wissenschaften studieren; 2) daß die Eitelkeit abnehme, wenn man mit Leuten lebe, die man über sich erkenne, wie denn er selbst zum Beispiel ein Narr geblieben sein würde, wenn er nie nach Berlin gekommen wäre; 3) daß die Dichter am wenigsten Gefühl, die

Theologen am wenigsten Sittlichkeit, die Schriftsteller am wenigsten Sinn für Wahrheit hätten, weil alle drei mit diesen Dingen Gewerbe trieben, woraus er denn die Nutzanwendung zog, daß man nicht Theologie studieren sollte. In der Tat eine vorsichtige Moral!"

19.–23. Juli. Auf dem Wege von Holzminden nach Krefeld. „Campes Bruder und ein andrer Kaufmann, Meyer, begleiteten uns. Unterwegs viel Scherz, vorzüglich über Journale, und das Projekt, ein Lohgerberjournal zu schreiben, inbezug auf das gestrige Gespräch.

Von Huxar aus allein. Schöne Gegenden bei Corvey, Fürstenberg usw. Wenig Gespräch und unbedeutend, in mir manche süße Erinnerung, manche Ahndung der Zukunft, viel Selbstgenuß.

Driburg, mit der Laterne besehen und beobachtet. Ein Bad, gehört dem Oberjägermeister von Siersdorf aus Braunschweig. Der Brunnen enthält mehr fixe Luft und Eisenteile als der Pyrmonter und hält erstere fester und länger. Die Anlagen der Gebäude ziemlich gut, der Gärten sehr mittelmäßig. Brunnengäste wenig, zwischen 12 und 20.

Zwischen Driburg und Paderborn ein nicht unmerkwürdiger Erdfall. Die Erde war im Frühjahr dieses Jahrs plötzlich eingestürzt. Die Öffnung war groß und einem Kessel ähnlich; hineingeworfene Steine hallten sehr lang nach. Solche Erdfälle sah ich in der Gegend mehr, nur älter und kleiner und beinah über die Hälfte wieder verschüttet.

Paderborn, eine große, aber alte, großenteils schlechtgebaute Stadt. Die Jesuiterkirche zu hoch gegen die Breite und dunkel; der Dom zu breit gegen die Höhe. Sonst beide, die erstere vorzüglich, recht schöne gotische Gebäude. Übrigens weder, was man in den Kirchen zeigt, noch die Reliquien noch der Ursprung der Pader unter dem Dom sehenswert. Der Postmeister, der langsamste Mensch, den ich je sah. Ebenso alle seine Leute. Charakteristisch wars, ihn Brot für die Hühner schneiden zu sehen. Wir warteten sechs Stunden auf Pferde.

Lippstadt. Breite, freie Straßen, ziemlich hübsche Häuser, sehr gutes Pflaster, überhaupt ein gewisses Ansehen von Wohlstand. Auch hat die Stadt keine Akzise, sondern gibt etwas gewisses ...

Ham. Eine ziemlich hübsche Franziskanerkirche. Auf einem Kirchhof närrische Grabschriften. Eine auf einen Rechtsgelehrten mit sonderbaren Ausdrücken: ‚der Themis Rechtensberg' ‚der Tod, der grimme Menschenfraß hat ihn entleibt' usw. Die Soldaten ohne allen Vergleich weniger ordentlich im Anzug, Marschieren, allem übrigen als die Berliner. Besonders fielen mir die Offiziere auf.

Duisburg. Am Tisch mehrere Studenten, gesitteter aber, als ich nach der Kleinheit und Abgelegenheit der Universität dachte. Nur einer machte Versuch, Renommist zu sein, doch sehr unglücklich. Wahrscheinlich wars

noch ein neuer Ankömmling. Ein andrer sprach von Magnetismus; aber alles schien ihm sehr neu zu sein. Er machte die trivialsten Einwürfe dagegen mit einer Miene von Wichtigkeit und dabei mit einem so ungewissen Zweifeln, als wären sie vorher nie gesagt worden. Campe wollte sich nicht zu erkennen geben. Dennoch sprach er immer von Dingen, die ihn sehr leicht hätten verraten können ...

Zwischen Duisburg und Krefeld geht man in einer Fähre über den Rhein. Auf der Fähre arbeitete ein Mädchen mit, äußerst häßlich, aber stark, männlich, arbeitsam. Es ist unbegreiflich, wie anziehend für mich solch ein Anblick und jeder Anblick angestrengter Körperkraft bei Weibern, vorzüglich niedrigeren Standes ist. Es wird mir beinah unmöglich, meine Augen wegzuwenden, und nichts reizt so stark jede wollüstige Begier in mir. Dies rührt noch aus den Jahren meiner ersten Kindheit her. Wie sich zuerst meine Seele mit Weibern beschäftigte, dachte sie sich immer Sklavinnen, durch allerlei Arbeit gedrückt, tausend Martern gepeinigt, auf die verächtlichste Weise behandelt. Noch jetzt hab ich Sinn für solche Ideen. Noch jetzt kann ich wie ehemals mir Romane denken, die dieses Inhalts sind. Nur mehr Geschmack, weniger Unwahrscheinlichkeit ist nach und nach in diese Romane gekommen, und immer ist es mir psychologisch merkwürdig, sie chronologisch nach einander durchzugehen. Wie zuerst diese Richtung in mir entstand, bleibt mir immer ein Rätsel, auf der einen Seite diese Härte, auf der andern diese Wollust. Aber das ist gewiß, daß sie, nur verbunden mit den Lagen, in die ich kam, meinen ganzen jetzigen Charakter gebildet hat, daß aus ihr einsame Beschäftigung der Einbildungskraft, Abneigung gegen Gesellschaft und Umgang entstand, ferner aus ihr Wollust, die auch jetzt noch bei mir unverkennbar das Gepräge jener Ideen hat, aus der Wollust Liebe, Weiberfreundschaft, Beschäftigung mit Weibern überhaupt, durch dies alles Studium der Charaktere, Streben sich in andrer Ideen hineinzudenken, ihre Handlungsweise anzunehmen, mit einem Wort raffinierte Kunst des Umgangs, die mich endlich dahin führte, andern – allen, was ich wollte, manchen viel, mir nichts zu sein, die jede wahre, ursprüngliche, eigene Empfindung so in mir abschliff, daß keine herrschend blieb, die endlich die Gleichgültigkeit und die Leere in mir hervorbrachte, an der ich jetzt kranke. Wie das alles so licht und klar vor mir da steht! Nur ein paar Wochen und ich wollte mich schildern, daß auch nicht das kleinste Gefühl in mir unerklärt bliebe, und alles würde dann an einem einzigen Faden hängen. Aber in eben dem Augenblick wär ich auch keinem mehr, was ich ihm sonst war. Nur Sie, Stieglitz, ertrügen vielleicht das Bild und doch kaum. Und doch kann ich es lieben, möcht' ichs nicht ändern.

Krefeld. Dieser Ort gewährt einen völlig andern Anblick als alle an-

dern Städte Westfalens und als die meisten Deutschlands. Durchgehends sieht man großen Wohlstand herrschen und bemerkt im ersten Augenblick, daß die Quelle dieses Wohlstandes Arbeitsamkeit und Kunstfleiß ist. In den vierundzwanzig Stunden, die ich da zubrachte, erinnere ich mich kein einziges Bild eigentlicher Armut gesehen zu haben. Die Häuser sind sehr gut, sehr egal, nur in holländischem Geschmack gebaut. Doch weniger mit Zieraten überladen und überhaupt nicht so kleinlich. Einige sind wirklich schön und verdienten auch in schönen Straßen Berlins eine Stelle. Die Straßen sind meistenteils schnurgerade und überhaupt sehr regelmäßig, im höchsten Grade reinlich und gegen deutsche Städte gehalten vortrefflich gepflastert. Nur freilich auch da oft Spielerei: Figuren von weißen und schwarzen mit einander abwechselnden Steinen. Die ganze Stadt hat ein gefälliges, lachendes Ansehen. Sie hat sich mit dem König auf eine bestimmte Summe, die sie jährlich gibt, gesetzt. Ich hörte sie auf zwanzigtausend Taler schätzen. Die vorzüglichsten Etablissements da sind die der Familie von der Leyen. Diese Familie ist Besitzer fast der ganzen Stadt. Jetzt leben drei Zweige davon da: Konrad, Friedrich, Johann. Aber Friedrich ist tot und seine Kinder haben die Handlung. Die ganze Stadt nährt sich von Fabriken und Handwerken. Man sieht Arbeiter aller Art, Uhrmacher usw., und unter vier, fünf Häusern sind gewiß immer an zwei, drei Schilder, welche allemal einen Handwerker oder Fabrikanten andeuten und die man leicht in Versuchung gerät, für Zeichen von Wirtshäusern anzusehen, da jedes einen eigenen Namen hat: goldne Kreuz, schwarze Roß usw. Der Ort soll siebentausend Einwohner haben. Die vorzüglichsten Fabriken sind die der von der Leyen. Die meisten sind Seidenfabriken, die auch Leute auf dem Lande beschäftigen. Alle Religionsparteien werden geduldet. Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Mennoniten, Juden haben da Gottesdienst. Alle leben in Einigkeit, welches vorzüglich ein Werk Konrads von der Leyen ist. Campe ist mit der Leyenschen Familie bekannt. Konrad und seine Söhne waren nicht da, aber seine Frau und Töchter. Wir aßen den Abend bei ihnen. Wir fanden noch einen holländischen Prediger da. Es gab manche ganz interessante Szene den Abend, vorzüglich die Art, wie man sich gegen Campe und wie Campe sich gegenseitig nahm. Jeder empfing ihn mit einer eigenen Phrase. Die Mutter mit einem wahren concetto: „Ich habe Sie gekannt und habe Sie nicht gekannt“ und so ging das fort in einem steifen, beinah auswendiggelernten, gewiß präparierten, schreienden Ton. Campe unterbrach ein paarmal, aber vergebens. Kein Buchstabe der schönen Periode ging verloren. Die älteste Tochter sagte ohngefähr etwas ähnliches. Doch vorzüglich schön und gravitätisch begann die jüngste: „Ihren Geist – –“. Nur schade, man unterbrach sie. So fiel auch mehreres bei Tische vor. Ein Pröbchen:

Die alte von der Leyen: ‚Ich habe jedem meiner Söhne auf die Reise ein Exemplar von Theophron [ein Erziehungsbuch Campes] mitgegeben.‘

Campe: ‚So wohlerzogene Söhne bedürfen nicht eines solchen papierenen Führers.‘

Die Mutter ist eine recht verständige, gute, vielleicht auch kenntnisvolle Frau. Aber sonst durch nichts, weder durch Witz noch eigentlichen Geist unterhaltend oder interessant, große Verehrerin von Campe und so fort, eifrige Anhängerin Campischer Moral. Fehler, auch nur Schwächen bemerkt' ich sonst eben nicht, nicht einmal nur irgend auffallendere Eitelkeit.

Die eine Tochter, bei der ich saß, ich denke, die älteste, ist ziemlich hübsch, hat viel Verstand, wie es schien, auch Talente, vorzüglich musikalische, Lektüre und Kenntnisse, ist nicht ohne Witz und es ist leicht, auf einen vertrauteren und scherzhafteren Fuß mit ihr zu kommen. Sie spricht viel, allenfalls (doch mochte das die Schuld meiner Stimmung sein) zu viel, über sehr verschiedene Gegenstände, immer gut, oft durchdacht, und nirgends wenigstens ertappte ich sie auf einem groben Vorurteile in Dingen des Raisonnements oder einer Unwissenheit in Dingen des Wissens. Dennoch gefiel sie mir nicht, weil mir die ganze Gattung mißfällt, zu der ich sie rechnen möchte. Es gibt (und jetzt, da Lektüre, intellektuelle und selbst moralische Bildung doch wirklich allgemeiner wird, findet man dies häufig) Menschen, die einen äußerst richtigen und regelmäßigen Verstand, aber von Natur weder eine große Gabe zu denken noch zu empfinden haben. Sie fassen sehr leicht, was sich in Erklärungen auflösen, auf leichte Grundsätze zurückführen, mit einem Wort analysieren läßt, sie haben gewisse feste Regeln im Kopf und besitzen eine sehr große Fertigkeit, darnach Raisonnements, Handlungen und Menschen zu beurteilen und selbst Raisonnements und Handlungen hervorzubringen. Aber sie haben keine Kraft, nach schlichtem Sinn und Augenmaß ohne Zirkel und Lineal zu schaffen, keine Fähigkeit, zu beobachten an den Dingen, die ihnen gegeben sind, die Beobachtungen, nicht nach logischen Regeln der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit, sondern nach der Analogie andrer Beobachtungen zu kombinieren, keine Kraft tief zu empfinden. Vorzüglich äußert sich alles dies nun bei Gegenständen der Moral. Ich führe nur ein Beispiel an, das mir gerade nah liegt. Es ist nicht gut, daß Weiber sich männlichen Beschäftigungen widmen, hört man jetzt fast überall. Jene nun, von denen ich spreche, denken sich das so. Des Weibes Bestimmung ist Sorge für Mann und Kind, also Sorge für Haushaltung. Damit vertragen sich nicht, das stören männliche Beschäftigungen. Daher machen sie sich die Regel, sie zu fliehen, und folgen der Regel. So, nur vielleicht weniger auffallend, ist alles Campische Raisonnement, oft aus-

drücklich, oft erst, wenn man wichtige Folgerungen daraus zieht. Immer Bilden nach Regeln, und immer Regeln nach dem, was wohl äußeren Wohlstand, Ruhe, Gesittetheit in unsern einmaligen Lagen hervorbringt. Weibern aber tieferen Geistes und tieferen Gefühls ist des Weibes und des Mannes Bestimmung, sich gegenseitig zum Menschen zu bilden, den roheren, kälteren, mehr denkenden und handelnden als empfindenden Mann, der immer aus sich herausgeht, immer außer sich wirken und hervorbringen will, durch ihre Sanftheit, ihre Gabe zu empfinden, ihre Insichgekehrtheit, dann durch den Sinn des Schönen, den ihre körperliche Grazie, den Sinn des Guten und Edlen, den der Zauber ihres Geistes, in dem Denken und Empfinden so innig und so hinreißend verwebt sind, erweckt und nährt, durch Freundschaft, die sie einflößen, durch Liebe, zu der sie begeistern, in sich zurückzuziehen, seine Aufmerksamkeit auf die innere moralische Seite der Dinge zu neigen, und dann wieder durch ihn, in den sie übergehen, mit dem sie sich verschwistern, gatten, mit dem vereint sie Dasein und Leben schaffen, neue Gegenstände ihrer Liebe zu gewinnen, Stoff inniger zu empfinden, mehr in sich und durch sich zu sein, bloß in ihren Gefühlen zu leben und weben, mit einem Worte mehr Weib zu sein. Durchdrungen von dieser Bestimmung, die sie nicht in sich hineinraisonnierten, die von Natur in ihnen liegt und die sie Kraft genug hatten in sich wahrzunehmen, bedürfen sie keiner Regeln. Sie haben keinen Sinn für alles, was damit nicht harmoniert. Ich fühle, daß diese Ideen noch nicht genug entwirrt in mir sind, daß ich auch nicht im Stande bin, sie jetzt, wo ich schnell aufzeichnen muß, was ich sah und hörte, deutlich darzustellen. Aber der Unterschied, von dem ich spreche, ist da, das fühl' ich lebendig, fühl' ich, so oft ich Lina jedem andren weiblichen Geschöpfe vergleiche. ‚Ich bin Deiner nicht würdig, ich kann nichts als lieben, aber das kann ich.‘ Wer sich zu diesen Worten hinzudenkt die anlehnende Stellung, das vertrauende, hingebende Auge, und wer dann noch nicht versteht, was ich sagen will, nun der versteht es nie. Aber freilich haben nur wenige Sinn dafür. Sie wollen Steinhauer bilden, die immer Richtschnur und Senkwage zur Hand haben, nicht Künstler, denen Sinn und Natur den Meißel führen. Doch ich komme zurück. Zu der beschriebenen Klasse von Weibern schien mir die von der Leyen zu gehören. Wir sprachen von Herzensgüte ich weiß nicht welcher Nation. ‚Aber‘, sagte sie, ‚es ist nur so eine Güte, durch augenblickliche Rührung entstanden, keine erraisonnierte.‘ Eine erraisonnierte Güte! Andre Beispiele fallen mir nicht mehr ein. (Doch noch eins. ‚Bahrdts Moral ist vortrefflich. Die kann man ganz sicher so blindlings annehmen und befolgen.‘ Eine Moral annehmen!) Unter Bürgers Gedichten gefällt ihr am besten: ‚Allgütiger, mein Hochgesang‘. Ich lieb' es auch unendlich.

Die andre Schwester konnt' ich weniger beobachten. Sie schien bei weitem eitler zu sein. Denn so wenig sie sprach, so hatte doch alles, was sie sagte, so ein gewisses Etwas an sich, als wär' es gesagt, um zu gefallen.

Der holländische Prediger war sehr unbedeutend. Er wunderte sich, wie Friedrich der Zweite so hätte sein können, wie er war, ohne an Unsterblichkeit zu glauben. Campe behauptete, er hätte sie nicht geleugnet, und meinte, er wäre um so bewundernswürdiger, wenn er sie wirklich geleugnet hätte, er hätte um so uneigennütziger gehandelt. Ob er nur darum die Verteidigung auf diese Weise führte, um ad hominem zu sprechen?

Friedrichs von der Leyen ältester Sohn: gar nicht interessant, aber höflich, bescheiden, nicht ohne Kenntnisse. Seine Mutter, sein Bruder und alle übrigen, die ich da sah, keines Aufzeichnens wert.

Wir waren einen Abend und den folgenden Vormittag in Krefeld. Den Vormittag besahen wir ein Institut, das der Rektor Scheel angelegt hat. Die erste Bestimmung des Instituts ist gewesen, junge Leute zum Handel zu bilden, jetzt aber ist der Zweck erweitert und auch auf solche erweitert, die sich zu Gelehrten bestimmen. Das Gebäude und die äußere Einrichtung ist sehr hübsch, geräumig, reinlich, sogar elegant. Bei der Einrichtung der Stunden wäre vielleicht mancherlei zu erinnern. Wenigstens sind die Kinder zu sehr damit überladen, und nicht weniger sonderbar ist es, wenn man in dem Plan liest, daß die, welche studieren wollen, außer den übrigen Wissenschaften noch Griechisch, Logik und römische und griechische Antiquitäten lernen sollen. Der vorzüglichste Lehrer am Institut ist wohl der Magister Lange. Er schreibt ein Journal: ‚Der Familienfreund', das in Düsseldorf herauskommt. Ich konnte wenig mit ihm sprechen, da er sich immer zu Campe hindrängte, doch hörte ich von seinen Unterredungen mit Campe manches. Der Rektor scheint noch unbedeutender, wenigstens führte Lange immer das Wort und Scheels Schweigen schien nicht das Schweigen der Weisheit zu sein. An beiden mißfiel mir die kriechende Verehrung, die sie gegen Campe hatten oder affektierten. Kaum wagten sie's, ihm zu widersprechen. Die Kinder hatten ein gutes, fröhliches Ansehen.

Zwischen Campe und mir auf dieser ganzen Reise wenig Gespräch, noch weniger interessantes. Ich kann mich nicht in die Art finden, wie er die Dinge ansieht. Seine und meine Gesichtspunkte liegen immer himmelweit auseinander. Ewig hat er vor Augen und führt er im Munde das, was nützlich ist, was die Menschen glücklicher macht, und wenn es nun darauf ankommt, zu bestimmen, was das ist, so ist diese Bestimmung immer so eingeschränkt. Für das Schöne, selbst für das Wahre, Tiefe, Feine, Scharfsinnige in intellektuellen, für das Große, in sich Edle in

moralischen Dingen scheint er äußerst wenig Gefühl zu haben, wenn nicht mit diesem zugleich eigen ein unmittelbarer Nutzen verbunden ist. Vom Rheinfall bei Schaffhausen sagte er mir, was er auch, glaub' ich, hat drucken lassen: „Ich sehe lieber einen Kirschbaum, der trägt Früchte, und so schön und groß der Rheinfall ist, so ist es ein unnützes Geplätscher, das niemandem nützt." Als wenn nicht der Sinn für Schönheit ergriffen würde, sobald sich nur der Gegenstand darbietet, ohne an Nützlichkeit oder Schädlichkeit zu denken, und als wenn es nicht wahrer, reicher Gewinn wäre, das große Bild in die Seele zu fassen und darin zu bewahren, als wenn nicht tausend andre Ideen dadurch entständen oder daran sich hängten, und als wenn nicht die ganze Vorstellungsart größer, vielseitiger würde, je größer und füllender die Gegenstände sind, womit sie genährt wird. Auch seine Beurteilung von Menschen ist gänzlich anders als die meinige. So lobte er die alte von der Leyen als das erste Weib. Bei von der Leyens selbst spielte er natürlich die erste Rolle, erzählte, dozierte und witzelte ganz allein. Übrigens aber reis' ich doch gern mit ihm; er ist lustig, nicht an viele Bequemlichkeiten gewöhnt und fordert beinah gar kein Gespräch von mir. Führeransehen gibt er sich gar nicht.

Wiesel, bis jetzt mir noch nicht ganz klar, still, bescheiden, wie mich dünkt, bemerkend, wenigstens aufmerksam nachdenkend, wenigstens selten und wenig sprechend, gewiß gutmütig und offen. Das andre Geschlecht scheint er zu lieben, wie weit er es aber kennt, konnte ich nicht herausbringen. Ich glaube, nicht über die ersten Grenzen hinaus, doch mag er sich gern das Ansehen von mehr geben wollen.

Der Weg von Krefeld bis Aachen ist sehr einförmig, die Chaussee trotz des ungeheuren kölnischen und pfälzischen Barrieregeldes ziemlich mittelmäßig."

Aachen hatte Humboldt schon auf seiner vorjährigen Reise besucht und war damals zehn Tage im Hause seines alten Lehrers Dohm gewesen, dem nun auch der diesjährige kurze Aachener Aufenthalt im wesentlichen gewidmet wurde. Es ist hier der Ort, über diesen Mann einige erklärende Worte zu sagen. Christian Wilhelm von Dohm war nach kurzer Lehrtätigkeit am Kasseler Carolinum im Jahre 1779 als geheimer Staatsarchivar mit dem Titel Kriegsrat nach Berlin berufen worden und 1783 als Geheimrat in das auswärtige Ministerium eingetreten. Neben seiner politisch-diplomatischen Tätigkeit wurde er ein anregendes und beliebtes Mitglied der Gelehrtenkreise der friderizianischen Hauptstadt und hatte auch an der Erziehung der Brüder Humboldt seinen Anteil gehabt. Einer statistisch-politischen Privatvorlesung, die er auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg für einen jungen Grafen Arnim vom Herbst 1785 bis zum beginnenden Sommer 1786 hielt, haben beide Brüder beigewohnt

und so durch ihn die Grundlagen ihres nationalökonomischen Wissens empfangen. 1786 war Dohm preußischer Gesandter bei Kurköln und am rheinisch-westfälischen Kreise geworden und befand sich seit dem Mai 1787 als Vorsitzender der kaiserlichen Kommission, die nach den rohen Tumulten des vorhergehenden Jahres in reichskammergerichtlichem Auftrag in Aachen erschien, um eine genaue Untersuchung der vorangegangenen Unruhen und Beschwerden in die Hand zu nehmen und eine gründliche Revision der unhaltbaren Aachener Verfassungszustände in die Wege zu leiten, in dieser Stadt. Seine Frau, Anna Henriette Elisabeth, eine feingebildete, schöne Frau von natürlicher und ungezwungener Anmut, war eine Tochter des Buchhändlers Helwing in Lemgo. Zu dem geselligen Kreise Dohms in Aachen gehörte auch ein Sohn des Philosophen Jacobi, gleichfalls Fritz geheißen, der als Kaufmann dort lebte und mit einer Tochter des reichen Tuchfabrikanten Johann Arnold von Clermont in dem Aachen dicht benachbarten, schon niederländischen Orte Vaels verheiratet war. Johann Stuve, ein Freund und Mitarbeiter Campes, Gymnasialprofessor in Braunschweig, hielt sich damals gerade zur Kur in Aachen auf. In diesen ganzen Dohm-Jacobischen Kreis führen uns nun Humboldts Tagebücher aufs lebhafteste und unmittelbarste ein:

24. Juli. Aachen. „Immer mit Dohms. Ich liebe Dohms sehr. Vorzüglich gefiel mir immer an ihm die Neigung zu häuslicher Glückseligkeit, das feine und nicht schwache, sondern wahrhaft starke und reizbare Gefühl, an ihr die unbeschreibliche Wahrheit, Naivetät und Gutmütigkeit, der gänzliche Mangel auch nur der kleinsten Verstellung. Noch jetzt sah ich ein Beispiel davon. Es war ein Mensch da, den sie nicht leiden konnte. Es war ihr unmöglich, auch nur ein Wort mit ihm zu reden, und das ohne allen Zorn, alle Heftigkeit. Gegen mich waren beide außerordentlich und wirklich noch über meine Erwartung freundschaftlich. Dohm versprach mir, Svarez zu schreiben, ob die Preisaufgabe des Kompendiums über das neue Gesetzbuch nicht aufgeschoben werden könnte. Küstern [Dohms Sekretär] gewann ich mehr lieb als ehemals, obgleich mein eigentliches Urteil über ihn sich nicht änderte. Den ersten Nachmittag waren Fremde bei Dohms: Jacobi mit seiner Frau, der alte Clermont mit Fritz und Christel, ein Mr. de Lomm, ein Franzose, aber seit seinem zehnten Jahre in Spanien. Er hat ein Handlungshaus in Sevilla.

Jacobi freute ich mich zu sehen. Ich bin ihm gut, wie man den Leuten gut ist, bei denen weder Geist noch Charakter interessiert, aber Herzlichkeit und Güte anzieht. Ebenso gehts mir mit seiner Frau. Beide sind jetzt sehr glücklich mit ihrem Franz. Er schreibt wieder etwas über eine einzurichtende Armenanstalt. Seine Ideen darüber gefielen mir.

Der alte Clermont, ein braver Mann, aber freilich steif und eigen.

Gegen mich war er freundlicher als voriges Jahr. Er hat etwas über Aachen geschrieben und Dohm dediziert, das ich rezensieren lassen soll.

Fritz, häßlich, aber klug, witzig, voller Talente, Sprachkenntnisse, Musik, und, wie ich aus einigen kleinen Zügen bemerkte, auch gutmütig. Sie ist äußerst vertraut mit der Dohm, war offen und freundlich gegen mich und machte mir ein paar vergnügte Stunden. Sie reist jetzt mit dem Vater und Christel nach Karlsruhe.

Christel, völlig unbedeutend.

Lomm, angenehm von Gestalt, im höchsten Grade fein in seinem Äußeren. Er hat sehr viel Welt. Er spricht sehr gut, bescheiden, mit Geist und Kenntnis, aber freilich, soviel ich hörte, bloß über politische Gegenstände. Mehr mag ich nicht über ihn urteilen. Er ließ in mir das Gefühl zurück, daß ich ihn nicht ganz durchsah. Er reist in wenig Wochen nach Paris, und ist auch an Broussonnet [ein Mitglied der Nationalversammlung] adressiert von Smith aus London. Denn er ist sehr viel gereist. Ich wünschte ihn wohl noch in Paris zu sehen.

Den andern Vormittag eine Stunde bei Stuve zum Frühstück. Stuve war herzlicher gegen mich als das vorigemal in Braunschweig.

Dann bis nach zwölf Uhr zu Hause. Ich schrieb an meinem Journal. Ich fühlte dabei, was ich so oft fühle, wenn ich mit Interesse schreibe oder rede. Solange das Feuer dauert, bin ich entzückt über meine Geburt; steht sie nun vollendet da, so scheint sie mir leeres Geschwätz und ewig fällt mir ein: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Überhaupt stell' ich mich mir selbst unter keinem Bilde so oft vor als unter dem Bilde einer tönenden Schelle.

Den Mittag bei Dohms mit Lomm, Jacobi und dem Kammerherrn Byern und seiner Frau, die nach Paris und London gehen.

Byern, ein zurückstoßendes Gesicht, leer an Geist, ausgemergelt an Körper, heuchlerisch, mit verstellter Bescheidenheit und durchblickendem Stolz. In Gesellschaft ist er höchst unbedeutend, sein Äußeres ohne alle Welt. Er ist der Vater der Monteton und eben der, der einmal einer Schrift gegen den vorigen König oder die Regierung wegen saß.

Seine Frau, sehr jung, eher hübsch als häßlich, aber in ihrem Gesicht, besonders wenn sie lachte, ein starker Ausdruck von Geistesleere, den man nicht vergaß, wenn sie sprach. Übrigens nicht ohne Anspruch und Eitelkeit, nur schade, daß sie, vorzüglich in Vaels, über Clermonts vernachlässigt wurde.

Den Nachmittag alle in Vaels. Ich war anfangs sehr übel gestimmt, amüsierte mich aber hernach sehr gut mit Fritz und Lomm. Fritz bat mich um ein Journal von meiner Reise; ich versprachs; zwar anfangs nur im Scherz, indessen halt' ichs doch vielleicht. Es ist eine neue Art der Übung.

Ich kenne sie noch so wenig. Und soviel ich jetzt urteilen muß, kann so etwas weder durch tieferes Raisonnement noch feinere Bemerkungen noch hineinverwebte Gefühle Interesse für sie gewinnen. Es muß Witz, leichte, angenehme Erzählung, komischer Stoff und komische Einkleidung sein. Gerade darin hab' ich fast gar keine Übung und überdies auch so gut als keine natürliche Anlage dazu.

Den Abend in Aachen auf der Redoute. Der gewöhnliche Schlag von Menschen und Gesichtern, leere, zornige, boshafte, abgemergelte, wollüstige und so fort. Ein nichtswürdiger Haufe von Menschen. Ich war in einer sonderbaren Stimmung. Ich war nur Wiesel zu Gefallen hingegangen. Ich rettete mich auf ein paar Viertelstunden in ein abgelegenes Zimmer allein. Es gingen so viele Ideen, so viele Gefühle mir durch den Kopf.

In der Nacht schrieb ich meiner Mutter. Ich lebe und bin nur immer in mir, nur aus mir geht immerfort alles heraus. Wenn ich gestimmt bin, offen und herzlich zu sein, so bin ich es gegen jeden ohne Ausnahme, ich mag ihn lieben und schätzen oder nicht. So gings mir wieder in diesem Briefe. Oft schadet mir das.

Den darauf folgenden Morgen fuhren wir fort. Jacobi, Stuve, Dohm und Küster begleiteten uns: bis Bel Oeil [drei Stunden an der Straße nach Verviers].

Den Mittag in Bel Oeil kam das Gespräch auf meine Veranlassung auf Materien des Staatsrechts. Dohm behauptete, der Zweck des Staats müßte allein Sicherheit sein. Ich machte die gewöhnlichen Einwürfe: die Einschränkung sei unnütz, weil man die Freiheit auf andre Weise schützen könne, schädlich, weil zu besorgen sei, daß sie selbst der Freiheit schade, und weil sie auf einen zu eingeschränkten Gesichtspunkt führe. Das, was der Staat immer vor Augen haben, nie aus dem Gesicht verlieren müsse, sei das Wohl des Bürgers als Menschen. Dies Wohl aber sei in dieser Rücksicht das, was jeder einzelne dafür halte, folglich die uneingeschränkteste Freiheit. Wahl des Zwecks und der Mittel müsse also immer bei jedem einzelnen stehen, der Staat müsse nur die Anwendung der Mittel möglich und noch mehr leicht machen, dies aber schlechterdings auf jede Weise, nicht bloß durch Verschaffung von Sicherheit, sondern auch durch andre Veranstaltungen und Einrichtungen. Allein ich sah bald, daß ich Dohm anfangs nicht ganz verstanden hatte, daß seine Ideen gar nicht gewöhnlich, vielmehr ganz neu und vortrefflich, wenigstens höchst interessant waren. Seine Hauptidee war: alle Mittel, welche die Menschen zu Erreichung ihres physischen, intellektuellen und moralischen Wohls anwenden, gedeihen besser ohne als mit Zumischung des Staats; so Ackerbau, Fabriken, Handel, Aufklärung, Sittlichkeit. Um dies recht einzuprägen, machte er bloß Sicherheit zum Zweck des Staats. Also war auch bei ihm wie bei

mir die höchste Rücksicht immer Wohl des Menschen, in dieser Beziehung ungestörte Freiheit aller Handlungen. Nur weil jene Idee ihm so wichtig war, vergaß er manchmal im Gespräch diese gehörig anzudeuten. Daher, daß ich ihn nicht gleich verstand. Er sagte mir, wenn er nur Zeit hätte, so wollte er hierüber schreiben, erst historisch untersuchen, was wohl die Menschen in den verschiedenen Zeitaltern bei Gründung der Staaten beabsichtet hätten, und dann daran knüpfen, was sie vernünftigerweise beabsichten sollten. Dohm, Stuve und ich stritten lebhaft. Die übrigen nahmen keinen Teil daran. Wiesel schien mir aufmerksam. Dohm entwickelte seine Ideen vortrefflich, gab aber, was den meisten beim Streiten fehlt, nicht genug acht, warum ich ihn nicht verstand. Stuve sprach auf seine Art in komischen, aber treffenden Gleichnissen bald für diese, bald für jene Meinung. Doch war er im ganzen auf Dohms Seite. Nebenher wurde in diesem Gespräch noch manche kleinere Materie abgehandelt. Ob Könige das Begnadigungsrecht haben müssen? Das Resultat: wenn überhaupt Begnadigungsrecht sein muß, wie es wohl scheint, da bei aller Vollständigkeit und Bestimmtheit der Gesetze doch Fälle kommen können, auf die das Gesetz nicht paßt, so muß es in den Händen der gesetzgebenden Gewalt sein. Dohm gab mir recht, daß hiernach bei uns die Gesetzkommission, nicht der König sollte begnadigen können. Ich brauchte dies als Beweis, daß das Begnadigungsrecht sich aus der Idee eines Eigentums des Königs über die Person der Bürger herschreibe. Aber in England begnadigt der König ja auch? Über Garves Abhandlung über die Verbindung der Moral und der Politik und über seine ganze Manier, die Dinge so unmittelbar praktisch machen zu wollen, hatte Dohm eben die Ideen, die wir so oft miteinander durchsprachen. Stuve erzählte, daß er im Kopf hätte, einen Aufsatz zu schreiben, daß ein durch Gesetze gebundener König weit glücklicher sei als ein uneingeschränkter. Endlich eine Anekdote, ein Gespräch zwischen dem Herzog Friedrich von Braunschweig und Teller. Der Herzog: ‚Wenn ein Fürst despotisch regiert, kann dann das Volk sich ihm mit Gewalt widersetzen?‘ Teller (mit einer Verbeugung): ‚Wenn es kann, Ew. Durchlaucht . . .‘

Campe nahm sich während unsres ganzen Aufenthalts in Aachen recht gut; wenigstens sagte und tat er nichts, was mir auffiel. Dohm beschäftigte sich sehr viel mit ihm, wodurch ich fast ganz gehindert wurde, Dohm zu genießen. Einmal fiel bei Tische das Gespräch auf Moritz. Dohm sprach sehr stark gegen ihn. ‚Nur eins,‘ sagte er zu Campe, ‚hab' ich an Ihrem Betragen nicht gebilligt. Sie hätten sich nicht so darüber ärgern sollen, das war die Sache nicht wert.‘ Campe antwortete nichts, aber man sah es seinem Gesicht an, wie entsetzlich es ihn verdroß. Gleich darauf sagte Jacobi etwas, das notwendig Lachen erregen mußte und wirklich auch

bei allen erregte. Nur Campe brachte erst nach einer halben Minute ein erzwungenes Lächeln hervor. Dies erst nicht lachen und dann gezwungen lachen war mir sehr charakteristisch. Ich begreife aber auch nicht, wie Dohm die Worte sagen konnte, da in Campens ganzer Schrift so ein ängstliches Bestreben herrscht, seine Bewegung über Moritzens Schritt für Mitleid für Moritz und nicht für Verdruß über die erhaltene Beleidigung zu erklären.

Wiesel war die ganze Zeit über sehr still, auch wenn wir bloß mit Clermonts und Lomm sprachen. Allein wenn er sprach, sprach er recht gut. Er ist erstaunlich anspruchlos. An Ordnung scheint er gar nicht gewöhnt zu sein. Das seh' ich aus der Art, wie er mit seinen Sachen und allem, was die Reise betrifft, umgeht. Für tätig und arbeitsam halt' ich ihn auch nicht. Über seine Kenntnisse mag ich noch nicht urteilen. Wenn von Lateinisch die Rede war, wenn ich, wie es ein paarmal geschah, mit Campe lateinisch sprach, war er mausestill. Ein paarmal machte er auch grobe Fehler. In der Geographie ist er sehr unwissend. Er verwechselte Jülich mit Lüttich, wußte nicht, wem Düsseldorf gehörte. Die Kritik der reinen Vernunft hat er ganz mit Trapp gelesen. Doch scheint es ihm an tätigem Interesse für alle diese Dinge zu fehlen. Im ganzen gefällt er mir doch sehr gut. Seine Liebe gegen Trapp, seine Anspruchlosigkeit, sein stilles Wesen – ich glaube, es steckt mehr in ihm. Zu mir hat er Zuneigung ... Campen kennt er recht gut.

Nun endlich von mir. Aber was von mir als Wiederholungen? Ich gerate so oft in Wärme. Dann bin ich ganz und bloß in mir, aber dann ist alles, alles in mir und ich und alles außer mir eins, dann seh' ich so im engsten Zusammenhange alle meine Vollkommenheiten und Schwachheiten, dann fühl' ich, daß ich doch gut, aufopfernd, edel bin, und fühle nur das allein, dann scheinen alle Menschen mir gut, dann werf' ich mich an alle mit so kindlicher Liebe, mit der Empfindung, als möcht' ich jedem sagen: „Ich bin nichts in jeder Rücksicht, das weiß ich, aber ich bin gut, du kannst mir vertrauen und du wirst dich nicht täuschen"; dann werd' ich offen, rede von mir, kenne keinen Rückhalt mehr; bald verliert sich der Taumel, es fällt wie ein Vorhang von meinen Augen und ich scheine mir nun so eitel, so schwach, so klein. An diesem Steigen und Fallen in meinem Selbstgefühl leid' ich ewig. So auch bei Dohms. Aber da kam noch mehr hinzu. Ich bin sehr lange nicht mit einem Manne wie Dohm umgegangen. Er erinnerte mich an meine Kenntnisse (und da gibts Augenblicke, wo ich wirklich selbst weit unter der Wahrheit unwissend zu sein glaube), an meine Geisteskraft (und da kommts mir oft, als wärs nur Klingklang von Worten, chimärisches Raisonnement), an meine Brauchbarkeit zu Geschäften (und da schein' ich mir wohl arbeitsam, aber klein-

lich, ängstlich, langsam). Nun noch sie, die Dohm. Eine augenblickliche Miene ihres Gesichts, ihre Naivetät, daß ich sie immer mit Jetten [Henriette Herz] zusammen sah zu der Zeit, als alle meine Ideen und Empfindungen allein auf Jetten zurückkamen — alles das rief das so lange, so heftig, so innig geliebte, nie vergessene Weib, die Ursache monatelangen Kummers, einer leidenden Gesundheit bei mir, in meiner Seele zurück. Es war, als blickt' ich in eine unübersehbare Reihe von Empfindungen zurück; einen ganzen Nachmittag machte es mich unfähig, mit irgendeinem Menschen auch nur ein Wort zu sprechen. In ähnlicher Stimmung bin ich nun so oft. Es gibt Augenblicke, wo alles auf einmal auf mich losstürmt, diese Ideen, dann Lina, Karoline [von Beulwitz], Therese, Karl [Laroche], Brendel [Veit], Sie [Stieglitz], alle Szenen der Vergangenheit — da ists mir, als könnt' ichs nicht ertragen, als müßt' ich Luft schöpfen."

26. 27. Juli. Spaa. „Sobald man aus dem Aachener Gebiet ins Limburgische kommt, gewinnt die Gegend eine völlig verschiedene Gestalt. Alles ist ein lebhaftes Bild von Bevölkerung und Wohlstand. Aber der einzige Nahrungszweig ist Viehzucht, Ackerbau sieht man so gut als gar nicht. Die Chaussee, auf der wir fuhren, liegt hoch und man übersieht von ihr zu beiden Seiten das Tal. Dieses Tal gewährt einen der reizendsten Anblicke, deren ich mich erinnere. Außer den Dörfern, Flecken und Städten sind überall, auf der ganzen Fläche herum, eine Menge von einzelnen Häusern verstreut. Das Eigentum jedes einzelnen Bewohners ist von den Nachbarn durch lebendige Hecken getrennt, so daß man nichts als kleine mit Hecken eingefaßte Wiesen erblickt. Sehr schön macht sich nun das mannigfaltige Grün und dazwischen die weißen oder roten Häuser mit den blauen Schieferdächern. Nur Wasser fehlt zur Schönheit der Aussicht. Überhaupt hat der Anblick gar nicht das Große, Erhabene, Eingreifende, das die Rhein- und Schweizergegenden so vorzüglich auszeichnet, aber er ist angenehm wegen der abwechselnden Mannigfaltigkeit der Gegenstände, reizend wegen der großen Kultur, Reinlichkeit, Eleganz, die man herrschen sieht. Vorzüglich gefiel mir in dieser Hinsicht die Baronie Libot. Etwas Sonderbares, das mir in der ersten Hälfte des Weges auffiel, war eine mannshohe steinerne Säule auf einem Postament, zu dem ein paar Stufen führten, und oben mit einer Urne geziert. Ich hielt es von fern für irgendein Monument, bis ich zu meinem größten Erstaunen entdeckte, daß es ein Halseisen war.

Verviers hat eine schöne, herrliche Lage. Vorzüglich reizend erscheint die Stadt von dem Berge, der nach Spaa zu liegt. Am Fuße sieht man die ziemlich große Stadt, in der die farbigen Häuser und blauen Dächer einen närrischen Anblick geben, weiter hin das Tal, wie ich vorhin es beschrieb, und ganz in der Ferne dichtbewachsene Berge. Verviers ist groß,

sehr gut gebaut und schön gepflastert. Es war gerade Sonntag und es war ein überaus angenehmer Anblick, die breiten, schönen Straßen von einer für die Größe der Stadt unglaublichen Menge Menschen wimmeln zu sehen. Die Bevölkerung des Orts muß sehr groß sein. Auch sind die Häuser, so breit auch die Straßen sind, sehr eng zusammengebaut. Eine Art, zwei Häuser miteinander zu vereinigen, sah ich da, die ich sonst noch nie bemerkte. Man baut sie so, daß das eine zum Beispiel sechs Fenster vorn und zwei hinten, das andere zwei vorn und sechs hinten heraus hat.

Hinter Verviers wird die Gegend bergichter. Bei Theux ist sie unbeschreiblich schön. Das Städtchen selbst ist klein, alt und schwarz, aber gleich dahinter ein herrlicher Anblick. Auf der einen Seite des Weges ein klarer, schöner Bach, hinter ihm ein hoher, wildbewachsener Fels, zwischen dieser Bergkette und dem Bach in ein enges Tal hinein ein rundum mit schönen Bäumen bepflanztes Dorf, oben auf dem Gipfel des Felsens ein altes, halb zerfallenes Schloß, wo jetzt Gefangene sitzen; auf der andern Seite des Weges weniger und niedrigere, aber schroffere und nacktere Felsen. Je näher man an Spaa kommt, desto schöner und romantischer wird die Gegend. Der Weg geht durch ein Tal hin, das von einem Bache durchflossen wird, sich zwischen zwei Bergreihen hinschlängelt, so daß man sich manchmal ganz eingeschlossen glaubt, und immer enger und enger wird. Die Gegend hat eine außerordentlich große Ähnlichkeit mit der kurz vor Münden, die Chaussee geht ebenso am Fuß des einen Bergs, es ist ebenso gut ein Tal, ein Bach und eine Felsreihe da, die den Horizont schließt. Nur ist bei Münden das Tal enger, wenigstens weniger übersehbar, die Berge schöner bewachsen, der Berg, an dem die Chaussee hingeht, höher. Dicht vor Spaa öffnet sich die Gegend von dieser Seite, aber auf der andern läuft die Bergkette fort und das Wilde, Romantische dieser Berge gegen den schönen regelmäßigen Wuchs der am Fuß gepflanzten Pappeln und der lachenden Wiesen kontrastiert sehr schön.

In Spaa selbst hinein führt eine breite, schöne Pappelallee. Die Stadt ist nicht groß, allein schön gebaut und gewährt einen reizenden Anblick. Alles ist voll von Menschen aller Art. Höchst lächerlich war es mir zu sehen, daß um unsern Wagen, dessen Äußeres unsere Schätze wahrlich nicht verriet, sich im Augenblick wenigstens zwanzig Menschen drängten, Lohnbediente, Friseurs, Wäscherinnen, Stubenvermieter und so fort. Alle boten ihre Dienste an und ließen sich nicht abweisen, sondern liefen, wie schnell wir auch fuhren, dem Wagen nach und bestürmten uns hernach noch im Hause.

Der Weg von Aachen bis Spaa, sobald man nur die limburgische Grenze betritt, ist vortrefflich. Ein sehr schönes pavé, worauf selbst das

Auge an den ordentlich und regelmäßig gelegten viereckten Steinen Vergnügen findet. An beiden Seiten sind Hecken, die aber oft die Aussicht verderben.

Des morgens von sechs bis neun oder zehn Uhr reitet alles in Spaa auf kleinen, sehr bequemen Pferdchen nach den Quellen, die vor der Stadt liegen. Wir besuchten die Sauveniere und Groesbeck, die dicht beieinander liegen, die Geronstere, den Tonnelet, wo zwei Quellen, eine stärker als die andre, sind. Noch ist der Watro und andere mehr, die aber nicht mehr häufig besucht werden. Bei den Quellen selbst ist es sehr angenehm. Überall herrliche Gegenden, bei den Wassern eine Menge von Menschen beiderlei Geschlechts zu Pferde und zu Wagen. Überhaupt ist es schön in Spaa, daß man sich so zerstreuen kann, nicht wie in Pyrmont sich in eine Allee zusammendrängen muß. Bei der Sauveniere bemerkt' ich einen Altar von Holz, oben mit Feldsteinen belegt, mit folgender Inschrift: . . ."

An dieser Stelle sind zwei Blätter der Handschrift in Verlust geraten, die weitere Nachrichten über Spaa und den Beginn der Bemerkungen über Lüttich enthalten haben müssen. Diese Lücke kann leider nur durch folgendes kleine Bruchstück ausgefüllt werden, das sich aus den Aufzeichnungen über Lüttich noch erhalten hat: „Die große Brücke über die Maas ist kein schönes, prächtiges, aber der Höhe und Stärke der Bogen wegen großes Werk. Man hat von ihr, wie überhaupt von den Ufern der Maas, eine sehr schöne Aussicht. Auf der Maas selbst sah ich bloß kleine Schiffe und man sagte mir auch, daß nur selten große hinkommen. Doch scheint der Strom groß und tief genug. Der Dom ein altes gotisches und auch in diesem Geschmack nicht vorzüglich schönes Gebäude. Gegenüber das Schloß des Fürsten, groß, aber sonst mittelmäßig. Wenn Vornehme sterben, scheint es hier Gebrauch zu sein, ein Schild herauszuhängen. Ich sah ein großes schwarzes Schild mit einem Wappen und der Unterschrift: ‚Obiit der und der'. Man sagte mir, es bleibe ein Jahr hängen. Im ganzen hat die Stadt ein schlechtes, räucheriges Ansehen, wozu auch der viele Steinkohlendampf beitragen soll, und bei den Einwohnern schien viel Armut zu herrschen. Auch begegnete mir eine Menge von Bettlern. Ein vorzüglicher Nahrungszweig für das weibliche Geschlecht ist wohl Kantenknüppelei. Um von der bekannten Grobheit und Roheit des Lütticher Pöbels Proben zu sehen, war ich zu kurze Zeit in der Stadt. Die Zitadelle liegt sehr hoch. Die Aussicht ist nach allen Seiten zu vortrefflich. Die reichste Abtei nah bei Lüttich ist St. Laurent, von der auch eine Vorstadt den Namen hat. Die Truppen des Bischofs sind, die Invaliden mitgerechnet, außer seiner Garde achthundert Mann stark. — Von Lüttich bis Brüssel. Auf der Diligence. Ein großer, ganz bedeckter Wagen mit kleinen gepolsterten Sitzen. Wir waren neun Personen darin, folg-

lich so eng zusammengepreßt, so heiß und so aller Aussicht beraubt, daß wir uns fest vornahmen, nie wieder eine Diligence zu besteigen. Dabei war noch die Gesellschaft sehr schlecht."

Es tritt nun wieder eine der früher besprochenen Pausen in der Berichterstattung ein: von dem Aufenthalt in Brüssel und der Fahrt von dort nach Paris sind nur ein paar Blätter mit lakonischer Aufzählung des Gesehenen vorhanden, aus denen jedoch keine zusammenhängende Erzählung gestaltet ist, und mit Ausschluß aller Reflexionen. Offenbar waren die ersten Bilder eines in Revolutionszustand befindlichen Landes zu lebhaft und zu eindringlich und die Zeit bei Campes Eile, nach Paris zu kommen, zu kurz, um ausführlichere Niederschriften zu gestatten. Um so mehr muß hier auf eine sachliche Ergänzung hingewiesen werden, die unserm Tagebuche glücklicherweise von andrer Seite zufließt.

Auch der immer sehr schreibselige Campe hat briefliche Berichte über diese Reise hinterlassen und zwar in zwei verschiedenen, von ihm noch selbst der Öffentlichkeit übergebenen Büchern. Den Professoren Trapp und Stuve, seinen pädagogischen Freunden und Helfern in Braunschweig, gab er von Paris aus eingehende Berichte, durchsetzt von langen theoretischen Erörterungen, über die politischen Stimmungen und Ereignisse in der revolutionierten Hauptstadt, die schon 1790, wie oben erwähnt, unter dem Titel „Briefe aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben" erschienen, ein Buch, das uns noch im folgenden Abschnitt dieser Tagebuchauszüge mehrfach nahe treten wird. Daneben aber schrieb er auch eigentliche erzählende Reiseberichte, indem er die menschlichen Erlebnisse der denkwürdigen Fahrt in Briefen an seine daheimgebliebene Tochter Lotte niederlegte. Wie manche halbe Nacht mag der zärtliche Vater bei der mangelhaften Gasthofsbeleuchtung noch durchgeschrieben haben, wenn er, ermüdet von stundenlangem Umherlaufen, Sehen und Sprechen, abends spät heimgekommen war! Trotzdem mußte noch manchmal ein ganzer Tag geopfert und schreibend im Zimmer verbracht werden, um mit den rückständigen Briefberichten aufs Laufende zu kommen. Im Jahre 1805 hat Campe dann auch diese Briefe oder genauer einen Teil derselben in der von ihm bearbeiteten „Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen" dem Druck übergeben. Das Buch beginnt mit der Abreise aus Braunschweig am 17. Juli und schließt mit Aufzeichnungen aus Paris vom 12. August. In einem vertrauten Briefe spottet Humboldt über Campes fruchtbares Genie, das es fertig bringe, aus seinem endlosen Straßen- und Kirchenbesehen eine Reisebeschreibung zu machen, und bat Campe direkt, für seine Person wegen des von ihm übertretenen königlichen Verbots der Reisen ins Ausland ohne besondere Erlaubnis nicht namentlich in dem Buche genannt zu werden, eine Bitte, der Campe natürlich auch dann entsprochen hätte,

wenn er seine Briefe wie die von Trapp und Stuve unmittelbar hätte drucken lassen: so erscheint er nur als „Herr von H." in Campes Buch. In dem meisten, was Gesinnung, Urteil, Geschmack angeht, charakterisieren diese Briefe natürlich nur Campe selbst als den schwärmerischen, gesinnungstüchtigen, in seinen rationalistischen Nützlichkeitsidealen lebenden Mann, als den wir ihn auch sonst kennen; wichtiger sind sie uns als Ergänzung der bei Humboldt sich findenden Lücken oder Unvollständigkeiten der Berichterstattung. Für den Verkehr der drei Wagengenossen untereinander ist etwa eine Stelle wie diese bezeichnend: „Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andre Reisende die Lippen hangen zu lassen und zu griesgramen pflegen. Wohin wir kommen, da teilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsre Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein und alles lacht mit uns." Für den Geist der Briefe genügen ein paar charakteristische Beispiele: in Paderborn philosophiert Campe ausführlich über den plumpen katholischen Zwangsglauben der Einwohner, ihre kaum für deutsch zu haltende Sprache und die Knochen des heiligen Liborius, die der Legende nach aus der Vermischung mit unheiligen Gebeinen von einem weißen Pfau restlos herausgekratzt wurden; beim Besuch der großen Samt- und Seidenwerke der Familie von der Leyen in Krefeld teilt er eine hübsche Anekdote vom Aufenthalt Friedrichs des Großen in der Fabrik mit, dem die Geheimnisse der Damastweberei trotz der eingehenden Erklärung des Werkmeisters nicht aufgehen wollten; sehr ergötzlich ist seine Schilderung der Spielsäle von Spaa und der Typen der dortigen Kurgäste; die heringsmäßige Verpackung der Reisenden in der Diligence von Lüttich nach Brüssel schildert er sehr drastisch, findet es aber „ganz billig, daß wir, indem wir nach Ländern reisten, wo man dem Drucke, worunter man bisher geseufzt hat, sich zu entwinden sucht, doch auch erst einen kleinen Vorschmack von dem Zustande bedrückter Menschen hätten; wer mit den Fröhlichen sich freuen will, der muß erst mit den Leidenden gelitten haben."

Der Weg von Lüttich nach Brüssel ging über Tirlemont und Loewen durch die damals österreichischen Niederlande. Diese unter dem Zepter der Habsburger stehende Provinz hatte seit der Beendigung des österreichischen Erbfolgekriegs unter der langen und wohltätigen, bis 1780 dauernden Regierung des Statthalters Karl von Lothringen einen ungemeinen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Unter Kaiser Josef II., seinem Nachfolger, war zwar ein politischer Fortschritt erreicht worden durch die Aufhebung des Barrierentraktats, der den Holländern das Besatzungsrecht in den wichtigsten Grenzfestungen eingeräumt hatte, aber die mit Waffengewalt versuchte

Öffnung der Scheldesperre andrerseits mißlungen. Besonders aber seit 1786 rief der radikale, sowohl die religiösen Empfindungen der Bevölkerung wie die einzelprovinziellen Rechte und Privilegien verletzende Reformeifer des Kaisers im ganzen Lande Unruhen hervor, die durch eine Empörung der Studenten der entrechteten Universität Loewen eingeleitet wurden. Der 1789 in größerem Umfange ausgebrochene Aufstand, in dem die Belgier unter der Führung des tapferen van der Mersch den Österreichern mehrere Niederlagen beibrachten, führte dann am 11. Januar 1790 zur Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten belgischen Staaten. In Tirlemont und Loewen war nun gerade, als unsre Reisenden Lüttich verlassen wollten, der Aufruhr gegen die kaiserliche Regierung ausgebrochen, was sie aber von der Fortsetzung ihrer Reise auf dem einmal bestimmten Wege nicht abzuschrecken vermochte, ja im Gegenteil anspornend auf sie wirkte. Campe zeigte die größte Eile, endlich mit eigenen Augen die dem Druck des Despotismus sich entwindenden Völker zu schauen, und so traten ihnen denn in Tirlemont, Loewen und Brüssel die ersten Bilder der Revolution entgegen, und sie konnten zum Beispiel in der Hauptstadt am Abend der Ankunft den Gasthof nicht mehr verlassen, um sich nicht der Gefahr der Verhaftung auszusetzen. Vor den öffentlichen Gebäuden, sogar vor dem Theater waren Kanonen aufgestellt, vor dem schönen Rathaus in Loewen außerdem sogar mehrere Galgen für sofortige Exekutionen. Brüssel mit seiner Fülle von Sehenswürdigkeiten wurde am 30. und 31. Juli eingehend besichtigt: die Hauptkirche zu St. Gudula mit Rubens' berühmter Überreichung der Himmelsschlüssel von Christus an Petrus und jener wunderlichen Gemäldereihe, die eine Entweihung der Hostie durch eine Gesellschaft Juden und deren göttliche Bestrafung im Jahre 1270 darstellt und die Campe in seinem Buche mit derben rationalistischen Glossen bespricht, sowie der merkwürdigen Kanzel, der Park, der Königsplatz mit dem Erzstandbild Karls von Lothringen, das Stadthaus, dessen hoher, stark unsymmetrisch links stehender Turm einen heiligen Michael aus vergoldetem Kupfer trug, der sich im Winde drehte, die Zunfthäuser, deren eines ein vergoldetes Reiterstandbild Karls von Lothringen am Giebel zeigt, der große und kleine Kornmarkt, der Kanal usw. Auch dem eine halbe Stunde vor der Stadt am Kanal von Mecheln gelegenen Schlosse Schooneberg bei Laeken, dem Lieblingsaufenthalt des Gouverneurs Albert von Sachsen-Teschen und seiner Gemahlin, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, wurde ein Besuch abgestattet. Eine wahre Landplage war die unverschämte Bettelei: „Es ist übrigens im eigentlichsten Verstande wahr," sagt Campe, „wenn ich dir versichere, daß die Gassenbettler einen hier bei Dutzenden anfallen;" von seinen beiden „leichtfertigen Gefährten" berichtet er dann: „Sie gaben ihnen nichts, aber sie machten sie durch die artigen Sachen

die sie ihnen sagten, so aufgeräumt und froh, daß sie in lautes Lachen ausbrachen und zufrieden mit uns waren, als wenn wir ihnen das größte Geschenk gemacht hätten." Das Aussehen der Brabanter Truppen erinnert Campe an das der Potsdamer Königlichen Garde. Auch des berühmten Wahrzeichens der Stadt Brüssel, des Manneken-Piß, jenes allernaivsten Wasserspeiers nach Duquesnoy, gedenken Humboldts lakonische Notizen.

Am 31. Juli verließen die Reisenden Brüssel und gelangten noch bis Mons, am 1. August fuhr man von dort über Valenciennes und Cambrai nach Peronne. In Valenciennes, der ersten größeren französischen Stadt, wurden ihnen während der Fahrt vom Tore nach dem Stadthause von der Hand einer jungen Putzmacherin auf offener Straße die blauweißroten Kokarden, die Zeichen der neuen französischen Freiheit, angeheftet. Als man auf dem Markte ankam, waren eben zwei Bauern, die sich gegen die bewaffnete nationale Bürgerwehr widersetzt hatten, gehängt worden und ein barmherziger Bruder sammelte Almosen für ihre Seelenruhe. Galgen mit Frischgehängten waren auch später mehrfach an den Rändern der Fahrwege zu sehen. Am 2. August kamen die Reisenden von Peronne bis nach Senlis, wo sie Kaninchen aus den durch die Flucht des Besitzers herrenlos gewordenen Forsten des Prinzen Condé als Leckerbissen vorgesetzt erhielten, und langten am Nachmittag des 3. in Paris an, wo sie am linken Ufer der Seine im Hotel de Moscovie in der Straße der kleinen Augustiner, der heutigen Rue Bonaparte, abstiegen. Das so heiß ersehnte Ziel war nach wenig mehr als vierzehntägiger Fahrt glücklich erreicht.

Deutsche Malerei
von Karl Scheffler

Die Bedeutung der Gegenstände mißt man, indem man Abstand nimmt. Erst aus der Distanz erkennt man die absolute Größe auch der geistigen Erscheinungen.

Tritt man in dieser Weise vor der historischen Größe zurück, die deutsche Musik heißt, so wächst sie als Masse und mit ihren Gipfeln um so mächtiger empor, je weiter man sich entfernt; noch von den fernsten Standpunkten gesehen, wo alles einzelne sich der Menschheitsgeschichte einordnet, erscheint sie wie ein Urgebirge.

Anders ist es, wenn man vor der deutschen Malerei in dieser Weise prüfend zurücktritt. Zuerst sinken dann die Kunsthöhen der Gegenwart zusammen. Was in der Nähe fast bergartig erschien, liegt im bewegten Vorgelände nur noch hügelhoch da; über Erscheinungen, die sonst das ganze Interesse zu sich hinzogen, blickt man unberührt fast hinweg. Dahinter ebnen sich die Erscheinungen des letzten Jahrhunderts so ein, daß nur noch ein Niveau mit wenigen eigenartig profilierten Erhöhungen bleibt. Dann dehnen sich, weiter dem Horizonte zu, zwei Jahrhunderte deutscher Malerei nur wie eine neblige Ebene, worauf das Auge etwas Besonderes überhaupt nicht mehr wahrnimmt. Erst aus dem Zeitalter der Renaissance grüßen Berggipfel herüber, die den Weg der Kunst groß und monumental markieren. Sie leiten den Blick nach rückwärts, hinauf zu dem mächtigen Gebirgszug der Gotik, zu jener Alpenwelt, in der namenlos die großen Ahnen der Kunst einst gelebt haben, bevor die Enkel in die weiten Tiefebenen der neuen Zeit herabgestiegen sind. Das alles liegt aber so fern, bleibt so allgemein, daß man billig zweifelt, ob es noch in den Kreis einer nationalen Betrachtung hineingehört, ob wir an dem geheimnisvollen Leben dieser alten Heimat der nordischen Kunst noch anknüpfen können und dürfen.

Das Resultat einer solchen Betrachtung aus weiter Distanz ist die Einsicht, daß niemals seit jenen weit zurückliegenden Tagen die Schicksale der Malerei von deutschen Künstlern entscheidend beeinflußt worden sind. Das Licht der neueren deutschen Malerei hat nie als Sonne geleuchtet, sondern nur als Mond, als Reflexlicht. Was immer in den letzten Jahrhunderten bei uns entstanden ist, war eine Kunst aus zweiter Hand, abhängig von der Kunst Italiens oder Hollands, abhängig vom klassischen Griechenland oder vom modernen Frankreich. Diese Kunst hat durch alle Jahrhunderte hindurch sich selbst gesucht und sich nie ganz gefunden, hat viele, ja alle von anderen gebahnten Wege beschritten, ist aber keinen Weg konsequent bis ans Ende gegangen.

Das Bekenntnis zu dieser Tatsache ist die Voraussetzung jeder Verständigung. Es ist eine harte und schmerzliche Wahrheit. Aber dieses ist eine Zeit harter und schmerzlicher Wahrheiten. Das neue nationale Leben, das jetzt beginnt, fordert sie.

Bezeichnender als alles andere ist der Umstand, daß die deutschen Maler zum Schutzheiligen ihrer Zunft Albrecht Dürer ernannt haben.

Dürer, der erste große Vertreter der endgültig von der Baukunst, von der Gesamtkultur gelösten und auf sich selbst gestellten Malerei in Deutschland, war auch der erste und der bedeutendste unter den deutschen Dualisten. Er stand, ewig hin- und hergezogen, da zwischen den Welten der abklingenden Gotik und der heraufsteigenden Renaissance. Er stand da zwischen dem Gotiker Grünewald und dem Renaissancemenschen Holbein, das heißt zwischen Mystik und rationalistischer Klarheit, zwischen einem Genie der Empfindung und einem Genie des Verstandes, zwischen der intuitiven Gestaltung der inneren Menschennatur und der exakten Gestaltung der äußeren Erscheinungswelt. In Dürers Kunst ist beides hart nebeneinander: das Gefühl mit all seiner abstrakten Romantik und die Anschauung mit all ihrem konkreten Realismus. Das hat diese Kunst zwiespältig gemacht. Eben diese Zwiespältigkeit aber wird bei uns aufs höchste verehrt, sie wird Universalismus genannt und gilt als vorbildlich.

Dürer ist kein reiner Typus. Seine Kunst enthält Elemente, die sich nie vermischen können, trotzdem sie von diesem Zauberer bis zum Schein des Organischen oft vermischt worden sind; seine Kunst ist nur subjektiv einheitlich, nicht objektiv. Darum ist von ihr eine groß dahinfließende Tradition nie ausgegangen, obwohl viele einzelne Künstler für sich mit Nutzen aus diesem Quell geschöpft haben. Dürers Kunst krankt daran, daß sie alles zugleich will. Ihrer Abstammung nach ist sie auf das ausdrucksvoll Häßliche, auf das sinnvoll Groteske eingestellt; ihrer Absicht, ihrer Bildungsabsicht nach will sie aber auch romanisch gefällig, will sie „schön" sein. Von Natur war Dürer ein Zeichner, eine Schwarz-weiß-Natur, er wollte die innere Bedeutung der Dinge linear umschreiben; doch hatte er zugleich den Ehrgeiz des Malers. Neben Meistern des Holzschnitts und des Kupferstichs lebend und selbst ein Großmeister dieser Künste, ein Blutsverwandter der Niederländer, suchte er – als erster mit programmatischem Nachdruck – Italien und die Malerei Venedigs auf. Gotisch herb in seinem Strich, ja, bei aller angeborenen Gefälligkeit, oft barsch und japanisch grotesk als Zeichner, ein geborener Darsteller des Charakteristischen, strebte er im Verlaufe seiner Selbsterziehung zugleich zum Kalligraphischen. In Dürer war eine große ursprüngliche Originalität, aber auch ein unüberwindlicher Konventionalismus, eine mächtig er-

regende Romantik, aber auch ein ganz kühler, fast spitziger Intellektualismus. Neben der Einfachheit und Sachlichkeit ist in seiner Kunst eine unhemmbare Lust am Dekorativen, am Ornamentalen und selbst Schnörkelhaften. Neben dem Lapidaren oder dem Innigen glitzert peinlich oft ein Reichtum theatralischer Art. Welch eine strenge Zeichnergesinnung ist in den berühmten Selbstbildnissen; aber welch unangenehme Eitelkeit drängt sich darin auch hervor! Das Reale jeder Erscheinung zog Dürer mächtig an, doch ließ er sich immer wieder auch zum leer Allegorischen verführen. Seine Kunst ist zugleich rauh und süßlich. Hinter ihr erblicken wir einen selten reichen Instinktmenschen, doch auch einen Konstruktör — ein begnadetes Handwerksgenie, aber auch einen Gedankenkünstler — einen großen Menschen und zugleich einen Originalisten, der die Rarität sucht. Dürer wollte mit allen Sinnen das Anschauliche und mit allen Gedanken das Abstrakte; in ihm war der Monumentaldrang des Deutschen, doch war er auch ein echter deutscher Detaillist. Das Malerische geriet ihm ins Kupferstichartige und der Kupferstich ins Malerische. Und seine ganze freie Kunst lebt immer in einer Atmosphäre von Kunstgewerbe. Darum ist er nicht nur der Schutzheilige der Malerei, sondern ebensosehr des Kunstgewerbes. In fast allen Werken Dürers ist, bei großen Qualitäten, ein seltsamer Mißklang. Das macht der unnatürliche Universaldrang darin. Eben durch diesen Drang hat Dürers Kunst ihre universelle Geltung verloren und ist deutsch im verengerten Sinne geblieben: eine illustrative „Heimatskunst", die zur Eigenbrödelei verführt, während sie vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu schreiten meint.

Alles in allem: Dürer war der erste deutsche Gedankenkünstler. Er wurde es, weil er die temperamentvolle Empfindungskunst Grünewalds und die exakte Anschauungskunst Holbeins, die beide in ihrer Art klassisch sind, vereinen, verschmelzen wollte. Das Instinktive, Intuitive, das Grünewalds Kunst verkörpert, ist mit dem Empirischen, das Holbeins Kunst auf einer höchsten Stufe darstellt, aber nur mittels der Idee zu verbinden. Und das ausführende Organ der Idee ist der Gedanke, in all seiner anspruchsvollen Endlichkeit. —

Diese Analyse der Dürerschen Kunst ist nun, wie gesagt, zugleich eine der ganzen deutschen Malerei. Nur ist in der Folge das, was durch Dürers reiche Persönlichkeit verbunden beieinander lag, in Teilen auseinandergefallen und von kleineren Individualitäten partiell gelebt worden. In Dürer sind schon Züge von Menzel enthalten und von Klinger, Thoma findet man wieder und Cornelius, Schwind, L. Richter und Böcklin, Rethel und Marées, die deutsche Romantik und das deutsche Kunstgewerbe mit seiner spezifischen, eigensinnigen Ornamentik. Wie in Dürers Kunst ist in der deutschen Malerei der Doppeltrieb zum Charakteristischen und

zum Schönen, es ist in ihr derselbe Bildungsdrang, dieselbe Anlage zum Zeichnerischen bei einem ununterdrückbaren Ehrgeiz zum Malerischen; auch sie ist originalitätslüstern und konventionell in einem, auch sie sucht zugleich das Innige und Szenarische, das Sachliche und Dekorative, das Seelische und Kunstgewerbliche; auch sie ist sowohl trocken als übertreibend, Idee und Anschauung gehen in ihr durcheinander, und während sie das Monumentale will, kommt sie vom Detail nicht los. Auch die deutsche Malerei will alles zugleich. Das heißt: sie will nichts mit gesammelter Kraft. Und darum ist sie niemals siegreich im höchsten Sinne gewesen.
Darum ist sie ein für allemal dem Dualismus von Gedankenkunst und Wirklichkeitskunst verfallen. Es hat seit Grünewald und Holbein in Deutschland niemals eine einige nationale Kunst gegeben, etwa wie die holländische im siebenzehnten, wie die französische im achtzehnten Jahrhundert, sondern immer zwei Kunstauffassungen nebeneinander; entweder eine klassizistische Auffassung neben einer romantischen, oder eine romantische neben einer realistischen, oder ein Gegensatz von „Stil" und „Wahrheit" usw. Da nun aber die Kunst etwas Unteilbares ist, so hat keine der beiden Parteien jemals die Kunst ganz besessen.

Die praktische Frage ist, welche der beiden Strömungen — die sich in unendlich vielen Rinnsalen oft zu verlieren scheinen — die mächtigste ist, welche also vor der andern Förderung verdient, von wo eine Erneuerung, eine neue Einheit möglicherweise ausgehen könnte. Dem ersten Überblick will es scheinen, als beherrsche die Gedankenkunst die Nation am meisten. Schon Dürer ist populär geblieben bis heute, um seiner Gedankenkunst willen. Grünewald, der große Stürmische, wird nur von ganz wenigen geliebt; und Holbein, der geniale Exakte, ist immer noch ein Künstler nur für Kenner. Springt die Betrachtung dann über die beiden folgenden, fast leeren Jahrhunderte hinweg, so sieht man die Gedankenkunst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zur unumschränkten Herrschaft gelangen. Und hiermit eben ist schon ihre Eigenart bezeichnet: sie war stets herrschsüchtig, sie wollte die Geister zu sich hinzwingen, wollte gewaltsam überzeugen. Alle Gedankenkunst ist Programmkunst; das heißt, sie maßt sich ein Predigtamt an. Auch die deutsche Gedankenkunst, vertreten zuerst durch die Nazarener, dann durch die Landschafts- und Geschichtsromantiker, endlich durch die Deutsch-Römer und ihre Geistesverwandten, die Heimatskünstler, ist durchaus eine Gesinnungskunst. Ihre Vertreter haben sich von je als Kulturapostel gefühlt und sind demgemäß geachtet worden. Sie galten schlechthin als die deutschen Idealisten. Besonders edel erschien die Reise nach Italien und der Aufenthalt dort, fern von den Wirklichkeiten der Heimat. Das Entscheidende war die romantisch-klassi-

zistische Weltanschauung, der edle Weltgedanke. Darum wirkten diese Künstler unmittelbar schulbildend — nicht mittelbar, wie die wahren Gestalter; sie waren die Kunstschullehrer der Nation. Mit priesterlichen Gebärden trugen sie das Ideal vor sich her und verkündeten inquisitorisch, dieses müsse und solle das deutsche Ideal sein. In ihrer Zunft nahm den ersten Platz nicht so sehr das stärkste Talent ein als vielmehr der in seiner Berufsauffassung Edelmütigste, der Lauteste, der am meisten und höchsten Wollende. Etwas an sich Edles, die Sehnsucht zum schlechthin Vollkommenen, ist den Gedankenkünstlern verderblich geworden. Die Sehnsucht ist in der Kunst ein trügerisches Sprungbrett. Große Kunst geht aus einem groß bemeisterten Handwerk hervor und aus der Selbstbeschränkung eines ganzen Volkes. Nichts hat uns vom Meisterhaften mehr zurückgehalten als die gleichzeitige Anbetung Raffaels, Michelangelos, Velasquez', Rembrandts und der Antike. Dieser Kultus fremder Vorbilder hat zu einer Bildungskunst geführt; und sie hat den Eklektizismus hervorgebracht. Eklektizismus aber ist Unselbständigkeit. Mit wie großer Emphase er auch den „Stil" proklamiert, er ist als Kunstauffassung subaltern. Unter der Herrschaft dieser Kunstauffassung aber hat das ganze neunzehnte Jahrhundert gestanden.

Gegenüber diesem repräsentativen Idealismus verschwand die vom Handwerk, von der Natur ausgehende Wirklichkeitskunst beinahe. Doch ist sie im Laufe der Jahrzehnte mehr und mehr hervorgetreten; denn es hat sich gezeigt, daß in vielen ihrer Werke das ist, was man mit dem Wort Qualität bezeichnet. Zwei Maler wie Menzel und Leibl, um nur die wichtigsten zu nennen, haben nie von ihrem Ideal gesprochen, ja sie haben gar keins im Sinne der Gedankenmaler gehabt. Sie waren ohne deren klassizistische Kulturgesinnung und waren nur bemüht, ihre Sache von Fall zu Fall so gut zu machen wie möglich. Nicht von der Idee gingen sie aus, sondern von der Profession und haben damit Arbeiten geschaffen, die bleibender erscheinen als die anspruchsvollen Werke der Gedankenkünstler. Das hat dann zu einer Revision der Kunstauffassung in Deutschland geführt. Denn wenn ein Werk künstlerisch besser ist als ein anderes, so muß es notwendig auch gehaltvoller, muß es „idealer" sein. Selbst dann, wenn sich seine schmucklose Idealität programmatisch nicht bezeichnen läßt. Es zeigte sich der Fehler im Kunstkalkül der Gedankenmaler, als sie mit ihren anspruchsvollen, von „Monumentalität" und „Gehalt" triefenden Museumsbildern hinter so bescheidenen Werken wie das „Balkonzimmer" oder das „Théâtre Gymnase" Menzels, wie eines der schlichten Bildnisse von Leibl weit zurückblieben; und es zeigte sich den Deutschen eine neue Möglichkeit, die Kunst zu reinigen und den verderblichen Dualismus zu überwinden, als sie einsehen lernten, das Wichtigste in der Kunst sei die

Qualität, nicht das Programm, wichtiger als das große Wollen sei das Können.

Zum erstenmal nach langer Zeit fragte man sich wieder: sollte uns das Holländische nicht doch näher liegen als das Italienische?

Die Frage muß noch intensiver formuliert werden: darf die holländische Kunst überhaupt in einer Betrachtung der deutschen Kunst fehlen? Die politischen Grenzen erscheinen doch zufällig, wo es sich um die Kunst einer Rasse handelt! Die Schöpfer einer neuen europäischen Kunst, die Brüder van Eyck und die größten ihrer Nachfolger waren germanischer, deutscher Abstammung; und die Holländer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gehören als reine Niederdeutsche ebenso zu uns wie die Friesen und Schleswig-Holsteiner. Sie haben sich von uns immer nur durch Nüancen unterschieden. Ihre Sprache, ihre Sitten und Gewohnheiten sind deutsch. Wir können so wenig einen Unterschied machen wie zwischen uns und den Deutsch-Schweizern; auch die sind unseres Bluts. Die Holländer aber haben eine Malkunst hervorgebracht, die in ihrer klassischen Bedeutung vor den Werken keiner der großen Kunstepochen der Geschichte zurücksteht. In dieser Kunst ist — ebenso wie in der alten niederländischen Malerei — niemals nach einem „Stil" gesucht worden; der Stil ist wie von selbst, als Organ des nationalen Willens entstanden. Da es nun zwischen uns und den Holländern nur Grad-, keine Artunterschiede gibt, so muß eine Nüance es bewirkt haben, daß dort die klare Sicherheit des Wollens, die Kraft höchsten Gelingens und instinktive Selbstbeschränkung gewesen sind und bei uns eine dauernde Verwirrung und Zersplitterung der Kräfte. Keiner der klassischen Holländer hat je die großen Worte unserer Gedankenkünstler in den Mund genommen. Es gab dort einen reifen und reichen Wirklichkeitssinn und ein mit eifersüchtiger Strenge gehütetes Handwerk; und beides kam so zusammen, daß Vollkommenes entstand. Da war keine Rede von Dante, Giotto und Lionardo, von der Göttlichkeit Raffaels, der Fürstlichkeit Tizians, dem Gigantentrotz Michelangelos und der alles ausschließenden Vorbildlichkeit der Antike; die Maler malten als Kleinmeister die Alltagsnatur ihrer profanen Umwelt, sie erstrebten eine solide bürgerliche Kunst, gute Malerei, ohne Ekstase und Heldengebärde. Aber aus der bescheidenen Meisterschaft erhoben sich dann bergartig große Persönlichkeiten. Aus dem Zunftmäßigen wuchs ein Franz Hals empor, ein Meister aller Meister, der immer nur „vom Objekt das Gesetz empfing" und der mit dem Springstock der Sachlichkeit, aus demütigster Dienstbarkeit sich hervorarbeitend, sich über die ganze italienische Renaissancemalerei in gewissen Augenblicken emporzuschwingen verstand. Aus dem profanen Realis-

mus heraus entwickelte auf der andern Seite Rembrandt, mit einer der Welt bis dahin unbekannten Intensität, einen neuen Darstellungsstil. In stinkenden Realitäten noch ließ sein national determiniertes Genie das ganze Geheimnis des Lebens sich spiegeln, aus dem Häßlichen leitete er eine neue unkonventionelle Schönheit, aus dem gemein Sinnlichen eine ergreifende Übersinnlichkeit ab. Und so war es in der ganzen holländischen Malerei; aus dem materiell Wirklichen wurde überall ein geistig Wirkliches, das Äußere wurde wie von selbst zum Inneren; denen die an nichts als an das Leben und an die Natur glaubten, bot sich die Romantik von Leben und Natur breit strömend dar. Auch in den Werken der Holländer ist Gott, ist das Ideal; aber nicht so wie die Menschen dogmatisch, tendenzvoll sich das Göttliche denken, sondern so, wie es in den Freuden und Leiden jeder Stunde, wie es in der lebendigen Natur allerorts sich dem naiven Lebensgefühl offenbart. Aus dem Handwerk geht ein neues, geheimnisvolles Kunstleben hervor; oder, wie man auch sagen kann: zu dem meisterhaft geübten Handwerk kommen alle Geheimnisse, alle großen Gefühle, kommt die ganze Welt der Empfindung, ungerufen und bietet sich den Künstlern an — den Vermeer und Ruisdael, Terborch, Hobbema und allen den unsterblichen Großmeistern einer bürgerlichen Kleinkunst. Im Haarlemer Museum verbleicht Veroneses Glanz vor Halsens Doelenstücken; im Mauritshuis gilt Raffaels Griechengebärde weniger neben den innig lieblichen Kostbarkeiten Vermeers; im Reichsmuseum huldigt selbst der große Michelangelo dem Genie Rembrandts.

Warum heißt diese Kunst nicht deutsche Malerei? Was scheidet den Holländer von uns? Ist es das Klima? sind es die politischen Schicksale? ist es der einheitlichere protestantische Geist in Holland gegenüber dem protestantisch-katholischen Dualismus in Deutschland? ist es die glückliche Abgeschlossenheit bei weitem Überseeblick und großem Reichtum? ist es das Venezianisch-Orientalische in Holland, was diese reiche Sonderblüte der Kunst, diese Stilkraft innerhalb einer bürgerlichen Genußkunst erklärt? Wir wissen es nicht. Wir ahnen nur, daß hier, nicht jenseit der Alpen, der Quell unserer lebendigen Traditionen sprudelt.

In den letzten Jahrzehnten schien es auch, als wolle die deutsche Malerei auf diese Traditionen zurückgreifen. Unsere besten Maler sind in einer neuen Weise Schüler der alten Holländer geworden: Menzel und Liebermann, Leibl, Trübner und der Leiblkreis, der junge Thoma, Corinth, Uhde und viele jüngere Talente. Einmal unmittelbar, indem sie sich direkt an die alten Vorbilder wandten; dann aber auch mittelbar. Denn man muß sich darüber klar sein, daß sie Schüler der holländischen Bürgerkunst auch da waren, als sie, auf dem Wege über Paris, Im-

pressionisten wurden. Der Umweg über Frankreich war sogar der kürzere Weg zu den Holländern; denn der Impressionismus ist eine selbständige Renaissance der alten holländischen Malerei. Die Lehrer Millets und der Fontainebleauer, Courbets und Manets, Monets, Pissarros und Sisleys, findet man unter den holländischen Meistern. Der Engländer Constable war nur ein Mittler zwischen Holland und Frankreich. Franz Hals und Vermeer, Hobbema, Ruisdael und auch der vielfältige Rembrandt sind im Impressionismus hundertfältig wiedergeboren worden. In den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hat keiner der großen Franzosen mehr nach Italien geblickt und das klassizistische Ideal gesucht. Nicht der antikische Schönheitskanon herrscht im Impressionismus, sondern der Wille zum charakteristisch Ausdrucksvollen; es wird nicht das Typische lose mit dem Individuellen verknüpft, sondern das Individuelle bis zum Typischen heraufgetrieben. Das Grundgefühl ist ein neues großes Erstaunen über Welt und Leben; und daraus fließt ein neues, unkonventionelles Sehen. Es war ein erneuertes Weltgefühl, das die Maler alle Erscheinungen jungfräulich sehen und dann neue Formen finden, das sie eine allgegenwärtige kosmische Schönheit entdecken und darstellen lehrte. In dem Augenblick aber, wo auf diesem Wege eine neue Meisterschaft entstand, berührten sie sich organisch auch gleich mit der der alten Meister. Denn alle Meisterschaft ist miteinander verwandt.

Die stärksten Talente unter den deutschen Wirklichkeitsmalern haben sich instinktiv dem Impressionismus zugewandt, weil sie in ihm endlich wieder etwas groß Eindeutiges und einen gewachsenen, nicht einen tendenzvoll gewollten Stil sahen, weil ihnen ein Kunstprinzip willkommen war, das das Können, nicht das Wollen forderte, und dessen wichtigste Grundlage das traditionsstarke Handwerk war, wie die alten Holländer es verstanden hatten. Wenn Leibl, Trübner und ihre Genossen von Courbet und Manet wertvolle Anregungen übernahmen, so war es, weil sie mit Hilfe der traditionsgesättigten, altmeisterlich soliden französischen Malerei in neuer lebendiger Weise zu Franz Hals und den anderen alten Holländern gelangten, weil, für Leibl speziell, die französisch-holländische Tonigkeit auf dem Wege zu Holbein und van Eyck lag. Als der junge Menzel von Constable entscheidende Anregungen empfing und mit Nutzen die französische Weltausstellung besuchte, berührte er sich durch seine Anreger ebenfalls selbständig mit dem Geist der Holländer; und als Liebermann Hals kopierte, tat er grundsätzlich dasselbe, als wenn er von Millet und Courbet und später von Manet und Degas lernte: er suchte in dieser Lehre den Weg zur Selbständigkeit, er suchte zu malen, wie die alten Holländer malen würden, wenn sie heute lebten. Alle deutschen Maler dieser Art haben sich bemüht, den Impressionismus seines romanischen

Einschlages zu entkleiden und ihn zu verdeutschen. Und das ist ihnen gelungen. Sie sind, indem sie eine deutsche Renaissance des Holländischen mit Hilfe des Impressionismus schufen, zu selbständigen modernen Meistern geworden. Zu den bedeutendsten Meistern deutscher Malerei seit den Tagen Holbeins.

Das ist relativ ein hoher Rang. Aber nur relativ; denn zu jener absoluten Meisterschaft, die in der ganzen Welt verstanden wird, zu übernationaler Freiheit haben sie es nicht gebracht. Soweit konnten sie nicht gelangen, weil eben hinter ihnen nicht ungeteilt die ganze Nation stand, weil sie die deutsche Malerei als Sezessionisten repräsentieren, und das klassische Handwerk zu großen Teilen in der Fremde lernen mußten. Es haftet ihrer Meisterschaft immer etwas Provinzielles an, weil sie nicht im höchsten Sinne frei waren.

Es hat sich in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sogar begeben, daß Rembrandt, mit dem die Nachwelt lange ebensowenig zu beginnen wußte wie mit Shakespeare, als ein Lehrer entdeckt worden ist. Vor allem ist der Geist seiner Griffelkunst im Zeitalter des Impressionismus wieder lebendig geworden. Und es ist ein vagierender Prophet aufgestanden und hat das Ohr der Nation zeitweise vollständig gewonnen, der den Niederdeutschen Rembrandt als Erzieher aller Deutschen ausrief. Eine Zeitlang schien es, als solle die Macht des heiligen römischen Kunstreiches deutscher Nation endgültig gebrochen werden. Nie war die deutsche Malerei im neunzehnten Jahrhundert selbständig tüchtiger und deutscher, als da am meisten über Französelei und Abhängigkeit gescholten, der Impressionismus verhöhnt und seine deutschen Meister verfolgt wurden. Ein Anfang war gemacht, ein erster Schritt getan, ein Schritt, der in der Folge über die letzten Provinzialismen hinaus zu einem Europäertum der deutschen Kunst hätte hinführen können. Da aber hat es sich wieder gezeigt, daß der alte Dualismus keineswegs schon überwunden ist.

Der neuen Generation, die einige Jahre vor dem Krieg sich schon laut und immer lauter zu Wort gemeldet hat, die jetzt im Felde steht und der die nächsten Jahrzehnte gehören werden, genügt die stille holländische Tüchtigkeit und Bürgerlichkeit nicht mehr. Sie will wieder den „Stil", die „große Form", die „Monumentalität" und den „Gehalt". Sie will intuitiv das Gefühl an sich darstellen. Sie will, wenn wir recht verstehen, nicht mehr im Sinne Franz Hals' und Holbeins, sondern im Sinne Grünewalds, will nichts Geringeres als eine Renaissance der Gotik.

Ein kritischer Einspruch dagegen wäre töricht. Denn Entwicklungen, die so allgemein, ja, man darf sagen so elementar auftreten, entziehen sich dem individuellen Widerstand. Aber sie sind damit nicht der Leitung entzogen.

Wer sich heute berufen fühlt, an der Leitung der künstlerischen Bildungskräfte teilzunehmen, muß dahin wirken, daß die deutsche Malerei nicht den alten Irrtum der Nazarener wiederholt. Dieser Irrtum droht der neuesten Malerei, der Stilbestrebung unserer Tage. Auch die Nazarener glaubten Revolutionäre zu sein, während sie nur reaktionär gewandte Akademiker waren, auch sie kamen mit einem hohen, edlen Kulturprogramm daher, aber mit wenig Gestaltungskraft, mit viel Kunstmathematik und wenig lebendigem Genie. Ist es das Schicksal der deutschen Malerei, die Art Holbeins und der Holländer schon wieder zu verlassen und sich jener gotischen Stilkunst zuzuwenden, deren Heiliger Grünewald ist, so müssen wir es hinnehmen. Der Wille zum „Stil" geht nun einmal durch ganz Europa. Er begann sich schon in den Werken von Cézanne, Gauguin, und vor allem von van Gogh, diesem einflußreichsten Lehrer der Jugend, mächtig zu regen, er war keimhaft schon im Impressionismus. In ihm lebt zweifellos ein großer Sinn, denn er plant nichts Geringeres als eine neue große Einheitlichkeit der Kunst, einen Zusammenschluß von Malerei, Architektur und Kunstgewerbe zu einem neuen Ganzen. Dieser Wille träumt von einer deutschen Kunst, die europäische Geltung hat, die die Erbschaft der Impressionisten antritt und die Gestaltungskraft der erschöpften französischen Rasse aufnimmt; er träumt von einem neuen Reich der Gotik, das nicht nur eine Kunst sein eigen nennt, so groß wie zur Zeit der Hansa, sondern das auch mit seiner Kulturgesinnung die fernsten Interessengebiete der Erde dem deutschen Gedanken gewinnt. Alles groß Primitive wird als Vorbild gesucht, Giotto tritt an die Stelle Raffaels und Michelangelos, Grünewald an die Stelle Holbeins. Es ist als solle die Kunst ganz von vorne begonnen werden.

Dieses Programm macht dem Idealismus der Jugend alle Ehre. Aber es stimmt bedenklich, daß der Wille, während er so große Möglichkeiten träumt, das einfache Handwerk vernachlässigt, daß er, berauscht von großer Gesinnung, so wenig Wert auf jenes Können legt, das wieder zu erringen kurz vorher so bedeutende Anstrengungen gemacht worden sind. Man fragt sich bange, ob wirklich etwas Unbedingtes gewollt wird, ob in der Tat, wenn Holbein schon wieder abgesetzt ist, Grünewald gemeint ist, oder ob nicht der Geist Dürers, der Geist des Dualismus, wieder umgeht. Wird auch dieser neue Stilwille nicht wieder zu einer neuen Gedankenkunst, zu einer Programmkunst, zu einem dekorativen Symbolismus, zu einer kunstgewerblichen Weltanschauungskunst und Gesinnungskunst führen? Die Jugendübertreibungen vor dem Krieg stimmten bedenklich, weil sie so unjugendlich erschienen, so mathematisch abstrakt, so formalistisch. Viele der Anfänger sind schon am Ende, bevor sie noch recht begonnen haben; sie verrennen sich in einem genialischen Ungefähr und finden nicht wieder zum soliden Handwerk zurück.

Es muß schließlich dem Genius unserer Rasse überlassen bleiben, wofür er sich entscheiden will, ob für die Anschauungskunst Holbeins und der Holländer, oder für die Stilkunst im Sinne der Gotiker. Aber er entscheide sich unzweideutig. Er wähle nicht beide Wege zugleich, er befreie uns endlich von dem lähmenden Dualismus und gebe der Malerei einen anderen Schutzpatron als Dürer. Holbein oder Grünewald — ganz gleich; jeder Weg kann ans Ziel der Vollkommenheit führen. Wird der Weg der alten Holländer gewählt, so liegt auf ihm die klare Meisterschaft Franz Hals' und daneben der ganz menschliche, sinnlich reife Mystizismus Rembrandts; wird der Weg der Gotik gewählt, so liegen auf ihm die Wunder der architektonischen Monumentalität, der psychologische Tiefsinn und der Temperamentsturm Grünewalds, — die liebliche Melodik der alten kölnischen Meister und die rührende Erhabenheit einer naturalistisch monumentalen Skulptur. Auf beiden Wegen liegt höchste Meisterschaft, nicht aber auf dem Weg, der in Zickzack herüber und hinüber führt. Ein Dürer nur könnte mit individuellem Nutzen beide Wege zugleich beschreiten. Es lebt unter uns aber kein Dürer. Und täte ers, so dürfte er nicht als Vorbild gelten.

Wird der Wille zu einer fruchtbaren Einseitigkeit und Eindeutigkeit in diesem Kriege nun erkämpft werden? Wird er uns aus dem alten Dilemma befreien, entweder im Wolkenkuckucksheim der Gedankenkunst zu weilen, oder in einer zu engen Wirklichkeitskunst? Man möchte es so gern glauben! Die jetzt im Felde stehende Künstlerjugend lebt seit vielen Tagen Auge in Auge mit der Natur, sie lebt in den Stimmungen der Tageszeiten und der Nächte, sie sieht gewaltsam alle ihre Empfindungen aufs Konkrete und Sinnliche eingestellt und fühlt hinter allen Erlebnissen doch eine ungeheure Lebensmystik, sie ist von früh bis spät den heftigsten Leidenschaften des Willens, dem Selbsterhaltungsinstinkt preisgegeben und lernt in dem ausschließlichen Verkehr mit Männern das Leben aufs neue männlich betrachten: man sollte meinen, diese Charaktererziehung müßte irgendwie früher oder später auf das Talent, auf die Gestaltungskraft zurückwirken. Mittelbar; denn unmittelbar hat noch nie ein Krieg auf das Talent gewirkt. Es kommt hinzu, daß dieser Krieg den Deutschen endgültig zum Europäer machen wird und damit zu dem verantwortlichen Kulturträger Europas im nächsten Jahrhundert. Der Deutsche wird auch innerlich mit vollem Bewußtsein werden müssen, was er äußerlich sein wird: ein Weltarbeiter, der Bürger einer lebendigen Weltmacht. Der geistige Partikularismus wird endgültig überwunden werden müssen, aus der Fülle seiner Charaktereigenschaften wird der Deutsche die ganz wesentlichen betonen, dem alten lähmenden Dualismus ein Ende bereiten und

herrschfähig, regierungsfähig, auch in der Kunst, werden müssen. Hat der deutsche Idealismus in den letzten Jahrzehnten draußen Mißtrauen erweckt, so muß er in Zukunft freien Gehorsam wecken. Um das zu erreichen bedarf der Deutsche nur der Konsequenz und der geistigen Einigkeit. Gaben und Talente sind genug vorhanden. Künstler wie Menzel oder Leibl wären in einem weniger ungünstigen Kulturmiliö Herrscher der Weltkunst geworden. Sie sind aus denselben Gründen im Preußischen und Münchnerischen stecken geblieben, aus denen sogar Goethe und Schiller noch heute im Ausland weniger bekannt sind als französische und englische Talente weit geringeren Grades. Was in der Verkennung unserer Kulturkraft seitens der Nachbarvölker auf Mißgunst und Lüge beruht, das soll jetzt das Schwert berichtigen; was aber auf unserer eigenen Unsicherheit und schwankenden Vielfältigkeit beruht, das muß von uns selbst überwunden werden. Zu dieser notwendigen Selbstüberwindung kann aber der Krieg nicht nur ein Mittel werden, sondern er muß es werden. Wenn die politische Einsicht heute spricht: wir müssen unsere Feinde besiegen! so muß das nationale Existenzgefühl sagen: wir müssen den Feind in uns selbst besiegen! Jenen Feind der Maßlosigkeit, der seit Jahrhunderten durch unsere Malerei geht und uns vom höchsten Aufschwung dadurch abhält, daß er die eine große gestaltende Kraft in viele Teile zerlegt und dadurch verzettelt. Wir werden nie eine große, weltbeherrschende Malerei haben, bevor wir sie nicht ebenso auffassen, lernen und lehren wie unsere Musik. Die Bach, Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms der Malerei werden erst erstehen können, wenn von Stil und Naturalismus in der Malerei ebensowenig mehr die Rede ist, wie davon zur Zeit unserer klassischen Musik die Rede war. In ihr, in unserer Musik ist alles organisch beieinander: Tradition und Genie, Handwerk und Persönlichkeit, Stilgröße und Wahrheit, das Klassische und Romantische, das Heroische und Liebliche, das Monumentale und Zierliche, das Mathematische und Intuitive. Und so war es von je auch in der Malerei aller großen Epochen. Wer das Eine hat, hat alles.

Möge der Krieg die Künstlerjugend, die auf den Schlachtfeldern für ihre und unsere Ideale jetzt kämpft und sie dadurch wirklich machen kann, aufs klarste dieses einsehen lehren: daß alle gestaltende Kraft sein muß wie ein unzerlegbarer Strahl und wie ein steilrecht niedersausender Schlag.

Rundschau

Zur Vorgeschichte

von Samuel Saenger

Ich möchte die Aufmerksamkeit des Lesers heute auf zwei Dokumente zur psychologischen Vorgeschichte des Krieges hinlenken.

Bernard Shaw und ein Redaktör des Londoner „Star" sind ihre Verfasser. Beide Schriften sind symptomatisch für den politischen Atmosphären-Druck, unter dem wir standen, als die europäische Krise ausbrach.

Shaw läßt seinen ‚Gesunden Menschenverstand über den Krieg' in der vom Ehepaar Sidney und Beatrice Webb herausgegebenen Wochenschrift „The New Statesman" sprechen. Die Arbeit füllt neunundzwanzig Oktavseiten und wurde am 24. November 1914 veröffentlicht. Manches daraus wurde in deutschen Zeitungen abgedruckt, Dinge, die wie Bestätigungen unseres Standpunktes aussahen, neue Varianten seiner weltbekannten Bosheiten gegen John Bull, gegen den englischen Junkerismus und Militarismus, gegen den cant als den Fluch der englischen Nation, und ähnliches, was des deutschen Lesers Herz erfrischen mochte. Das ist alles sehr schön, es wird vielleicht einmal bei seinen Abertausenden englischer und amerikanischer Leser den Schutt wegräumen helfen, der sich in ihren pharisäisch verstockten Seelen angehäuft hat, und sie den durch Shaw übermittelten Wink der Vorsehung begreifen lehren, daß man glorreiche Kriege und glorreiche Kathedralen zugleich nicht haben könne. Es ist nicht das wesentliche, weil die Wahrheit in Paradoxien erstickt wird und aus scharfen Beobachtungen falsche oder halbe Schlüsse gezogen werden. Das größte westeuropäische Problem sieht auch Shaw im Halbdunkel. Warum hat keine der westeuropäischen Demokratien, so wenig wie die, welche sich in den Vereinigten Staaten von Amerika suverän gebärdet und neugierige Schwarmgeister narrt, eine auswärtige Politik, die ihrer sonstigen Ideologie entspricht? Wenn wir in Europa, dem vom Mittelalter noch schwer belasteten Erdteil, die Sittigung der Triebe, trotz ihrer Verchristlichung, Verfeinerung und Verfriedlichung, noch nicht Kraft genug

haben zur Fesselung des kriegerischen Willens: warum steigt im glücklicheren Amerika, dem von unseren ererbten Blutfehden freiesten Lande, die imperialistische Welle sehr stetig und gar nicht mehr langsam? Shaw stellt, unter erfrischenden Kernschüssen seines Witzes und Geistes, fest, daß das Damoklesschwert der englischen Bündnispolitik keinen defensiven Charakter haben konnte; daß das Belgien, dem die Neutralität zugebilligt war, von der Besitzerin der so wichtigen Kongodomäne völlig verschieden sei: mitten im Strudel der imperialistischen Appetite, die das Feuer entzündet, hätte es keinen sachlichen Anspruch auf die Neutralität; daß Grey, seit lange durch Frankreichs und Rußlands Gegensätze zu den Zentralmächten militärpolitisch gebunden, gegen Lichnowsky das falsche Spiel der beleidigten Unschuld gespielt habe; und ähnliches, was uns geläufig ist. Auch das ist verdienstvoll, und es tut immer wieder wohl, das klare Licht die Nebel durchleuchten zu sehen. Die Erbsünde war, nach unsrem Historiker, das Unterbringen der Anleihen in England und Frankreich: das hat Rußland als Störenfried zwischen die West- und die Zentralmächte geschoben. „Als das französische Geld nach Rußland ging, entdeckten die französischen Zeitungen, die Russen seien ein höchst interessantes Volk und ihre Regierung eine erstaunlich liberale Regierung; und als das englische Geld nach Rußland strömte, entwickelten sich in der englischen Presse plötzlich Neigungen zur griechischen Kirche, und die unoffizielle Hinrichtung von Stolypin wurde so tiefinnig beklagt, wie früher die Freude laut war, die ihr das gleiche Schicksal Bobrikoffs gegeben hatte..." In diesem Stil. Die freche Lüge des „Kreuzzugs" gegen Deutschland, unternommen von Mächten, die kulturell so schwer vereinbar sind wie das wirrköpfige unmetaphysische England, das atheistische Frankreich und das zaristisch-papistisch-byzantinische Rußland: sie wird so tief gehängt, daß vielleicht einmal in absehbarer Zeit die Straße es wahrnehmen wird. Aber es genügt nicht, um unsere Frage zu beantworten. Wir wissen noch immer nicht die tieferen Ursachen, die verhinderten, daß der Demokratismus bisher entweder überhaupt keine auswärtige Politik gehabt hat — es sei denn eine auf dem tausendfach beteuerten und tausendfach verratenen Vertragswillen aufgebaute; oder, wenn er eine hatte, diese durch Schwäche, Unklarheit, Listenreichtum in grausamere, menschenunwürdigere, zoologischere Katastrophen mündete, als die von Autokratien geführten Kriege; zum Beispiel: die Revolutionskriege mit dem Napoleonismus als Gipfel, oder — unser Europäischer Krieg... Das Geschlechtsverhältnis, wie von Mann zu Weib, von Römertum zu Griechheit, zwischen Preußens Zucht und Organisationswillen und deutschem Geist übersieht Shaw; das Maß, das der geschichtliche Prozeß der Willkür setzt, unterschätzt er; und auf der andern Seite öffnet Verständnis für die trüben Wühlereien und Mächlereien der nationalistisch vermummten Kapitalisten durchaus nicht ganz die

Augen. Eine Plutokratie, die menschliche und staatliche Notwendigkeiten instinktmäßig und aus betriebstechnischem Zwange unter dem Gesichtspunkt privater Erwerbsgesellschaften betrachtet, die an Rüstungen erst verdient und von den hinterherigen Deckungsanleihen noch fetter wird, die den Begriff der Nationalwirtschaft nach den Bedürfnissen kapitalistischer Privatwirtschaft zuschneidet und es fertig bekommt, alle materiellen und geistigen Produktivkräfte vor ihren Wagen zu spannen: sie verdient (kann man mit Shaw sagen) an Sieg wie an Niederlage; und wenn sie die Auswärtigen Ämter in ihre Dienste zwingt, wie es mit dem englischen im Burenkrieg geschah, sind europäische Katastrophen leicht verständlich. Leider hat Shaw über die Hauptsache hinwegräsoniert: daß die fortschreitende Verbürgerlichung und Verbeamtung aller von Löhnen lebenden Menschen diese am krebsfräßigen Ausdehnungstrieb des Kapitalismus beteiligt, ihr Wohl und Wehe an diesen kettet und sie daher beim Zusammenprall nationaler Egoismen bislang noch immer, trotz sozial-humanitärer Bekenntnisse, an die Seite der Kapitalisten getrieben hat. Wozu vor Tatsachen die Augen verschließen? Jene Enterbten haben begonnen, die Ketten ihrer Sklaverei gar nicht ungern zu tragen, weil sie sich vergolden und sie, die Lohnmenschen, auf Umwegen den Machtkitzel des nationalen Besitzes verspüren. Die Enthaltsamkeitspose ihrer Ideologien war keine Realität, das zeigt das automatische Einschwenken der Sembat, Guesde, Vandervelde, Hyndman und Gefolgsmannschaften in die nationalen Glieder, nachdem es gelungen war, die Straße durch formal-technische Rechtskniffe über die eigentlichen Konfliktsgründe zu täuschen. Es handelt sich also, in letzter Hinsicht, nicht um die leichter denkbare Auseinandersetzung zwischen den Klassen innerhalb des Staates, sondern: um die Möglichkeit, die moderne Wirtschaft in nationaler Zusammenfassung von der kolonialen Gewaltbasis zu trennen, auf der sie ruht. Das ist und bleibt für mich das Grundproblem, der ursächliche Tatbestand; er hat noch viele andere Seiten, ideelle oder ideologische; aber von denen will ich hier nicht reden. An diesem Tatbestand zerschellte bislang selbst ehrlichster Vertragswille, auch wo man, wie Shaw es tut, den noch so eindringlichen Versuch machte, zu beweisen, daß der Sozialismus den Krieg verabscheut und verabscheuen muß, daß er immer von Arbeitern geführt wird, die nicht nur keinen Streit, die vielmehr das stärkste gemeinsame Interesse haben; von Menschen, die beständig der gefährlichen Ausfuhr von Kapital Widerstand leisten und das Bedürfnis einer profitwidrigen Verwendung des Kapitals in der Heimat predigen. Es ist schrecklich, daß das nicht stimmt; aber es stimmt nicht. Doch will ich den Leser nicht bevormunden. Er wird auch in diesen, wie ich glaube, spielerischen und nicht zu Ende gedachten Abschnitten der Schrift Anregungen genug finden, ja auf Thesen stoßen, die ihm einen Ruck geben, wie diese:

daß Demokratie ohne Gleichheit des Einkommens gefährlicher sei als offene Oligarchie und Autokratie.

Wesentlicher dagegen, ja wesentlich ist Shaws tiefes Gefühl für die unauflösliche Einheit des westlichen Europäismus, für die Gemeinsamkeiten ihres zukünftigen Lebens. Er scheint an einen Sieg der zwei Westmächte noch zu glauben, mit russischer Hilfe, — er schreibt Anfang November. Von unseren Nöten und Kräften, den seelischen und sachlichen, die uns in den Krieg getrieben, hat er keinen rechten Begriff. Er hat vom Preußentum die schwärzesten, vom Deutschtum die hellsten Vorstellungen und wird erst, wie die ganze Welt, von ihrer organischen Zusammengehörigkeit, ihrer Unbesiegbarkeit, ihrer Mission durch den Fortgang des Krieges überzeugt werden müssen. Die beiden Erzieher zur deutschen Selbstbestimmung, die beiden Werkzeuge der deutschen Vorsehung, der große Friedrich und der große märkische Junker, sind ihm ferne und fremde Gestalten; und solange er und sein Kreis im Preußentum kein staats- und gesellschaftsbauendes Ferment erster Ordnung zu erkennen vermögen, einen besonderen Weg (oder Umweg) zur Freiheit darstellend, eine große nationale und darum europäische Notwendigkeit, hart aber imponierend schöpferisch: so lange ist ein volles Sichverstehen und Zusammenwirken ausgeschlossen. Unter den Werten, über die die europäische Staatenwelt heute verfügt, gehört das Preußentum, der Substanz nach, zu den allerstärksten und entwicklungsfähigsten; und die Deutschen, die es in lakaienhafter Anbiederung an die Westler stets nur herabzusetzen und zu verkleinern wußten, werden inzwischen umgelernt haben. Aber — was Shaw sonst ‚ans Licht gebracht, das hat er ziemlich gut gemacht'. Er hat doch wenigstens den Versuch gemacht, sich aus dem Sumpf zu ziehen und, in einer Atmosphäre des blindesten, blödesten Hasses, seine alten Überzeugungen und Zukunftswünsche nicht aufzugeben.

Das Schriftchen des liberalen Redaktörs ist die Antwort auf ein Pamphlet, das die „Daily Mail" unter dem Titel ‚Scaremongerings from the D. M., 1896—1914' herausgegeben hat. Es enthält eine Auswahl von Artikeln, die in den letzten achtzehn Jahren in dem berüchtigten Jingoblatt den Krieg mit Deutschland als unvermeidlich gepredigt haben.

Wirklich hat es, diese Kupplerin aller Haß- und Neidgefühle, seine Aufgabe glänzend erfüllt, die sämtlichen Register der Aufstachelungen zur Furchthysterie teuflisch virtuos handhabend. Es macht sich daraus nun ein Verdienst. Es greift, in solcher Stunde, die liberalen Blätter an, die „Daily News" vor allem, weil sie sich bis zuletzt gegen die Vorstellung eines unvermeidlichen Krieges gegen Deutschland gestemmt haben. Wir kennen

Lord Northcote seit lange, den Besitzer der „Times", der „Evening News" und der „Daily Mail", sein Ruf als Brandstifter und Giftmischer ist seit lange unerschüttert; und wenn einst – hoffentlich sehr bald – die Trustpresse das würdige Objekt eines wahrhaften europäischen Kreuzzugs geworden sein wird, dann wird dieser Zeitungslord, als das greifbarste Symptom englischen Niederganges, seinen Kreuzestod finden, in Person oder Effigie. Shaw hat, in seinem ‚Common Sense' und auch sonst die „Times"-Ethik gestreift; aber hier, in der Antwort des Redaktörs, werden ihr die letzten Hüllen vom Leibe gerissen. Nie wurde mir so klar, welches Instrument zum Bösen die Presse sein kann, und wer an die tragische Aufgabe herangeht, sich die psychologische Vorgeschichte des Krieges zu vergegenwärtigen, wird in Lord Northcotes Dynamitmagazinen das hilfreichste Material finden.

Unsere Ernährung im Krieg

von N. Zuntz

Das letzte Jahrhundert hat die Ernährungsverhältnisse der europäischen Bevölkerung tiefgreifend umgestaltet. Wenn früher die Beschaffung der Nahrungsmittel aus engem Umkreis erfolgte, entwickelte sich mit der Ausbildung des Eisenbahnnetzes und des Weltverkehrs die Versorgung der Städte, zum Teil selbst die des flachen Landes so, daß weit entfernte Gegenden an der Lieferung des Bedarfs sich beteiligten und dadurch in weitem Maße ein Ausgleich der Ernährungsweise fast durch ganz Europa zustande kam. Wenn es noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht selten vorkam, daß in einem Teil Deutschlands infolge von Mißernten Hungersnot herrschte, während in anderen, 500 Kilometer entfernten Gegenden der Landwirt das Übermaß seiner Ernte kaum zu Verlustpreisen losschlagen konnte, hat sich jetzt nicht nur im Innern der einzelnen europäischen Staaten, sondern auch im Verkehr Europas mit der ganzen Welt ein so reger Austausch von Nahrungsmitteln entwickelt, daß die Preise ständig innerhalb nur mäßiger Grenzen auf und ab schwanken. Eine Erhöhung des Getreidepreises in Deutschland um 30 bis 40 Prozent genügt, um überseeische Zufuhr aus Amerika, Indien, Australien heranzulocken. Ja selbst die leicht verderblichen Nahrungsmittel wie Fleisch sind durch die modernen Konservierungsmethoden, speziell durch die ausgedehnte Anwendung der Kälte, Gegenstand des internationalen Handels in größtem Maßstabe geworden. Unter dem Einfluß des langen Friedens ist man der

Nahrungsmittelversorgung so sicher geworden, daß zum Beispiel England kaum ein Drittel seines Bedarfs im eigenen Lande erzeugt, den Rest aus anderen Ländern auf dem Seewege bezieht und mit den Produkten seiner Industrie bezahlt. In Deutschland wäre die Entwicklung ohne gesetzgeberisches Eingreifen denselben Weg gegangen. Die Zunahme der Bevölkerung von 40 Millionen im Jahre 1867 auf 68 Millionen im letzten Jahr schien eine immer weiter gehende Versorgung mit Nahrungsmitteln aus dem Auslande notwendig zu machen. Wäre unsere landwirtschaftliche Produktion auf der Höhe von 1867 stehen geblieben, so hätte sich in der Tat auch bei uns die Sache ähnlich wie in England gestaltet. Die Gefahren einer solchen Entwicklung zeigt die heutige Lage unserer völligen Absperrung von ausländischer Zufuhr. Es ist aber gelungen, die Nahrungsmittelproduktion in Deutschland entsprechend dem Wachstum der Bevölkerung zu steigern, und diese Steigerung verdanken wir der viel diskutierten und viel bekämpften Agrarpolitik.

Im Gegensatz zur Industrie, die Waren um so billiger liefern kann, je massenhafter ihre Produktion ist, gilt für die Landwirtschaft die Regel, daß die Erzeugnisse um so teurer werden, je mehr auf gegebener Grundfläche hervorgebracht werden sollen. Der Boden kann nur durch intensive Bearbeitung, durch reichliche Zufuhr von Pflanzennährstoffen (Dünger) zu höheren Erträgen gebracht werden. Zur Sicherung dieser höheren Erträge bedarf es weiter eines großen Arbeitsaufwandes in Bekämpfung der Schädlinge, der die Pflanzenkrankheiten erzeugenden Pilze und der zahllosen, an den Bodenprodukten zehrenden tierischen Organismen von Würmern und Insekten bis hinauf zu den Säugetieren. Von besonderer Bedeutung für die Steigerung der Erträge an tierischen wie an pflanzlichen Produkten hat sich die systematische Züchtung von besseren Rassen und Sorten erwiesen. Im Anschluß an die Anregungen, welche Darwins Lehre von der Entstehung der Arten gegeben hat, entwickelte sich in Tier- und Pflanzenzucht eine rege Tätigkeit, die Leistungen der Kulturpflanzen wie der Haustiere auf dem Wege der Zuchtwahl zu erhöhen. In jüngster Zeit haben diese Bestrebungen durch den Ausbau der Vererbungsgesetze Mendels einen neuen mächtigen Impuls und eine solidere Basis gewonnen. Die Erfolge derartiger Züchtungsarbeit werden folgende Zahlen erkennen lassen. Im Jahre 1871 gehörten zur Erzeugung von 1 Kilogramm Rübenzucker 12,07 Kilogramm Rüben, im Jahre 1904/5 nur 6,7 Kilogramm. Diese enorme Steigerung des Nutzwertes der Rüben beruht nur zum kleinsten Teil auf Vervollkommnung der Technik, der es jetzt gelingt, den in den Rüben enthaltenen Zucker restloser zu gewinnen. Der Haupteffekt aber ist durch die systematische Zucht der Rübenpflanze erzielt worden, die, immer wieder die zuckerreichsten Rübensorten zur Samenkultur wählend,

schließlich dazu gelangte, den Zuckergehalt der Rüben um mehr als 50 Prozent zu erhöhen. Ganz ähnlich aber wie bei der Rübe hat man bei allen Kulturpflanzen und bei allen Nutztieren durch systematische Zucht, die allerdings einen hohen Aufwand von Arbeit und Mitteln erfordert, den Ertrag ganz enorm gesteigert. Die ertragreicheren Pflanzen erfordern aber auch bessere Bearbeitung des Bodens, ebenso wie die hochgezüchteten Tiere, die durch schnelles Wachstum oder reiche Milchproduktion die Arbeit des Landmanns lohnender gestalten, gesteigerte Pflege und reichlichere Nahrung verlangen.

Wenn man die Kurve der Ertragssteigerung einerseits, des Aufwandes von Mitteln zur Erzielung dieser Steigerung anderseits betrachtet, so zeigt sich, daß der Aufwand mit wachsendem Ertrag schneller steigt als dieser. Besonders deutlich tritt dies beim Studium der Wirkungen der Düngemittel auf den Bodenertrag hervor. Zunächst lohnt ein armer Boden die Zufuhr der ihm fehlenden Nährstoffe in reichem Maße. Wenn man aber durch weitere Düngerzufuhr das Maximum des Ertrages erstrebt, erweist sich die Zulage an Dünger immer weniger wirksam, und schließlich wird eine Grenze erreicht, wo eine Mehrgabe überhaupt keinen Effekt hat. Hieraus folgt, daß die Erzielung von Höchsterträgen des Bodens ebenso wie die von Höchsterträgen unserer Milch und Fleisch produzierenden Tiere nur dann möglich ist, wenn die Preise der Produkte derartige sind, daß auch eine mäßige Mehrernte einen großen Aufwand von Mitteln lohnt.

Hätte sich nicht unsere Produktion entsprechend der Zunahme der Bevölkerung stetig erhöht, so wäre nach halbjähriger Dauer des Krieges die Aushungerung Deutschlands eine Tatsache. Aber auch jetzt liegen die Verhältnisse so, daß wir nur bei wohldurchdachter Fürsorge einer beliebig langen Ausdehnung des Krieges entgegensehen können. Die Situation ist in zahlreichen Veröffentlichungen der Tagespresse hinreichend gekennzeichnet. Wir wissen, daß wir von den meisten Nahrungsmitteln einen Zuschuß vom Auslande regelmäßig beziehen, daß nur wenige in Deutschland so reichlich erzeugt werden, daß wir davon ans Ausland abgeben können. Abgesehen von den Nährfrüchten, die in unserem Klima überhaupt nicht wachsen, wie Reis, führten wir in den letzten Jahren von unserem Bedarf an Weizen fast ein Drittel, an Hülsenfrüchten und pflanzlichen Fetten etwa die Hälfte aus dem Auslande ein. In tierischen Produkten ist unsere Abhängigkeit vom Auslande scheinbar eine viel geringere, nur Fett und einzelne Konserven sowie Fische, besonders Heringe, haben wir eine große Menge eingeführt. Aber die Fleisch- und Fetterzeugung im Inlande ist in den letzten Jahren in weitem Umfange abhängig geworden von der Zufuhr ausländischer Futtermittel, und auch unsere Milchproduktion wird zu mehr als ein Drittel ihrer gesamten Höhe durch eingeführte Kraftfuttermittel bestritten. Diese Tatsachen sind es, auf welche unsere Gegner

den Plan der Aushungerung Deutschlands durch systematische Absperrung der Zufuhr gegründet haben. Der Plan wäre erschreckend, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, unsere Lebensführung so zu gestalten und mit unseren Nahrungsmitteln derart hauszuhalten, daß auch bei langer Dauer des Krieges keine Not zu befürchten ist. Wir haben bisher in vieler Hinsicht verschwenderisch gelebt, wie dies bei einem reichen Volke natürlich ist. Das ergibt sich, wenn man den wirklichen Bedarf der Bevölkerung, wie er sich aus physiologischen Studien ergibt, mit dem tatsächlichen Verbrauch vergleicht.

Durch das Fehlen einzelner Nahrungsmittel und das reichlichere Vorhandensein anderer sind vielfache Verschiebungen in unserer Ernährung notwendig. Wir kommen dabei zu einem richtigen Urteil über den Nahrungsvorrat nur dann, wenn wir für die in Betracht kommenden sehr ungleichwertigen Stoffe uns einen einheitlichen Maßstab konstruieren. Solche Einheitswerte ergeben sich aus den Gesichtspunkten, nach denen wir seit lange physiologisch den Nährwert der verschiedenen Nahrungsmittel zu bemessen pflegen. Dieser Nährwert beruht auf zwei Eigenschaften der Nährstoffe, einmal ihrer Fähigkeit, als Material zum Aufbau des Körpers zu dienen, und anderseits auf ihrer Verwendbarkeit für die Kraft und Wärme liefernden chemischen Prozesse in unserem Organismus. Für diese letzteren Prozesse sind alle verdaulichen brennbaren Bestandteile der Nahrung geeignet und ihr Wert richtet sich nach der Wärmemenge, die sie bei ihrer Verbrennung liefern. Die verdauten Anteile der Nahrung verbrennen im Körper, indem sie sich mit dem geatmeten Sauerstoff verbinden, bis auf einen geringen Bruchteil, der im Harn ausgeschieden wird. Da wir die Verluste durch die Verdauung und die Nierenausscheidung für die verschiedenen Nährstoffe genau kennen, können wir für jeden derselben den „physiologischen Nutzwert" bestimmen und drücken ihn aus in Wärmeeinheiten, Kalorien. Die Wärmeeinheit ist definiert als die Wärmemenge, welche ein Kilogramm Wasser um einen Grad Celsius in seiner Temperatur erhöht. Ein Kilogramm Fett liefert neuntausendfünfhundert solcher Wärmeeinheiten, ein Kilogramm Stärke nur viertausendeinhundertachtzig. Im Verhältnis dieser Zahlen steht der Nährwert beider Stoffe.

Die zweite Leistung der Nahrungsmittel, Material zu liefern zum Aufbau des wachsenden Körpers und zum Ersatz der steten Abnutzung unserer Organe, etwa vergleichbar der Abnutzung einer arbeitenden Maschine, erfordert Zufuhr aller beim Aufbau des Organismus beteiligter chemischer Substanzen. Von diesen Stoffen kommt aber nur einer, weil er in größeren Mengen gebraucht wird, ernstlich in Betracht, das ist das Eiweiß. Alle anderen Baustoffe des Körpers, zum Beispiel Kalk, Eisen, Phosphorsäure, sind in jeder Nahrung so reichlich vorhanden, daß ein Mangel an ihnen unter normalen Verhältnissen nicht eintreten kann. Ei-

weiß dagegen, das die Hauptmasse aller Zellen unseres Körpers und speziell unserer Muskeln ausmacht, fehlt in einigen Nahrungsmitteln wie Zucker und Fett vollständig und ist in den meisten pflanzlichen Nährstoffen nur spärlich enthalten, so daß bei vegetarischer Ernährung leicht Mangel an Eiweiß eintreten kann. Es muß deshalb, wenn wir unseren Nahrungsvorrat untersuchen, neben dem Brennwert auch sein Gehalt an Eiweiß festgestellt werden, um ihn mit dem Bedarf zu vergleichen.

Unter Berücksichtigung des Körpergewichts, des Lebensalters sowie der Arbeitsleistungen berechnet sich der Jahresbedarf der 68 Millionen Einwohner Deutschlands auf rund 57 Billionen Kalorien und auf 1,6 Millionen Tonnen Eiweiß. Diesem wirklichen Bedarf gegenüber betrug der Verbrauch an Nahrungsmitteln, wie er sich aus der heimischen Produktion und der Zufuhr vom Auslande berechnet, in den Jahren 1912 und 1913 über 88 Billionen Kalorien und 2,26 Millionen Tonnen Eiweiß. Die zur Verfügung stehende Menge hat also den wirklichen Bedarf um 41 Prozent Eiweiß und 54 Prozent der Kalorien überstiegen. Dieser Überschuß ist zum Teil absolut notwendig, um den Verlust an Nahrungsstoffen auf dem Wege vom ersten Produzenten bis zum Verbraucher, die unvermeidliche Verderbnis vieler Nährstoffe beim Lagern, beim Transport und im Haushalt zu decken. Im Haushalt geht aber auch vieles zu Verlust, das bei genügender Sorgfalt gespart werden kann. Unter den Nährstoffen ist es namentlich das Fett, das vermöge seiner physikalischen Beschaffenheit bei lässiger Wirtschaftsführung in großen Mengen verloren geht und auf dessen Einsparung deshalb jetzt besonders hinzuarbeiten ist. Aber auch an Kohlehydraten gehen mit den großen Mengen von Küchenabfällen, von Brotstücken und dergleichen, die ungenutzt bleiben, große Mengen verloren, die teils ganz erspart, teils doch der Viehfütterung dienstbar gemacht werden können. Besonders verschwenderisch wird in Speisehäusern mit den Nahrungsmitteln umgegangen. Auch alle der Massenverpflegung dienenden Einrichtungen geben Anlaß zu großen und bei der nötigen Sorgfalt vermeidbaren Verlusten. Es ist namentlich das Prinzip der Zuteilung abgewogener Brotmengen, wie überhaupt ohne Rücksicht auf den individuellen Bedarf zugemessener Portionen, durch die ganz ungeheure Mengen von Nährstoffen vergeudet werden, um nur in besonders günstigen Fällen wenigstens noch der Tierernährung nutzbar zu werden. Hier muß schleunigst Wandel geschaffen werden.

Ganz gewiß reichen auch beim besten Willen aller beteiligten Kreise die auf diese Weise möglichen Ersparnisse zur Deckung unseres Defizits nicht aus. Das große und ausschlaggebende Mittel hierzu liegt vielmehr in der Einschränkung unseres Fleischgenusses und der dadurch möglichen Minderung unseres Viehstandes. Unsere Haustiere und unter diesen

in erster Linie die Schweine werden nämlich großenteils genährt und gemästet mit Nahrungsmitteln, die auch der Mensch direkt genießen kann. Wir mästen jährlich in Deutschland rund 25 Millionen Schweine, davon etwa ein Drittel mit Gerste und Mais, die wir aus dem Auslande beziehen. Dieser Teil der Fleischerzeugung fällt jetzt naturgemäß weg. Aber auch die mit inländischem Getreide, mit Gerste und Roggen betriebene Mast muß aufhören, weil wir diese Nahrungsmittel für die menschliche Ernährung notwendig brauchen und nur das Ungenießbare den Schweinen lassen können. Etwas anders steht es mit der Verwendung der Kartoffeln zur Mast. Kartoffeln produzieren wir in sehr erheblichem Überschuß. Die Jahreserzeugung beträgt etwa 40 Millionen Tonnen, wovon nur 14 Millionen der direkten Ernährung des Menschen dienen, etwa 4 Millionen der Erzeugung von Branntwein und Stärke, während der große Rest zur Verfütterung an das Vieh gelangt. In diesem großen Kartoffelvorrat liegt unsere hauptsächlichste Reserve gegenüber der Knappheit vieler anderer Nahrungsmittel. Um die Tragweite dieser Reserve zu würdigen müssen wir uns der Tatsache erinnern, daß jede Erzeugung von tierischen Produkten mit einem erheblichen Verlust an Nährwert verbunden ist. Bei der Schweinemast gewinnen wir aus 100 Kalorien verdaulicher Nahrung, die wir dem Tiere verfüttern, höchstens 40 Kalorien in Form von Fleisch und Fett. Der Rest dient den Lebensleistungen des Tieres. Noch ungünstiger steht es mit den Eiweißmengen des Futters, von denen nur etwa 20—25 Prozent in Fleisch wiedergewonnen werden, während das übrige in den Ausscheidungen des Tieres verloren geht. Hieraus folgt, daß wir in der Einschränkung der Tierproduktion und der ausgiebigeren Verwendung der Kartoffeln für die menschliche Ernährung ein Mittel haben, um die fehlende Zufuhr von Nährstoffen aus dem Auslande zu ersetzen. **Wir müssen zu einer mehr vegetarischen Lebensweise übergehen.** Dazu gehört selbstverständlich auch, daß die Verfütterung von Getreide an das Vieh vollständig aufhört, wie dies ja schon durch gesetzliche Maßnahmen angeordnet ist. Glücklicherweise braucht sich die Einschränkung unserer Tierhaltung nicht in nennenswertem Umfange auf die Rinder zu erstrecken. Diese leben ja hauptsächlich von Gras, Stroh, Wurzelgewächsen und ähnlichen für den Menschen ungenießbaren Stoffen.

Man sollte aber nicht nur die Kartoffeln und das Brotgetreide in engerem Sinne in größerem Umfange als bisher der menschlichen Ernährung zuwenden, vielmehr als Reserve auch auf die ziemlich großen Mengen von Gerste und Hafer zurückgreifen. Die Gerste dient ja zum großen Teil auch der menschlichen Ernährung durch die Bierbrauerei. Das Bier macht uns nahezu 60 Prozent der in der Gerste enthaltenen Nährwerte zugänglich. Viel mehr gewinnen wir auch nicht, wenn wir

die Gerste ihrer unverdaulichen Schalen berauben und als Graupe und Gerstenmehl verzehren. Trotzdem erscheint es bei der jetzt gebotenen Sparsamkeit mit den Lebensmitteln richtig, die Brauerei einzuschränken und einen Teil der Gerste als solche dem Verzehr zuzuführen. Dieser Rat erscheint darum berechtigt, weil wir jetzt darauf halten müssen, alle Luxusernährung zu vermeiden, und eine solche Luxusernährung ist der Biergenuß in hohem Maße. Der Biertrinker ist zumeist unnötig fett, oft in einer seiner Gesundheit schädlichen Weise. Jeglicher Überernährung aber sollte man jetzt entgegentreten, beim Manne durch Einschränkung des Biergenusses, bei der Frau durch Einschränkung des vielfach maßlosen Genusses von Süßigkeiten.

Die empfohlene Einschränkung des Genusses von Süßigkeiten, d. h. von mehr oder weniger raffinierten Delikatessen, darf aber nicht so gedeutet werden, als sei auch der Zuckergenuß von Übel. Zucker gehört wie die Kartoffel zu denjenigen Nährstoffen, die wir in großem Überschuß produzieren. Darum soll er auch reichlicher verzehrt werden und zwar in erster Linie durch den Menschen, nur die Abfallprodukte durch das Vieh. Der Zucker liefert uns Ersatz für die fehlenden ausländischen Fette und die unvermeidliche Minderung der Buttererzeugung. Als Stoffe von ähnlichem Nährwert wie die Fette kommen vor allem die Marmeladen und für die ärmere Bevölkerung die sirupartigen zum Aufstrich aufs Brot geeigneten Fabrikate aus Zucker in Betracht. Unsere Technik erzeugt aus Zucker dem Honig im Geschmack ähnliche Stoffe billig und in großen Mengen. Sie stellen einen Weg dar, auf dem wir unsere Zuckervorräte der menschlichen Ernährung dienstbar machen können. Wenn in jüngster Zeit der Zucker in großen Mengen als Viehfutter benutzt wird, so muß man dies, soweit die besseren Sorten in Betracht kommen, als eine vom Standpunkt unserer Volksernährung verderbliche Maßnahme bezeichnen. Nur wenn wir alle zur menschlichen Ernährung brauchbaren Produkte ihr wirklich erhalten, können wir über die durch den Krieg geschaffene Notlage hinwegkommen. Manches haben unsere Behörden schon getan, um den Konsum in richtige ökonomische Bahnen zu lenken, aber manches ist noch zu tun übrig, wenn nicht schließlich aus dem Bestreben, unsere Schweine und damit unseren Fleischgenuß auf gewohnter Höhe zu erhalten, eine wirkliche Not für die Menschen entstehen soll. Kuczynski nannte neulich das Schwein unseren neunten Feind. Gegen ihn müssen wir ebenso energisch vorgehen wie gegen die acht anderen, wenn nicht der Mangel an Proviant uns zur Kapitulation zwingen soll.

Der Aufbruch

(Aus einem Tagebuch an seine Frau)

von Walther Heymann-Königsberg †

Da stand man nun, im dunkeln Gefühl des Aufbruchs zu einer ungewissen, großen, leidvollen und vielleicht tödlichen Sendung, die vier Kompanien unseres Ersatzbataillons im Viereck um die Vorgesetzten. Der Major straffte seinen feldherrnhaften Jünglingskörper und hielt eine kurz angebundene, nüchterne Rede. Er unterbrach sie gelegentlich durch nötige Ordnungshinweise an einige, die mit Angehörigen plauderten. Die Kaserne hallte von Musik, wir zogen ab. Ich war ganz am Ende; von den Blumen und Liebesgabenzigarren, die noch auf den Straßen ausgeteilt wurden, erreichte mich wenig mehr. Ich sah vor mir die bewegte Masse, und die Luft schien mitzugehn, wo die Blumen fielen. Jemand reichte mir eine Aster, die ich am Gewehrlauf ein Weilchen mitnahm. Das Gepäck drückte schwer. Da war der Bahnhof, wo wir uns so oft adieu gesagt hatten. Und die Musik spielte. Am meisten ergriff mich ein Marsch. Ich stand auf mein Gewehr gestützt mit dem Gefühl, als wär ich ein Engel Albrecht Dürers, der sein Schwert vor sich hingestellt hat. Da war rings umher noch Abschiednehmen, Zuwinken, Losreißen, Händedrücken. Ein gutes, junges Weib in Schwarz – hübsch und menschlich – nahm uns noch Depeschen ab. Endlich saßen wir im Zug und fuhren fort. Man unterhielt sich, futterte, wies sich die Marschziele, an denen er nun vorübereilte, man sah in die Landschaft, die sich nun lange nicht wieder zeigen würde. Das Dunkle, Ungewisse blieb nun vor uns allen. Übermut wurde belacht, Großsprecherei verhallte. – Du fühltest jetzt nicht mehr so Menschen, als Stimmungen, deren Ausdruck sie wurden. Welche, die Karten schrieben, andere, darunter ich, die in Berlin, wo alle Flaggen Antwerpens Fall begrüßten, nach den bekannten Plätzen auslugten und das ferne Haus suchten. Du saßest aber in Wirklichkeit gerade bei Tisch, als wir in der Bahn über Friedenau, Potsdam nach Brandenburg weiterfuhren. Dort hatten wir ein paar Stunden Rast, ich schrieb dir, daß viel Militär umherzog. Den steinernen Roland und am Haus gegenüber den Fischblasenmustergiebel eines Hauses begrüßte ich. Im Café ließ ich mir die Flasche mit schwarzem, gutem Zeug füllen, aß im Schwarzen Adler zu Abend und stöberte hernach noch irgendwo ein Halbkörbchen Himbeeren auf. – Das Bild unserer Truppen abends beim Appell war drastisch. Vor dem Schützenhaus, wo das Etappenkommando untergebracht war, das mit zwei Scheinwerfern alles beäugte, standen in dunklen Zügen Kompanien. Irgendwo in unserer Nähe die grünen Lübbener Jäger, mit Dachsfell-

tornistern. Zwischen den Reihen standen auch bei uns die Gewehrpyramiden und lagen je zwei Rucksäcke zusammen. – Die Mädels strichen in der Nähe des „Lagers" umher, es gab kleine Techtelmechtel von Zurufen, Greifen. Endlich wurde die Ungeduld immer größer, die Zeit war um. Wir marschierten hinter den Jägern zum Bahnhof, wurden in dreizehn Wagen verladen, je 48 Mann in einen. Unser Waggon roch nach Kuhstall. Die Mannschaft fing an zu blöken „bäh – bäh" – ich stieg ein, streckte mich auf der Holzbank hin, den Rucksack als Kissen. Die Beine des Bankkameraden ordneten sich ein, – man lag. Die beiden Schiebetüren und Fensterklappen waren zu, das Flämmchen gab matt Licht, der rauchte, jener johlte. Endlich schliefen die meisten. Da begann ein „Alter" – das heißt zwei Jahre ausgebildeter Mann umherzuklettern, die Tür aufzureißen, zu lärmen, Leute aufzuwecken. Ich war dicht vor dem Einschlafen und wetterte noch mehr der andern als meinetwegen – freilich behaupteten sie andern Morgens, mein Schimpfen habe sie nicht weniger gestört. Ich sah hinterher ein, daß ich ein bißchen zu zimperlich für einen Krieger sei; doch ich war im Recht, denn als ich meinen Radaubruder andern Tages stellte, meinte er, er habe noch nicht schlafen können. In Burg bei Magdeburg war die erste Verpflegungsstelle. Wir nahmen dort Kaffee, Butterbrote und Wurst, saßen an langen Tischen in umfänglichen Holzhallen. Alles war vernünftig und ordentlich angelegt. Wir sind dann die ganze Nacht und den Sonntag über weitergefahren. Niemand wußte wohin, aber es hieß, wir kämen nach Düsseldorf und unser eigentliches Ziel, irgendwo auf dem rechten Flügel der Armee in Frankreich lag uns noch um manchen Ruhetag und manche Tagereise ferne. Wir fuhren durch den Harz, Braunschweig ins Westfälische. Überall haben uns die Menschen mit Winken und Grüßen für unser Werk gesegnet. Da war nahe Berlin eine fromme Frau, die ein fertiges Schild mit den Worten „Gott hilft" in der Hand schwenkte. Und gegen Ende der Fahrt, hinter dem Barackenlager gefangener Feinde an der Senne, fuhr ein Zug mit verwundeten Soldaten an uns vorüber. Einige auf Stroh. Die Liebestätigkeit eine richtige Kleinbürgerfürsorge, auf allen Stellen, wo der Zug hielt. Zwei größere Mahlzeiten an Verpflegungsstellen, mittags Erbsen, abends Bohnen, beide Male Fleischstücke in der Brühe. Zahllose Male Kaffee, Brötchen, gelegentlich auch Obst, Zigarren, Zigaretten, Schokolade, Traktätchen und gute Lektüre. Die Jäger waren immer noch schneller an den Freßnäpfen als wir, unser Ärger darüber benamste sie Laubfrösche, und wo wir sie auch jetzt sehn, begrüßen wir sie mit Q u a k – q u a k. – Wir schlafen viel, aber niemand langweilt sich. Da singen wir auf einmal das niederländische Dankgebet aus den Liederbüchern. Es ist ein so selbstverständlicher, überwältigender Sonntagsgottesdienst. Wir möchten alle lebendig wiederkehren und vor

allem: jeder weiß, daß niemand der sein möchte, der fehlt. Denn wir lieben das Dasein. „Wir" – das ist wieder ein neuer Begriff; und er ändert sich noch, in dieser Zeit, er wächst und nimmt zu, je mehr wir gemeinsam erleben, aber vielleicht wird er erst um so tiefer an Bedeutung, je geringer an äußerem Umfang. Wir, die Ausziehenden, jetzt – – – Ich weiß seit langem, daß zwei Menschen neutraler Art mindestens in doppelter Wechselwirkung stehen, daß sie mehr sind als ihre Summe. In der Ausbildungszeit hat mich das oft beschäftigt, und ich begriff dann den Drill nicht nur, soweit er geniale Organisation ist, also soweit jede Bewegung eine Stellung oder Hantierung zum Angriff bedeutet oder vorbereitet. Nein, auch wo der Drill banales Schema ist, erfüllt er den Zweck, jeden einzelnen zu einem gleichartigen Teil des Ganzen zu machen, damit Übersicht, Ordnung, Disziplin erzwingend. Man nimmt im Dienst jede Mißlichkeit als Vorbereitung zu Schwererem, Abhärtung und Training. Warum habe ich mich eigentlich so wieder und wieder freiwillig gemeldet, um rasch in die Front zu kommen? Zum Soldatenspielen fühlte ich mich zu ernst und zu alt und die Zeit zu groß. – Aber ich meine die Frage noch anders: Warum mußte ich mit, freiwillig, auch wenn ich nicht als Ersatzreservist jetzt erst mit zweiunddreißigjährigen Knochen eingezogen und acht Wochen ausgebildet wäre. Vaterlandsliebe und Eigenliebe. Selbstverständlich, daß ich glücklich bin, dem Deutschland etwas abzustatten, dessen Landschaft meine dauernde Wonne war. Und Lebensneugier? will ich mit dabei sein? bin ich wild darauf, Schreckliches zu sehen, nur weil es groß ist? Diese Fragen werde ich mir noch oft vorlegen, und wer weiß, wie beantworten, wenn die Feuerprobe auf das nackte Ich angewendet wird. Lebensneugier gebe ich zu. Sie ist ein erhaltendes Gefühl. Und waren wir nicht oft wie außerhalb des Lebens, wir Schriftsteller, und wie abseits stand der Gebildete vom einfachen Menschen. Ich mochte die andern gern leiden und fühlte, wir würden uns doch verstehen. Die meisten Menschen erleben Ähnliches, und einfache Leute haben auch Gemüt. Ich seh mir die Soldaten an, da um mich herum, wie sie schlafen – manchmal in Stellungen, die denen von Toten gleichen, – schreiben, in die Landschaft sehen. Das ist dies schöne deutsche Land, für das sollen wir kämpfen, das wollen wir bewahren, mehren – „Deutschland!" – Ich sehe Köpfe, die zwischen der Luke und der Landschaft stehen – ich mag ihre Schönheit, der ich sonst nachgespürt hätte, nicht viel verfolgen, denn mit müden Augen seh ich die Erde nun als ein Kampffeld, und der schönste Waldrand erscheint mir als Deckung für ausschwärmende Schützen. Ob die wunderbare neue Gemeinsamkeit – die das Keimland unserer Zukunft werden soll, alles entsühnt, verklärt, ob schon der Notwehrgedanke ausreichen wird? Ach, ihr Jungen, die ihr hier liegt und zum Auslug hinaus ins Land grüßt, ihr geschickteren und weniger gebil-

deten als ich, ich maße mir nicht an, daß ich allein so fühle. Ihr habt alle in diesen letzten Tagen, vielleicht erst so scharf, Längsfalten zwischen den Brauen und einen scharfen Zug, ein Abgemagertes und Müdes um die Mundwinkel. Manchmal, wenn ihr jäh die Gefühle wechselt, kommt so unerwartetes Deutschsein zutage, wie es auf alten Holzbildern in den Zügen steht und wie ichs vor dem Krieg noch nie so stark erkannte, etwas Starkes, Hellachendes, Schlichtes — so einfach, so genial aus einer Gemütstiefe heraus zum Richtigen springend, daß es übermütig macht. (Wagner hat das nie getroffen.) Ihr Deutschen, die ihr nicht reden könnt außer in seltenen Stunden — und wie selten einer allein — ja, wir sind alles Leute, die von unten kommen und viel im Tagwerk der wissenschaftlichen oder sonst von einer unbeherrschten Konvenienz bestimmten Zivilisation verloren hatten, — wir wollen auch das Reden lernen und das Auftreten von Leuten, denen die Welt ein Lehen ist, nicht wie Herrscher, wenn nicht auch wie Beschenkte.

Da lese ich — zufällig in einer alten Zeitschrift — Gedichte Friedrichs des Großen ins Deutsche übersetzt. Und wundervolle Worte aus seinen Gesprächen mit de Catt. „Ich möchte weder seziert, noch einbalsamiert werden!" Herrlich. Wie er die Sonne liebt, wie er in Notzeiten Verse macht, alles für sein Land will. Wie er schließlich den lieben Gott nicht mit irdischen Angelegenheiten belästigen möchte. Er dürfe auch, auf den Gartenwegen von Sanssouci im Nachdenken wandelnd, nicht fragen, ob sein Fuß einen Ameisenhaufen zerträte. —

Noch eins, Liebste. Ich dachte eine Weile daran, den Leuten durch ein paar Gedichte die Bahnzeit zu verkürzen, aber als ich in ihre Gesichter sah, auch wenn sie alberten, war ich außerstande, etwas vorzutragen. So sehr schien mir jeder in seinen Gedanken zu sein.

Soest. Wir mußten lange warten, ehe wir die Quartierzettel kriegten. Durch Gassen und Gäßchen, vor denen die Leute und die Kinder standen und uns zutulich führten, gings — ich kam in ein kleines Häusel, wirklich klein. Die Stiege so schmal, daß ich, mich bückend, kaum mit dem Gepäck durchkomme. Da kriech ich eine noch schmälere zweite hinauf und bin in meiner Kammer, — ein gutes Bett, ich schlafe.

Andern Tages, Montag, enthüllt die Stadt, eine richtige Dorfstadt, ihr Wesen. Mit einem Leben, wo Nachbarn sich in die Fenster sehn, alte und neue freundliche Fachwerkhäuser, dazwischen noch wunderbare, sogar romanische Kirchen aus grünem Sandstein. Die sauberen Gassen und die Art der Häuser, auch etwas die Menschen und der Dialekt sind dem Niederländischen verwandter noch als dem Norddeutsch-Niedersächsischen. Das alles gefällt mir, aber am ersten Tage habe ich noch nicht viel davon. Zehn Kilometer Marsch. St . . . konnte noch nicht

kommen, ich war sehr erschöpft, abends schrieb ich dir noch. — — Dann gestern der Marsch zur Möhnetalsperre, einem Staubecken, zur Versorgung der Industriestädte. Hin und zurück zusammen nur zwanzig Kilometer. Aber es war sehr schwer. Das Gepäck drückte, die Patronenkoppel scheuerte, die Füße schmerzten. Wir hielten ja größtenteils durch, machten auch große Marschpausen, aber es war doch ein Wunder, daß ichs zwang. Ein Kilometer lang auf dem — mir schwereren — Hinmarsch, trug mir ein Kamerad das Gewehr. Beim Marsch glühheiß, im Ausruhn kalt. Ja, man ist nicht der Robuste — und selbst die gedienten Alten zwingens nur schwer; um drei Uhr kam ich heim, wackelnd, aß müde Mittag. Da fand ich aber schon als Trost K. v. St.s Telegramm. Er mußte gleich bei mir sein. Und da saßen wir nun, ich wusch mir die Füße, die voller Blasen waren. Er nahm mich dann, wie ich humpelte, unterm Arm, und es ging in schönster Gemeinsamkeit in das nahe Hotel Overweg. Wir sprachen über alles, was in den zweieinhalb Stunden seines Hierseins überquoll — und er bestellte eine Flasche Sekt dazu. Er beruhigte meine Furcht, nicht zu genügen. Daß er untauglich ist, ist ihm geradezu in die Nerven gegangen. Er leidet darunter, als sei er nun ein Mensch zweiten Ranges, wovon ich ihn zu heilen suchte. Er erzählte mir noch allerhand, was die nächste Zeit bringe, — ich darf nicht sagen, was. — — Wir waren in göttlichem Einverstehn, die Flasche leer, die Zeit abgelaufen, in einer Gasse umarmten wir uns und in diesem Augenblick verlor er — mein St. — die Haltung und schluchzte auf: „mein altes Kerlchen“. Ich küßte ihn und wir trennten uns, ich ganz erfüllt.

Klage um Walther Heymann

von Albrecht Schaeffer

„Echo des Himmels, heiliges Herz! warum,
Warum verstummst du unter den Lebenden,
Schläfst, freies! von den Götterlosen
Ewig hinab in die Nacht verwiesen?“

Die dunkel unsichtbare Flut des toten Haffs
Lag ohne einen Laut in schwer verhüllter Nacht;
Kein Korn im Ufersande rann; es knisterte
Nicht eine Nadel im Bestand der Kiefern; Luft
Hielt an den Atem tief; kein Vogel schrie. So lag
Die bleiche Nehrung und die totenstille See,
Abwartend, bis vom Schlachtgefilde Soissons
Fernher ein Seufzer schwebte durch die Winternacht.

Da schauderte die Fläche, strich ein Atemzug,
Ein Vogel schrie im Traum, es rieselte vom Zweig
Der Kiefer, Körner Sandes rannen. Wiederum
Und tiefer in Erwartung sank zurück das Haff.

So nahte aus der Finsternis der Schatten nun
Die graue, abgeschiedne Seele, noch im Kleid
Der obern Welt, schwermütig wandelnd hügelauf
Und hügelab der Dünen, durch den niedern Schlag
Der Krüppelkiefern an das stille Meergestad.
Dort stand sie lang, ausschauend, bleiches Händepaar
Gefaltet um den Schaft und leise blinkendes
Metall des ruhigen Gewehrs, des Kolben still
Im Sande stand, und lauschte lange Zeit, bewegt,
Auf ihrer Heimat weite Atemlosigkeit. –
Dann, tief aufseufzend, sprach die Seele ihren Spruch:

Gegrüßt mir, Heimat! sei gegrüßt mir, Schlummernde!
Solang ich Leben hatte, hab ich dich belauscht,
Gesogen tief an deiner – ach! – Leblosigkeit,
Darin viel tiefern Lebens unterirdischer Schritt
Hinwandernd pochte. O du Seele meines Lands!
Du so vergrabne, sonderbare! ich vernahm
Dich atmen, schlafen, lächeln, immer dich bemühn
Um Licht und Frohsinn, ernste du, bekümmerte,
Mühselige, doch immer rührig tief im Schacht,
Bis einmal dirs gelang, und aus der Welle dort
Des Sandes im Gehügel blicktest du mich an!
Du regtest dich – da schaudert' ich – im Büschel dort
Des Kiefernzweigs, als hinge unsichtbar daran
Ein Falter saugend, doch ich schauderte und sah
Des Gottes goldnes Antlitz und den Mund, der dort
Dich süß berührte, auf dich lösend, auf
Ins Himmlische, wohin dich immer Sehnsucht zog.

Wir aber können, Fremdlinge, nur immer so
Uns tief bemühn; denn dies ist Pflicht; das Göttliche
Schweigt abgewandt; doch im Bemühn auch glänzt der Gott. –
Nun lauschest du. Du hörst mich an. Nun ward auch ich
Vernehmlich dir, da ich nur Seele bin. Nun brachst
Du für die Abschiedsstunde liebevoll den sonst
So ehrnen Bann und wurdest offenbar und schwebst

Über den Rändern deiner Irdischkeit und siehst
Mich an vieläugig: aus den tausend Körnern Sands,
Der Kiefern Nadeln, und mit riesigem Aug der See. —
So lebe wohl! — Wie ich denn scheide, kehrst auch du
Zurück in deine Kammern unterirdisch. Ach,
Wird einst ein Erbe meiner Liebe so wie ich
An deinen Zaubern tasten unruhvoll? wird er
Das Bannwort finden, das mit Götterflamme zart
In sein Metall zusammenschmilzt dein Zartestes
Und seiner Seele Rand, so daß ein Bild entsteht
Von dir, von dir, wie ichs gewollt? — O Heimat, so
Bewahre nur mein Blut, das nicht in Frankreich, das
— Ich weiß — an dieser Stelle troff und sich ergab
Der Ewigkeit in dir. — So bin ich immerdar
— Wo auch mein Schatten immer wandern mag — zu Haus. — —

Still blieb die See; still blieb das Land. Es wandte sich
Der Abgeschiedne letzten Blicks, umherzuschaun.
Er bebte, schluchzte leis und beugte sich und ging
Von dannen schweren Ganges hügelauf und ab
Durch Nacht — der Nächte letzter zu.
So kam er bald
Ans Tor der untern Welt, wo Regen rauschte schwer,
Im Regen schwer der Weiden schweigsame Alleen
Stöhnend sich neigten und von ferne durch den Lärm
Der Katarakte schauerlicher Donner scholl.
Er aber wanderte, in die Nachdenklichkeit
Des Todes ganz versenkt und manches Jahr, bis einst
Ein Morgen dämmerte vor ihm. Nicht Regen fiel
Im Finstern mehr. Nordischer Sonne mattes Gold
Zog sanften Flügelschlages durch die Luft, und er
Stand wiederum in seiner Nehrung ärmlicher
Sandeinsamkeit. Es glänzte blank und friedevoll
Die Wasserfläche seines Haffs; es zitterte
Der Kiefern schwärzlich zottiger Behang im Hauch
Des Lichtes; Wolke Sandes flog; und aus dem Glanz
Der Meeresweite strich ein stiller Vogelzug.
Schrei flog herbei, verhallend fern. — Die Seele war,
Die immer suchende, unendlich liebende,
In ihrer alten Heimat wieder angelangt.

***

Politische Chronik: Dokumentarisches / von Junius

Nun besitzen wir auch ein österreichisch-ungarisches Rotbuch.

Wir legen es zu den anderen farbigen Büchern, zu den Materialiensammlungen, durch welche die Regierungen der kriegführenden Nationen sich vor der großen Unbekannten der Politik, der Öffentlichen Meinung, zu rechtfertigen suchen. Den Nachdenklichen und Unterrichteten sagen sie nicht viel. Über die Methodik unsrer heutigen Diplomaten wird man sich später unterhalten können und müssen. Lästig ist, das darf man schon jetzt sagen, der moralisierende Ton dieser Schriften. Er scheint nur zu beweisen, daß der eher kollektive als individuelle Heroismus unter den Europäern der moralischen Anreize bedarf. Als ob man noch immer zum gleichen Solidaritätskreise gehörte, wird von Schuld, Sühne, Verantwortung, Gewissen gesprochen. In den Dokumenten, die Palmerstons Stempel tragen, ist die englische Anmaßung durch die Ironie des Mannes von Welt gemäßigt; Grey und Asquith sprachen, wie wenn sie von den Einweckungen und Erleuchtungen Cromwells heimgesucht wären. Der Russe Sasonow ist offenbar von Tolstois Sittlichkeitsfanatismus besessen, er nimmt sich das Recht, das Verhalten Österreich-Ungarns unmoralisch zu nennen. Man könnte es verstehen, wenn jemand auf den Gedanken käme, die farbigen Bücher seien Dokumente des bösen Gewissens.

In dem Material des Rotbuchs wurde das große Loch festgestellt, das fast den ganzen Juli bis hinab zu den kritischen Tagen ‚füllt', die der Überweisung des Ultimatums an Serbien vorausgehen. Ich habe nicht erwartet, unter den Depeschen und Instruktionen des diplomatischen Aktenbündels solche zu entdecken, welche eindeutig und einfürallemal die letzten Bestimmungsgründe der in Berlin und Wien Maßgebenden s e e l i s c h und materiell enthüllen; auch vermisse ich sie wenig, da mir die politischen Temperamente und Notwendigkeiten bekannt waren, welche die letzte Entscheidung zwingend prädisponierten, nachdem der Anlaß, in diesem Fall der Doppelmord in Serajewo, gegeben war. Wo die Grenze für den Willen zum Frieden liegen wird, und welche Motive Rücksichten Bedenken Berechnungen ihn letzten Endes bestimmen würden, ließ sich mit ziemlicher Deutlichkeit bereits aus den beiden letzten Generalproben zum Europäischen Kriege erkennen, der Okkupationskrisis von 1908/9 und der Marokkokrisis von 1911. Im Grunde war es nun gleichgültig, von wo her der Blitz einschlagen würde, ob aus West oder aus Ost. Die Identität im Wollen der Zentralmächte und des Dreiverbandes schien festgestellt. Es zeigte sich, wie unelastisch die gegeneinander stehenden Machtwillen der zwei großen Bünde geworden waren, wie die Atmosphäre der Freiheit für die Handelnden sich verengte, wie ohnmächtig auf allen Seiten

die Minderheiten waren, die an die unbedingte Möglichkeit eines Vertragswillens glaubten, und wie blind sie an den zwei Elementarkräften vorbeischielten, die verhindern, daß die auswärtige Politik friedlich und passiv bleibt: dem Nationalismus, der im Großmachtsystem kaum irgendwo „reine" Betätigungsfelder hat, und dem Imperialismus, das heißt dem Drang und Zwang, sich Rohstoffzufuhren, Absatzmärkte, industrielle Arbeitsgelegenheiten und gerechte Anteile an den Halb- und Unkulturländern des Planeten zu sichern. Diese Konfliktsstoffe lagen da, zwei riesigen Eruptionskratern gleich, und es stand nicht im Belieben Deutschlands, sich staatlich und wirtschaftlich zu entwickeln, ohne in den Aktionsradius dieser Gewalten zu geraten. Es sei denn, man meinte hinterher: das Bündnis der Zentralmächte hätte nicht geschlossen, die Rückversicherung mit Rußland nicht aufgekündigt, eigene Kolonien nicht erworben, eine Flotte nicht gebaut, der Industrialismus nicht befördert, der kapitalistische Heißhunger nach auswärtiger Anlage hätte gehemmt, das Dogma von der Saturiertheit weiter gepredigt, der Quietismus der Wilhelmstraße als Leitmotiv aufgezwungen werden müssen. Das aber hieße glauben, die Lebensform einer Großmacht sei eine künstliche und beliebiger Disposition von Staatsmännern und Diplomaten ausgelieferte Addition nationaler, geographischer, wirtschaftsstatistischer und politischer Tatsachen. Über der Summe steht ein Einheitsgefühl von nicht berechenbarer Gewalt als stärkste aller Realitäten. So ist es. Wer sich an die diplomatischen Verschleierungen der farbigen Rechtfertigungen hält, wird den Rhythmus dieses treibenden Einheitsgefühls so wenig wie die Gewalt seiner Motivkraft bei politischen Entscheidungen fassen können. Der gute Wille eines Gladstone zerschellte daran, sein schwächlicher Nachfolger Rosebery trieb schon liberalen Imperialismus. Nun merken auch unsere Demokraten und Sozialisten, leider zu spät, daß der gute Wille als Steuer der auswärtigen Politik nicht genügt. Auf dem letzten Parteitag in Jena (1911) haben sie den Imperialismus als Tatsache wegdekretiert, sie ließen die Tendenzen der liberalen englischen Politik unerörtert, sie gönnten Rußland und der Selbsterhaltungsnot der Zentralmächte keinen Gedanken: sie haben geglaubt, alle diese Unbequemlichkeiten wären weggeblasen, wenn man das Kapital der Verfügung des Privatmannes entrisse. Und sie haben Gerhard Hildebrand in den Bann getan, als er sie in letzter Stunde belehrte, man werde die Ausdehnung des kapitalistischen Arbeitsfeldes über den Planeten auf lange Zeit hinaus nicht hindern, wohl aber könne und müsse der Sozialismus für gerechte nationale Arbeitsanteile eintreten, damit die Millionen Arbeitsbienen nicht zugrunde gingen und durch Übergänge die Wirtschaft auf Risiko, der Kapitalismus, der Wirtschaft auf Versorgung, eben dem Sozialismus, Platz mache. Hier wird der Imperialismus nicht mehr als Geschäft, sondern als Funktion, als vom Fatum verhängte Mission empfunden.

Ich glaube nicht eher an die siegreiche Kraft des Vertragswillens, als bis – der Krieg sich selbst widerlegt hat. Es fehlt der große experimentelle Beweis, daß der Krieg unter den Umständen, unter denen heute die materiell mächtigen, kulturell am höchsten stehenden und offenbar unauflöslich ineinander verwobenen Staaten ihn würden führen müssen, unökonomisch und zweckwidrig, also gleich dem Laster Vergeudung von Lebenskraft sei. Es fehlt der experimentelle Beweis, daß der Krieg mit den heutigen Mitteln und nach den heutigen Methoden kein Ausleseverfahren mehr ist, die Besten, Tüchtigsten, kurz den nach Geist und Willen höheren Typus an die Spitze zu bringen. Dann würde er zum Krieg gegen den Krieg werden und welthistorisch, entgegen den Hoffnungen der einzelnen Nationalismen, für Europa etwa die Rolle haben, die der Sezessionskrieg in der Geschichte der Vereinigten Staaten gespielt hat; und der zerfetzte und fast verröchelnde Europäismus würde auf diesem tragischen Umwege zu sich, zu einer lebensfähigen Nebenordnung seiner gleichberechtigten Bestandteile gelangen. Man weiß, daß Friedrich Nietzsche ungefähr diesen Gang der Entwicklung vorausgefühlt hat, gewiß nicht aus Pazifizismus, sondern weil er in den großen Nationalitäten Europas überall ähnliche seelische und körperliche Eigenschaften einer Mischrasse, trotz allem Trennenden, durchschlagen sah. Damit vertrüge sich vorübergehend eine zunehmende Intensivkultur der Nationalitäten. Aber alles Denken ist gelähmt und alle Hoffnungen fallen lahm zu Boden, bis das Ergebnis des großen Ringens sich übersehen läßt.

Inzwischen muß man es mindestens gedankenlos nennen, wenn behauptet wird, der deutsche Imperialismus sei im Wesen härter, rücksichtsloser, weniger kompromißgeneigt gewesen als etwa der englische, – von dem krebsfräßigen Rußlands ganz zu schweigen, das, bei lächerlich geringer Siedlungsdichtigkeit und ungeheueren Rohstoffgebieten, keine der schweren deutschen Nöte außer Landes treibt. Der englische hat die humane Pose für sich, den Pharisäismus der Selbstgerechtigkeit, der heute automatisch funktioniert und darum noch in Greys Blaubuch aristokratisch wirkt. Früher, in seinen ersten biblisch-puritanischen Anfängen, war er naiv, zum Beispiel in einer Flugschrift, die beim Herannahen des mit deutschem Blut durchgekämpften Spanischen Erbfolgekrieges 1694 geschrieben wurde: „Es ist das allgemeine Interesse der gesamten Christenheit, das Haus Österreich wieder in eine gewisse Gleichheit mit Frankreich zu bringen. Dieses ‚Equilibrium' ist notwendig für die Sicherheit der Völker und ebenso für die der Fürsten. Das besondere Interesse Englands aber ist es, die Gleichheit wieder herzustellen, so daß es die Wage in der Hand haben und auf die von ihm gewünschte Seite wenden kann. Das ist das einzig mögliche Mittel für uns, nicht um das Empire of the Seas aufrecht zu erhalten ... sondern

auch zu befähigen, über den Erfolg des Krieges und über die Friedensbedingungen zu entscheiden.“ Hermann Oncken, dessen reichen historisch-politischen Aufsätzen und Reden ich diese Stelle entnehme (I 171), fügt – im Januar 1912 – hinzu: man setze für das Haus Österreich: „Frankreich“, für Frankreich das Wort „Deutsches Reich“: und man könne die Sätze des Pamphletisten noch heute in die Seele eines jeden Engländers schreiben, auch wenn die politische Terminologie etwas bescheidener geworden sei und man sich, statt mit der allgemeinen Christenheit, mit dem bescheideneren Weltfrieden begnüge. Der Kontinentaldegen, den Friedrich der Große den Donquichotte des englischen Handels taufte, das europäische Gleichgewicht, die unbedingte Seeherrschaft: hier hat man das Grundrezept des Foreign Office; es ist durch die Jahrhunderte unvermehrt und unvermindert geblieben, ob Pitt oder Palmerston, Disraeli oder Salisbury, Landsdowne oder Grey ihm vorsteht. Nur die Technik der Ausführung hat sich geändert; drei Weltreiche engen heute die britische Unbedingtheit in allen Weltteilen ein, Japan schiebt sich als unerwarteter Teilnehmer dazwischen, und in Deutschland ist eine kontinentale Großmacht herangewachsen, die man als das stärkste und lästigste Übel zu betrachten sich gewöhnt hat.

Jene ursprüngliche Naivität des Weltherrschaftsgefühls hat sich zu einem stolzen und, Deutschland gegenüber, dreisten Selbstbewußtsein gesteigert; und wenn nicht die Pazifizisten durch grundsätzlichen Verzicht auf die Psychologie des Staates und der Wirtschaftsentwicklung sich (und andere) blind gemacht hätten, so hätten sie vor ihrer falsch konstruierten Humanität die suggestive Gewalt des prophetischen Bekenntnisses warnen müssen, das schon vor achtzehn Jahren, drei Jahre vor dem entscheidenden deutschen Flottengesetz, die Saturday Review als Programm des heutigen Weltkriegs veröffentlicht hat: „England mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkeln lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke aber vielleicht noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballs. In Transvaal, am Kap, in Mittelafrika, in Indien und Ostasien, auf den Inseln der Südsee und im fernen Nordwesten, überall wo die Flagge der Bibel und der Handel der Flotte gefolgt ist – und wo ist das nicht gewesen? –, da hat der deutsche Handlungsreisende mit dem englischen Hausierer gestritten. Wo es gilt, ein Bergwerk auszubeuten oder eine Eisenbahn zu bauen, wo Eingeborene von der Brotfrucht zur Büchsenfleischnahrung, von der Enthaltsamkeit zum Handelsschnaps übergeleitet werden sollen: da suchen Engländer und Deutsche einander zuvorzukommen. Eine Million kleiner Nörgeleien schaffen den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat.

Wenn Deutschland morgen aus der Welt getilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von zweihundertfünfzig Millionen Pfund Sterling Krieg führen?'

Das Lied ist uns Deutschen seit lange vertraut. Es zeigte sich, daß dies nicht die erhitzte Sprache einflußloser Jingoes, sondern die Überzeugung fast aller Britischer war. Das Gesetz, nach dem Macaulays imperial race angetreten, wirkt unaufhaltsam weiter. Robert Seeley, dessen ‚Expansion of England' der Krieg zu den populärsten Büchern in Deutschland gemacht hat, belehrt, daß jene Ausdehnung im achtzehnten Jahrhundert ‚ein aktives Prinzip der Friedensstörung war, eine Ursache von Kriegen, die sowohl an Größe als an Zahl nicht ihresgleichen haben'. Ernest Sellière, dem wir geistvolle Studien über die romantische Krankheit (Rousseau, Proudhon, Nietzsche) und den demokratischen Imperialismus verdanken, führte vor einigen Jahren (1905) einmal aus, daß die wirklichen Erben des darwinischen Gedankens nicht die Moralisten Großbritanniens, sondern seine Politiker seien. Der englische Imperialismus, meint er, sei eine aristokratische These, die aus der angelsächsischen Rasse den intellektuellen und physischen Generalstab der Menschheit macht, von Gott dazu bestimmt, diese zuerst in ihrer Gesamtheit zu beherrschen und dann, aus dem Gefühl der moralischen Verantwortung heraus, unmerklich bis zur Höhe ihrer einstweiligen Herren zu erheben. So fällt zum Schluß, unter den Händen dieses Generalstabs, Imperialismus mit Humanitarismus zusammen. Aber bis dahin ist der Weg lang und muß erst noch Deutschland zerschmettert werden. Wahrscheinlich stellt sich heute der französische Philosoph auf die Seite des oben angeführten Reviewers, der, Bismarcks Worte an Ferry programmgemäß ändernd, Frankreich und Rußland zurief: ‚Sucht euch Kompensationen! Nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt: ihr könnt es haben.'

Nie hat eines Publizisten Feder die Zwangsläufigkeit des europäischen Schicksals so einleuchtend gemacht. Was folgte, die vorbauenden Verträge mit Japan, mit Frankreich, mit Rußland, die militärischen Abmachungen und Konventionen, die Vorbereitungen zu den Balkanbünden und -kriegen, die Zähmung aller nebenherlaufenden Ehrgeize (Italien, Griechenland), die Rüstungen, Mobilisationen, Pressefeldzüge, Ministerreden (die drohende von Lloyd George während der Marokkokrisis; die gehaltenere Churchills vom 9. Februar 1912: die englische Flotte eine Notwendigkeit; die deutsche: eine Art Luxus), Fürstenbesuche (der Zar in Racconigi, Edward VII. in Reval): das rollte sich von der Zeitwalze mit zermalmender Unerbittlichkeit ab — die Illusionisten des guten Herzens aber standen zuredend daneben und warteten, statt sich zu revidieren, auf das große, große Wunder.

Ich schiebe die farbigen Bücher beiseite, die nur zu lesen versteht, wer früher erworbene Erkenntnis in sie hineinträgt, um des Lesers Augenmerk auf Ferdinand Tönnies' umfangreiche Schrift über die ‚Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung' zu lenken (Berlin, bei Julius Springer). Der Verfasser, den wir als einen der scharfsinnigsten und vorurteilslosesten deutschen Denker verehren, welcher ein langes Gelehrtenleben an die Erforschung englischer Philosophie und Wirtschaft gewendet hat, und der in den intimsten Kreis der hohen englischen Gesellschaft zugelassen war: er läßt nicht die Leidenschaft, sondern Kenntnis und disziplinierte Urteil sprechen. Er hat englisches Wesen zeitlebens geschätzt, fast geliebt, und es wird ihm nicht leicht geworden sein, sich aus englischen Quellen und Schätzungen die niederschmetternde Größe des Immoralismus zu bestätigen, der als schaffendes Prinzip dem britischen Weltreich den Atem eingehaucht hat und es noch regiert. Die Zeugnisse sind bis auf die jüngste Zeit fortgeführt, bis auf Ägypten, den Burenkrieg, Persien und den Weltkrieg. Einen Irrtum möchte ich berichtigen. Tönnies meint, Grey und Churchill, ehemalige Tories, seien Fremdkörper im liberalen Kabinett, das seit 1906 England verwaltet. Von Grey galt es, er teile mit John Morley und dem „Expropriateur" Lloyd George die politische Grundgesinnung, er kann also nicht Tory gewesen sein. Aber das ist hier gleichgültig. Es kennzeichnet die modernste englische Entwicklung, daß der Imperialismus Gemeinbesitz der beiden historischen Parteien geworden ist. Die Trennung bestand nur so lange, als die Freihandelslehre nicht nur Leitmotiv der Handelspolitik, sondern eine Gesinnung, ein Lebensideal war, wie bei Cobden, Bright, Gladstone, zum Teil noch bei John Morley. Da war der Handel gedacht als System gegenseitiger wirtschaftlicher Ergänzung, als Werkzeug zu umfassender Solidarität, als Friedensbereiter. Lange vor 1906 war die Freihandelsgesinnung aber auch bei den Liberalen erschüttert, die hysterische Furcht vor der deutschen Konkurrenz hatte sie ins Wanken gebracht und wurde, von Literatur und Dichtung abgesehen, in dem Markenschutzgesetz von 1887 sehr sichtbar. Bald darauf trat der liberale Imperialist Rosebery, ich sagte es schon, Gladstones Erbschaft an. Ich will dabei nicht verweilen. Wer die cant-umwickelten Methoden der englischen Weltpolitik kennen lernen will, greife zu Tönnies' Schrift. Sie ist nicht geschrieben, um aufzustacheln, sondern ein Kapitel aus der Geschichte des Immoralismus zu vervollständigen. Dagegen gehalten, liest sich das Rotbuch wie eine Fibel der Moralwissenschaft.

Anmerkungen

Zur Polenfrage

Im letzten Oktoberheft der „Neuen Rundschau" habe ich ganz kurz (ausführlicher in dem Büchlein „Die Zukunft des deutschen Volkes" und in der „Zukunft" vom 18. Oktober 1913) die Ansicht begründet, daß ein Krieg mit den Westmächten durch kein Lebensinteresse eines der drei Staaten geboten war und demnach hätte vermieden werden können, daß wir dagegen zu einer Auseinandersetzung mit Rußland früher oder später gezwungen werden würden, weil der Koloß uns zu erdrücken droht und weil der russische Staat Kolonialland, das wir brauchen, teils besitzt, teils uns versperrt. (Expansion nach englischem Muster halte ich für verderblich; man wird ja sehen, wie das britische System die Feuerprobe besteht, der leichtsinnige Staatsmänner es jetzt unterworfen haben.) Ich mußte also in den Polen unsre natürlichen Bundesgenossen sehen und habe deshalb die gegen sie erlassenen Gesetze vom ersten Anfang an bekämpft. Der Krieg hat nun die öffentliche Meinung in meinem Sinne umgestimmt: für die russische Gefahr hat er die Augen geöffnet, und die preußischen Polen sind in den Burgfrieden eingeschlossen worden.

Wenn man aber erwartet hat, die russischen Polen würden den Dank dafür sofort durch eine Revolution abstatten, und deren Ausbleiben ihnen zum Vorwurf macht, so ist das gelinde gesagt sonderbar. Den preußischen Polen hat man es sehr übel genommen, daß sie, zwar keine Revolution machten, aber drückende Ausnahmegesetze nicht stillschweigend über sich ergehen ließen; wie kann man es da den Polen Rußlands als Sünde anrechnen, daß sie nicht bei der ersten Gelegenheit gegen ihre — immerhin was man so nennt — rechtmäßige Regierung rebellieren? Und war ihnen denn bis jetzt wirklich Gelegenheit geboten? Die Polen wissen: 1831 haben sich unsre Großväter, 1863 unsre Väter verblutet, obwohl im Beginn der ersten dieser Revolutionen nur 20000, 1863 anfangs nur 100000 Mann russisches Militär im Lande standen. Im August 1914 hielt ein Heer von 400000 Mann, das allmählich auf eine Million anschwoll, Polen besetzt, und alle Waffenniederlagen waren den Polen gesperrt, ihre Jünglinge und Männer wurden ins russische Heer gesteckt; wäre da nicht der Versuch einer Erhebung törichter Selbstmord gewesen? Und wie, wenn die Russen siegen? Wir Deutschen freilich erwarten zuversichtlich den Sieg, weil wir von der moralischen und organisatorischen Überlegenheit unsers an Zahl schwächeren Heeres überzeugt sind, aber der nichtdeutsche Beobachter sieht doch vorläufig (Anfang Februar) weiter nichts, als daß die Deutschen Westpolen, die Russen Ostgalizien besetzt halten und daß das Zünglein der Wage schwankt. Der Sieg Rußlands muß also den Zuschauern des schrecklichen Ringens wenigstens möglich scheinen, und siegte Rußland, dann würde die Strafe für einen Aufstand — man kennt ja Väterchen — Ausrottung, und finis Poloniae wirklich gekommen sein.

Den Tadlern der gegenwärtigen Haltung der Polen hat sich auch Herr George Cleinow angeschlossen, den ich persönlich sehr hoch schätze. Daß er nichts weniger als ein Polenfeind oder Russenfreund ist,

beweisen viele Äußerungen in seinen Grenzboten und sein ganzes, auf genauester Kenntnis Rußlands und Polens beruhendes, ausgezeichnetes Werk über die Zukunft Polens, und in seinem – ebenfalls „Die Zukunft Polens" überschriebenen – Artikel im Januarheft der „Neuen Rundschau" trifft er mit mir zusammen in dem Satze: „Die Polen den Russen überlassen, hieße alle Gefahren, die seit zweihundert Jahren von Rußland aus gegen Preußen heraufzogen, in vergrößertem Maßstabe erneuern". Zunächst wäre das eine Einladung zur baldigen Wiederholung des Kosakenbesuchs in dem von der bisherigen russischen Grenze umklammerten Ostpreußen. (Überhaupt diese südöstliche Grenze des Deutschen Reiches von Memel bis Lindau! Sie müßte, militärisch angesehen, eine Ungeheuerlichkeit genannt werden, wenn Bismarck nicht seine Schöpfung durch das deutsch-österreichische Bündnis korrigiert hätte, das hoffentlich der Krieg in eine unlösbare Lebensgemeinschaft zusammenschmieden wird.) Wenn bei solcher Gesinnung Herr Cleinow die jetzige Haltung der russischen Polen mit einer an sich nicht gerechtfertigten Schärfe rügt, so geschieht das ohne Zweifel zu dem Zweck, sie zu größerem Eifer für die Befreiung aus der russischen Sklaverei anzuspornen.

Diesen Zweck scheint ja seine Kritik auch schon erfüllt zu haben, wie die Entgegnungen beweisen, die ihm geworden sind. Die vom Ritter von Jaworski herausgegebene Wiener Wochenschrift „Polen" gibt in der Nummer vom 15. Jänner Herrn Cleinow das Zeugnis, daß er den Polenführern der Vergangenheit gerecht werde und dem polnischen Volke den richtigen Weg weise; was aber seinen Tadel ihrer gegenwärtigen Haltung betreffe, so seien die „Tatsachen", auf die er sich stütze, keine Taten, sondern nur unter der russischen Knute zustandegekommene Kundgebungen. Diesen stehe eine große politische Tat gegenüber: die Schöpfung der polnischen Legionen, die zwar in Galizien organisiert, aber aus dem Geiste des Königreichs geboren seien, denn sie beständen größtenteils aus der dortigen Jugend. „Woher kommt ihre kaltblütige Todesverachtung? Wie ist es möglich, daß Soldaten, die vor fünf Monaten ins Feld zogen, nach dem Ausspruch hoher Militärs im Kampfe den Eindruck der in jahrelangen Kriegen gestählten alten Garden Napoleons machen? Weil es die nationale Idee ist, die ihnen voranleuchtet, und der nationale Instinkt, der sie führt. Und warum ist in Rußland die von hohen amtlichen Stellen protegierte Bildung analoger Legionen ‚gegen die Deutschen' kläglich gescheitert?" Man hat den Opfermut dieser mehr als 25000 Legionäre um so höher zu schätzen, da sie, wenn sie den Russen in die Hände fallen, nicht als Kriegsgefangene behandelt, sondern als Staatsverräter gehängt werden. (Dasselbe Los ist nach neueren Berichten den rumänischen Legionären beschieden, obwohl diese sämtlich österreichische Staatsangehörige sind und unter dem Kommando österreichisch-ungarischer Offiziere fechten.)

Ausführlicher als die Wiener Zeitschrift hatte vorher schon W. Feldmann, Redaktör der Krakauer „Krytyka", die im 41. Hefte der „Grenzboten" erhobenen Vorwürfe zurückgewiesen. Aus seinem Offenen Briefe an Herrn George Cleinow und Herrn Maximilian Harden (Berlin bei Karl Curtius) und aus den Mitteilungen des polnischen Preßbüros (Berlin-Charlottenburg) erfährt man unter anderem, mit welchen Versprechungen die russische Regierung, unterstützt von der englischen und der französischen Presse, beim Ausbruch des Krieges die Polen zu ködern bemüht gewesen ist, wie auf ihre Anregung in Warschauer Theatern Polenlieder gesungen und in altrussischen Städten Kundgebungen zu Ehren des wiedererstehenden Polens veranstaltet worden sind, während sich Berlin und Wien in Schweigen hüllten und Herr Harden die Erlasse einiger Generale, die den Polen Befreiung verhießen, als bedeutungslos hinstellte durch die

Erinnerung an den Ausspruch Bismarcks: das in Feindesland von einem General Verkündigte falle nicht in den Bereich staatsrechtlicher Untersuchung. Was die unter russischem Druck zustandegekommenen Loyalitätskundgebungen betrifft, so stehe der offiziellen Warschauer Russenpartei das unterirdische Warschau mit seinen elf Unabhängigkeitsgruppen und seiner im Verborgenen arbeitenden geheimen Presse gegenüber. Aus Eigenem möchte ich noch die Vermutung beifügen, daß Gutsbesitzer, welche die Loyalitätsadressen unterschrieben haben, von der Besorgnis geleitet worden sein mögen, schon die Unterlassung einer Kundgebung in einer solchen Krise könne ihnen ihre Güter kosten, — über die bevorstehende Enteignung alles deutschen Grundbesitzes in Rußland hat Herr Cleinow in Nummer 46 der vorjährigen Grenzboten berichtet.

Karl Jentsch

Räuberbande*

Dieser Roman hat mir viel mehr Lust gemacht, selber einen zu beginnen, als mich auf das Besprechen zu stürzen. Es gibt Bücher, die das Feuilleton, mit dem man sie entdeckt, fertig in sich tragen, und vielleicht haben das die reifen mit den seichten sogar gemeinsam. Andere wieder, Anfangswerke, sind so, daß man vernünftigerweise nichts tun sollte, als energisch und herzlich Propaganda für sie zu machen und dabei weiter nichts zu versichern als: hier ist neues Können, neuer Stil, geniale Seiten, starke Kapitel, Zukunft und Versprechen.

Ich weiß: nichts erscheint einem als Autor ungereimter, als die ewige Vertröstung auf die Zukunft; hier ist das Opus, denkt nicht an die Nummer, die dahinter stehen wird, nehmt es, wie es ist, mit Gekonntem und Nichtgekonntem. Gewiß, und doch ist es durchaus berechtigt, auf das Buch zu warten, in dem der Stil des Dichters rein und klar sich dokumentieren wird.

Frank hat das zweite Buch schon geschrieben, aber es kommt des Kriegs wegen nicht heraus. Schade; ich mache mich anheischig, wenn es erschienen sein wird, über diesen neuen Schriftsteller völlige Rechenschaft abzulegen, und vieles, was ich in dem ersten Roman vermute, wird sich dann bestätigen; aber das hat ja Zeit, und so will ich nur kurz von der „Räuberbande" sprechen — nicht so, wie ich sie empfand, als ich sie zum zweiten Male las, denn da war ich schon hingegeben und fand alles begreiflich, weil ich alles begriff, sondern vom Standpunkt der ersten Lektüre aus, als ich nüchtern war.

Der Roman beginnt mit einem Kapitel, das fabelhaft „gesehen" und „hingestellt" ist, einem Abend auf der uralten Mainbrücke in Würzburg. Die Heiligenstatuen, die Festung und unter ihren Mauern Weingärten, die dreißig läutenden Kirchen der katholischen Stadt, die winkligen Gassen, in denen bodenständige Philistrosität wohnt, das ist der äußere Rahmen. Spielende Knaben, Ministranten, ein durchgehendes Pferd, das wie in einer Till Eulenspiegelszene gegen kniende Beter anrennt und dann stehen bleibt und „den Schwanz hebt", eine Dogge, eine staubige Infanteriekolonne, ein Angler, alles was über die Brücke zieht, das ist die Bewegung in jenem Rahmen. Zusammengenommen ergeben Rahmen und Bewegung nicht ein malerisches Bild, denn das Malerische ist kitschig, wohl aber ein gemaltes Bild — in einem ganz und gar modernen Stil, zwischen der steilen Linksschrift, die mit Cézanne begann, und einem bewegteren Zusammenstürzen der Objekte, wie man es heute kennt — zwischen der erstarrten Geste, die die Ewigkeit des Moments festhält, und der heftigen Bewegung, die sie aufhebt. Es ist für mich kein Zweifel,

* Leonhard Frank, Die Räuberbande. Bei Georg Müller, München

daß der Prosastil, der aufkommt und zu einer neuen Größe drängt, in den Experimenten unsrer jüngsten Maler eine Parallele hat; und deswegen habe ich soviel Interesse und soviel Respekt für das erste Kapitel der „Räuberbande", weil es durchaus technisch beurteilt werden will.

Die Bürger werden in ihm Bürger genannt, und das ist: überlegen, ironisch und doch wieder bis zu einem gewissen Grade gutmütig. An bestimmten entscheidenden Stellen habe ich immer wieder an diese Behandlung des Bürgers gedacht; denn Ironie, Überlegenheit und Gutmütigkeit heben sich auf, keine der drei Auffassungen ist allein da, und so ergibt sich eine vorgeschrittene Mischung, die an ein lautloses und unkontrollierbares Lachen erinnert, rein körperlich genommen: man fühlt die Erschütterung der Muskeln, aber das Gesicht bleibt regungslos — nur ist in seiner Lässigkeit eine intensive Beobachtung.

Und noch etwas bei Gelegenheit dieser Bürger: am Anfang glaubte ich an ihnen die Einwirkung Heinrich Manns zu verspüren. Wenn sie da war, ist sie aber bereits überwunden. So hoch ich Heinrich Mann schätze — mein deutsches Gefühl (und diesem Gefühl gehört die große Zukunft) zwingt mich, höher als die äußerliche Geste des Heroischen eine hundertmal zurückgehaltene und dann doch bewilligte Güte zu stellen. Die deutschen Erzähler von heute besitzen diese Art von Seelenhaftigkeit noch nicht, weil sie es mit Seele und Güte zu eilig haben, weil sie ihnen wie einem sicheren Hafen von allem Anfang an zusteuern und sich so um die eigentliche Aufgabe bringen, die großen Stürme und die verzweifelten Schiffbrüche zu erleben. Auch da sind wieder die Jüngsten mit ihren grellen Experimenten doch die Tapfereren und Interessanteren. Wer heute nicht zu sagen wir fünfzig Prozent selbstzerstörerisch sein kann, bleibt nur ein Epigone und wird nicht in die neue Zeit übernommen werden; wer es zu sechzig Prozent und mehr ist, wird ein Vorläufer bleiben. Radikalismus und alte Solidität halten sich gegenwärtig in unsrer Literatur untergefaßt, es ist ein Übergangszeitalter, das der Krieg beschleunigt.

So bringt auch Frank Kapitel wie das im Schlachthause, die vom bürgerlichen Standpunkt verzerrt, und von einem neurasthenischen Haß gegen das Bürgerliche sind. Aber eben das, die brutale Selbstentblößung, das hinausgeschriene Grauen vor der grausamen und doch so armen Bestie Mensch, die Schamlosigkeit des eigenen Bekenntnisses, die innere Haltlosigkeit, neben der ihr äußeres Symbol, die Boheme, nur eine Opernkulisse fürs Auge ist — das alles ist heute notwendig. Man kann Barrieren nicht umgehen, man muß sie erstürmen.

Im übrigen ist „die Räuberbande" die Geschichte eines Dutzends junger Lümmel, nur klingt das humoristisch, während an die Stelle des Humors, der von der Kunst endlich energisch ausgeschieden wird und nach meiner Ansicht auch nichts darin zu suchen hat, bei Frank eine Mischung von beschreibendem Ernst und immanenter Groteske tritt. Aus dieser Schar löst sich eine Gestalt, Oldshatterhand genannt. In dem Maße, wie die Bande mannbar wird und damit umfällt, wird er menschlich, tragisch, ergreifend, ein armer Junge von Lehrling, dem keine Bildung, keine Eltern beistehen und der dem plötzlich in ihm erwachenden „Höheren" mit einer unvergeßlichen Hilflosigkeit gegenübersteht. Am Ende wird er etwas wie ein Maler, aber am Anfang und auf dem Wege empfindet sein Volkshirn diese Sehnsucht beinahe wie eine Erkrankung, die seinen Organismus ergreift, da er gar nicht Bescheid weiß.

Die erste Hälfte des Buches ist zu lang und breit, und die Aufgabe, die Räuberbande nur als Rahmen um Oldshatterhand zu legen, ist nicht gelungen; eine Art Schutzengel tritt neben den Knaben, der „Fremde", ein mystischer deus

ex machina, direkt aus Wedekind übernommen — aber das schadet alles nichts. Solche Wenn und Aber erinnern mich an eine Stelle bei dem Literarhistoriker Vilmar, die ich aus meiner Schulzeit behalten habe; wer an E. T. A. Hoffmann Geschmack gewinnen könne, für den seien Schiller und Goethe verloren. Das kam mir damals schon wie eine Beichtstuhldrohung vor, man werde der ewigen Seligkeit verlustig gehen.

Otto Flake

Die Entwicklung Sibiriens*

Die Frage einer überseeischen Verbindung des russischen Reiches mit dem Westen ist gegenwärtig an der Tagesordnung. Es ist eine wirtschaftliche, staatliche und kriegerische Frage. Denn der Zarenstaat ist durch seine Feinde so gut wie völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Archangelsk ist zugefroren, und auch Wladiwostok ist nicht eisfrei. Immerhin war bis in den Dezember Archangelsk für den Verkehr mit England und Amerika von ausschlaggebender Bedeutung. Von ähnlicher Wichtigkeit wie für das europäische Rußland ist die nördliche Seeverbindung für das asiatische. Seit Jahrhunderten hat das Rätsel der nordöstlichen Durchfahrt die Gemüter beschäftigt. Schon 1595 haben die Lösung des Rätsels Holländer in Angriff genommen, Berens und Genossen. Ihr Ziel war das ferne Katai; bloß um einen neuen Weg nach Ostasien zu finden wagten sie die gefahrvolle Reise. Sie sollte schon auf Novaja Semlia enden, wo die Holländer zum Überwintern gezwungen wurden. Ein Menschenalter vorher hatte noch ein anderer mit dem Problem gerungen, ein Mann, der schon von seiner Heimat aus an alle Schrecknisse der Polargegenden gewöhnt war, Dietrich Blevken aus Island. Aber auch er war über die Straße von Waigatsch nicht hinausgekommen. Seitdem haben sich viele andere kühne Abenteurer, Offiziere, Wissenschafter, Händler und einfache Matrosen an dem Probleme versucht, bis dessen Lösung 1879 dem Schweden Nordenskjöld gelang. Es handelt sich bei der Fahrt der „Vega" überwiegend um wissenschaftliche Zwecke. Rein kaufmännischer Art waren dagegen die Vorstöße, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Schotten, darunter in erster Linie der Kapitän Wiggins, unternahmen; sie erstrebten und erzwangen die Durchfahrt durch das Karische Meer und die Straße von Waigatsch nach den Mündungen des Ob und des Jenissei, um schließlich bis zur Stadt Krasnojarsk im Herzen Sibiriens vorzudringen. Dieser Weg von Europa nach Mittelsibirien ist weitaus der kürzeste, und außerdem, wenn anders die Schiffe sich nicht verspäten und im Flusse oder im Meere einfrieren, zugleich der billigste, da ja Seefracht immer sehr viel billiger ist als Eisenbahnfracht. Das leuchtete auch Hamburger Kaufleuten ein, die einen Schiffahrtsdienst von Krasnojarsk nach der Hansestadt namentlich für Getreide und Butter einrichteten. Für Personenverkehr kam allerdings diese Linie nicht in Betracht. Eine Zeitlang ging nun die Sache ganz gut, aber dann stockte sie plötzlich. Die einen sagen: es hätte an den Launen der Natur gelegen, denn die Meeresströmungen wechselten und brächten Eisberge in Gewässer, die früher von ihnen frei waren, und behinderten dadurch unerwartet die Schiffahrt. Andere sagen, es hätte sich herausgestellt, daß schließlich doch das sibirische Getreide loko Hamburg teurer gewesen wäre als amerikanisches oder selbst einheimisches. Sei dem, wie ihm sei, die Schiffahrt um das Südende von Novaja Semlia herum schlief wieder ein. Sie neu zu erwecken trat neuerdings ein Skandinavier auf den Plan, Fridtjof Nansen. In einem äußerst menschlichen und doch gründlichen und wissenschaftlichen

* Fridtjof Nansen, Sibirien ein Zukunftsland. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Buche stellt der berühmte Polsucher seine Fahrt durch Eis, die im August anfing, nach dem Jenissei und weiter dar. Es ist ein Buch der Erdkunde, beschreibender Völkerkunde, der Jagd und anderen Sports, des Handels und der Kaufmannschaft, endlich der Politik. Jedermann kennt die wunderschönen Erzählungen, die uns Nansen vom Eskimoleben schenkte. Mit gleicher Meisterschaft schildert er jetzt das tägliche Leben der Samojeden und der leider langsam zu Grunde gehenden Ostjaken. Der Grund des Untergangs ist der Schnaps und die Unfähigkeit, sich der Straßenwalze neuzeitlicher Zivilisation entgegenzustemmen. Nicht minder bekannt ist ein jüngster Versuch Nansens, die Entwicklung von unserer Kunde des europäischen Nordens und von Grönland zu erörtern. Diese Eigenschaft des Historikers bewährt der Norweger in der sorgfältigen Zusammenstellung (wo allerdings der Isländer Blevken fehlt) über die Erschließung des Karischen Meeres. Von besonderem Reiz ist seine Behandlung der gelben Frage. Auch sie leitet er durch geschichtliche Darlegungen ein. Leider finde ich auch bei ihm nichts über eine Angelegenheit, der ich schon seit Jahren nachjage, ohne eine andere als eine mündliche Quelle gefunden zu haben, nämlich über eine Ansiedlung von Deutschamerikanern, die 1860 von Kalifornien nach dem Usuri geschafft worden wären. Jetzt sind schon zwei Drittel Millionen weißer Siedler im Amurgebiet, denen vor sieben Jahren 120000 Chinesen und Koreaner gegenüber standen. Ohne die Gelben geht es schon gar nicht mehr. Da wohnt etwa ein Russe in einem städtischen Hause, das chinesische Arbeiter aus mandschurischem Holz erbaut haben; der Ofen ist aus chinesischen Ziegelsteinen gemauert. Ein mandschurischer Diener bringt des Morgens Wasser aus dem Brunnen, ein chinesischer macht den Tee, das Brot, das der Hausherr dazu ißt, stammt aus einer Bäckerei, die von Chinesen betrieben wird, und ist aus mandschurischem Mehl, chinesische und koreanische Händler kommen dann ins Haus, um Eier, Gemüse und Obst aus Schanghai anzubieten. Der Boy wandert in den Basar, um mongolisches Fleisch zu kaufen. Das Kleid der Hausfrau hat ein chinesischer Schneider gemacht; wenn es heiß wird, hüllt sich der Hausherr in seine Tschetschundscha. Ein koreanischer Hausknecht hackt das Holz. Nicht minder arbeiten in den Goldbergwerken und an den Eisenbahnen Sibiriens Tausende von Ostasiaten. Viele haben sich auch als selbständige Landwirte niedergelassen.

Begreiflicherweise hat die neuste Reise Nansens, die im Sommer 1913 stattfand, nicht verfehlt, ziemliches Aufsehen zu erregen. Fachmänner haben sich über ihre Ergebnisse nicht allzu günstig ausgesprochen. Sie meinen, die Zeit, die für die Schiffahrt durch die Karerseen in Betracht komme, ein Sommer von zwei bis zweieinhalb Monaten, sei eben doch gar zu kurz. Und die treibenden Eisberge und Eisfelder seien zu lang und zu häufig. Sie halten mehr von einem Kanal zwischen Ob und Wolga. Der würde jedoch 185 Millionen Rubel kosten, und erfahrungsgemäß wird der Voranschlag immer überschritten. Außerdem: das offene Weltmeer ist eben einmal billiger als ein künstlicher Kanal.

Albrecht Wirth

Deutsche Zeitung

Gewisse telegraphische Fragmente über die Begebenheiten an der Front und in den feindlichen Ländern wirkten wie Nachtgeräusche, erschütternd, aufwühlend, auch teuflisch und vergiftend. Vermutungen und Gerüchte, zu Nachrichten „konvertiert", trieben auf die beschäftigungslosen Stadtmenschen zu. Ursprungszeugnisse wurden hinzugedichtet und geglaubt. Das ganze wartende Volk dichtete mit; Zeitungen und

Journalisten drückten nur das Ergebnis dieses geschreckten, hysterisch-erfinderischen Wesens aus. (Es ist nicht richtig, daß sie es verursacht haben. Wo keine Zeitungen vorhanden waren und falsche und halbfalsche Behauptungen von Mund zu Mund gingen, betätigte sich die Phantasie noch heftiger; das zeitungslose Altertum benahm sich bei verschwommenen Katastrophenmeldungen nicht besser.) Das volle Licht der Wirklichkeit (von den ersten größeren Berichten, Feldpostbriefen und Augenzeugen gespendet) hat Ruhe und Ernst gebracht. Die Ungewißheit wird man auch auf Kommando niemals vertragen, dazu ist der Einsatz zu groß, die Verbundenheit der Kampffäuste an der Linie mit den Gehirnen der Zurückgebliebenen zu mächtig. — In jenen Tagen war das innere England und Frankreich Märchenland, unerreichbar wie vom Weltverkehr geschiedenes Polargebiet. Über die Neutralen drang einiges durch, aber schon zugerichtet und in prahlender Absicht geformt. Da wagte sich der Luxemburger Norbert Jacques abenteuerlich reporternd hinaus und vollbrachte mit dem Ziele eines deutschen Journalisten eine Leistung, die rechtens zwischen Spionage und Erkundungsreise steht: er begab sich, um für seine deutsche Wahlheimat ins Innere der Engländer und Franzosen zu sehen, im Spätherbst nach London und dann nach Frankreich, kam nach Bordeaux und fuhr gar, als man die Regierung wieder nach Paris verlegte, ein Stück weit im Sonderzug der Diplomaten und Minister zurück. Was er aufnahm, gab er in einer bunten Reihe von Zeitungsaufsätzen, die in diesen Tagen in Buchform erschienen sind.* Und was diese Aufsätze enthalten, gehört immerhin zum Lesenswürdigsten, das die Kriegsjournalistik der letzten sechs Monate gezeugt hat. Es wird Dokument, wird Stoff bleiben – für alle, die sich später dickbändig und ausgefeilt äußern werden und das Beständige und Endgültige (über diese Gegenwart) niederlegen wollen. Es sind vielfach nur Notizen, die sich inmitten einer auch beim Schreiben fortdauernden Verwirrung in Druckzeilen verwandelten. Es ist eine höchst eilfertige Besitzergreifung von Eindrücken, die vielleicht erst dann das Bedeutende offenbaren (das hinter ihnen ruht), wenn wir sie abermals durch ein Medium sieben. Versteht sich: Was Jacques bringt, kommt aus einem Verstand mit dem Willen zu Deutschland. Dieser Wille klingt durch, nur einmal — am Schlusse des Buches — auf einer Solotrompete, und sonst auf einem taktvoll mitschwingenden Begleitinstrument. Und versteht sich außerdem: Was Jacques weitergibt, ist Augenblicks- und Zufallsgesicht, in hastiger und oft zusammenhangsloser Nachzeichnung. Und zum dritten Male versteht sich: Man spürt da und dort legendäre und anekdotische Umbiegungen; ohne Mogelei, aber doch mit Phantasie wird zur Stimmung hinaufstilisiert und dialogisch hinabstilisiert. Aber im Vorwort erwähnt Jacques selbst die zeitliche Gebundenheit, und nach allen diesen Abzügen bleibt die Tat eines Tageshistorikers. Von dem Gespenst des Erwischtwerdens immer begleitet, fährt er dahin, ganz Reisemuskel und Schreibnerv, immer in Bereitschaft, immer in jener außerordentlich aufreibenden Spannung des Pflichtschauens und des Erlebniszwangs, von der nur der Journalist im Geschäft des Tagesreportage eine Ahnung hat, der sprungtüchtige, in galoppierender Erregung schaffende Zeitungsmann, der Energien aufzehrt, die Tragik der Verschwendung empfindet und von der Unlösbarkeit der Aufgabe meistens geplagt ist. Zwischen London und Paris stand Jacques einmal in meinem Züricher Arbeitszimmer; es war unmittelbar vor der Reise nach Genf, dem Einbruch in Frankreich. Ich hatte die Londoner Impressionen gelesen und einen verbrauchten Mann erwartet. Aber er stellte sich rot und aufrecht ein und kam wie von einem

* Norbert Jacques, London und Paris im Krieg. (S. Fischer, Verlag.)

gesunden Spaziergang, bei dem man dickhäutig und gleichmütig geblieben ist, sprach ohne jede Fahrigkeit, und ging wie eine eingestellte Uhr zu dem Zug nach dem Welschland weg. Ebenso sachlich ist meist der Ton seines Vortrags. Wenig von dem novellistischen Putz, um dessentwillen der Großreporter des „Corriere della Sera", Barzini, übertrieben geliebt wird, und glücklicherweise nichts von dem, was Franzosen an ihrem Huret joli und spirituel finden. Qualitative Festfleischigkeit ist in ihm. Was er über England sagt, ist wuchtiger. Man merkt, daß er die englische Substanz anerkennt. Frankreich beträgt sich nach Jacques provinziell, achselzuckend, nervös, geschwätzig, ohne die Kraft, sich selber sehen zu wollen. Die Verantwortung dafür auf Jacques! Wer französische Filme gesehen hat und empfindlich ist, vermag ähnliches aus Gesichtern, Gebärden und Feierlichkeiten herauszulesen. — Schwer, über einen einzigen Menschen das letzte Wort zu sagen, noch schwerer, über 35 Millionen Menschen auf Grund einer mehrwöchigen Reise. Aber die Aufstellungen auf den 212 Seiten des Jacquesschen Buches büßen trotzdem nichts von ihrer (relativen) Echtheit ein. Alles ist ehrlich gesehen, ohne windnasiges, diplomatisches Getue. Die ästhetische Kühle, selten unterbrochen, bestätigt die ehrliche Absicht. — Dieser Arbeit ist innerhalb der journalistischen Taten dieser Tage ein Platz anzuweisen, weil ihr Bestand an wesentlichen Aufschlüssen Allgemeinwert und vermutlich manchen praktischen Nutzen geschaffen hat. In diesem Sinne deutet sie den Stand der deutschen Zeitungsmenschen, unter denen die Schriftsteller, wie Norbert Jacques, bezeichnenderweise die Führenden sind. Und dieser Stand braucht eine sichtbare Verstärkung. Nicht deshalb, weil es in deutschen Landen an gescheiten und befähigten Journalisten fehlt und viele ihnen zum Nutzen der Nation beitreten könnten, sobald dieser Beruf aufhören würde, eine Sackgasse zu sein. Sondern weil es trotz vieler wertvoller Zeitungsmänner vorwiegend einen national-zentrifugal entwickelten Journalismus gab, der — nicht aus eigener Schuld! — nimmermehr das verrichten konnte, was dem national-zentripetalen Journalismus französischer und englischer Zunge für den eigenen und fremden Bezirk zu vollbringen vergönnt gewesen ist, oft mit kitschiger und ungeistiger Technik. Aber sehr zum ausländischen Vorteil, wie nach Erfahrungen dieser Monate auch deutsche Herren einsahen, die sich bisher mit dem Dasein und dem Einfluß der Tagespresse noch nicht einmal abgefunden haben, geschweige denn ... Auf den Tüchtigen unter den Journalisten lag immer etwas von Resignation. Es blühten die minder wertvollen Schichten. (Ein Parallelvorgang für die Beziehung: Dichter und Unterhaltungsschriftsteller!) Weil die Gemeinschaft fehlte, flüchtete sich ein großer Teil der Fähigen in Zeitschriften, in die enge Gemeinde. Das Beste war schließlich nicht selten in der isolierten und subjektiven Form bekenntnishafter Betrachtung zu lesen. Laut Balzac war Frankreich vor nicht ganz hundert Jahren schon zu Lucien von Rubemprés Zeiten etwas weiter. Hier ist einzuholen. Fühlungen müssen hergestellt werden. Dieses eine unter den vielen Zeichen für die Mißachtung des Geistigen und die Unterschätzung der erkennenden Einstellung muß verschwinden, gleichzeitig mit der zähen Überlieferung von der grundsätzlichen Nichtswürdigkeit aller journalistischen Institutionen. — Durch scharfsinnige Feststellungen ist nichts zu erreichen. Nur das gesteigerte gegenseitige Verantwortlichkeitsgefühl kann wirken. In die erneute nationale Seele muß einwachsen, was zu tun ist. Aber dies will sich ja vorbereiten. Gottlob!

Hermann Kesser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.





